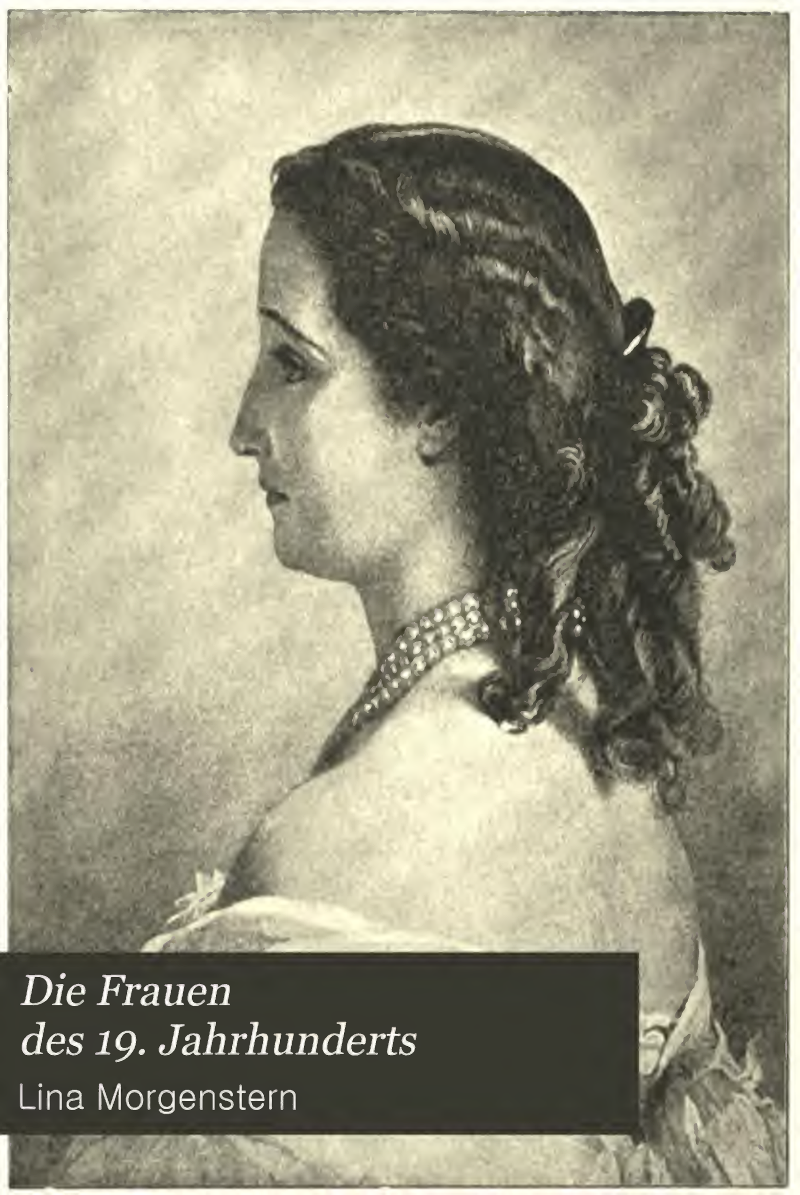
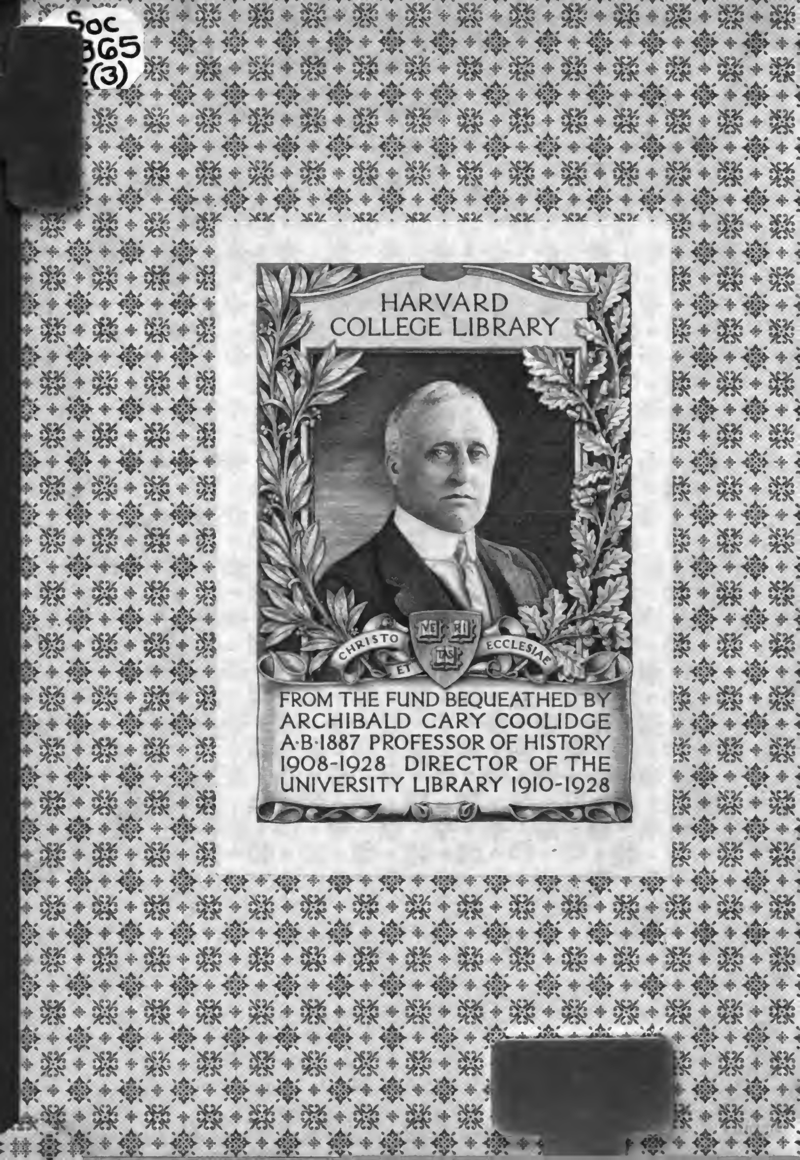
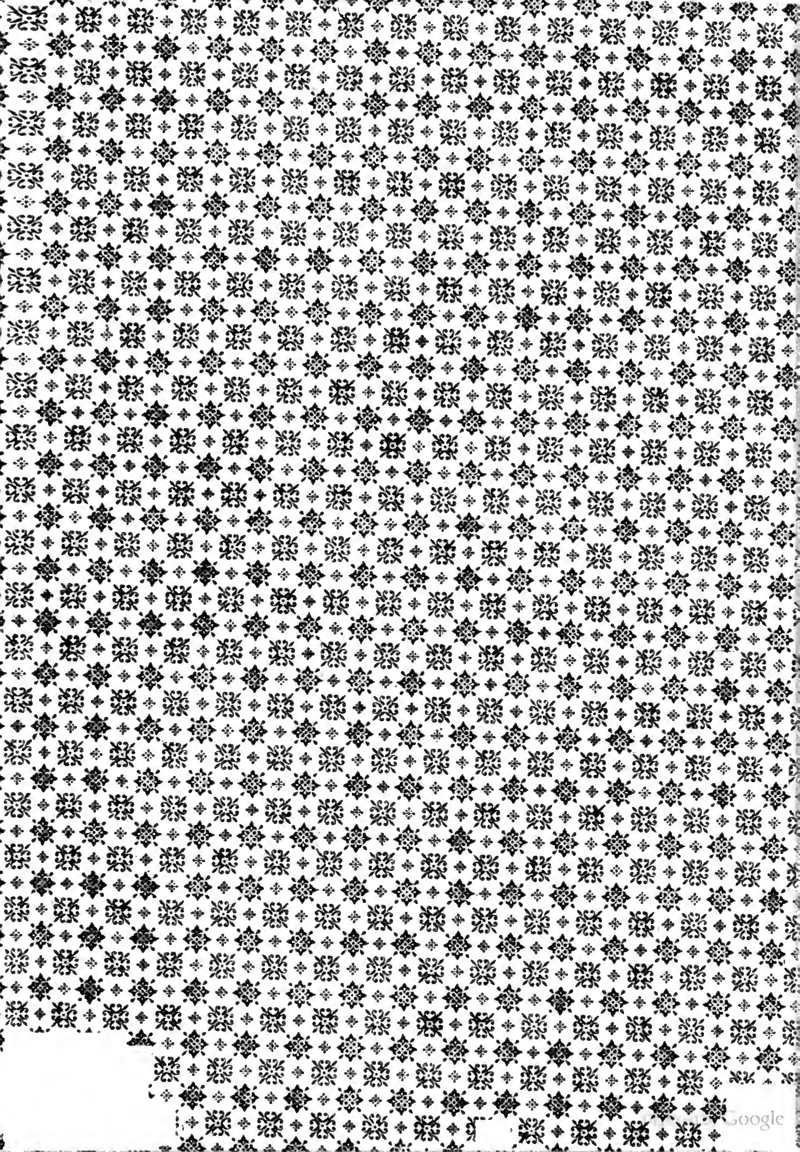

Die Frauen
des 19. Jahrhunderts
Lina Morgenstern



HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928



Die
Frauen des 19. Jahrhunderts.



Biographische u. culturhistorische Zeit- u. Charactergemälde.

Von

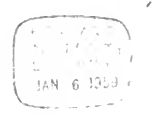
Lina Morgenstern.

Mit Illustrationen

Dritte Folge.



Berlin 1891.
Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung.


JAN 6 1959

Vorwort zum 3. Band.

Mit der dritten Folge hoffte ich mein Werk zum Abschluß zu bringen, nämlich in seinem Rahmen all die Frauen zusammen zu fassen, deren Leben und Wirken die Bestrebungen des weiblichen Geschlechtes in unserem Jahrhundert wiederspiegeln, seine geistige Entwicklung und Leistungsfähigkeit zeigen und den Einfluß bekunden, den diese Bestrebungen auf das Allwohl haben.

Es liegt in der Natur meiner Aufgabe, daß diese zu erfüllen immer schwieriger wurde, denn da die geistige Bewegung der Frauen eine erfreulich fortschreitende ist, und ich mich im Allgemeinen an eine chronologische Reihenfolge der Geburtsjahre hielt, so konnte ich aus dem nicht zu erschöpfenden Stoff nur Einzelne hervorgreifen. Es blieben gerade viel Vertreterinnen reformatorischer Ideen und Leiterinnen philanthropischer Unternehmungen zurück, die jetzt in der Vollkraft ihres Schaffens stehen!

Von der Teilnahme, die mein Werk finden wird, dem ich unendlich viel opferte, hängt es ab, ob es mir vergönnt sein wird, in einer vierten Folge die Kultur- und Zeitgeschichte der Frauen unsres Jahrhunderts zu Ende zu führen. Es wäre zu bedauern, könnte es nicht geschehen, denn gar lehrreiche und interessante Lebensbilder sind hier anzureihen, wie Octavia Hill, Miß Robinson, Lucy Stone, Julie Ward-Howe, Clemence Royer, Emilie de Morsier, Anna Dickinson, Fr. Anderssen Mejerhelm, Madelaine Brès, Dr. Chaplin-Ayrton, Mary Livermoore, Miß Meredith, Miß Macpherson, Laura Mantegazza, Mary Mitchell, Helene Schjörring, Carla Wenkebach, Helene Lange, Marie Loeper-Housselle, Bertha Meyer, Marie v. Egger-Schnitzhausen, (Lacroma) Marie v. Majmajer, Mathilde Serao, Anna Tomeier, Frances Gage, Amélie Sohr, J. Kettler, M. Cauer u. a. m.

Die Frauenbewegung ist keine Frage mehr, die aus den Interessen einzelner Kreise hervorgeht, um Vorteile für diese oder jene Kategorie zu erstreben, sie beschäftigt alle denkenden Männer und Frauen, als eine der wichtigsten sozialen in der Forderung: dem weiblichen Geschlecht gleiche Gelegenheit zur Entfaltung und Verwertung der Kräfte und Fähigkeiten zu geben.

Der Einfluß der Frauen auf die Gesittung und Erziehung der menschlichen Gesellschaft wird sich erst dann voll und ganz geltend machen, wenn sie unter keinen Ausnahmegesetzen leiden, welche ihre Ausbildung hindern und sie der männlichen Gewalt unterordnen. Ungesunde, unwirtschaftliche und unsittliche Verhältnisse werden dadurch hervorgerufen, wenn Ausnahmegesetze die eine Hälfte

der Menschheit zwingen zu verkommen und auf verderbliche Bahnen gelenkt zu werden.

An all den Vorbildern, die ich in meinem Werke zeigte, ist zu beweisen, daß durch die Beteiligung an gewerblichen oder wissenschaftlichen Arbeiten die edle Weiblichkeit nicht leidet, und der Sinn für Häuslichkeit und Familienleben nicht verloren geht; vielmehr gewinnt das letztere durch die Schulung der Frau in der gemeinsamen Arbeit. Ihre durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende genährte Engherzigkeit, ihre Unselbständigkeit, ihre kleinlichen Anschauungen vom Leben und der Gesellschaft werden zu Gunsten der Erziehung der Kinder aufhören, wenn sie sich ihrer Pflicht als Staatsbürgerin und Pflegerin, wie Erzieherin der Menschheit voll bewußt wird und ihr auch die Rechte einer solchen zuerkannt werden. Niemand wird mehr den segenvollen Einfluß der öffentlich wirkenden Frau leugnen wollen, den sie als Leiterin und Mitarbeiterin großer Vereine, gemeinnütziger und wohlthätiger Anstalten hat, und die Verdienste, die Frauen sich um Waisen- und Armenpflege, um Rettungswesen, Reform der Gefängnisse, Gesundheits- und Krankenpflege, Volksernährung und Volkserziehung erwarben, zeigen sich in ihren erfolgreichen Werken.

Gerade das Jahr 1891 ist für die deutsche Frauenbewegung ein Jubiläumsjahr, da die meisten Vereinigungen 1865 und 1866 ihren Ausgangspunkt fanden.

Damals waren die Pioniere noch ein kleines Häuflein, die man als Trägerinnen der „Emanzipation" zum Gegenstand von Spott und Hohn machte; — unsre ärgsten Widersacher — waren die gleichgültigen Frauen! Aber mit einem Schlage änderten sich die Anschauungen, als deutsche Fürstinnen sich an die Spitze der Organisation von Frauenvereinen stellten — und ganze Armeen weiblicher Hilfskräfte in den Dienst des Vaterlandes und der werkthätigen Menschenliebe riefen.

In dem Leben der Fürstinnen, die ich in meinem Werke schilderte, liegt die Geschichte unsrer Zeit, unsres Jahrhunderts, — darum durfte auch eine Kaiserin Eugenie nicht fehlen, deren schwer gebüßte Schuld, deren verderblicher Einfluß auf die französische Nation und ihren Gatten gerade auf den Eigenschaften beruhte, zu denen die bisherige Erziehung das weibliche Geschlecht anregte, zu Eitelkeit, Gefallsucht, Prunkliebe und Leichtlebigkeit. — Ihre wechselvollen Schicksale, ihr furchtbares Unglück lassen uns diese Frau milder beurteilen und geben zugleich den schärfsten Gegensatz zu den herrlichen Vorbildern einer Kaiserin Augusta, einer Großherzogin Luise von Baden, einer Kaiserin Friedrich. —

Somit bringe ich mein Werk der Mit- und Nachwelt dar, — als einen Beitrag, den Charakter, die Fähigkeit und die Thatkraft der Frauen an hunderten von Beispielen zu prüfen, — die ermunternd und anregend fortwirken. Möge meine Arbeit dazu dienen, daß die Welt dem weiblichen Geschlechte gerecht werde.

Den 6. März 1891.

Lina Morgenstern.

Alphabetisches Namensverzeichnis

zu den drei Bänden Frauen des 19. Jahrhunderts

von

Lina Morgenstern.



Victoria I.

Königin von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien.

Geb. 24. Mai 1819.

Deutsches und englisches Blut fließt in den Adern der Königin, welche Deutschland zwei ihrer edlen Töchter zu Fürstinnen gegeben hat.

Das Haus Coburg war durch Heiraten mehrfach mit der englischen Königsfamilie verbunden. Im Jahre 1816 vermählte sich Prinz Leopold, der jüngste Bruder des Herzogs Ernst von Coburg-Saalfeld mit Charlotte, der mutmaßlichen Erbin des Englischen Thrones, die jedoch 1817 in Folge der Entbindung starb. Kurze Zeit darauf heiratete der 51 jährige Herzog von Kent die verwittwete Prinzessin von Leiningen, Victoria Marie Luise, die jüngste Schwester des Herzogs Ernst von Coburg, welche aus erster Ehe zwei Kinder mitbrachte: Karl Emanuel, Prinz von Leiningen, und Anna Feodora, spätere Fürstin von Hohenlohe-Langenburg.

Am 24. Mai 1819 schenkte die Herzogin von Kent ihrem Gemahl eine Tochter, Victoria.

Die Ansprüche, welche dies Kindlein hatte, dereinst Englands Königin zu werden, wurden dadurch abgeschwächt, daß der Herzog von Clarence auch zwei Töchter hatte, die jedoch im zarten Alter starben. Jedenfalls war es ein weiser Entschluß der Eltern, die kleine Victoria in Unwissenheit der glänzenden, wenn auch damals noch zweifelhaften Zukunft zu lassen. Erst nachdem sie das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erfuhr sie, daß sie das nächste Anrecht auf den Thron habe.

Baronin Lehzen, die Erzieherin der Prinzessin, erzählt der späteren Königin in einem Briefe vom 2. Dezember 1867, auf welche Weise sie dies erfuhr.

Die Gouvernante hatte die Stammtafel in das Geschichtsbuch gelegt; als

Prinzessin Victoria dieselbe bemerkte, sagte sie: „Das habe ich noch nie gesehen!" „Man hatte dies auch nicht notwendig gehalten!" meinte Baronin Lehzen. „Ich sehe, ich stehe dem Throne näher, als ich glaubte," sagte die kleine Prinzessin, und sie fügte nach einigem Sinnen hinzu: „Manches Kind an meiner Stelle würde stolz sein, aber sie kennen die Schwierigkeiten nicht, es ist ein glänzendes Loos, aber eine große Verantwortlichkeit." Später sagte sie zu der Erzieherin: „Ich will gut sein. Jetzt verstehe ich, warum Sie mich so sehr zum Lernen, selbst des Lateinischen, angehalten haben. Meine Cousinen Auguste und Mary haben das nicht gelernt, aber Sie sagten mir, Latein sei die Basis der englischen Grammatik und aller eleganten Ausdrucksweisen, und da Sie es wünschten, lernte ich es!"

Durch den frühzeitigen Tod des Herzogs von Kent, am 23. Januar 1820, acht Monate nach der Geburt Victoria's, fiel die Sorge für sie und deren Mutter dem Prinzen Leopold, als dem Schwager des Herzogs, zu. Der tiefe Schmerz über den Tod seiner Kinder hatte ihn so niedergebeugt, daß er bis dahin es nicht über sich vermochte, der kleinen Victoria ins Antlitz zu schauen, aber von dem Augenblick, wo er Vaterpflichten als Vormund bei ihr übernahm, interessierte er sich für das allerliebste Geschöpf, und er sowohl, als seine Mutter, die Herzogin von Coburg, sprachen den Wunsch aus, dereinst Prinz Albert, den Sohn des Herzogs Ernst von Coburg, mit Victoria vermählt zu sehen. Dieser Wunsch steigerte sich noch, als Leopold den Thron Belgiens bestieg und er keinen Prinzen so geeignet fand, sein Mündel zu erwerben, als den sich immer schöner, liebenswürdiger und geistvoll entwickelnden Prinzen Albert.

Im Jahre 1836 bestand über das Recht der Prinzessin Victoria auf die Thronfolge kein Zweifel mehr. Sogleich meldeten sich mehrere Bewerber um ihre Hand. Nun glaubte König Leopold die Zeit gekommen, um Prinz Albert der Prinzessin Victoria zuzuführen. Auf den Rat seines Leibarztes, Dr. Stockmar, sollten beide jungen Leute nichts von den Absichten der Familie erfahren, ihre gegenseitige Neigung sollte erst für die Bewerbung bestimmend sein. Eine Einladung der Herzogin von Kent an den Herzog von Coburg und seinen Sohn, hatte deren Besuch in Kensington Palace zur Folge und veranlaßte die persönliche Bekanntschaft. Vier Wochen weilten sie im Mai 1836 als Gäste in Kensington, und der schöne Jüngling, der für sein Alter bedeutende Züge trug und ziemlich entwickelt war, machte auf die Prinzessin einen tiefen Eindruck, den sie in ihren Briefen an König Leopold durchblicken ließ. Dieser offenbarte ihr nun das Einverständnis der Familie mit einer solchen Verbindung. Victoria schrieb darauf: „Nun habe ich Dich zu bitten, lieber Onkel, über die Gesundheit dessen, der mir jetzt so teuer ist, zu wachen und ihn unter Deinen speziellen Schutz zu nehmen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Alles in dieser für mich so wichtigen Angelegenheit sich glücklich und gut gestalten wird."

Der Prinz wurde über den Plan noch im Dunkeln gelassen, doch wurde seine Erziehung im Hinblick auf die Möglichkeit seiner Berufung als Gemahl

der zukünftigen Königin alsbald ins Werk gesetzt. Prinz Albert und sein älterer Bruder Ernst wurden über Paris nach Brüssel geschickt, wo sie der Obhut des Baron Weckmann, eines ehemaligen Offiziers der deutsch-englischen Legion, anvertraut wurden, und Studien in anderen Sprachen, in Geschichte, sowie höherer Mathematik oblagen und die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsberechnung auf soziale und natürliche Phänomen kennen lernten. Von Brüssel gingen die jungen Prinzen im April 1837 nach Bonn, wo sie mit Ausnahme der Ferien achtzehn Monate studierten.

Indes hatte sich im Leben Victoria's Entscheidendes zugetragen. Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. von England und die erst 18jährige Prinzessin wurde auf den Thron berufen. Damals herrschte viel Parteihader und Feindseligkeit, welche die verantwortliche Stellung der jungen Königin noch schwieriger machten. Allein sie war nicht allein durch eine sorgfältige Erziehung den Gefahren gegenüber gerüstet, sondern genoß Rat, Schutz und Beistand durch ihren Oheim, König Leopold. Dieser hatte ihr einen weisen Mann zur Seite gegeben, indem er Baron Dr von Stockmar bewogen hatte, in Veranlassung der Mündigkeitserklärung Victorias nach England zu gehen und ihr die Größe der zu übernehmenden Pflichten als Königin zum Bewußtsein zu bringen. Er war ein Mann, in dessen Urteil, Umsicht und Reinheit der Beweggründe man zuversichtliches Vertrauen setzen durfte, auch hatte er gründliche Kenntnisse des englischen Volkes und der englischen Verfassung.

Nach Victoria's Thronbesteigung erhielt sie von Prinz Albert ein Schreiben vom 26. Juni 1837, in dem es hieß: „Du bist jetzt Königin des mächtigsten Landes von Europa; in Deiner Hand liegt das Glück von Millionen. Möge der Himmel Dir beistehen und Dich stärken mit seiner Kraft bei dieser hohen, aber schwierigen Aufgabe! Ich hoffe, Deine Regierung wird lang, glücklich und glorreich sein und Deine Bemühungen durch die Dankbarkeit und Liebe Deiner Untertanen belohnt werden!"

Die Thronbesteigung Victoria's ließ die Gerüchte einer beabsichtigten Verheiratung mit Prinz Albert von Neuem aufleben.

Als nun die Königin selbst sich darüber zu äußern veranlaßt wurde, schrieb sie am 4. Januar 1838 an König Leopold: Sie und der Prinz seien Beide noch zu jung, und da er noch nicht mündig sei, würde die Vermählung mit ihm ihrem Lande verfrüht erscheinen. Auch sei er der englischen Sprache noch nicht vollkommen mächtig, es sei aber wichtig, um ihm in England die richtige Stellung zu geben, daß diesem Mangel vorher abgeholfen werde, auch müsse er noch mehr Erfahrung sammeln, sich an schärferes Beobachten gewöhnen und größeres Selbstvertrauen gewinnen, als er sich anzueignen bisher gehabt haben könne.

Im Oktober 1838 wurde Prinz Albert nach Italien geschickt, zum ersten Mal getrennt von seinem Bruder Ernst, der in die Armee eintrat. Baron Stockmar begleitete den Prinzen. Begeistert von den Kunstwerken, die sich seinem entzückten Auge darboten, sah Prinz Albert Florenz, Rom, Neapel, Livorno, Genua und

Mailand. Hier verabschiedete sich Stockmar, zu welchem der Prinz nicht allein ein volles Vertrauen gewonnen und dessen Einfluß auf seine Zukunft von unendlichem Werte wurde, sondern mit welchem er von da ab ein inniges Freundschaftsbündnis schloß, seinen Rat in allen wichtigen Lebenslagen erbittend. Prinz Albert's Vater, Herzog Ernst, holte den Sohn in die Heimat zurück.

Gleich nach seiner Rückkehr, nachdem sein Bruder Ernst am 21. Juni 1839 mündig erklärt worden, wurde auch Prinz Albert als volljährig erkannt.

Indes ließ es der Lauf der politischen Verhältnisse in England wünschenswert erscheinen, die Verheiratung der Königin zu beschleunigen, da sich allerlei Intriguen dynastischer und Familieninteressen geltend machten. Auch der Kampf der politischen Parteien, der immer heftiger entbrannte, bereitete der jungen Königin die unerquicklichsten Erregungen.

Da kamen Prinz Albert und sein Bruder am 10. Oktober 1839 nach Windsor. Die Königin äußerte ihr Entzücken über die beiden Vettern in einem Briefe an König Leopold: „Albert's Schönheit ist höchst auffallend und er ist ebenso liebenswürdig und ungeziert, kurz wahrhaft bezaubernd. Die jungen Herren sind beide sehr liebenswürdige, angenehme Gesellschafter und ich bin sehr glücklich, sie hier zu haben!"

Bereits vier Tage nach der Ankunft, am 14. Oktober, verlobten sich Victoria und Albert und die Königin teilte dies ihrem Minister, Lord Melbourne, mit.

Niemand war glücklicher über diese schnelle, sehnlichst herbeigewünschte Wendung als König Leopold, der seiner Befriedigung warmen Ausdruck gab.

Charakteristisch ist der Brief der jungen Königin an Baron Stockmar, dem sie kurz zuvor bestimmt den Entschluß ausgesprochen, noch Jahre bis zu ihrer Verlobung vergehen lassen zu wollen.

Windsor Castle, 15. Oktober 1839.

„Ich fühle mich Ihnen gegenüber so schuldig, daß ich nicht weiß, wie ich meinen Brief beginnen soll, aber ich denke, die Nachricht, die er Ihnen bringt, wird genügen, um Ihre Verzeihung zu sichern. Albert hat mein Herz vollständig gewonnen, und Alles ist zwischen uns heut in's Reine gekommen! Ich weiß gewiß, daß er mich sehr glücklich machen wird. Ich wollte, ich könnte ebenso gut sagen, daß ich ihn glücklich machen werde. Onkel muß Ihnen alle Einzelheiten erzählen, Albert ist Ihnen sehr zugethan!"

Welche Natürlichkeit, Offenheit und Bescheidenheit spiegeln sich in diesen Zeilen.

Am 14. November reisten die Prinzen nach Deutschland zurück und zwar nach Wiesbaden, wo König Leopold und Stockmar sie erwarteten.

Die Herzogin von Kent hatte Prinz Albert vom ersten Augenblick in ihr Herz geschlossen. Das herzliche Verhältnis, das zwischen ihr und dem Schwiegersohn herrschte, beleuchtet folgender Brief des Prinzen Albert an sie vom 21. November 1839:

„Gnädigste Tante, habe tausend Dank für Deine beiden lieben Briefe, die ich hier erhielt. Ich ersehe daraus, daß Du wirklich Teilnahme für Deinen Neffen

und künftigen Schwiegersohn hast, was mich sehr freut. Alles, was Du mir schreibst, finde ich sehr wahr und einem Herzen entquollen, was für das Beste einer Sache schlägt. Ich bedaure mit Dir, daß ich nicht noch einige Monate Zeit habe, mich auf meine neue Position, die mir in Vielem neu ist, vorzubereiten. Doch ich will auch die jetzige Zeit nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, wenn man mir anders in Coburg nur einen Augenblick Zeit gönnte. Daß Du mir schreibst, mein armes Bräutchen säße still und betrübt allein in ihrem Zimmer, hat mich sehr gerührt. Ach, könnte ich rasch zu ihr eilen, um sie aufzuheitern. Du wünschest etwas von mir zu haben, was ich getragen habe. Ich schicke Dir den Ring, den Du mir in Kensington 1836 an Victoria's Geburtstag gabst. Ich habe ihn seitdem nicht vom Finger genommen. Auch seine Form bezeugt, daß er bei manchem männlichen Händedruck in's Gedränge gekommen ist. Es ist zwar Dein Name darauf, doch ist es ja auch der Victoria's, und ich bitte Dich ihn zu ihrem und meinem Andenken zu tragen. Unser Aufenthalt in W. wird nur kurz dauern. Übermorgen hoffen wir der Heimat zuzueilen. Wir haben uns in Bonn einige Stunden aufgehalten, unser altes kleines Häuschen besucht und dann ein Dejeuner unseren alten Lehrern gegeben, die uns mit großer Herzlichkeit empfingen. Nun lebe wohl, gnädigste Tante, und erhalte Deine Liebe Deinem treuen Neffen Albert."

Rührend ist es, wie schmerzlich den deutschen Verwandten, besonders dem Bruder und der Großmutter, die Trennung von Prinz Albert wurde.

Aus dem Briefe des Ersteren ergiebt sich nicht allein das zärtlich brüderliche Verhältnis, sondern die Verehrung, die der ältere vor dem jüngeren Bruder empfand.

Er schreibt am 19. November 1839 an die königliche Braut seines Bruders:

„O wüßtest Du nur, welche Stelle Du und Albert in meinem Herzen einnehmen. Albert ist mein zweites Ich, mein Herz ist Eins mit seinem. Ganz abgesehen davon, daß er mein Bruder ist, liebe und schätze ich ihn mehr wie irgend Jemand auf der Welt. Du wirst vielleicht lächeln, daß ich von ihm in so glühenden Ausdrücken spreche, aber es geschieht, damit Du um so mehr fühlst, was Du an ihm gewonnen hast.

„Bis jetzt bist Du am meisten von seiner jugendlich unschuldigen Art eingenommen, von seiner ruhigen Haltung, seinem klaren, offenen Wesen. So erscheint er bei der ersten Bekanntschaft. Man liest in seinem Gesicht weniger Menschenkenntniß und Erfahrung. Und warum? Weil er rein ist vor der Welt und seinem Gewissen. Nicht, als wüßte er nicht, was Sünde sei, was die Versuchungen dieser Welt, was menschliche Schwachheit. Nein, sondern weil er wußte und weiß, daß er gestützt auf die unvergleichliche Überlegenheit und Festigkeit seines Charakters dagegen anzukämpfen hat.

„Von frühster Jugend sind wir in schwierigen Verhältnissen gewesen und waren uns derselben vollkommen bewußt; auch sind wir in einem höheren Maße, als wohl die meisten Leute, gewöhnt, Menschen in den entgegengesetztesten Lagen zu sehen, welche das Leben bieten kann. Was zaudern heißt, hat Albert nie

gekannt. Von seinem eignen klaren Sinn geleitet, ging er stets ruhig und klar die rechte Bahn. In den größten Schwierigkeiten, die Dir in Deinem ereignisreichen Leben begegnen mögen, kannst Du auf ihn das feste Vertrauen setzen. Und dann erst wirst Du fühlen, welchen Schatz Du an ihm hast.

Zudem hat er alle anderen Eigenschaften, die sich für einen guten Ehemann gebühren: Dein Leben muß glücklich werden, das kann nicht fehlen.

Ich werde mich sehr freuen, wenn die Aufregung der ersten Tage vorüber und Alles wieder ruhig ist, und wenn Papa England verlassen haben wird, um aus der Ferne ein gelassener Zuschauer Eures neuen Lebens zu sein. Aber wie schwer werde ich dann empfinden, was ich verlor. Die Zeit wird hoffentlich auch mir zu Hülfe kommen. Jetzt fühle ich mich sehr einsam. Ernst."

Die letzten Tage, da der Prinz Albert in Deutschland weilte, zeigten ihm, wie er geliebt war. Die Bürgerschaften von Coburg und Gotha brachten ihm Huldigungen, die Studenten Fackelzüge dar.

Königin Victoria schickte ihrem Verlobten General Gray bis Gotha entgegen, um ihm den Hosenbandorden zu überreichen. Der Abschied von der Heimat war tief ergreifend. Besonders trennte sich die Großmutter schwer von dem geliebten Enkel, halb ohnmächtig mußte sie vom Fenster getragen werden, von wo sie ihn in den Wagen steigen sah.

Während der Prinz sich so schweren Herzens vom Vaterlande losriß, hatte die Königin Victoria auch eine für eine so junge Fürstin schwierige Zeit als Vorbereitung für die Ehe durchzumachen.

Sie selbst mußte am 18. Januar 1840 bei der Eröffnung des Parlaments ihre bevorstehende Hochzeit verkünden.

Eine begeisterte Menge hatte sich in den Straßen von Buckingham-Palace bis nach Westminster aufgestellt, und die glänzende Versammlung, welche das Haus der Lords bis in den äußersten Winkel füllte, äußerte eine ebenso tiefe, wie ungewöhnliche Bewegung, als die junge Königin mit fester, klarer Stimme die Absicht verkündigte, die Verbindung zu schließen, auf welcher das Glück ihres künftigen Lebens beruhen werde. Die Ankündigung wurde mit den wärmsten Sympathien aufgenommen.

Nicht ohne Trübung war in der ersten Zeit die Stellung des Prinzen Albert als Gemahl der Königin, da der Kampf der Parteien auch seine Person hineinzuziehen bemüht war, außerdem das Gesetz ihm keinen Titel gab, der ihn zu irgend einem Vorrang berechtigte, so daß dadurch viele Ungelegenheiten entstanden. Die Königin schreibt selbst in ihren Denkwürdigkeiten: „In der ersten Zeit nach meiner Verheiratung hatten wir in dieser Beziehung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, es zeigte sich viel Unliebenswürdigkeit; verschiedene Mitglieder der königlichen Familie räumten mir mit mauvais grace den Vorrang ein, der König von Hannover weigerte sich entschieden, es zu thun." Wenn die Königin auf Reisen war, gab die Stellung des Prinzen immer zu Verdrießlichkeiten Anlaß. Die ihm gewährte Stellung hatte die Königin immer von den Souveränen, die sie besuchte.

als eine ihr von denselben erwiesene Artigkeit anzusehen. . . . Und das nur, weil das englische Gesetz ihn ignorierte. Das beeinträchtigte die Würde der Krone von England.

Aber die hingebende Liebe und Verehrung der Königin, welche nicht anders von ihrem Ehegatten sprach und dachte, als: „Es kann auf der Welt kein teueres, reineres, edleres Wesen geben, als Prinz Albert“ (wie sie an Baron Dr. von Stockmar schrieb), kräftigten ihn in glücklichen und trüben Tagen und ließen ihn alle Schwierigkeiten überwinden.

Und dieser waren nicht wenige. Inmitten all der rauschenden Festlichkeiten, welche der Hochzeit folgten, und durch welche der Prinz in das öffentliche Leben des Hofes eingeführt war, gab es eine Menge politischer Fragen von größter Wichtigkeit, welche die Aufmerksamkeit des Prinzen stark in Anspruch nahmen und von ihm ernst studiert werden mußten. Es war eine Zeit der Aufregungen im Innern des Landes und auch die Beziehungen nach außen waren schwierig und verwickelt.

Da war es für die Königin und ihren Gemahl von der größten Wichtigkeit und Tragweite, daß ihnen der Rat eines so klugen Mannes in größter Offenheit jeder Zeit gegeben wurde. Baron Stockmar gab dem jungen Fürsten Kenntnis von Menschen und Verhältnissen, von englischer Gewohnheit und Empfindungsweise, von den herrschenden politischen, socialen und religiösen Fragen und den Männern, die sie besprachen. — Die Königin sah in dem Prinz-Gemahl „ihren Engel, der sie nur glücklich und zufrieden machen wollte!“ wie sie in ihr Tagebuch schrieb.

Trotz all diesen, dem neuen Stande gewissenhaft gewidmeten Pflichten gab es in den ersten Jahren der Ehe immer noch Stunden, wo der Prinz die geliebten Künste, Malerei und Musik, übte. Er componierte melodiereich und kunstverständig und die schönsten Stunden für die Königin waren es, wenn sie mit dem geliebten Gemahl spielen und singen oder die Kunst des Zeichnens und Radierens üben konnte. Des Prinzen Lieblingsinstrument war die Orgel. In sie ergoß er die ganze Tiefe seiner Empfindung, die kräftige Hand, die er besaß, seine Meisterschaft, ließen alle seine Gefühle zum Ausdruck kommen.

Sobald des Prinzen Liebe zur Kunst bekannt wurde, traten Anforderungen an ihn heran, auch Anteil an den öffentlichen Kunstbestrebungen zu nehmen. Mit großer Bereitwilligkeit kam er diesen Wünschen nach und vergaß neben der Musik auch die Schwesterkünste Malerei und Sculptur nicht, indem er durch eigenen Anteil Liebe und Verständnis für sie zu verbreiten und alle dahingehenden Bestrebungen zu fördern suchte. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, auch für die Humanitätsfrage Jederzeit thatkräftig einzutreten. Während er, als hierzu erwählter Direktor der Ancient-Concerts, das erste derselben persönlich leitete, führte er andrerseits selbst den Vorsitz bei einer öffentlichen Versammlung „zur Abschaffung des Sklavenhandels“. Trotz dieser die größten Sympathien erweckenden Vorzüge und obgleich England bereits anfing einzusehen, welch einen Schatz es an seiner jungen Königin und deren Gemahl hatte, blieben auch diese herrlichen Menschen nicht verschont, die Zielscheibe eines wahnwitzigen Attentates zu werden. Bei einer

Ausfahrt des Fürstlichen Paares schoß ein junger Fanatiker, Namens Oxfort, auf die Königin, und später wurden noch mehrmals Versuche ihrer Ermordung gemacht.

Die Entrüstung der Nation über die beabsichtigte Frevelthat äußerte sich in den teilnahmsvollsten Kundgebungen für die bedrohte Königin.

Sehr wohl fühlte sich das hohe Ehepaar in Windsor-Castle, wohin es sich nach Schluß des Parlaments begeben hatte, und wo der Prinz den 26. August seinen Geburtstag zum ersten Mal in England als Prinz-Gemahl feierte. „Ich fühle mich in dieser frischen Luft wie im Paradiese!" schrieb er von dort. Auch die Königin war glücklich, mit ihrem geliebten Albert eine Zeit lang ein ländliches Stillleben zu führen. Doch auch dieses benutzte der Prinz zu Studien der Gesetze und der Verfassung Englands. Am 11. September wurde er zum Mitglied des geheimen Rates ernannt.

Die Versuche hörten inzwischen nicht auf, das natürliche Verhältnis zwischen Mann und Frau stören zu wollen und eine Scheidung der Interessen und Pflichten zwischen dem Prinzen und der Königin herbeizuführen, doch die Liebe und das Vertrauen der letzteren machte alle solche Anschläge zu nichte und Prinz Albert wußte durch Selbstbeherrschung und Takt seine Autorität sich zu wahren.

Im November kam auf die dringende Bitte des Prinzen Baron von Stockmar als Arzt nach London, um der Entbindung der Königin beizuwohnen. Dieser bat dringend, bei Wahl einer Amme die größte Vorsicht walten zu lassen. „Denn," so schrieb er, „die Erziehung des Menschen fängt am ersten Tage seines Lebens an, und eine glückliche Wahl der Amme halte ich für das schönste und größte Geschenk, welches wir dem Ankommenden machen können!"

Am 13. November kehrte der Hof nach Buckingham-Palace zurück, wo am 21. November die Prinzeß Royal geboren ward.

„Nur einen Augenblick," sagte die Königin, „war der Prinz verstimmt, daß es eine Tochter, kein Sohn war!"

Alles war gut gegangen, dennoch war Dr. Stockmar besorgt und schrieb im Laufe des Tages an den Prinzen folgendes Billet:

„Mein teurer, lieber Prinz! Nochmals danke ich Gott für den uns verliehenen Schutz, bitte um dessen Fortdauer und wünsche Ihnen nochmals aus dem Grunde meines Herzens Glück, daß Sie Vater geworden. Übrigens erlaube ich mir Ihnen zuzurufen, daß Schlaf, Stille, Ruhe und Entfernung von vielen Menschen jetzt für die Königin die Hauptsache sind, Sie können nicht zu sehr hierüber wachen. Seien Sie daher wie Cerberus selbst. Auch Sie dürfen nicht zu sehr jetzt um die Königin sein, weil schon Ihre Nähe, Ihre Gespräche zu aufregend für sie sein würden. Wenn die Königin auch anscheinend noch so wohl ist, so darf uns dies nicht in sorgenlosen Schlummer wiegen; denn jede Störung, besonders aber Aufregung, zu vieles Sprechen 2c. können Fieber und gefährliche Folgen hervorbringen. Also nochmals die größte Vorsicht!

Ewig mit Verehrung und Neigung
für Königliche Hoheit
treuer Stockmar."

Während die Königin das Zimmer hütete, widmete ihr Prinz Albert die größte Sorgfalt und Hingebung. Er ging nicht in's Theater, speiste mit Niemand als der Herzogin von Kent, bis die Königin wieder zur Tafel kommen konnte. Er saß bei ihr im dunklen Zimmer, las ihr vor, schrieb für sie. Er trug sie aus dem Bett auf's Sopha und legte selbst Hand an, als sie in ein Nebenzimmer gerollt werden durfte. Königin Victoria erzählte in ihrem Tagebuch: „Er pflegte mich wie eine Mutter, liebevoller und verständiger hätte keine Wärterin sein können."

Des Prinz-Gemahls Sorgfalt wurde belohnt, Victoria erholte sich bald und der Hof vermochte vier Wochen später nach Windsor Castle zu übersiedeln, wo das Lieblingsfest des Prinzen, Weihnachten, nach der freundlichen Sitte seiner Heimat gefeiert wurde. Das junge Leben des Töchterchens erhöhte das Glück der Häuslichkeit.

Am 23. Januar 1841 kehrte der Hof nach dem Buckingham-Palace zurück, da die Königin den Zusammentritt des Parlaments in Person eröffnen wollte.

Wie ungern sie in das Gedränge der Hauptstadt zurückkehrte, sagt eine Stelle ihres Tagebuchs: „Ich sagte Albert, wie ich früher nur zu glücklich war, wenn ich nach London ging, und unglücklich, wenn ich es verlassen mußte und wie ich seit der gesegneten Stunde meiner Verheiratung und noch mehr seit vorigem Sommer unglücklich bin, wenn ich vom Lande in die Stadt zurückkehren muß. Ich wäre zufrieden und glücklich, immer auf dem Lande leben zu dürfen." —

Am 10. Februar, dem Hochzeitstag der Königin, wurde ihr Töchterlein, die Prinzeß Royal, auf die Namen Victoria, Adelaide, Mary, Louisa im Buckingham-Palace getauft.*)

Zwei Tage später hätte der Prinz-Gemahl bald sein Leben eingebüßt, da er auf dem Eise beim Schlittschuhlauf einbrach, als er seine Gemahlin am Ufer erblickend, zu ihr eilen wollte. Sie war es aber auch, die ihn durch ihre Geistesgegenwart rettete.

In den politischen Kämpfen jener Zeit, welche im Parlament recht heftig geführt wurden, zeigte es sich, welch weisen Berater die Königin an ihrem Gemahl hatte. Sie schrieb darüber an König Leopold: „Ich kann Dir gar nicht sagen, welch ein Trost und welch eine Stütze mein geliebter Albert mir ist, wie gut, freundlich und passend er sich benimmt. Ich kann es mir nicht versagen, hier zu copieren, was mir Lord Melbourne, (der abgehende Ministerpräsident,) am Abend unsres Abschiedes über ihn schrieb: — — — — — — — „Ich habe die höchste Achtung vor dem Urteil, dem Charakter und dem Takt S. kgl. Hoheit gewonnen, und der Gedanke, daß ich Ew. Majestät in einem Momente verlasse, wo Ew. Majestät sich des unschätzbaren Vorteiles eines solchen Rates und Beistandes erfreut, gewährt mir eine große Beruhigung. Ich hege die feste Überzeugung, daß Ew.

*) Eingehender beschrieben in der Biographie der Kaiserin Friedrich später in diesem Werke.

Majestät nichts Besseres thun können, als auf diesen Rat, so oft Sie desselben bedürfen, zu recurieren und sich vertrauungsvoll auf denselben zu verlassen."

Und die Königin fügte hinzu: „Das hat mich natürlich sehr gefreut und mich stolz gemacht, da es von einem Manne kommt, der kein Schmeichler ist, und der es nicht gesagt haben würde, hätte er es nicht gefühlt und gedacht!"

Am 9. November 1841 wurde die Hoffnung des Prinz-Gemahls und der Königin durch die Geburt des Prinzen von Wales erfüllt, der den Namen Albert Eduard erhielt.

Die Königin erholte sich rasch, und nichts störte die Freude über dies glückliche Ereignis.

Von Windsor Castle, wohin der Hof am 6. Dezember ging, schrieb die Königin an König Leopold:

„Hier sind wir sain und sauf gestern morgen mit unserer ungeheuren Kinderstubeneinrichtung eingetroffen. Heute ist ein sehr schöner, klarer, trockner Tag, wir gingen früh spazieren und fühlten uns wie aus einem Kerker befreite Gefangene. Ich bin sehr begierig, wem unser Kleiner ähnlich sein wird. Du wirst begreifen, wie heiß mein Gebet ist, dem sich sicherlich Alle anschließen werden, daß er seinem Vater in jeder Beziehung physisch und moralisch gleiche. O mein liebster Onkel, ich bin überzeugt, es muß Dein Herz erfreuen, zu wissen, wie glücklich, wie selig und wie stolz ich mich im Besitze eines so vollkommenen Wesens wie es mein Albert ist, fühle, und Dir sagen zu können, daß Du zu unserer Verbindung behülflich gewesen bist."

Aber das glückliche Familienleben wurde durch politische und sociale Ereignisse getrübt. Arbeitslosigkeit, niedrige Löhne, hohe Lebensmittelpreise und in Folge dessen weitverbreitete Leiden in den Fabrikdistricten hatten einen trostlosen Zustand der Bevölkerung zu Wege gebracht, welcher die Regierung mit größter Sorge erfüllte.

Im Laufe des Jahres brachen ernste Unruhen, welche mit Militairgewalt unterdrückt wurden, in den Eisen-Stollenwerken und den Töpfereien in Manchester aus. Dazu kamen Kriege Englands in China, in Westindien und am Cap. Das Ministerium mit Robert Peel an der Spitze hatte im Parlament einen harten Kampf, besonders weil zum ersten Male eine hohe Einkommensteuer durchgeführt werden sollte. Die Königin selbst hatte den Wunsch geäußert, nicht von dieser Maßregel ausgeschlossen zu sein. Aber trotzdem sie alle Beweise ihres Mitgefühls für die Not der Massen gegeben hatte, wurde sie am 29. Januar, am 30. Januar und am 4. Juli 1842 von drei Attentaten auf ihr Leben bedroht. Königin Victoria zeigte sich durch diese Vorfälle keineswegs aufgeregt und erbittert, sie meinte, diese Angriffe würden sich so lange wiederholen, bis das Gesetz nicht geändert werde, nach welchem dieselben nur als Hochverratsacte behandelt werden konnten.

Als Minister Robert Peel, wegen Beratung dieses Gesetzes in das Zimmer der Königin, einen Tag nach dem dritten Attentat kam, brach der sonst so kalt scheinende Mann in Thränen aus.

Indes verbreitete sich in ganz Großbritanien der Geist der Gewaltthätigkeiten, welchem die Königin und ihr Gemahl durch mutiges Erscheinen in den Orten, wo Unruhe herrschte, zu begegnen suchten. Und überall wurden sie mit Begeisterung vom Volke empfangen und besonders wurde Prinz Albert als der Beschützer der Künste und Wissenschaften mit Sympathie begrüßt.

Die Feldzüge in Indien und China nahmen einen für England glücklichen Ausgang, doch die Arbeiterunruhen im Innern des Landes dauerten fort und hinderten das Aufblühen der Fabriken.

Am 25. April 1843 wurde die Königl. Familie um eine Prinzessin vermehrt, welche Alice Maud Mary*) getauft wurde und die einst berufen werden sollte, auf deutschem Throne die Interessen der Frauenwelt zu vertreten. Indes förderte der Prinz Werke der Kunst und veranstaltete in Westminster-Hall ein Ausstellung von Zeichnungen aus der englischen Geschichte und Poesie, welche besonders das Interesse der arbeitenden Klassen erregte.

Ebenso förderte er die Frescomalerei. Aber wichtiger war der Einfluß, den er auf die Sittlichkeit und den Ehrbegriff übte, indem er gegen das Duell und für die Einführung der Ehrengerichte eintrat. Er verurteilte das Duell als die unchristlichste und barbarischste Sitte.

Es war lange der Wunsch der Königin gewesen, dem König Louis Philipp von Frankreich einen Besuch abzustatten. Am 28. August 1843 führte sie denselben aus, indem sie sich mit dem Prinz-Gemahl in Southampton einschiffte. Einige Tage verweilten sie an den Küsten der Insel Wight und Devon und fuhren am 2. September nach Tréport hinüber, wo König Louis Philipp ihnen in seiner Barke entgegenkam. Die Königin schildert den herzlichen Empfang in ihrem Tagebuche. „Die Landung bot einen schönen Anblick, den die Schönheit des Abends und der herrliche Sonnenuntergang noch erhöhte. Massen von Menschen, eine große Anzahl von Truppen, der ganze Hof und die Behörden waren am Ufer versammelt. Der König führte mich eine etwas steile Treppe hinauf, wo mich die Königin in Begleitung der lieben Louise (der Königin von Belgien), Helene in tiefer Trauer, Francoise, Prinzessin von Joinville und Mme. Adelaide mit der größten Herzlichkeit empfingen. Alles dies, — das Jubeln der Leute, welche rufen: vive la reine, vive le roi! überwältigten mich fast! Der König wiederholte nur immer von neuem, wie glücklich unser Besuch ihn mache und wie zugethan er von jeher meinem Vater und England gewesen sei!"

Die Zeit des Besuches, welcher bis 7. September dauerte, verfloß in ungetrübter Freude für beide Teile. — Sehr interessant sind die Berichte darüber im Tagebuch der Königin Victoria, „die sich in dieser „vortrefflichen und wahrhaft liebenswürdigen Familie" ganz zu Hause fühlte, als gehörte sie zu ihr! Das einfache, leicht angeregte und für alles Gemütvolle so empfängliche Gemüt der Königin zeigt sich in ihren Schilderungen von Paris, von Land und Leuten, von

*) Siehe die spätere Biographie der Großherzogin Alice in diesem Werke.

jedem einzelnen Mitglied der Königlichen Familie. Es klingt Alles so einfach, herzlich und bürgerlich, was wir hier lesen. So schreibt sie einmal: „Ich saß zwischen dem König und der Königin, die arme Helene (Herzogin von Orleans) saß an des Königs anderer Seite; es war das erste Mal seit dem schrecklichen Unglück*), daß sie mit zu Tische saß . . . Die Munterkeit und Lebhaftigkeit des Königs und seine kleinen Anfälle von Ungeduld amüsirten mich köstlich. Um 5³/₄ Uhr kehrten wir nach Hause zurück. Es war eine reizende Fête champêtre, wie Albert sagte, solcher in Deutschland sehr ähnlich. — — —

Ein anderes Mal schreibt sie:

Dienstag, 5. September. Albert stand um halb sieben Uhr auf, um mit Aumale die Carabiniers zu sehen. Um 10 Uhr kam die liebe Helene mit dem kleinen Grafen von Paris und blieb bei mir, bis der König und die Königin kamen mich zum Frühstück zu holen. Helene ist sehr gescheidt und verständig und zeigt viel Seelengröße. Sie dankte mit Thränen in den Augen für meine Teilnahme an ihren Freuden und Schmerzen, die arme vortreffliche Helene. Bevor wir uns wieder auf unser Zimmer begaben, führte uns der König hinunter und schenkte uns zwei herrliche Stücke von Gobelins, an welchen 30 Jahre gearbeitet worden und eine schöne Dose von Sèvre-Porcellan! — — — — Dann besuchte mich die liebe Luise und ich ging mit ihr zur Königin und Prinzessin. Die vortreffliche Königin, zu der man immer aufblicken muß, sagte, sie habe immer ein sentiment maternel für mich gehabt, aber es sei erhöht, seit sie mich gesehen. Von ihr gingen wir zur Tante, die außerordentlich gütig zu mir ist. Es geschieht nichts hier, ohne daß diese zuerst gefragt würde." —

Mittwoch, 6. September. Albert stand um 7 Uhr auf, um zu baden, ich vor 8 Uhr. Die Militärmusik spielte unter meinem Fenster, wie gestern und vorgestern. Ich saß zwischen dem König und Aumale. Es amüsierte mich sehr, daß der König zu dieser späten Stunde ein Déjeuner dans la fôret beorderte. Der König sagte, daß Joinville uns nach Brighton begleiten würde. Ich zeigte der Königin die Miniaturbilder von Puß (Victoria) und dem Jungen, sie bewunderte sie sehr und sagte herzlich und freundlich: „Que Dieu les bénisse et qu'ils puissant ne jamais vous donner du chagrin!" Ich sprach dann den Wunsch aus, sie möchten werden wie ihre Kinder, worauf sie äußerte: „dans leur attachement pour leurs parents; mais ils donnent aussi du chagrin!" Bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie fügte hinzu: „Enfin ce que Dieu veut!" —

Es konnte nicht unterbleiben, daß dieser Besuch Veranlassung zu einer Menge müßiger Redereien über dessen politischen Zweck seien, man riet hin und her, nur nicht den wahren Beweggrund — den der Freundschaft, die zwischen beiden Höfen befestigt werden sollte.

---

*) Siehe Band II. d. Fr. d. 19. Jahr. Herzogin Helene von Orleans.

Ein zweiter Ausflug wurde kurze Zeit darauf nach Belgien gemacht, wo das königliche Paar überall mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Nach der Rückkehr besuchten die Königin und der Prinz die Universitäten; wo in Cambridge dem Prinz Albert der Ehrendoktorgrad erteilt wurde, dann wurde ein Ausflug nach Birmingham gemacht, um dort die Fabriken zu besichtigen.

Das Jahr 1844 begann für Prinz Albert sehr traurig, da sein Vater am 29. Januar starb, an dem er mit großer Liebe gehangen und mit dem, so sprach er sich aus, ein großes Stück aus seinem Leben gerissen sei.

Der Prinz reiste nach Coburg, um die Großmutter zu trösten und dem Bruder Ernst mit Rat beizustehen.

So schwer Königin Victoria diese erste Trennung wurde, willigte sie darein. Das innige Verhältnis zwischen der Königin und ihrem Gemahl wird durch unzählige kleine Züge beleuchtet, zu denen das Tagebuch der Königin den Schlüssel giebt.

Ein überraschendes Ereignis im Jahre 1844 war der, wenige Tage vorher angekündigte Besuch des russischen Kaisers Nikolaus. Der Zweck desselben war ein politischer.

„Es ist eine vortreffliche Sache,“ äußerte er zur Königin, „dann und wann mit eignen Augen zu sehen und sich nicht lediglich auf die Augen der Diplomaten zu verlassen. Solche persönliche Begegnungen rufen Gefühle der Freundschaft und des persönlichen Interesses hervor und in einer einzigen Unterhaltung kann man seine Gesinnungen, Ansichten und Motive besser darlegen, als in einer Menge Depeschen und Briefe!“

Zugleich mit dem Kaiser von Rußland war der König von Sachsen am englischen Hofe angelangt. Beide konnten sich dem Zauber des glücklichen Familienlebens der Königin nicht entziehen und sie fanden den Aufenthalt in Windsor Castle entzückend.

Ein charakteristischer Brief der Königin Victoria an König Leopold giebt uns Einsicht über ihr Urteil und den Eindruck, den der Kaiser auf sie machte!

Windsor Castle, 11. Juni 1844.

„Nachdem ich Dir Alles, was vorgefallen, erzählt habe, will ich Dir meine Gefühle und Ansichten über den Kaiser mitteilen, die, wie ich sagen darf, von Albert geteilt werden. Ich war außerordentlich gegen den Besuch; ich fürchtete die gêne und den Lärm; aber durch das ruhige und zwanglose Zusammenleben im selben Hause lernte ich den Kaiser und der Kaiser mich kennen. In seinem Wesen ist Vieles, was mir gefällt, und ich glaube, sein Charakter ist einer von denen, die man ein für alle Mal verstehen und nehmen muß, wie sie sind. Er ist hart und strenge, mit bestimmten Principien für die Pflicht, von denen abzuweichen nichts auf der Welt ihn bestimmen wird. Für sehr gescheidt halte ich ihn nicht und sein Geist ist nicht gebildet. Politik und militärische Angelegenheiten sind die einzigen Dinge, für die er sich lebhaft interessiert. Aus den Künsten und

allen friedlichen Beschäftigungen macht er sich nichts; aber er meint es aufrichtig, das bin ich gewiß, selbst in seinen despotischen Handlungen, in der Überzeugung, daß dies die einzige Art sei, zu regieren. Ich bin überzeugt, daß er nichts von dem schrecklichen Elend weiß, das er so oft über Einzelne bringt; denn ich habe verschiedene Belege dafür, daß er über die verderbliche Art, wie seine Leute viele seiner Maßregeln zur Ausführung bringen, in der vollständigsten Unwissenheit gehalten wird, während er höchst gerecht zu sein glaubt. Er denkt an allgemeine Maßregeln, kümmert sich aber nicht um Details, und sicher Vieles kommt ihm nie zu Ohren, und wie könnte dies auch! — — Er ist sehr besorgt wegen des Orients und Österreichs! Nach meiner Meinung ist er zu offen, spricht zu frei mit den Leuten, was er nicht sollte, und überwindet sich schwer, an sich zu halten. Er ist äußerst beflissen Glauben zu finden, und ich bin geneigt, an seine persönlichen Versprechungen zu glauben. Er empfindet sehr lebhaft, ist empfänglich für erwiesene Freundlichkeiten und seine Liebe zu seiner Frau, seinen Kindern und Kindern überhaupt ist sehr groß. Er hat einen bedeutend entwickelten Sinn für Häuslichkeit. Einmal, als wir im Zimmer unsrer Kinder waren, sagte er: Voilà les doux moments de notre vie!“ An der Art, wie er sie aufnimmt und mit ihnen spielt, kann man sehen, wie er sie liebt! — — — Unter Anderem sagte er über das Verhältnis der Eltern: Kinder müssen mit dem möglichst größten Respekt vor den Eltern, aber auch in dem größten Vertrauen zu ihnen und ohne Furcht erzogen werden. Er und seine Brüder seien furchtbar strenge erzogen und hätten in fortwährender Angst vor der Mutter gelebt. Fürsten seien heut zu Tage genötigt danach zu streben, sich ihrer Stellung würdig zu machen, um die Menschen damit auszusöhnen, daß sie Fürsten sind!“

Welche klare Charakterzeichnung, welche feine Beobachtung finden wir in diesem Briefe.

Am 6. August 1844 schenkte die Königin ihrem Gemahl den zweiten Sohn, der den Namen Alfred, Albert, Ernst erhielt. In demselben Monat, am 31. August, langte in Windsor als willkommener Gast Prinz Wilhelm von Preußen an, über den die Königin in ihrem Tagebuch schreibt: „Er ist ebenso unterhaltend, verständig und offen. Ueber alle Fragen spricht er sich höchst offen aus, milde und verständig, und ich glaube, er wird ein zuverlässigerer und stetigerer König sein, als der jetzige. Er war entzückt von dem Park und den Bäumen, wie er es von ganz England ist!“

Zwischen dem Prinzen und Prinz Albert entspann sich ein dauernd freundschaftliches Verhältnis und der erste wohnte auch der Taufe des jüngst geborenen Prinzen bei, über welche die Königin in ihr Tagebuch schrieb: Alles war so feierlich, die Orgel bewegte mich immer tief, die Kinder um mich zu sehen, war mir wie ein Traum. — Gott segne sie Alle, die lieben kleinen Dinger! Und daß unser jüngster in Wahrheit so gut werden möge, wie sein geliebter Vater, war mein glühendes Gebet während des Gottesdienstes, wie immer für sie Alle.

Nach all diesen ergreifenden Ereignissen sehnte sich das Königliche Ehepaar

nach Ruhe, stärkender Gebirgsluft und einfacher Lebensweise, die sie in Blais Castle fanden, wohin sich der Prinz mit der kleinen Prinzessin Royal zur See begaben.

Ein reizendes Familienbild entwirft uns wieder das Tagebuch der Königin vom 9. September 1844. „Wir standen um $^1/_2$6 Uhr auf. Während des Frühstücks kam Mama, um Abschied zu nehmen, ebenso der gute Berte, Alice und Baby Alfred. Die armen Kleinen wurden hereingebracht, zuletzt erschien Vicki (Viktoria) als petite voyageuse voll ungeduldiger Erwartung der Abreise. Um 7 Uhr fuhren wir zur Bahn, Viscounteß Cannings und Lady Caroline Cocks mit im Wagen. Es war sehr regnerisch, bis Paddington brachte uns ein Boot, dann weiter ein Wagen nach Woolwich. Vicki wurde glücklich im Boote untergebracht und dann sorgfältig durch Rennwick, den zu diesem Zwecke mitgenommenen Oberlakai, auf das Verdeck der Yacht getragen.

Eine mit rotem Tuch bedeckte Treppe ward für die Yacht bereit gehalten. Trotz der großen Menschenmenge, die uns empfing, war Alles wohl geordnet, so daß kein Gedränge entstand. Unter dem lauten Jauchzen des Volkes stiegen wir die Treppe hinauf zu dem Wagen und freuten uns an dem netten Benehmen unserer lieben Vicki, die gleich einer Erwachsenen weder außer Fassung, noch eingeschüchtert oder aufgeregt war!“ u. s. w.

Das natürliche Verlangen nach einem ruhigen Winkel der Zurückgezogenheit aus den Machinationen der Politik und dem zwangvollen Leben in der Stadt wurde bei der Königin und dem Prinzen noch wesentlich verstärkt durch ihren Geschmack an einfacher Häuslichkeit und der großen Freude an Naturschönheiten. Als der Minister Robert Peel sie daher auf das Gut Osborne auf der Insel Wight aufmerksam gemacht hatte, wurde dies erworben und bot dem Prinzen einen erwünschten Spielraum zur Übung seiner Geschicklichkeit in Gartenanlagen, Anpflanzungen und landwirtschaftlichen Verbesserungen. So fanden sie hier, nahe dem Regierungssitz, nicht nur Ruhe und ländliche Einsamkeit, sondern die schönste Aussicht auf das Meer, ein vortreffliches Seebad und den Ausblick auf Portmouth und die große Rhede von Spithead.

Bald legte das königliche Ehepaar den Grundstein zu dem jetzigen schönen königlichen Palais in Osborne. Jedes Jahr gewann die Besitzung an Schönheit und Reiz, und so weilte später die Königin hier am liebsten, wo jeder Baum, jeder schön ausgenützte Platz eine Schöpfung ihres geliebten Gemahls war.

Im Jahre 1845 waren heftige Parlamentskämpfe gegen den Minister Robert Peel entbrannt, welcher Toleranz gegen die Katholiken Irlands geübt haben wollte.

Die von der Königin am 4. Februar 1845 in Person gesprochene Thronrede kündigte zwei große Maßregeln an, von denen beiden vorauszusetzen war, daß sie entschiedener Opposition begegnen würden. Die eine betraf eine fiskalische Reform, welche auf einer Fortdauer der Einkommensteuer über den dreijährigen Termin, bis zu welchem sie ursprünglich bewilligt worden, hinaus, beruhte, während die andere „die Verbesserungen und Ausdehnung der Gelegenheiten zu akademischer

Erziehung in Irland" zum Zwecke hatte. Hochschulen sollten in Belfast, Cork und Galwey errichtet werden, welche für Alle, ohne Unterschied der Religion, geöffnet sein sollten und die Erhöhung der jährlichen Bewilligung für das Maynooth-College von 9000 auf 30,000 Pfd. Sterling.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier auf die Kämpfe näher einzugehen, welche sowohl diese Finanz- als auch die katholische Frage erregten. Nur Eines möchte ich erwähnen, was charakteristisch für die Königin und ihren Haushalt war und was von Sir Robert Peel dem Parlament mitgeteilt wurde.

Die Königin wollte sich nicht allein selbst der Controle durch die Einkommensteuer unterwerfen, sondern es war erwiesen, daß die heilsamen ökonomischen Reformen, welche Prinz Albert eingeführt hatte, ermöglichten, daß die Civilliste, welche bei der Verheiratung festgesetzt war, trotz der vier Kinder, mit welchen die Ehe bis dahin gesegnet war, und trotz des Aufwandes bei der Gastfreundschaft, welche die Besuche der Souveraine erforderten, keine Erhöhung der Civilliste stattgefunden hatte.

Ferner sei hier einer Äußerung des Prinzen Albert gedacht, welche gerade für unsere Zeit höchst bedeutungsvoll klingt: Religiöse Intoleranz ist mir von jeher der sicherste Beweis menschlicher Incapacität in der Kunst, Menschen zu regieren, gewesen. Bald liegt diese Intoleranz in Schwäche der Intelligenz, bald im Mangel an Gemüt, bald in Beiden.

Am 8. August 1845 reiste die Königin und der Prinz Gemahl nach Deutschland. Die erstere schrieb in ihr Tagebuch über den Abschied von ihren Kindern:

„Ein schöner Morgen. Vicki und die kleine Alice waren beide bei mir, während ich mich ankleidete. Die arme liebe Puß wäre gar zu gern mit uns gegangen und machte oft Vorschläge, wie sie mitgehen könnte. Sie sagte: Warum gehe ich nicht mit nach Deutschland? — Sehr gern hätte ich sie mitgenommen, ich wünschte sehr, eines von meines geliebten Alberts Kindern nach Coburg nehmen zu können; aber die Reise ist kein kleines Unternehmen, besonders das erste Mal und sie ist noch so jung. Hauptsächlich entscheidend für mich war der Besuch bei dem König von Preußen, wo ich nicht hätte nach ihr sehen können. Alle vier Kinder waren beim Frühstück bei uns, ich gab Lady Syltleton meine letzten Instruktionen, und dann nahmen wir mit schwerem Herzen von Allen in der Vorhalle Abschied. Die arme kleine Vicki war sehr traurig, weinte aber nicht! Es war ein schmerzlicher Augenblick, wegzufahren, während die armen kleinen Dinger in der Thüre standen! Gott segne und behüte sie! Sie sind in vortrefflichen Händen! Unser liebes Osborn ist so lieblich und gewährt uns so viel Genuß, daß wir es mit dem größten Bedauern verlassen haben!"

In Aachen wurde das Königliche Ehepaar vom König von Preußen empfangen. In seiner Begleitung befanden sich der Prinz von Preußen, der Onkel des Königs, Prinz Wilhelm und sein Vetter, Prinz Friedrich. Die fürst-

lichen Herrschaften fuhren nach Köln und von dort nach Brühl, wo die Königin Elisabeth und die Prinzessin von Preußen, Augusta, Erzherzog Friedrich von Oesterreich, die Herzogin von Anhalt-Dessau mit ihrer Tochter und der ganze Hof Königin Viktoria und ihren Gemahl empfingen und in das im Rococostyl erbaute Schloß führten. Von hier aus machten sie dann einen Ausflug nach Bonn, wo Königin Victoria sich an all die Stätten führen ließ, wo Prinz Albert gewohnt und studiert hatte.

Die deutsche Reise ist in den Tagebüchern der Königin mit großer Liebe und wahrem Entzücken bis in's Kleinste geschildert. Ich muß mir versagen, mehr davon mitzuteilen, als daß der Aufenthalt in Mainz, Aschaffenburg und Würzburg genommen ward, wo dem königlichen Ehepaar überall der festlichste Empfang bereitet wurde. Entzückt war die Königin von den schönen waldigen Gegenden und den landschaftlich lieblichen und reichen Bildern über Bamberg nach Coburg, wo der Höhepunkt ihres festlichen Willkommens erreicht war. Die Herzogin von Kent, die verwittwete Herzogin von Coburg, Herzog Ernst und eine große Anzahl Verwandte empfingen die Königin und Prinz Albert aufs liebreichste.

Die zärtliche Liebe der Königin für ihren Gatten spricht auch hier wieder aus den Stellen ihres Tagebuches: „20. August 1845. Wie glücklich, wie heiter waren wir beim Erwachen, uns hier in der lieben Rosenau, der Geburtsstätte meines lieben Albert, dem Orte, den er mehr als jeden andern liebt, zu wissen. Er war so unendlich glücklich, mit mir hier zu sein! Es ist mir ein schöner Traum!" „Vor dem Frühstück gingen wir in das Zimmer hinauf, wo mein geliebter Albert und Ernst zu wohnen pflegten. Es liegt unter dem Dache, mit kleinen Schlafzimmern zu beiden Seiten, in deren einem sie mit ihrem Erzieher Florschütz zu schlafen pflegten. Die Aussicht ist sehr schön, die Tapete aber voll von Löchern von ihrem Fechten und da steht noch derselbe Tisch, vor dem sie als kleine Kinder angekleidet worden!" Die schönen Tage in Coburg flossen angenehm mit Ausflügen in die Umgegend dahin. An einem Tage fand ein Kinderfest statt, an welchem 1000 kleine Menschen paarweise unter den Klängen der Musik in den Schloßhof marschirten, God save the queen sangen, und ein hübsches Gedicht überreichten. An dem Feste selbst auf der Wiese nahmen die Fürstlichkeiten teil und staunten, wie viel schöne Kinder unter der großen Schaar zu sehen waren.

Das herrlichste Fest während jenes Aufenthalts war des Prinzen Albert Geburtstag am 26. August, welchen Königin Victoria mit großer Ausführlichkeit schildert. Entzückt war sie von der Naivetät der Bevölkerung und von dem hübschen Verhältnis, in dem sie zu den Höherstehenden sich zeigte, „freundlich, zuthunlich und einfach!"

Einen Tag darauf verließen Königin Victoria und ihr Gemahl mit schwerem Herzen die Rosenau und Coburg und begaben sich nach Gotha zu Herzog Ernst, auf dem Wege dahin überall von den Geistlichen, dem Landvolk und der Jugend mit Blumen, Liedern und „konfusen Reden" begrüßt. Das Ziel dieses Tages war das malerisch gelegene Reinhardsbrunnen, wo ihnen die Bergleute einen Fackelzug brachten.

Ein gemütvoller Zug im Charakter der Königin ist die Freude, welche ihr in Gotha das Wiedersehen mit der Baronesse Lehzen, der Gouvernante und Freundin ihrer Jugendjahre bereitete, die von Bückeburg aus, wo sie ihren Wohnsitz hatte, gekommen war, sie zu begrüßen.

Das liebliche Thüringen machte auf die Königin den angenehmsten Eindruck. Die schönen, feierlichen Tannenwälder, die kleinen, engen Thäler, die Buchen- und Eichenhaine, Alles erinnerte sie an Windsor, nur daß dieses im Vergleiche weit steifer erschien. Als das Königliche Ehepaar Gotha verließ, wobei der Abschied von der Großmutter gar so schwer wurde, fuhren sie, noch eine Strecke von Herzog Ernst und seiner Gemahlin begleitet, nach Eisenach, wo der Großherzog von Sachsen-Weimar und die Erbgroßherzogin sie empfingen und sie auf die Wartburg begleiteten. Am nächsten Tage ging die Reise nach Frankfurt a. M., wohin der reichbegabte, aber excentrische König Ludwig von Bayern und Fürst Metternich gekommen waren, um von Königin Viktoria empfangen zu werden. Am 6. September trafen die hohen Reisenden in Antwerpen ein, wo sie von dem König der Belgier und seiner Gemahlin erwartet wurden, und dann begaben sie sich auf die eigene Yacht, die des Unwetters wegen jedoch erst am folgenden Abend die Schelde verlassen konnte. Am nächsten Morgen lagen sie auf der Höhe von Treport. — Welche Ueberraschung wurde ihnen hier — als eine Barke an die Yacht heranfuhr, in welcher der König Louis Philipp, Joinville, August Guizot und andere Herren sich befanden, um in den wärmsten Ausdrücken der Freude des Wiedersehens sie zum Aussteigen zu veranlassen. Am Ufer wartete die Königin, Madame Adelaide, die Prinzessin von Salerno, Schwester des Kaisers von Oesterreich. Im Triumph wurden die hohen Reisenden ins Schloß geführt und mußten den Abend daselbst verweilen, da der König, sie zu ehren, die aus 94 Personen bestehende Gesellschaft der opera comique aus Paris hatte kommen lassen, welche in einem Zelte, das im Parke aufgeschlagen war, zwei Stücke aufführten.

Am andern Abend begleitete der König von Frankreich und sein Hof die Gäste zur Yacht des englischen Königspaares. Ueber den Abschied heißt es in der Königin Tagebuch: „Wir sahen und hörten den König wieder ans Land steigen. Die Sonne war untergegangen, und kurz darauf spiegelte sich der schönste Mondschein im Wasser. Wir gingen auf und ab und Lord Aberdeen (der sie auf der Reise begleitet hatte) war voll des Lobes über die gelungene Tour!" Der schönste Willkommen aber harrte des königlichen Ehepaares bei ihrer Heimkehr in Osborn. Denn da standen so blühend lieblich die vier Kinder, um die Eltern zu begrüßen. Dagegen war es für die Königin ein großer Schmerz, das Land in die heftigsten Parteikämpfe, namentlich wegen der Korngesetze, versetzt und den Minister Robert Peel als Opfer dieser Parlamentskämpfe fallen zu sehen. So schreibt sie am 7. Juli 1846 an König Leopold: Gestern war ein schwerer Tag für mich. Ich mußte Abschied nehmen von Sir Robert Peel und Aberdeen, deren Scheiden für uns und das Land ein großer Verlust ist. Sie waren beide so ergriffen, daß es mich ganz außer Fassung brachte; wir haben an ihnen zwei ergebene Freunde

Wir fühlen uns so sicher mit ihnen. Niemals während der fünf Jahre, seit sie mir zur Seite standen, haben sie mir eine Person oder Maßregel empfohlen, die nicht zu meinem oder des Landes Besten gewesen wäre und nur den Parteien zum Vorteil gereicht hätte . . . Ich kann Dir nicht sagen, wie traurig es mich machte, Aberdeen zu verlieren. Was Albert mir — und ich kann sagen dem Lande in diesen Augenblicken der Prüfung durch seine Festigkeit und seinen Scharfsinn gewesen, ist über allen Ausdruck."

Das neue Ministerium bildete sich schnell unter Lord John Russel. Lord Palmerston und Lord Grey traten in das Cabinet ein, jener als Minister der äußeren Angelegenheiten, dieser als Colonial-Minister.

Eine stürmische Session begann im Parlament, die irische Frage betreffend. In diese Zeit fiel am 25. Mai 1846 die Geburt des 5. Kindes der Königin Victoria, welches die Namen erhielt: Prinzeß Helen Augusta Victoria.

Im selben Jahre legte der Prinz die Grundsteine zu den Seemannshäusern in London und Liverpool, und das neu erbaute Schloß von Osborne wurde bezogen; doch die glücklichen Tage des Landlebens erhielten eine bedeutende Trübung durch die französische Politik in Betreff der Verheiratung der jungen Königin von Spanien und der Infantin, die ganz entgegengesetzt den früher gemachten Versprechungen, Louis Philipp einseitig nur im Interesse Frankreichs veranlaßt hatte. Er hatte nämlich versprochen, keinen seiner Söhne die spanische Königin Isabella oder die Infantin heiraten zu lassen — und nun wurde die einfache Thatsache der Verlobung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Louise Fernanda dem englischen Hofe angezeigt. Königin Victoria empfand die gegen sie begangene Falschheit aufs Schmerzlichste und sprach sich darüber in einem Briefe an Louis Philipps Tochter Louise, Königin der Belgier, aus.

Als eine Maßregel der Vorsicht erließ die englische Regierung einen Protest gegen diese Heirat, doch blieb derselbe unberücksichtigt und die Vermählung der Königin von Spanien mit Don Enrico und der Infantin mit dem Herzog von Montpensier wurde am 10. Oktober vollzogen.*)

Indes wurden der Ursachen zum Mißbehagen in Europa immer mehr. Die polnische Insurrektion in Schlesien und Posen und die Einsetzung einer provisorischen Regierung in Krakau, das bis dahin freie Reichsstadt war, veranlaßte die drei verbündeten Mächte Rußland, Preußen und Oesterreich, die letzten Trümmer polnischer Unabhängigkeit zu vernichten; der bekannte Wiener Vertrag wurde als aufgehoben erklärt und mit Einwilligung der beiden anderen Staaten annektierte

*) Ein sonderbares Verhängnis waltete über viele der Hauptpersonen des Dramas dieser Heirat. Breston, der Vermittler, nahm sich 1847 in Neapel das Leben. Der Herzog und die Herzogin von Montpensier kamen 1848 als Flüchtlinge nach England. Die Königin Isabella wurde 1868 abgesetzt. Montpensier erschoß im Duell 1870 den Bruder des Königs von Spanien, Don Enriquez. Die Frage eines Nachfolgers der Königin Isabella wurde die erste Veranlassung zum Deutsch-französischen Kriege 1870.

Oesterreich Krakau und verleibte es seinem Länderbesitz ein. Ein Protest Englands und Frankreichs fiel wirkungslos zu Boden. Immer lockerer wurden die Freundschaftsbündnisse der europäischen Fürsten — und immer mehr zeigte sich die Gährung in den Gemütern der Völker. Alles trug die Anzeichen großer Umwälzungen in Europa.

In dieser Zeit schrieb Baron Stockmar, der sich fast ein Jahr bis April 1847 in London aufgehalten hatte, über die Königin Viktoria, nachdem er ein sehr günstiges Urteil über Prinz Albert gefällt: „Auch die Königin entwickelt sich sehr zu ihrem Vorteil. Sie nimmt täglich an Einsicht und Erfahrung zu. Die Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit und Billigkeit, mit der sie Menschen und Dinge beurteilt, sind wahrhaft erfreulich, die unbefangene Selbsterkenntnis, mit der sie über sich spricht, ist geradezu liebenswürdig." Im Januar 1847 eröffnete die Königin mit einer Rede das Parlament, um mit großer Bewegung über die schreckliche Lage Irlands und die Kalamität der dort herrschenden Hungersnot zu sprechen. Mißernten und Arbeitslosigkeit hatten im ganzen Lande Verarmung der Massen hervorgebracht, Bankerotte und kommerzielle Verlegenheiten einerseits, Krankheiten andererseits hatten Irland, sowie die westlichen Hochlande und Inseln Schottlands ergriffen und verwüstet; die Lebensmittelpreise stiegen mit jedem Tage und trotz der energischen Maßregeln der englischen Regierung, die Not zu lindern und Handel und Industrie zu heben, wurden die Zustände immer bedrohlicher. Doch auch in ganz Europa wurde der Horizont finsterer und finsterer. Ueberall, in allen Ländern gährte es. Am schlimmsten sah es in Irland aus, wo Verbrechen in erschreckender Weise zunahmen und in einem Monat (Oktober 1847) allein 159 Brandstiftungen, Straßenraube und Morde vorkamen.

Seit jener Zeit ist die irische Frage und deren Lösung der unaufhörliche Gegenstand der Sorge für die großbritannische Regierung und die Parlamente gewesen.

Nun drängten die politischen und socialen Zustände immer mehr dem Bürgerkriege von 1848 zu.

Im Januar brachen in Palermo politische Unruhen aus, am 26. Februar war die Dynastie der Orleans in Frankreich gestürzt; Louis Philipp, die Königin und königliche Familie auf der Flucht nach England begriffen, die Republik proklamiert.

Und mit diesen Nachrichten zugleich kam die Kunde an Prinz Albert und die Königin, daß die geliebte Großmutter in Coburg gestorben sei.

Nicht ohne tiefe Bewegung kann man eine Stelle in dem Briefe des Prinzen Albert an die verwittwete Herzogin von Coburg vom 29. Februar 1848 lesen:

„Welch schwere Zeiten sind diese! Ich kann mich nicht einmal so recht meiner Trauer hingeben, so drängt die furchtbare Zeit auf uns ein. Auch Du wirst in Angst sein. August, Clementine, Nemours und die Herzöge von Montpensier, sind einzeln als Schiffbrüchige zu uns gelangt. Victoire, Alexander,

der König, die Königin tanzen auf den Wellen oder sind nach andern Gegenden verschlagen worden; wir wissen nichts von ihnen. Frankreich steht in Flammen, Belgien ist bedroht, wir haben eine Minister-, Geld- und Steuerkrise — und Victoria soll niederkommen. Mein Herz ist schwer."

Am 18. März 1848 wurde Prinzeß Louisa Caroline Alberta geboren.

Eine der hervorragendsten Sorgen der königlichen Eltern war es, die Grundsätze festzustellen, nach denen die Erziehung ihrer Kinder geleitet werden sollte. Auch hierin suchten sie den Rat des bewährten Dr. v. Stockmar, der an die Aeußerung des Philosophen Locke anknüpft: „Den Anfang zu versäumen ist der Grundirrtum, welchem die meisten Eltern verfallen." Der Anfang der Erziehung muß sich auf die Regelung der Instinkte des Kindes beziehen, um ihm die rechte Richtung zu geben. Dies ist allein dadurch ins Werk zu setzen, daß man die Kinder nur mit denjenigen umgiebt, die gut und rein sind, die nicht nur durch Vorschriften, sondern durch lebendes Beispiel belehren, denn Kinder sind scharfe Beobachter und leicht geneigt nachzuahmen, es sei gut oder schlimm."

Während die Königin in Allem, was die Erziehung der Kinder betraf, sich der Leitung des Prinz-Gemahls überließ, schrieb sie doch von Zeit zu Zeit ihre Gedanken über den Gegenstand nieder, und wir sehen aus diesen Aphorismen, wie viel Gewicht sie auf Herzensgüte legte.

Mit der lebhaftesten Teilnahme verfolgte das königliche Paar die revolutionäre Bewegung in Europa. Nirgends traten die Wirkungen der französischen Revolution stärker hervor, als in Deutschland, und es ist bekannt, wie grade England der Zufluchtsort der flüchtigen Herrscher, wie auch des Prinzen Wilhelm geworden ist. Inmitten des allgemeinen Sturmes politischer Bewegung standen England und Belgien fest in ihren Institutionen, welche die Nation lehrten, daß es zur Erreichung des höchsten Maßes persönlicher Freiheit, Wohlfahrt und nationaler Kraft nicht der Republik bedürfe, sondern daß diese auch in der constitutionellen Monarchie zu erlangen seien. Im Laufe des Jahres 1848 und 1849 waren die Ereignisse, welcher sich überall auf dem europäischen Continente, mit Ausnahme von Holland und Belgien zutrugen, geeignet, England in ernste Verwickelungen hinein zu ziehen, doch bewahrte es, allen Conflikten gegenüber, welche zwischen Regierungen und Völkern ausgebrochen waren, eine so vollständig neutrale Haltung, so daß es keinem von beiden Teilen Veranlassung zur Gereiztheit gab. Im September 1848 wurde das Parlament, welches 10 Monate lang getagt hatte, von der Königin persönlich prorogiert. Bei dieser Gelegenheit wurde das neue Oberhaus zum ersten Mal benutzt und der prachtvolle Anblick desselben wurde noch erhöht durch den ungewöhnlichen Glanz der Versammlung, welche die Königin in den Räumen empfing. Es war ein schöner Tag und eine ungeheure Menschenmenge hatte sich längs des Weges von Buckingham-Palace her aufgestellt und war beflissen, zu zeigen, daß inmitten des Zusammensturzes von Thronen ihre Anhänglichkeit an die Königin und die Verfassung nicht geringer geworden sei. „Ich habe," sagte die Königin unter nachdrücklicher Betonung dieser Stelle

der Thronrede, „mit dankbarem Herzen die vielen Beweise von treuer Ergebenheit und Anhänglichkeit von allen Klassen meines Volkes empfangen. Die Kraft unserer Institutionen ist auf die Probe gestellt worden und hat sich bewährt. Ich bin bestrebt gewesen, dem meiner Leitung anvertrautem Volke den Genuß gemäßigter Freiheit zu bewahren, welche es mit Recht so hoch schätzt."

Im Jahre 1849 machte die Königin mit dem Prinz-Gemahl und den beiden ältesten Kindern eine bedeutungsvolle Reise nach dem immer aufrührerischen Irland. Die Ankunft in dem prachtvollen Hafen Kingstown schildert die Königin in ihrem Tagebuch wie folgt:

„Auf dem Werft, wo uns ein Landungsplatz hergerichtet war, stand die Menschenmasse Kopf an Kopf. Ein stolzer erhebender Anblick. Die letzten brennenden Strahlen der sinkenden Sonne vergoldete die Landschaft, die stattlichen Gebäude, fürwahr ein glänzendes Bild."

Bei der Landung am nächsten Morgen wurde die Luft vom Freudengeschrei der Volksmenge erfüllt. Eine alte Dame näherte sich der Königin und sagte: „Machen sie einen der Knaben zum Prinzen Patrick und ganz Irland wird bereit sein für Sie zu sterben." Der Empfang des königlichen Ehepaars und der Kinder war von dem Augenblicke an, wo sie nach Irland kamen, überall ein höchst begeisterter und die hervorgebrachte Wirkung eine sehr heilsame, indem die Bewohner von dem Argwohn befreit wurden, daß ihren Interessen mit Gleichgültigkeit begegnet würde.

Am Schlusse des Jahres 1849 bot Europa keinen erfreulichen Anblick dar. Der Sturm der Revolution war beschwichtigt; von den bedeutenden politischen und socialen Problemen war in der That kein einziges gelöst worden. Viele getäuschte Erwartungen, Unzufriedenheit und neue Conflikte waren überall erkennbar.

Politische Flüchtlinge suchten und fanden Schutz in England und seit jener Zeit hat mancher tüchtige Deutsche auf der großbritannischen Halbinsel seine zweite Heimat gefunden. Inzwischen hatte Prinz Albert den Plan zu der ersten Weltausstellung von 1851 entworfen, eine Executivcommission organisiert, welche die Riesenaufgabe übernommen, für die es zunächst galt, die Länder der civilisierten Welt für das Unternehmen zu interessieren, die notwendigen Fonds aufzubringen und das geeignete Gebäude aufführen zu lassen. Diese, für die ganze Kultur so wichtige Angelegenheit nahm den Prinzen bis zur Ausführung unausgesetzt in Anspruch. —

Am 1. Mai 1850 schenkte die Königin ihm einen dritten Sohn. Die Geburt dieses Kindes fiel auf den 81. Geburtstag des Herzogs von Wellington, nach welchem er den Namen erhielt. Prinz Albert schrieb darüber an Stockmar in einem Briefe vom 6. Mai 1850: „Victoria sowie der Kleine sind ganz wohl; er soll Arthur, William, Patrick, Albert heißen, den ersten Namen soll er führen, es ist ein Compliment für den guten alten Herzog, an dessen 81. Geburtstage er das Licht der Welt erblickte. Patrick ist als Erinnerung an unseren letzten

Besuch in Irland. William für den Prinzen von Preußen, den wir zu Gevatter bitten werden und auch in Erinnerung an die arme Königin Adelheid, wozu wir auch die Herzogin Ida von Weimar zur godmother ausgesucht haben. Meinen Namen besteht die Königin darauf, als Schwanz zu behalten. Ich hoffe, Sie werden die Anordnung billigen. Die Exibition geht ihren Gang fort."

Acht Wochen später, am 28. Juni 1850, wurde das vierte Attentat auf die Königin ausgeführt. Diesmal geschah der feige Angriff durch einen Mann aus guter Familie, namens Pate, welcher fünf Jahre der Armee angehört hatte. Die Königin war bei dem Herzog von Cambridge vorgefahren, welcher ernstlich erkrankt war, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Als sie das Haus verließ, trat ein eleganter Gentleman auf sie zu und versetzte ihr mit einem Stocke einen Streich über das Gesicht. Glücklicherweise wurde derselbe durch den Hut gebrochen; doch trug die Königin eine böse Anschwellung der Stirn davon.

Das Jahr 1850 brachte der Königin noch manchen Kummer. Am schmerzlichsten berührte sie und ihren Gemahl der Tod Robert Peel's und der Königin der Belgier, dieser edlen Frau, für welche die Königin und der Prinz die zärtlichsten Neigungen empfunden hatten. Prinz Albert schrieb am 17. Oktober 1850 hierüber an Stockmar: „Viktoria ist sehr angegriffen. Die Tante war ihre einzige Vertraute und Freundin. Geschlecht, Alter, Bildung, Gemüt, Rang, — alles dies konnte nur bei ihnen beiden sich so gleichkommen, daß daraus ein freies Freundschaftsverhältnis erwachsen ist, und Victoria konnte mit Recht stolz auf die Freundin sein."

So interessant es wäre, die politischen Verhältnisse dieser Zeit in England näher zu beleuchten, die in der vom Papst heraufbeschworenen Kirchenkrisis ihren Höhepunkt erreicht hatten, so wenden wir uns lieber einem Ereignis zu, welches die allgemeinste Teilnahme verdiente, nämlich die erste Weltausstellung von 1851. Sie war der Triumph der unausgesetzten Arbeit des Prinzen Albert, welcher mit den größten Hindernissen und Feindseligkeiten dabei zu kämpfen hatte. Interessant ist ein sich darauf beziehender Brief des Prinzen Albert an die Herzogin-Wittwe von Coburg:

Buckingham-Palace, den 15. April 1851.

„Ich bin indeß grade jetzt mehr tot als lebendig vor Geschäften. Zum Ueberfluß beschäftigen sich die Gegner der Ausstellung damit, alle alten Weiber in Schreck zu setzen und mir auf den Hals zu jagen; jetzt sollen die Fremden hier durchaus eine Revolution anfangen, Victoria und mich ermorden und die rothe Republik in England erklären. Die Pest soll Folge des Zusammenflusses so vieler Menschen werden und die verschlingen, die die Theuerung nicht schon hinweggerafft hat. Für all dies soll ich verantwortlich sein und Schutz garantieren."

Das Projekt wurde auch von mehreren der großen Kontinentalmächte mit Kälte betrachtet, offenbar in der Befürchtung, daß eine Berührung mit englischen Institutionen bei ihren Unterthanen, welche durch die Anziehungskraft einer solchen

Ausstellung sicherlich in großer Anzahl in dieses Land gezogen werden würden, verderbliche Richtungen hervorbringen möchte. In Preußen insbesondere hatte das Cabinet den König durch Befürchtungen vor republikanischen Mördern so zu beunruhigen gewußt, daß er eine Zeit lang dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen verbot, die Einladung der Königin von England, der Eröffnung beizuwohnen, anzunehmen. Dieses Verbot wurde schließlich jedoch zurückgenommen.

Das Tagebuch schildert den Tag der Eröffnung, 1. Mai: „Das große Ereignis hat stattgefunden; es ist ein vollständiger, herrlicher Triumph, ein wunderbarer und ergreifender Anblick, der mich stets mit Stolz für meinen geliebten Albert und für mein Land erfüllen wird. Ja, es ist ein Tag, der mein Herz mit Stolz, Ruhm und Dankbarkeit schwellen macht.

Wir begannen denselben mit den zärtlichsten Begrüßungen zum Geburtstag unseres lieben kleinen Arthur. Beim Frühstück gab es nur Glückwünsche, Mama und Victor*) und alle unsere Kinder und unsere Gäste waren da. Zu unseren bescheidenen Spielzeuggeschenken kamen noch ein schöner kleiner Bronceabguß der Amazone von Kiß von dem Prinzen von Preußen, ein schönes Papiermesser von der Prinzessin von Preußen und eine hübsche kleine Setzuhr von Mama.

Der Park bot ein prachtvolles Schauspiel dar: Menschenmassen wogten in demselben auf und nieder; Wagen und Truppen durchzogen ihn, ganz wie am Krönungstage und ich hatte dieselbe Angst, ja viel größere Angst, und zwar für meinen geliebten Albert.

Alles war voll von Getöse und Aufregung. Um halb zwölf Uhr war der ganze Zug in Staatswagen in Bewegung. Greenpark und Hydepark bildeten eine einzige dichtgedrängte, heitere und begeisterte Menschenmenge. Ich hatte Hydepark noch nie so weit das Auge reicht, einen solchen Anblick darbieten sehen. Es regnete ein wenig, gerade in dem Augenblick, als wir abfuhren, aber noch ehe wir vor dem Krystallpalaste anlangten, schien die Sonne und erglänzte über dem gigantischen Gebäude, von welchem herab die Flaggen aller Nationen wehten. Wir fuhren Rothen-Row hinauf und stiegen vor dem Eingange auf jener Seite aus.

Der Blick auf den Transept durch die eisernen Gitter hindurch, die schwankenden Palmen, die Blumen, Statuen, Tausende von Menschen, welche die Sitze und Galerien rund umher füllten, endlich der Trompetentusch bei unserem Eintritt, machten auf uns einen unvergeßlichen Eindruck, und ich war sehr ergriffen. Wir traten einen Augenblick in ein kleines Seitenzimmer, wo wir unsere Shawls ablegten und wo wir mit Mama und Mary (späteren Prinzessin von Teck) zusammentrafen und vor welchem die übrigen Prinzen standen. Nach wenigen Sekunden setzten wir uns in Bewegung. Albert führte mich und hielt Vicky an der Hand, während Berty die meinige faßte."

*) Prinz Victor von Hohenlohe-Langenburg, Graf Gleichen, der sich später in der britischen Flotte und als Bildhauer ausgezeichnet hat.

Hier folgt eine Beschreibung, welche die Königin mit den Worten schließt: „Gott segne meinen theuren Albert, Gott segne mein theures Land, welches sich heute so groß gezeigt hat.“

Bei dem ganzen Akte der Eröffnung bewunderten alle die ruhige Bescheidenheit des Prinzen, der auf die glänzende Erfüllung eines seit zwei Jahren durchgeführten Gedankens zurücksah.

Alle waren seines Lobes voll, vor allem die Künstler, die nicht genug seine Herzensgüte und die Feinheit seiner Empfindung rühmen konnten, welche ihn bei allen seinen, oft höchst schwierigen und delikaten Beziehungen zu den verschiedenen Künstlern auszeichnete, deren Werke von einer Kommission anzustellen oder zu verwerfen waren.

Wahrlich, die Königin hatte Grund, auf ihren Gemahl stolz zu sein. Trotz der immer größeren Ansprüche, welche das Ausstellungsjahr an seine Aufmerksamkeit machte, fand er stets Zeit, lebhaftes Interesse für Litteratur, Kunst und Wissenschaft zu zeigen, jedes gute Werk zu fördern, Kenntnisse zu erwerben und von neuen Entdeckungen auf wissenschaftlichem und industriellem Gebiet Kenntnis zu nehmen.

Der glänzende Verlauf der 6 Monate währenden Ausstellung ist zu allgemein bekannt, um hier auf denselben einzugehen; aber ein anderes Ereignis möchte ich berühren. Es war die Ankunft Kossuth's in England gegen Ende Oktober. Der begeisterte Empfang, der ihm von dem Volke wurde, welches den berühmten ungarischen Patrioten und Verbannten mit Adressen begrüßte, zeigte, daß, wenn er auch nicht officiell am Hofe erscheinen durfte, nicht nur die entthronten Könige, sondern auch die verbannten Freiheitshelden eine gastliche Zuflucht in England fanden.

Die Lage Europas war im Beginn des Jahres 1852 durchaus nicht friedlich, obgleich die Ausstellung dazu beigetragen hatte, dem humanisierenden Einflusse des Verkehrs der Nationen untereinander die Segnungen des Friedens begreifen zu lehren. England erfreute sich jedoch der Wiederbelebung seines Handels und des fortgesetzten Zuflusses von Gold aus den kurz vorher entdeckten Goldfeldern Australiens.

Die Königsfamilie vermehrte sich um einen Prinzen, als am 7. April 1853 die Königin ein Söhnchen gebar.

Im selben Jahr begann die orientalische Frage die europäischen Mächte zu beschäftigen, zog England in Mitleidenschaft und zwang zu Rüstungen und Erhöhung des Militäretats. Die englische Flotte mußte abgesandt werden, um die Türken gegen Rußland zu schützen und die Neutralität zu wahren.

Indes wurden im Parlamente heftige Debatten geführt und Prinz Albert wurde zum Bedauern der Königin der Gegenstand leidenschaftlicher Angriffe und Verdächtigungen als agitiere er in der Eigenschaft des Geheimsecretärs der Königin gegen Englands Interessen. Der geistvolle Prinz Albert sprach sich gegen Stockmar über die gegen ihn ausgestreuten Verleumdungen aus; wir ersehen aus diesem

Briefe, wie schwierig die Stellung des Gemahls der Königin als Fremder war. Er schreibt: „Was nun die Verleumdungen betrifft, so sehe ich auch diese als Feuerprobe an. Alles und jedes Geschwätz und Geklatsch der letzten 14 Jahre ist bei dieser Gelegenheit an's Licht gezogen worden. Wer etwas Uebles von mir hat sagen und vermuten können, hat sein Scherflein getreulich beigebracht zur Verbrennung des Ketzers und ich darf mit Stolz sagen, daß auch nicht das kleinste Titelchen eines Vorwurfs in Wahrheit gegen mich gebraucht werden konnte."

Die Königin nahm sich die gegen ihren Gemahl geschleuderten Angriffe sehr zu Herzen und sah auch mit Bedauern, daß die orientalische Frage immer mehr in's Rollen kam und der russisch-türkische Krieg unvermeidlich schien. In beiden Häusern des Parlaments erfolgten durch Lord John Russel eine glänzende Widerlegung aller gegen Prinz Albert ausgestreuten Verleumdungen und es bedurfte nur dieser offnen Darlegung um zu zeigen, wie künstlich sie aufgebauscht und wie wenig sie Wurzel gefaßt hatten.

Eine größere Sorge bereitete der nahe bevorstehende große Krieg, der dadurch erklärt wurde, daß der russische Gesandte am 7. Februar 1854 London verließ und an demselben Tage der Gesandte Englands aus St. Petersburg zurückberufen worden war. Die formelle Kriegserklärung erfolgte, nachdem Rußland die Räumung der Fürstentümer verweigert hatte.

Unterhandlungen Englands und Frankreichs mit Rußland zerschlugen sich und so begann der furchtbare Krieg, zu welchem die englische Flotte unter dem Commando von Sir Charles Napier am 10. März 1854 sich einschiffte.

Aus einem Briefwechsel des Prinzen Albert mit seinem Freunde Stockmar ersehen wir, daß er das Benehmen des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. für Deutschland für höchst gefährlich hielt, indem die Russenfreundlichkeit desselben ihn verhinderte, sich an die Westmächte anzuschließen; ja, daß er selbst ein Bündnis mit Rußland geschlossen haben würde, wenn nicht Minister Manteuffel mit aller Entschiedenheit sich dem widersetzt hätte. Der König von Preußen wandte sich auch direkt an die Königin, um sie zu veranlassen, Friedensunterhandlungen mit Rußland anzuknüpfen, was diese jedoch in einer Antwort entschieden zurückwies. In diesem Briefe kommt die merkwürdige Stelle vor: „Wenn mir nun Eure Majestät anzeigen, daß Sie jetzt in voller Neutralität verharren wollen und sich dabei auf ihr Volk berufen, welches mit gesundem Menschenverstand ausrufe: Die Gewaltthat ist nur am Türken verübt worden, der Türke habe gute Freunde in Fülle und der Kaiser hat uns nichts zu Leide gethan — so verstehe ich Sie nicht. Wohl würde ich diese Sprache verstehen, hörte ich sie von den Königen von Hannover oder Sachsen. Ich habe bis jetzt Preußen als eine der fünf Großmächte angesehen, welche seit dem Frieden von 1815 Garantien der Verträge, Wächter der Civilisation, Verteidiger des Rechtes und endliche Schiedsrichter der Völker waren und habe für mein Teil den göttlichen Beruf dieses heiligen Amtes erfüllt, ohne dabei die schweren und mit Gefahr verknüpften Verpflichtungen zu verkennen, welche er auferlegt. Abdicieren Sie, verehrter Herr Bruder, diesen

Verpflichtungen, so haben Sie auch für Preußen jener Stellung abdiciert. Und sollte ein solches Beispiel Nachahmung finden, so ist die europäische Civilisation dem Spiele der Winde preisgegeben. Das Recht findet keinen Verfechter, der Bedrückte keinen Schiedsrichter mehr."

Inzwischen waren aller Augen nach der Donau gerichtet, wo der Widerstand der Türken gegen die überlegenen russischen Streitkräfte allgemeine Ueberraschung und Bewunderung erregt hatte.

Die Gesamtanstrengungen der russischen Generäle hatten sich auf die Belagerung von Silistria concentriert und grade, als man die Kunde von dem Falle dieser Festung als selbstverständlich voraussetzte, trafen Nachrichten von dem wiederholten Zurückwerfen der Belagerer ein. Noch ehe die vereinigten Flotten zu Hülfe kommen konnten, wurde Silistria frei und die Russen erlitten eine furchtbare Niederlage bei Giurgewo am 7. Juli, wonach sie ihre Streitkräfte über den Prutt zurückzogen, während die Österreicher die Wallachei besetzten.

Indes hatte England beschlossen, die Festung Sebastopol und die russische Flotte anzugreifen. Angesichts der Vereinigung Englands und Frankreichs zu einer solchen Unternehmung sprach Napoleon, der durch den Staatsstreich von 1852 Kaiser der Franzosen geworden war, den Wunsch aus, mit dem englischen Hofe in persönliche Beziehungen zu treten. Er hatte während des Sommers ein Lager von 100,000 Mann zwischen Boulogne und St. Aumer errichtet und lud den Gemahl der Königin ein, dasselbe zu besichtigen. Prinz Albert folgte dieser Einladung im September 1854. Täglich schrieb er von Boulogne und St. Aumer aus an die Königin und verfaßte nach seiner Rückkehr ein Memorandum, welches ein authentisches historisches Dokument in der Schilderung des Charakters Napoleons*) ist. Aus diesem Dokument erfahren wir auch auf die Frage Napoleons, ob die Königin im Rate der englischen Regierung den Vorsitz führe ob sie alle Depeschen sehe u. s. w., folgende sehr interessante Antwort, welche uns zugleich ein Bild der englischen Regierung giebt. „Ich sagte ihm, daß die Königin in Person den Vorsitz im geheimen Rathe führe, in welchem jedoch nur Dinge, die schon im Voraus festgestellt seien, ohne Diskussion beschlossen würden, und daß das Cabinet allein zusammentrete und diskutiere, daß die Königin aber durch den Premierminister von dem Zweck ihrer Zusammenkünfte und dem Ereignisse ihrer Beratungen unterrichtet werde".

Am 15. September ging der Hof nach Balmoral, wo ein neues Wohnhaus unter Dach gebracht war. Am selben Tage erhielt die Königin die Nachricht von der am 7. September erfolgten Abfahrt der verbündeten Flotte nach der Krim. Am 21. meldete ein Telegramm, daß 25,000 Engländer, 25,000 Franzosen und 8000 Türken, ohne auf Widerstand zu stoßen, in Eupatoria gelandet seien.

Am 11. Oktober verließ die königliche Familie Schottland, wo sie die Besuche des Baron v. Stockmar und des Minister Aberdeen empfangen hatten. Inzwischen

*) S. das Leben des Prinzen Albert v. Theodor Martin Bd. 3 S. 113.

waren nach dem glänzenden und entscheidenden Sieg an der Almar die Unterhandlungen mit Oesterreich in Betreff einer gemeinsamen Aktion abermals durch die Erklärung Preußens vereitelt, daß, wenn Oesterreich gegen Rußland ins Feld rücken sollte, Preußen sich als der Bedingungen des Defensiv- und Offensiv-Bündnisses, welches zwischen ihm und Oesterreich bestand, ledig betrachten würde. Als dies bekannt wurde, entstand sowohl in England als in Frankreich eine so große Entrüstung gegen Preußen, daß Prinz Albert es für angemessen hielt, die Aufmerksamkeit des Prinzen von Preußen in einem Briefe auf die ernste Entfremdung zwischen den verschiedenen Ländern zu lenken, welche sich aus Preußens Beharren aus dieser Politik voraussichtlich ergeben würde. — Ende Oktober erfolgte die blutige Schlacht von Balaklawa, in welcher die Engländer furchtbare Verluste erlitten hatten. Die Belagerung von Sebastopol schritt bei der ungünstigen Jahreszeit und bei der massenhaften Zuführung der russischen Armee nur langsam vorwärts. Wie barbarisch der russisch-türkische Krieg geführt wurde, geht aus einem Briefe der Königin an König Leopold hervor: „28. November 1854, Windsor Castle. Seit ich Dir zuletzt geschrieben, haben wir alle Einzelheiten der blutigen aber ruhmvollen Aktion bei Inkermann erfahren. 60,000 Russen von 8000 Engländern und 6000 Franzosen besiegt; das ist fast ein Wunder. Die Russen verloren 15,000 Mann. Sie benahmen sich höchst barbarisch; viele von unseren armen Offizieren, die nur leicht verwundet waren, wurden in unmenschlicher Weise auf dem Schlachtfelde selbst niedergemacht. Mehrere von ihnen lebten noch lange genug, um darüber auszusagen".

Nachdem die Königin nun mehrere Beispiele der an Hülflosen und Verwundeten begangenen Unmenschlichkeiten geschildert hat, schließt sie damit: Die von den Russen an den Verwundeten begangenen Scheußlichkeiten sind zu furchtbar, als daß man sie glauben könnte. General Bentinck, den wir am 29. sahen, sagt, daß es eine abscheuliche Art der Kriegsführung sei, da man mit Leuten zu thun habe, die sich wie Wilde benehmen".

Ende November wütete an der Küste der Krim ein furchtbarer Orkan. Die Elemente schienen mitzuwirken, um die großen Schwierigkeiten, mit welchen die Belagerungsarmeen zu kämpfen hatten, zu vermehren. Die traurigen Entbehrungen der Armee, der strenge Winter und die nun auftretenden Krankheiten versetzten die Königin und den Prinzen in die schwerste Sorge. Prinz Albert beklagt im Verlaufe dieses schrecklichen Krieges mehrfach die mangelhaften Einrichtungen der Armee und dringt auf Abhülfe dieser Mängel.

Inmitten des Dranges politischer Sorgen in Betreff der inneren und äußeren Angelegenheiten (es war auch mehrfacher Wechsel des Ministeriums eingetreten) fand Prinz Albert noch Zeit, an die ihm sympathischen Künste des Friedens zu denken. Durch den Ankauf der Bernal-Collektion legte er den Grund zu dem großen Kunst- und Gewerbe-Museum in South Kensington, welches jetzt eines der bedeutendsten in ganz Europa ist.

Der plötzliche Tot des russischen Zaren Nikolaus am 2. März 1855 durch

einen Lungenschlag in Folge einer Grippe zeigte, daß der unbezwingliche Wille, um dessen Niederwerfung tausende von Opfern gefallen, von einer höheren Macht vernichtet war!

Der Besuch des Kaisers Napoleon und seiner Gemahlin im April 1855 war ein Ereignis, welches Königin Victoria in ihrem Tagebuch mit folgenden Worten schildert: „Ich kann nicht sagen, was für unbeschreibliche Gefühle mich durchwogten, — wie sehr mir alles wie ein wunderbarer Traum erschien. Diese großen Zusammenkünfte von Fürsten mit ihrem Zubehör haben immer etwas sehr Aufregendes. Ich trat vor, umarmte den Kaiser und küßte ihn zum Willkommen auf beide Wangen, nachdem er mir zuvor die Hand geküßt hatte. Dann küßte ich die sehr liebliche, graziöse und offenbar sehr befangene Kaiserin. Wir stellten die Prinzen und unsere Kinder vor (von denen Vicky mit sehr ängstlichen Augen sehr tiefe Knixe machte). Der Kaiser küßte Berty, und dann stiegen wir die Treppe hinauf. Albert führte die Kaiserin, die es in der verbindlichsten Weise ablehnte, voranzugehen, es aber endlich mit anmutigem Widerstreben doch that; der Kaiser führte mich, sprach seine große Befriedigung darüber aus, daß er hier sei und mich sehe, und bewunderte Windsor. Über Kaiserin Eugenie schreibt die Königin: „Sie ist voll Mut und Leben und doch so sanft, so voll Unschuld und enjouement, so daß das Ensemble der Persönlichkeit höchst reizend ist. Bei aller ihrer großen Lebhaftigkeit hat sie die zierlichsten und bescheidensten Manieren“. An einer anderen Stelle des Tagebuches erzählt die Königin, sie habe im Waterloo-room mit dem Kaiser auf dem Balle die Quadrille getanzt, und sie fügt hinzu: „Wie sonderbar, zu denken, daß ich, die Enkelin Georgs III. mit dem Kaiser Napoleon, dem Neffen des großen Feindes Englands, jetzt meinem nächsten und vertrautesten Verbündeten, im Waterloo-room tanze, und daß dieser Verbündete noch vor sechs Jahren als armer unbeachteter Verbannter in diesem Lande lebte“. Noch sonderbarer muß dieses Ereignis dem Kaiser Napoleon selbst erschienen sein, welcher der Königin erzählte, er sei am 10. April 1848 Specialkonstabler in London gewesen. Kaiser Napoleon und seine Gemahlin wurden auch von der Korporation in London mit einem Empfange in der City geehrt und während ihres ganzen Aufenthaltes begleitete sie die Begeisterung der Volksmenge.

Während seiner Anwesenheit wurde in Gegenwart der Königin ein Kriegsrat abgehalten, bei dem außer dem Kaiser und dem Prinzen Albert, Marschall Vaillant, die Lords Palmerston, Clarendon, Panmure zugegen waren.

Im Tagebuch der Königin heißt es: „Die Gelegenheit und die Personen waren gleich bemerkenswert; es war eine der interessantesten Scenen, denen ich je beigewohnt habe. Ich möchte um keinen Preis nicht dabei gewesen sein.“

Am 21. April war der Tag der Abreise. Der Besuch, dessen Zweck es eigentlich war, zu erwägen, ob Kaiser Napoleon sich selbst auf den Kriegsschauplatz begeben solle, war zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen. Interessant sind folgende deutsche Zeilen, welche Kaiser Napoleon dem Prinzen von Wales vor seiner Abreise in's Autographenbuch geschrieben und die er selbst gedichtet hatte:

„Jüngling mit der reinen Seele,
Mit der Unschuld freiem Gefühl
Prüf' und wähle!
Aber Lob' sei nie Dein Ziel!
Ob Dir Beifall jauchzt die Menge,
Ob sie lästert, wanke nicht,
Trüglich oft sind Preisgesänge,
Doch der Wahrheit Pfad ist enge,
Zwischen Klüften geht die Pflicht."

Die unmittelbare Wirkung des dem Kaiser in England zu Teil gewordenen herzlichen Empfanges war eine Vermehrung seiner Popularität in Frankreich.

Indes wurde der Krieg mit Erbitterung fortgesetzt, nachdem eine Verständigung mit Rußland nicht erzielt werden konnte. Schrecklich waren die Verluste, die Zerstörung und das Elend, welche der Krimkrieg in beiden Lagern bereits gebracht hatte; wenige Tage vor dem Tode des Kaisers Nikolaus wurde eine authentische Angabe gemacht, daß der Gesammtverlust der russischen Armee 240000 Mann betrage.

Im August desselben Jahres erwiderte die Königin mit ihrem Gemahl und ihren beiden Kindern den Besuch des französischen Kaiserpaares in Paris, wo sie bis Ende August verblieben und von wo sie sich nach kurzem Aufenthalt in Osborn, wo die andern Kinder am Scharlach krank lagen, nach Balmoral in's schottische Hochland begaben. Hier erhielten sie am 9. September ein Telegramm mit der guten Nachricht: „Sebastopol ist in den Händen der Verbündeten." Man kann sich vorstellen, welcher Jubel dieser Nachricht folgte.

Während der großen Krisis, welche jetzt während des Krieges eingetreten war, bereitete sich ein häusliches Ereignis vor, welches die Königin und den Prinzen tief und freudig bewegte. Am 13. September war Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen in Balmoral angelangt, welcher um die Hand der Prinzeß Royal Victoria anhielt.*) Obgleich die Werbung angenommen wurde, sollte Prinzeß Victoria erst nach ihrem 17. Geburtstag um ihre Einwilligung befragt werden; allein die jungen Leute brachten die Entscheidung sofort herbei, indem der Prinz auf einem Spaziergang mit Prinzeß Victoria ihr einen Zweig weißer Heidelblumen pflückte und dabei zu ihr von seinen Hoffnungen und Wünschen sprach, worauf sie sich ihre gegenseitige Neigung gestanden und sich mit einander verlobten. Obgleich das Ereignis noch geheim gehalten werden sollte, wurde es schnell bekannt und von der Presse, besonders von der Times auf das rücksichtsloseste verurteilt, da die Stimmung gegen Preußen, in Folge seines Verhaltens im Krimkriege eine sehr feindselige war. Der Krieg ging übrigens seinem Ende entgegen, und im Februar des Jahres 1856 traf Lord Clarendon in Paris ein, um mit dem Kaiser der Franzosen die Friedensunterhandlungen einzuleiten und über die weitere Stellung

*) Vergleiche die spätere Biographie der Kaiserin Friedrich in diesem Buche.

der Allianz zu beraten. Der König von Preußen hätte gern an dieser Pariser Conferenz teilgenommen, doch wurde dies auf's Entschiedenste abgelehnt. Erst als Rußland in den Friedensvertrag gewilligt, wurden auch die preußischen Bevollmächtigten zu der Conferenz zugezogen. Im April 1856 schickte die Königin einen Brief an den Kaiser der Franzosen, in welchem sie ihm ihre Glückwünsche zum Frieden aussprach, „der wenige Tage nach dem glücklichen Ereignisse abgeschlossen ist, welches Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Obgleich ich mit der Mehrheit meines Volkes in der Ansicht übereinstimme, daß dieser Friede vielleicht ein wenig vorzeitig sei, fühle ich mich doch verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich den Frieden mit seinen ganzen Bestimmungen durchaus billige, als ein Opfer, welches wir in diesem gerechten Kriege gemeinschaftlich gebracht haben, kein unwürdiges, und so weit möglich, eine Gewähr für die Stabilität und das Gleichgewicht Europas bietendes Ergebnis!"

Als im Juli die Truppen aus der Krim zurückkehrten, fuhr die Königin ihnen entgegen, erhob sich in ihrem Wagen und hielt eine Ansprache, in der sie den herzlichsten Willkommengruß ihnen bot. Im Herbst aber lud sie Miß Florence Nightingale nach Balmoral, die sich so aufopfernd in freiwilliger von ihr selbst organisierter Krankenpflege während des Krimkrieges gezeigt hatte.*)

Auch vorher war sie der Königin und dem Prinzen vorgestellt worden. „Sie legte uns," sagte der kurze Vermerk des Prinzen hierüber in seinem Tagebuch, „alle Mängel unseres gegenwärtigen militärischen Hospital-Dienstes und die nötigen Reformen vor. Sie gefällt uns sehr und ist sehr bescheiden. Bei ihrem 14 Tage späteren Besuche in Balmoral erzählte sie von den Gräueln des Krieges und den merkwürdigen Erfahrungen, die sie im Orient gemacht hatte."

Auch in den folgenden Jahren kam es zu keinem politischen Behagen. Rußland weigerte sich, den Pariser Vertrag in den streitigen Punkten auszuführen. Es schmeichelte Sardinien, um es einst gegen Oesterreich als Racheinstrument zu gebrauchen. Der Zustand der italienischen Halbinsel war nichts weniger als befriedigend. Unbelehrt durch die Vergangenheit, waren die dortigen Regierungen zu dem Verwaltungssystem zurückgekehrt, welches die Revolutionen von 1848 hervorgerufen hatte. So bahnten sie rasch den Weg für künftige Erschütterungen. Dieser Zustand der Dinge konnte, weil er Mittel- und Norditalien berührte, England nicht gleichgültig sein, da es den Frieden Europas gefährdete, insofern eine so rationelle Bewegung kaum verfehlen konnte, Sardinien, Oesterreich und Frankreich in Collision zu bringen. England hatte Neapel wiederholt Vorstellungen gemacht über die Verletzungen von Humanität und Gerechtigkeit, welche in der Verhaftung und Behandlung politischer und anderer Gefangener liege und über andere Mißbräuche seines Verwaltungssystems, welche, abgesehen davon, daß sie an und für sich schimpflich seien, fortwährend Veranlassungen zu Streitigkeiten gäben, welche die Unterthanen und Interessen sowohl Englands als

*) Siehe die spätere Biographie der Florence Nightingale in diesem Werk.

Frankreichs berührten. Diese Vorstellungen erwiesen sich als fruchtlos und wurden trotzig zurückgewiesen, worauf die Regierungen von England und Frankreich ihre Gesandtschaften aus Neapel zurückzogen, um ihrer Mißbilligung des Systems in Sardinien stärksten Ausdruck zu geben.

Im Jahre 1856 wurde Königin Victoria durch den Tod ihres Halbbruders, des Fürsten von Leiningen, tief betroffen.

In einem Briefe an den König Leopold schrieb sie: „Ich empfinde meinen Verlust sehr schmerzlich. Eine tiefe, tiefe Traurigkeit überkommt mich, grade, wenn ich vielleicht am glücklichsten und heitersten scheine. Wir drei liebten einander besonders zärtlich und empfanden so wenig, wie wir je daran dachten, daß wir nicht wirkliche Geschwister seien. Wir kannten von unseren Eltern nur unsere Mutter, so waren wir sehr eng verbunden und so wuchs ich auf. Der Altersunterschied verschwand völlig . . . Gottes Wille geschehe.“

Am 15. April 1857 wurde das jüngste Kind der Königin von England geboren, das die Namen erhielt: Beatrice, Mary, Victoria, Feodora, und am 25. Januar, dem Beginn des Jahres 1858, fand die Vermählung der Prinzeß Royal Victoria mit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen statt, ein Fest, an welchem ganz England teilnahm und das ich später in der Biographie der Kaiserin Friedrich schildere.

Nicht ohne Besorgnis sahen die königlichen Eltern ihre Tochter aus der Heimat und dem traulichen Familienleben scheiden. Sie wußten wohl, daß die Prinzessin sich schwer in die strengeren Formen des preußischen Hofes würde fügen können und sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß sie in ihrem neuen Vaterlande stets als Fremde würde betrachtet werden. Daher wurde die Geburt des ersten Kindes der Prinzessin Victoria am 27. Januar 1859 nicht nur in Deutschland, sondern auch in England mit Jubel begrüßt.

Die Königin von England hatte für den jungen Prinzen eine Wiege gesandt, aber sie und ihr Gemahl mußten es sich versagen, den ersten Enkelsohn zu begrüßen und der allzufrühe und überraschende Tod des Prinzen Albert beraubte Prinzessin Victoria der Freude, den zärtlich geliebten Vater in ihrer jungen Häuslichkeit zu sehen.

Ja, diese so überaus glückliche Ehe der Königin Victoria wurde von einem grausamen Geschick durch den Tod des heißgeliebten Gemahls am 14. Dezember 1861 gelöst. Die unmittelbare Ursache der tötlichen Krankheit begann am 22. November mit einer Erkältung, die er sich bei Gelegenheit einer Besichtigung des Shaff College und der königlichen Militärakademie zugezogen hatte. Im furchtbarsten Regen kam er nach Windsor zurück und klagte über rheumatische Schmerzen, machte jedoch noch am 24. November einen Spaziergang, der ihm sehr schlecht bekam. Ein schleichendes gastrisches Fieber fesselte ihn fortan an's Krankenlager.

Prinzeß Alice*), welche sich wenige Monate vorher mit Prinz Ludwig von

*) Siehe d. Biographie d. Prinzessin Alice von Hessen später in diesem Werk.

Hessen und bei Rhein verlobt hatte, pflegte mit der tiefgebeugten Mutter den heißgeliebten Vater.

Königin Victoria ahnte nicht die nahe Todesgefahr; dennoch schrieb sie verzweifelt: „Welch' schreckliche Prüfung, so lange meines Führers beraubt zu sein, meiner Stütze, meines All's. Mein Herz ist nahe daran zu brechen, aber ich muß mich aufrichten, muß mich erinnern, wie viele Menschen das Fieber haben und genesen!"

Doch für den Prinzen gab es keine Hoffnung. Mattigkeit, Schmerzen und Schlaflosigkeit nahmen zu; es kamen schreckliche Tage für die Königin und ihre ganze Umgebung. Der Prinz aber bewahrte seinen Gleichmut in seiner Krankheit und bei der Aussicht des nahen Todes, trotz seiner Liebe zum Leben, zur schöpferischen Arbeit und zu seiner Familie. So äußerte er einmal zur Königin: „Ich hänge nicht am Leben, Du aber thust es, ich lege keinen Wert darauf. Wenn ich wüßte, daß die, welche ich liebe, gut versorgt sind, würde ich bereit sein, morgen zu sterben".

Prinz Albert glaubte an Unsterblichkeit. In seinen Augen war der Tod nur die Pforte zum künftigen Dasein, in welchem er hoffte auf eine Fortsetzung für alles, was geistig an ihm war, in Verbindung mit denen, die er liebte.

Am 8. Dezember, einem sehr schönen Wintertage, sprach der Prinz den Wunsch aus, in der Entfernung einen Choral zu hören; sofort spielte Prinzeß Alice im Nebenzimmer: „Eine feste Burg ist unser Gott".

Der letzte Tag, der 14. Dezember, brach an. Die Königin trat um 7 Uhr früh ins Krankenzimmer, die Lichter waren im Verlöschen, die Aerzte sahen bestürzt aus.

Prinz Albert lag mit verklärtem Antlitz der aufgehenden Sonne zugewandt, seine Augen ungewöhnlich klar, vor sich blickend, wie nach einem unsichtbaren Gegenstande. Die Stunden schwanden in Furcht und Hoffnung; die Königin trat auf die Terrasse, um ihrer Bewegung Herrin zu werden. Der Morgen war hell und mild; die Militärmusik spielte in einiger Entfernung. Als die Königin wieder zu dem Kranken trat, blieb sie nicht blind für die Zeichen des nahen Todes. Dieser trat jedoch erst gegen Abend ein. Die Königin hatte sich einen Augenblick in das angrenzende Zimmer zurückgezogen, um ihrem Kummer freien Lauf zu lassen; doch Prinzeß Alice kam schnell, sie zu rufen, da sie eine merkliche Veränderung an dem Vater wahrgenommen hatte. Vereint traten sie an sein Bett. Die Königin erfaßte seine linke Hand, die schon ganz kalt war und kniete an seiner Seite nieder; mit ihr Prinzessin Alice, Prinz von Wales und Prinzessin Helen. In dem feierlichen Schweigen dieses Sterbezimmers lag eine Trauer, wie Worte sie nicht auszudrücken, Thränen sie nicht zu bezeichnen vermögen. Ein helles Licht, das die Welt gesegnet, war im Verlöschen. Ruhig und friedlich lag Prinz Albert. Seine Züge verklärten sich immer mehr zu heiterer Ruhe, noch einige lange Atemzüge, und die große Seele war ausgehaucht; sie war hinübergeschlummert in das unbekannte Land der Seligen.

3*

Erst nach dem Tode des Prinzen Albert erfuhr die Welt, welch seelenvollen Einfluß er geübt, indem er die Entschlüsse und Denkweise seiner hohen Gemahlin geleitet hatte.

Seitdem die Königin Victoria den heißgeliebten Gemahl verlor, hat sie ihm in Abgeschlossenheit untröstliche Wittwentrauer geweiht. Sie blieb das Muster einer Frau und Mutter, wie das einer constitutionellen Königin. Wohl steht ihr als solche in der Theorie nicht der geringste Einfluß auf Politik zu und die Minister leiten die Regierung; allein dennoch sind Züge bekannt, in denen ihr Einschreiten rechtzeitig revolutionäre Erhebungen durch gerechtes Entgegenkommen verhinderte, wie z. B. 1867, als das Volk das Versammlungsrecht im Hydepark erstrebte. Niemals hörte man von ihrem Hofe, daß daselbst Höflingswirtschaft und Kamarilla geherrscht haben.

Im Juli 1862 wurde die Vermählung der Prinzeß Alice mit dem Prinzen Ludwig von Hessen in aller Stille zu Osborne gefeiert. Sowohl mit dieser geliebten Tochter, als mit der Kronprinzessin von Preußen, Victoria, blieb die Königin in ununterbrochenem innigen Briefwechsel.

Am 21. August 1862 legte Königin Victoria den Grundstein zu einem Denkmal für Prinz Albert in Craig Loverigan. In ihrem Tagebuch beschreibt die Königin ihre Fahrt dorthin mit ihren Kindern, von denen der Prinz von Wales, die Prinzessinnen Helen und Louise und die Prinzen Arthur und Leopold zu Pferde sie begleiteten. „Hier auf der Spitze des Berges fand die Grundlegung des Steinhügels von 40 Fuß im Umfange, zum Andenken an meinen teuren Albert statt, — man wird ihn vom ganzen Thale aus sehen. Ich und meine armen sechs Waisen legten Steine darauf nieder; rings um den Hügel sollen Steine gelegt werden, die unsere Namenszüge, sowie die der drei Abwesenden tragen. Ich war sehr erschüttert und nervös erregt."

Das Denkmal, ein Obelisk, erhielt folgende Inschrift:

„Dem teuren Andenken von Albert, dem großen und guten Prinz-Gemahl, errichtet von seiner tiefgebeugten Wittwe Victoria, R. am 21. August 1862.

Frühe vollendet, hat er viele Jahre erreicht,
Denn seine Seele war Gott wohlgefällig.
Drum eilte er, ihn aus der Mitte der Laster hinwegzunehmen.

Im Oktober 1863 erhielt die Königin den Besuch ihrer Tochter, der Kronprinzessin von Preußen, deren Gemahl und deren Kindern, sowie der Prinzessin Alice mit ihrem Gemahl. Bei dieser Gelegenheit bedrohte ein ernster Unfall das Leben der königlichen Familie, indem in der Dunkelheit an einer gefährlichen felsigen Stelle der Wagen umschlug. Die Königin war mit dem Antlitz sehr hart auf den Boden gefallen. Ihr Gesicht war stark zerschlagen und geschwollen. Während der Anwesenheit ihrer Kinder wurde eine Statue des Prinzen Albert in Aberdeen enthüllt. Indes vermochte nichts die Königin ihrer tiefen Melancholie zu entreißen. So machte sie 1865 einen Ausflug nach Invermarck, um einen Brunnen aufzusuchen, welcher die Inschrift erhalten hatte: „Königin Victoria

und der Prinz-Gemahl besuchten diesen Brunnen und tranken von seinem erfrischenden Wasser am 20. September 1861, dem Jahr der großen Trauer Ihrer Majestät".

Lord Dalhusi hatte einen neuen Brunnen zur Erinnerung an jene Gelegenheit erbaut. „Es war wie eine Pilgerfahrt", schreibt die Königin. „Zwar hatte ich ein geliebtes Kind bei mir (Prinzeß Helen), aber jene Lieben waren beide fern (Prinz Albert und ihre Mutter), ihre Stütze war mir genommen für immer, das war so entsetzlich".

Die erste öffentliche Handlung, welche Königin Victoria nach dem Tode ihres Gemahls vollzog, war die Eröffnung der Wasserwerke zu Aberdeen. Der Feier wohnten ihr Schwiegersohn, Prinz Christian von Schleswig-Holstein, Gemahl der Prinzessin Helen, diese selbst und ihre Kinder Louise und Arthur bei. (Diese Wasserwerke sind von bedeutender Stärke: sie führten der Stadt täglich 6,000,000 Gallonen Wasser zu, welches aus dem Fluß Dee geleitet wird. Das Bedeutendste an diesem Werk ist der 700 Yards lange Aquadukt, der durch den Berg von Cairton gebohrt ist und aus sehr festem Felsen von besonders harter Sorte besteht. Am Ende dieses Tunnels befindet sich bei Inverkannie, wo die Feierlichkeit stattfand, das große Reservoir, welches 15,000,000 Gallonen Wasser faßt. An diesem Werke wurde 1½ Jahr gearbeitet.)

Königin Victoria schildert in einem Tagebuch, welches die Jahre 1862—1882 umfaßt*), ihr zurückgezogenes Leben in den schottischen Hochlanden, deren gewaltige Natur ihrer trüben Stimmung zusagte und wo sie sich ihren Erinnerungen und den noch in ihrer Umgebung weilenden Kindern widmete. Nur wenn es ihre Stellung als Königin erforderte, bei öffentlichen Akten in London oder anderen Orten zu repräsentieren, that sie dies mit sichtbarer Ueberwindung. Dagegen entfaltete sich ihr Gemütsleben immer reicher im schriftlichen Verkehr mit ihren Kindern, von denen Prinz Wales im März 1863 sich mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark vermählte, Prinzeß Helen im Juli 1866 mit Prinz Christian von Schleswig-Holstein und Prinzessin Louise Marquis von Lorne heiratete, deren Verlobung im Oktober 1870 von der Königin in rührend einfacher Weise geschildert wird. „Die Familie hatte einen Spaziergang gemacht und als Prinzeß Luise etwas später als die Mutter heimgekehrt war, teilte sie derselben mit, daß er ihr von seiner Ergebenheit gesprochen und um ihre Hand gebeten hätte. Sie habe auch seinen Antrag angenommen. „Obgleich," so schreibt die Königin, „mir dies Ereignis nicht unvorbereitet kam, und der Gedanke, sie zu verlieren, mir schmerzlich genug war, so gab ich meine Einwilligung und konnte nur beten, daß sie glücklich würden."

Der furchtbarste Gram traf das Mutterherz der Königin durch das tragische Geschick ihrer geliebten Tochter, der Großherzogin Alice von Hessen. Es war im Dezember 1878, als die Diphtheritis ihren verheerenden Einzug in die groß-

*) Ins Deutsche übertragen von Gräfin Euphemia von Ballestrem.

herzogliche Familie von Hessen-Darmstadt gehalten hatte. Der Großherzog und die Kinder waren davon ergriffen worden. Mit aufopfernder Liebe und Selbstverleugnung hatte die Großherzogin Alice den kranken Gemahl und die vier Kinder gepflegt; doch weder zärtlich sich hingebende Mutterliebe, noch die Kunst der Aerzte vermochte das jüngste Kind zu retten. Wirkte dieser Tod schon erschütternd auf alle Gemüter, so ergriff Entsetzen die unglückliche Mutter, als sie die Kunde erhielt, daß auch die edle Tochter, Großherzogin Alice, der tückischen Krankheit erlegen war. — Noch blutete diese Wunde, als sie im Frühling 1879 die Schmerzensnachricht von dem Tode ihres Enkels, des Prinzen Waldemar, Sohn des deutschen Kronprinzenpaares, vernahm, der gleichfalls ein Opfer der Diphtheritis geworden war.

Mit dem deutschen Kaiserhause wurde Königin Victoria von Neuem aufs innigste verbunden durch die Vermählung ihres Sohnes Arthur, Herzog von Connought, mit Louise Margarethe, der Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, im September 1879 und durch die Heirat ihres Enkels, des Prinzen Wilhelm mit Augusta Victoria, Prinzessin von Schleswig-Holstein, im Jahre 1881. Auch die jüngsten beiden Kinder schlossen Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern. Leopold, Herzog von Albany, vermählte sich im April 1882 mit Prinzessin Helene von Waldeck, deren Glück jedoch von kurzer Dauer war, da sie im März 1884 in Cannes starb, und Beatrice, vermählt seit 1885 mit dem Fürsten von Battenberg.

Seit Prinz Alberts Tode war es wohl für die Königin von England die erhebenste Feier ihres leidvollen Lebens, als am 20. Juni 1887 ihr 50jähriges Regierungsjubiläum nicht nur von der englischen Nation, sondern von der ganzen gebildeten Welt als eines der seltensten Feste gefeiert wurde.

In der Geschichte Englands wird die lange Regierungszeit der Königin Victoria nach allen Richtungen epochemachend bleiben. Auf politischem, socialem und religiösem Gebiete, auf dem Felde der Volkswirtschaft, der Finanzen, des Handels wie der Industrie, in der exakten Wissenschaft, in der Kunst, in der Litteratur und in der Musik waren unendliche Fortschritte gemacht. Während ihrer Regierungszeit vollzog sich der Uebergang Alt-Englands zu einem Weltreich, der Uebergang des barokken, abgeschlossenen starken Inselvolkes zu einer internationalen Macht, deren Scepter bis zum Ganges reicht. Hart an den Abgrund des Ruines war das englische Reich damals gekommen, als die Sepoys in Indien im fanatischen Aufstande sich erhoben hatten, um das Joch der englischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Niemals glänzte die englische Entschlossenheit, niemals strahlte britischer Mut heller, als in jenen Kampfestagen; Indien blieb für England erhalten, und die Besitzung der dortigen Handelsgesellschaft kam als kostbares Juwel unter die direkte englische Herrschaft. Zwanzig Jahre später war es, als Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield im Jahre 1876 die Erhebung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien durchgesetzt hatte. Diesem merkwürdigen Manne verdankt England und seine Königin unendlich

viel. Er, der Sohn Isaac Disraelis, eines nach England eingewanderten Kaufmanns,*) hatte sich zu einem der hervorragendsten englischen Schriftsteller und Staatsmänner aufgeschwungen. Königin Victoria wußte die Größe dieses Mannes wohl zu würdigen. Nachdem sie ihn zwei Jahre als Kanzler der Schatzkammer ernannt hatte, wurde er 1868 an Graf Derby's Stelle für kurze Zeit Premierminister, als solcher jedoch erlag er seinen zahlreichen Gegnern, bis er 1871 wieder die machtvolle Stellung als Premierminister einnahm und durch sein entschiedenes Auftreten in der auswärtigen Politik das gesunkene Ansehen Englands wieder herstellte. Königin Victoria erhob ihn in Folge seiner Verdienste zur Peerswürde. Er verdiente dieselbe durch sein staatsmännisches Verhalten im russisch-türkischen Kriege 1877 und durch seine Energie auf dem Berliner Congreß 1878. Während der langen Regierung der Königin von England wurden die überseeischen Colonien und Besitztümer, die früher eine Last für das englische Reich gewesen und es in unzählige Kriege verwickelt hatten, jetzt sein größter Nutzen und Reichtum. Die Colonien Australiens und Austral-Asiens entsprangen meist während der Regierung der Königin Victoria, dem Mutterstaate London, sie, die vor einem halben Jahrhundert noch ganz uncivilisiert und nur Strafcolonien waren, bilden heut einen Kranz von Edelsteinen in der englischen Reichskrone und werden von Millionen fleißiger Bürger, meist englischer Untertanen bewohnt. Die offene Wunde an dem englischen Staatskörper bildet noch heute Irland, die Nachbarinsel, die unzufriedene, unversöhnliche Schwester der Briten und es ist schwer abzusehen, ob für diese Wunde je vollständige Heilung gefunden wird.

Die lange Regierungszeit der Königin von England war eine stürmisch bewegte Zeit, nicht allein für dieses Land, sondern für die ganze Welt, aber gerade unter dieser constitutionellen Königin haben sich die Umgestaltungen und Neugestaltungen besser und stiller vollzogen, als in allen anderen europäischen Ländern, wo sie nicht ohne Erschütterungen und Gewaltthätigkeiten abgingen. Und es ist der Beweis geliefert, daß eine taktvolle Frau nicht minder geeignet ist, den Thron selbstständig einzunehmen und die Würde des Staatsoberhauptes darzustellen als ein Mann.

Wie aber ist die Stellung der Königin zu dem eigenen Geschlecht, wie verhält sie sich zur Frauenbewegung?

Ohne sich selbst irgend an die Spitze eines Unternehmens zu stellen oder einer Partei sich mehr zuzuneigen, hat die Königin der Frauenbewegung freiesten Spielraum gelassen und daher kam es, daß in keinem anderen Staate die Frauen so zur Geltung gekommen, sind und so selbständige und geachtete Stellung einnehmen, als in England.

*) Geb. den 21. Dezember 1804 in London, von jüdischer Abkunft, 1817 getauft, seit 1837 im Parlament, 1848 Führer der Tories im Unterhaus, im Jahre 1852 und dann 1858 — 1859 und 1866 — 1868 Kanzler der Schatzkammer und seit 1874 Premierminister bis 1880, starb den 19. April 1881.

Die Töchter Englands können nach dem Rechte freier Selbstbestimmung an den Hochschulen studieren und ungehindert jeden wissenschaftlichen Grad nach Verdienst erreichen, sie sitzen stimmberechtigt im Gemeinde-, im Schul- und im Armenrat. Sie dürfen freie Vereinsthätigkeit üben, selbst auf politischem Gebiete, wenn es auch noch nicht gelungen ist, politisches Wahlrecht zu erlangen, wofür sie mit Energie seit Jahrzehnten kämpfen, so bilden die Frauen, weche das Stimmrecht fordern, eine nach hunderttausenden zählende Partei, und eine immer größere, die immer mehr Männer für diese Partei gewinnen!

Englands Töchter trugen Civilisation und Verbesserung des Frauenloses nach Indien, sie nahmen Teil an der Sklavenbefreiung in Amerika und traten mutig auf gegen die vom Staate geduldeten Lasten und mangelhaften Einrichtungen. —

Das sittliche Beispiel aber, welches Königin Victoria in ihrer Ehe mit Prinz Albert gegeben hat, dient als leuchtendes Vorbild dem englischen Familienleben, das als musterhaft jedem der anderen Länder dienen kann. Die letzten Lebensjahre der Königin Victoria sind verdüstert worden durch das tragische Geschick ihrer vielgeliebten ältesten Tochter, der deutschen Kaiserin Friedrich. Das schwere Leid, das diese edle Frau traf — in der grausamen Krankheit ihres herrlichen Gatten, unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich, sein qualvoller Tod und — alles was in dessen Gefolge die Lebenshoffnungen seiner Wittwe zerstörte — dies Alles trug auch dazu bei, den Lebensabend der Königin Victoria schnell zu verdunkeln. Doch der Segen dessen, was ihre lange Regierung dem großbritannischen Reich brachte, wird nie verlöschen.*)



*) Nachschrift. Wie in den Lebensbildern der, in den beiden ersten Bänden geschilderten Fürstinnen, gab ich auch in dem der Königin Victoria ein Zeitgemälde, welches der denkenden Leserin die Königin im Rahmen der englischen Geschichte zeigt, die so bedeutungsvoll für die Entwickelung der Europäischen Verhältnisse ist. So skizzenhaft dieselben auch, dem Charakter meines Werkes angepaßt, dargestellt sind, gewähren sie doch einen Ueberblick, ohne den ein fürstliches Leben gar nicht zu verstehen ist. Ich benutzte zu dieser Biographie als Quellenstudium: Die Tagebücher der Königin und das Leben des Prinzen Albert von Theodor Martin, 3 Bände.

Luise Otto-Peters.

Geb. den 26. März 1819.

In der Geschichte der deutschen Frauenbewegung habe ich bereits Bd. II. Seite 150 von dem bedeutenden Einfluß gesprochen, den Luise Otto als Vorkämpferin derselben und als Leiterin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins ausgeübt hat. Ihr Lebens- und Entwickelungsgang verdient daher um so mehr mit Teilnahme aufgenommen zu werden, als die Nachlebenden aus demselben erkennen werden, mit welchen Schwierigkeiten diejenigen Frauen zu kämpfen hatten, welche es vor einem halben Jahrhundert unternahmen, für die Rechte ihres Geschlechtes und die Verbesserung des Frauenloses einzutreten.

Luise Otto wurde 1819 in Meißen als die jüngste Tochter eines daselbst hochgeachteten Juristen, Gerichtsdirektor Otto, geboren. Sie hatte drei ältere Schwestern, die wie sie eine sorgfältige Erziehung erhielten. Da sie jedoch kränklich und schwächlich war, wurde sie von der zärtlichen Mutter am meisten verwöhnt. Ihr Vater, ein Jurist von altem Schrot und Korn und streng rechtlich, bückte sich vor niemandem, aber obgleich er den Anschauungen seiner Zeitgenossen in vielen Dingen voranseilte, gehörte er nicht zu den Männern des politischen Fortschritts; die Mutter, eine echte deutsche Hausfrau, machte den ihrigen das Haus zu einem Tempel des Glückes und des Wohlthuns.

Luise hatte erst vom 9. Jahre an regelrechten Schulunterricht genossen; bis dahin hatte ein Hauslehrer sie die Elemente des Wissens gelehrt. Entgegengesetzt der allgemeinen Richtung, hatte ihr Vater ihr schon früh den Grundsatz beigebracht, daß ein Mädchen nicht unbedingt heiraten müsse, sondern nur dann, wenn sich der richtige Mann zu ihr fände, und daß daher der einzige vernünftige Standpunkt sei, nach dem ein Mädchen erzogen wäre, sie etwas tüchtiges lernen zu lassen, um auch als Alleinstehende sich fortzuhelfen. Durch den Vater wurde auch früh ihre Aufmerksamkeit auf politische Ereignisse gelenkt, indem er ihnen

die Zeitungen mit der Bemerkung gab: „Lest sie, damit, wenn von der Zeitgeschichte die Rede ist, ihr nicht dumm dabei sitzt und euch schämen müßt". In der Schule, die sie besuchte, schwärmten Lehrer und Schülerinnen im Jahre 1830 für die Erhebung Polens, und die Julirevolution begeisterte Luise zu ihrem ersten Gedicht, das zwar in der Form noch sehr mangelhaft war, aber doch einer in so jungen Jahren seltenen patriotischen und freiheitlichen Gesinnung Ausdruck gab.

In einem zweiten Gedicht verherrlichte Luise den damaligen Prinzregenten Friedrich August, den Liebling des Volkes, und warnte ihn vor den Jesuiten. Freilich hatte sie den Spott ihrer Schwestern zu tragen, die sich mit Luise's Pathos wenig befreunden konnten. Als Luise 14 Jahre alt war, wurde das Familienglück durch den Tot ihrer ältesten Schwester getrübt. In ihrem tiefen Schmerze ahnte das junge Mädchen nicht, wie so bald ein weit größerer in ihr junges Leben eingreifen würde. Sie hatte noch nicht das 17. Jahr vollendet, als ihre beiden Eltern 1836 binnen drei Monaten starben. Diese plötzliche Verwaisung, sowie die große Umwandlung, welche dadurch in all ihren häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen eintraten, blieben nicht ohne tiefen Einfluß auf ihre Entwickelung. Unter dem Schutze einer Tante verließen ihre beiden Schwestern und sie das verödete Vaterhaus, um eine ihnen gehörige Weinbergsbesitzung am Baderberg an der Elbe zu beziehen. Hier in ländlicher Abgeschiedenheit, von Weinbergen und Wasser umgeben, zurückgezogen von allem Verkehr, hatte Luise Muße, sich geistig durch Lektüre fortzubilden. Namentlich machte sie litterarhistorische, philosophische und naturwissenschaftliche Studien. Nachdem ihre Schwestern sich verheiratet hatten und nach Böhmen gezogen waren, blieb Luise mit der alten Tante allein, bis auch sie sich im Jahre 1840 nach Herzensneigung mit dem Advokaten Gustav Müller in Dresden verlobte. Dieser, selbst der Poesie zugethan, suchte mit feinem Sinn ihre geistige Entwickelung zu fördern. Aber ihr Glück war von kurzer Dauer. Ihr Verlobter erkrankte an der Abzehrung, und bald verlor sie auch ihn durch den Tod. Aufs Tiefste durch diesen Schlag erschüttert, suchte sie allmählich Zerstreuung, indem sie ihren Sinn auf das Allgemeine richtete und in dichterischer Arbeit ihren Schmerz ausklingen ließ. Gedichte, welche sie zuerst veröffentlichen wollte, fanden keinen Verleger. Dagegen wurde schon ihr erster Roman „Ludwig, der Kellner" beifällig aufgenommen.

Diese Erzählung war bereits mit Ideen von Frauenemanzipation erfüllt; so sagte sie z. B. in der Vorrede: „Ich glaube an eine bessere Zukunft, und kommt der Frühling nicht heute, so kommt er doch sicher. Alle, die an diesem Glauben festhalten, grüße ich als meine Genossen!" Das war ums Jahr 1843. In dem Buche warf sie der gleichgültigen Frauenwelt den Fehdehandschuh hin, worauf sie natürlich mehr verdammt als anerkannt wurde. Jedoch unbeirrt ging Luise ihren Weg weiter. Gleichsam als Fortsetzung zu „Ludwig" schrieb sie den Roman „Kathinka", in welchem dieselben Ideen vertreten sind. Dann folgte eine Burschenschaftsgeschichte „Die Freunde". Im Jahre 1846 veröffentlichte sie ihren

ersten bedeutenden Roman „Schloß und Fabrik.“ eine Geschichte aus dem socialen Elend. Das Buch wurde sofort konfisciert und erst dann freigegeben, als einige Stellen gestrichen wurden, welche die Censur nicht passieren ließ. Vor wenigen Jahren, als die sociale Frage die ganze Welt bewegte, wurde dieser Roman, in welchem sich der Prophetenblick eines jungen Mädchens gezeigt hatte, von neuem aufgelegt. Schon damals gehörte Luise Otto zu den wenigen Frauen, welche über die Jesuiten nachdachten; ihr Roman „Römisch und Deutsch“, vier Bände, 1847, und „Jesuiten und Pietisten oder Cäcilie Telville“, sind bereits deutsche Kulturkampfromane, die auch nach 30 Jahren neu aufgelegt und mit erneutem Interesse gelesen wurden. Im Jahre 1847 erschienen Luise Otto's Gedichte: „Lieder eines Deutschen Mädchens.“ Alfred Meißner, dem sie gewidmet waren, nannte sie ein Schwert mit Rosen. Ignaz Hob schrieb in seinem Werke „Deutschlands Balladendichter“: „Luise Otto's Freiheitslieder sind für das Vaterland und die Unabhängigkeit des Volkes Prophetenstimmen voll Wärme und Begeisterung in einer armseligen Zeit; sie „sind der Ausdruck des Gedankens im Volke“.

Die Februarrevolution 1848 begeisterte Luise zu Freiheitshymnen, die in Zeitschriften und Almanachen zerstreut erschienen. Luise bekannte sich zur Demokratie, in deren Sinne sie 1849 die erste Frauenzeitung herausgab, in welcher sie für erweiterte Frauenbildung und Frauenrechte plaidierte. Das gemeinsame Parteistreben hatte die Dichterin mit dem Schriftsteller August Peters 1848 zusammengeführt, der unter dem Pseudonym Elfried von Taura schrieb. Er war seit 1847 Redakteur des „Volksvertreters“ in Berlin; er beteiligte sich bei der Erhebung 1848, bei dem Maiaufstand in Dresden 1849 und später an dem Kampf in der Pfalz und in Baden. Hier ereilte ihn sein Schicksal, er wurde in Bruchsal gefangen genommen und 1850 zu 10jähriger Haft verurteilt.

Luise, die mit August Peters in Briefwechsel gestanden und sich geistig ihm verbunden fühlte, ward durch diese Gefangennahme aufs Tiefste ergriffen. Sie suchte Peters im Gefängnis auf und ein Jahr später, 1851, verlobte sie sich, von ihm — getrennt durch Eisengitter.

Die seltsame Verlobungsfeier besang sie in folgenden Strophen:

Zwei Eisengitter scheiden Dich von mir! —
Dazwischen schreitet auf und ab der Wächter —
Die Liebe schwingt ihr heiliges Panier,
Ein Talisman für Dich und mich, ein echter!

Kein Händedruck, kein Kuß! — kein Gitter fällt
Und keine Hand kann durch die Stäbe langen.
Ja selbst das Wort, von Laurern rings umstellt,
Es bleibt im Bann, es ist wie Du, gefangen.

Die Ihr Euch liebt in Freiheit hochbeglückt:
Vermögt Ihr wohl ein solches Wiederseh'n

Euch auszumalen? Herz an Herz gedrückt,
Wie möchtet Ihr vor solchem Gitter stehen?

Wir standen so: Wir sah'n uns Aug' in Aug' —
Ein Siegeszeichen strahlt von unsern Stirnen.
So zieht im Sturm ein Sonnenaufgangshauch
Von ferner Alpen hochgetrag'nen Firnen.

Und Sonnenaufgang war's und Lerchenruf —
Und Hallelujahsang aus höhern Sphären!
Noch einmal Gott die schöne Welt erschuf —
Und es ward Licht, die Schöpfung zu verklären.

Und es ward Licht! Die Augen wurden hell
Daß Seel' um Seele auf den Grund sich schauten,
Und jubelnd flog das Herz zum Herzen schnell,
Daß sie sich so das Seligste vertrauten!

Zwei Eisengitter zwischen Dir und mir —
„Vorbei die Stunde!“ mahnt der rauhe Wächter —
Die Liebe schwingt ihr heiliges Panier,
Ein Talisman für Dich und mich, ein echter!

„Leb' wohl!“ rufst Du, „mein Herz ist ewig Dein,
Dein süßes Lied, es bleibt in meiner Zelle!
Ich danke Dir! Nie bin ich mehr allein,
Nie mehr im Dunkel, denn im Geist ist's helle.“

„Leb' wohl, — ich gehe. Doch mein Herz bleibt hier!
Die Eisenthür verschließt mir schon der Wächter!“ —
Die Liebe schwingt ihr heiliges Panier,
Ein Talisman für Dich und mich, ein echter!

Die Liebenden mußten noch lange Jahre warten, bis die Befreiungsstunde schlug. Bis dahin hatte Luise viel Schmerzliches und Schweres von der Reaktion zu ertragen. Ihre Zeitung wurde verboten, sie mußte Verhöre, Confiscationen, Haussuchungen erdulden; sie hatte sich damals nach Meißen in das von den Eltern ererbte Haus zurückgezogen. Bei Reisen, die sie dann machte, wurde sie aus Baden, Mainz und einem österreichischen Orte ausgewiesen, der größte Teil ihrer früheren Bekannten mied sie als gefährlich. So zog sie sich ganz in sich selbst zurück, fleißig arbeitend. Einen großen Teil ihres väterlichen Vermögens hatte sie politischen Flüchtlingen und Verfolgten zugewandt und so war sie schließlich auf den Erwerb durch die Feder angewiesen. So schrieb sie während Peter's Gefangenschaft die Romane; Buchenhain 1851, die Nibelungen, Operntext 1852.

Jesuiten und Pietisten, die schon erwähnt, und „Vier Geschwister" 1852, den Roman „Zwei Generationen" 1856, den dreibändigen Roman „Eine Grafenkrone 1857, „Heimische und Fremde" 3 Bände. Romane 1858.

Endlich wurde Dr. Peters 1858 befreit. Er war zwar schon 1852 in Baden begnadigt worden, doch an Sachsen ausgeliefert, mußte er wegen seiner Beteiligung am Maiaufstand hier noch eine sechsjährige Haft in Loblitz und Waldheim abbüßen, Gefängnisse, in denen Luise ihn öfters aufsuchte und ermutigte. Nach seiner Befreiung vermählten sie sich und siedelten nach Leipzig über, wo Peters Redakteur der Mitteldeutschen Volkszeitung wurde, deren belletristischen Teil Luise leitete. So lebten die Beiden in glücklichster Ehe, die der Tod allzu früh am 4. Juli 1864 löste. Peters erlag einem Lungenleiden, zu dem die Kerkerluft den ersten Keim gelegt hatte.

In dieser Zeit tiefer Trauer war es für Luise Otto-Peters der erste Sonnenstrahl, als die ersten Bestrebungen auftauchten, die Frauen für ihre eigenen Interessen anzuregen. Luise Otto organisierte in Leipzig die Bewegung, indem sie mit den Schulvorsteherinnen Auguste Schmidt und Frl. O. v. Streyber den Frauenbildungsverein in Leipzig und innerhalb desselben die ersten Fortbildungskurse für Mädchen daselbst begründete. Ein Jahr später kamen, wie ich es bereits in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung schilderte, Hauptmann Korn und Frau nach Leipzig, um zur Begründung eines Allgemeinen Deutschen Frauenvereins aufzufordern. Sie wandten sich an Louise Otto, nachdem ihnen ein gleicher Versuch in Berlin mißglückt war. Luise Otto, Frl. Auguste Schmidt und Frl. O. v. Streyber beriefen eine Frauen-Conferenz in Leipzig, aus welcher der Allgemeine Deutsche Frauenverein hervorging, der jedoch Männer von vornherein als Mitglieder ausschloß. Somit verließ das Ehepaar Korn auch Leipzig und blieb der weiteren Bewegung fern. Der Verein aber, an dessen Spitze heute noch Luise Otto steht, schrieb auf seine Fahne: „Befreiung der weiblichen Bildung und Berufsarbeit von allen ihnen entgegenstehenden Hindernissen, erstens durch Propaganda in Wort und Schrift, durch Berufung von Frauentagen, durch Gründung von Lokalvereinen für Frauenfortbildung und durch Anstalten und Stiftungen, welche höhere wissenschaftliche Bildung für das weibliche Geschlecht erstreben.

Dieser Frauenverein hat das Verdienst, die Bahn für alle nachfolgenden geebnet zu haben. Alljährlich, und später alle zwei Jahre, fanden Frauenversammlungen statt, welche die Vorurteile zu vernichten, die Gegner zu widerlegen, die Frauen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln bestimmt waren. Wahrlich, das war keine geringe Sache, denn die Emancipation des Weibes war allüberall ein so gefürchtetes Gespenst, daß das Zustandekommen eines solchen Frauentages und seine gastliche Aufnahme in einer Stadt schon als Errungenschaft betrachtet wurde. Um so größere Genugthuung gewährt es, wenn jede solche Versammlung, als Frucht die Begründung eines Zweigvereins mit einer neuen Fortbildungsschule zurückließ, wie solche in Braunschweig, Kassel, Darmstadt, Eisenach, Frankfurt a. M., Gotha, Hannover, Heidelberg, Stuttgart und Augsburg bestehen.

Interessant ist ein Brief, den ich aus der Gründungszeit des deutschen Allgemeinen Frauenvereins von Luise Otto-Peters erhielt.

„Geehrteste!

Seit vorigen Winter haben wir hier einen Frauenbildungsverein gegründet, und uns überhaupt mit Auffindung der Mittel und Wege beschäftigt, wie am erfolgreichsten für die im großen Ganzen so vernachlässigten weiblichen Interessen zu wirken sei.

Wie Ihnen aus der von Herrn Hauptmann Korn redigierten „Allgemeinen Frauenzeitung“ bekannt sein wird, ist der Plan angeregt worden, den 16. Oktober in Leipzig eine Frauenconferenz abzuhalten. Der Vorstand des hiesigen Frauenbildungsvereins hat sich derselben angeschlossen und bereits aus Dresden, Düsseldorf, Berlin, Frankfurt u. s. w. Anmeldungen zur Conferenz erhalten. Sollten auch durch eine erste solche Zusammenkunft nicht gleich große Resultate erzielt werden können, so ist doch schon namentlich bei der Schüchternheit und Verzagtheit der weiblichen Natur ein großer Gewinn für jede Einzelne von uns Strebenden zu wissen, daß wir mit unseren Bestrebungen und Ansichten nicht allein stehen, sondern daß dieselbe auch in anderen Herzen einen begeisterten Widerhall finden. Begegnen sich doch gegenwärtig schon geistig viele deutsche Frauen in dem Wunsche, etwas zur Hebung des eigenen Geschlechtes durch Erweiterung seines Gesichtskreises, seines Wirkens, namentlich auch in Beziehung auf den ärmeren und vernachlässigten Schwestern zu thun, so daß es wohl an der Zeit sein dürfte, sich zum Zwecke einer gemeinsamen Besprechung persönlich zusammen zu finden. Die Vorlagen zur Beratung sind enthalten in Nr. 32—34 der erwähnten Frauenzeitung.

Wir laden Sie hiermit zu dieser Conferenz ein und bitten bis spätestens 1. Oktober mit einer zusagenden Antwort zu erfreuen. Wir werden dann dafür Sorge tragen, daß die bis dahin angemeldeten Damen in der Wohnung hiesiger Damen oder Familien freundliche Aufnahme finden.

Als Tag der Ankunft betrachten wir den 12. October.

Mit schwesterlichem Handbieten zu gemeinsamen Wirken

hochachtungsvoll

im Namen des Vorstandes des Frauenvereins,

Luise Otto-Peters,

Schützenstr. 4.

Aus diesem Schreiben, das mir ein teures Document ist, geht genau die Art der Gründung des „Allgemeinen Frauenvereins“ und der dazu gemachten Vorarbeiten hervor. Die „Allgemeine Frauenzeitung“ des Herrn Hauptmann Korn, für die er und seine Frau die größten Opfer gebracht und welche sie selbst colportierte, ging zu Grunde, nachdem man das Ehepaar, das seine Ideen aus Amerika brachte, überall als für den Moment zu weit in seinen Forderungen gehend, zurückgewiesen hatte.

Als Organ des „Allgemeinen Frauenvereins“ begründete Luise Otto und

Auguste Schmidt „Neue Bahnen“, eine halbmonatliche Zeitschrift, die jedoch nie über den kleinen Kreis des Vereins und seiner Zweige hinausgekommen und nur als Berichterstattung ähnlicher Bestrebungen betrachtet werden kann. Das Blatt hat niemals eine Bedeutung auf die Entwickelung der Frauenbewegung im Allgemeinen gewonnen.

Luise Otto hatte die Genugthuung, daß die Saat ihres Lebens nicht vergeblich war, was sie und ihre Genossinnen unter den schwierigsten Verhältnissen erkämpften, das ist zum Teil schon siegreich den Frauen geworden, zum Teil ist es auf dem besten Wege zur Erfüllung; das Heer der Strebenden und der Kämpferinnen für Frauenrecht und Verbesserung des Frauenloses wird immer größer, wenn auch gerade in unserem deutschen Vaterlande die Behörden und das Gesetz die Frau noch immer ungerecht behandeln und ihnen die größten Hindernisse zum Vorwärtsschreiten in den Weg legen. So z. B. werden noch immer die Töchter Deutschlands, die den Beruf in sich fühlen, sich der Wissenschaft zu weihen, gezwungen, sich in's Ausland zu begeben, wo sie gastliche Aufnahme zur Erlangung wissenschaftlicher Ziele an den Universitäten erhalten.

Dies veranlaßte eine der edelsten deutschen Frauen, die in der Schweiz lebt, der Universität Heidelberg hunderttausend Mark anzubieten unter der Bedingung, auch Frauen zum Studium zuzulassen und als dies abgelehnt wurde, gab jene Frau das Kapital dem „Allgemeinen Frauenverein“ zu seinem Fonds für weibliche Studierende. Um diese Gabe anzunehmen, mußte der Verein Corporationsrechte zu erlangen suchen. Dieselben erhielt er im Jahre 1885. Von dem Verein aus wurde später eine Petition im Umlauf gesetzt und den Reichsbehörden übermittelt, welche die Zulassung der Frauen zu den Hochschulen erbat. Allein bis jetzt erfolglos; der Preußische Landtag hat sie im Jahr 1890 als nicht geeignet zur Plenarberatung zurückgelegt.

Fünf und zwanzig Jahre hat Luise Otto dem „Allgemeinen deutschen Frauenverein“ bis jetzt als Vorsitzende vorgestanden und da sie im verflossenen Jahre ihren 70. Geburtstag feierte, wurden ihr zahlreiche Huldigungen zu teil. Die bedeutendste ist wohl die von Professor Wendt in Tropau dargebrachte, welcher eine Luise Otto und Auguste Schmidt-Stiftung in Anregung brachte, um diesen beiden stets gemeinsam arbeitenden Frauen ein Denkmal zu setzen. Dieses Denkmal besteht aus einer Bibliothek von Frauenwerken, welche gleichsam einen Sammelplatz weiblicher Intelligenz darstellen soll. Eine ähnliche Idee ist in Paris durch Fräulein Wolska verwirklicht, welche eine Bibliothek internationaler Frauenwerke begründet hat.

Das Geschick, welches Luise Otto schon in der Jugend und später als gereifte Frau so harte Lebensprüfungen brachte und sie auf sich allein anwies, hat ihren Character gefestigt und ihm ein ernstes Gepräge gegeben; ihr Wesen hat etwas kaltes, abweisendes und schroffes und nur im engen Freundeskreise tritt eine weichere Gemütsart und ein gesunder, zum Sarkasmus neigender Humor hervor.

Trotz ihrer lebhaften Empfindung zeigte sie stets äußeren Gleichmut, aber

gerade durch diesen imponierte sie als Vorsitzende bei den Frauentagen, obgleich sie weder das Organ noch die Gewandtheit der Rede besitzt, welche das Publikum mit fortreißt.

Obgleich unbegrenzt freisinnig und den Sinn auf das Allgemeine gerichtet, blieb Luise Otto conservativ in ihren Gewohnheiten und in ihren Lokalpatriotismus. Ihren sächsischen ausgeprägten Dialekt hat sie sich nie bemüht zu verleugnen, ebenso wenig, wie ihren Preußenhaß, der sich vorurteilsvoll besonders auf Alles erstreckte, was von Berlin kam. Dreizehn Jahre habe ich als Vorstandsmitglied des „Allgemeinen Frauenvereins“ mit ihr zusammengewirkt, ohne daß sie je ihre Kälte mir gegenüber verleugnet hätte und nichts kostete ihr mehr Ueberwindung, als dem Letteverband zu gemeinsamen Beschlüssen und freundlicher Gegenseitigkeit die Hand zu reichen, wie es durch Luise Büchners Vermittelung auf dem Frauentag in Frankfurt a. M. beantragt und beschlossen wurde. Beide großen Verbände beschicken nun ihre General- und Wanderversammlungen mit Delegierten und gehen zusammen, wenn es sich um das Frauenwohl fördernde Schritte, den Behörden gegenüber handelt. Ein Bild rührender Einfachheit und Bescheidenheit ist das langjährige Heim, welches Luise Otto in Reudnitz-Leipzig bewohnt, während sie einige Sommermonate noch immer in der väterlichen Besitzung in Meißen zubringt. Bis in die letzten Jahre litterarisch thätig, veröffentlichte sie eine große Anzahl Erzählungen, Romane und Novellen, von denen „Nürnberg“ und „die Schultheißen Töchter zu Nürnberg“, zwei culturhistorische Romane, die Früchte eines längeren Aufenthaltes dort sind. Anschließend an Zeitereignisse, sind ihre Romane: „Zerstörter Friede“, 1866, „Drei verhängnißvolle Jahre“, 1867, „Die Dioskuren“, 1868, „Rittersporn“, 1868, „Deutsche Wunden“, 1872, „Ein bedenkliches Geheimnis und die Stiftsschwestern von Straßburg“, 1872, „Rom und Deutschland“, 1873; ferner zu erwähnen sind: „Zwischen den Bergen“, 1873, „Aus vier Jahrhunderten“, 1883, „Gräfin Lauretta“, 1884. Ihr Interesse an der Kunst zeigen ihre Werke: „Die Kunst unserer Zeit“, „Die Mission der Kunst und Künstler“; auch die geschichtlichen Studien verwandte sie in einem sechsbändigen Werke: „Privatgeschichten aus der Weltgeschichte und Altdeutsches und Neufranzösisches“.

Ihr Andachtsbuch: „Die Weihe des Lebens“, kennzeichnet ihren religiös-philosophischen Standpunkt. Ihre ethische Auffassung der Frauenfrage bekundete sie in den Schriften: „Der Frauen Rechte auf Erwerb“, „der Genius des Hauses“, „der Genius der Menschheit“ und „der Genius der Natur“ und „Frauenleben im deutschen Reich“.

Luise Otto blieb ihr Leben lang eine begeisterte Kämpferin im Dienste der Freiheit und des Fortschrittes, eine treue, nie rastende Arbeiterin zur Verbesserung des Frauenloses! Möge es ihr noch recht lange vergönnt sein, in Rüstigkeit zu schaffen und sich eines heiteren, friedlichen Lebensabends zu erfreuen. Die nachlebenden Frauen aber, welche die Früchte genießen, von dem, was Luise Otto und die ihr vereinigten Zeitgenossinnen ausgesäet haben in schwerer Zeit, sie mögen nie aufhören ihr eine pietätvolle Erinnerung zu weihen.



Luise Büchner

mit Bild.

Geb. den 12. Juni 1821, gest. den 28. November 1877.

Luise Büchner gehört zu den deutschen Vorkämpferinnen, welche den Grundstein mit legen halfen für erweiterte Berufsbildung der Frauen. Allzufrüh wurde sie ihren Zeitgenossen und ihrem segensvollen Arbeitsfeld entrissen. In ihr besaß die Frauenwelt das Vorbild eines tüchtigen Characters und festen Willens, gefördert durch hohe geistige Begabung, unermüdlich, tapfer und erfolgreich arbeitend, besonders auf dem Gebiete der Erziehung. Ihr Wesen und Thun war den höchsten Gütern des Lebens geweiht. Sie hat die Bahnen für die Erwerbsthätigkeit der Frauen mit eröffnen und erweitern helfen. Mit Hingebung und Liebe widmete sie sich ihren Werken, die sie nun mit unvergessenem, unsterblichen Ruhme in ihrem engeren und weiteren Vaterlande fortleben lassen. Ihre Begeisterung für das Wahre, Rechte und Gute fand nicht allein Widerhall in den Herzen ihrer gleichgestellten Mitschwestern, sondern gewann bleibenden Einfluß auf die edle Fürstin Alice von Hessen, welche eine thätige Beschützerin der Frauenerhebung wurde.

Luise Büchner ist in Darmstadt am 12. Juni 1821 geboren, als die Tochter des praktischen Arztes Dr. Büchner, der außer ihr noch eine Tochter und vier Söhne besaß, von welchen einige berufen waren, in der Wissenschaft und in den politischen Bewegungen Deutschlands eine hervorragende Rolle zu spielen. Bei zarter Gesundheit entwickelte Luise schon in früher Jugend hervorragende geistige Anlagen und eignete sich nach und nach einen seltenen Schatz von Kenntnissen in Sprachen, Literatur und Geschichte an. Ihr dichterisches Talent entwickelte sich schon mit 13 Jahren in einem solchen Grade, daß man sie scherzweise den „Hauspoeten“ nannte; sie mußte bei jeder festlichen Gelegenheit in der Familie nicht blos, sondern auch in Freundeskreisen die poetische Ader fließen lassen. Leider

4

warf das traurige Schicksal und der jähe Tod ihres ältesten Bruders Georg, des genialen Dichters und radicalen Politikers (1837)*), an dem sie als Kind mit innigster Liebe hing, die trübsten und durch Nichts ganz zu zerstreuenden Schatten in ihr erstes Jugendalter und damit auch zum Teil in ihr ganzes späteres Leben, — obgleich andererseits die Entfaltung und der Ausbau ihres reichen geistigen Innern in jenem Umstand und in der durch denselben veranlaßten Zurückgezogenheit der Familie Unterstützung fand.

Einigen Ersatz für ihren schweren Verlust fand sie in der innigen Freundschaft mit Amalie Gutzkow, der ersten Frau des berühmten Dichters, welche die jüngere Freundin mit liebevoller Wärme zu sich heranzog, und in deren Haus in Frankfurt sie gar manche schöne Stunden und Wochen verlebte. An ein Heraustreten in die Oeffentlichkeit dachte übrigens die zukünftige Schriftstellerin nicht eher, als bis der unternehmende Verleger Karl Meidinger in Frankfurt a. M., mit dem sie in freundschaftlichen Beziehungen stand, sie zum Niederschreiben ihrer Gedanken über weibliche Erziehung und Bildung veranlaßte. Die Arbeit erschien zuerst anonym unter dem Titel: „Die Frauen und ihr Beruf" (1855) und hatte einen solchen Erfolg, daß jetzt bereits die vierte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage vorliegt, und daß zahlreiche ähnliche Schriften durch dieselbe veranlaßt wurden. Gleichzeitig hatte sich Luise B. in der Novellistik versucht und dem „Morgenblatt" eine Novelle: „Die kleine Hand", eingeschickt, über welche sich der alte Herr von Cotta in einem Briefe an die Verfasserin so außerordentlich beifällig geäußert hatte, daß dieselbe dadurch den Mut fand, auch auf diesem Felde weiter zu arbeiten. Sie blieb von da ab mit dem Morgenblatt in fortgesetzter Beziehung bis zu dessen Aufhören und schrieb für dasselbe, außer einigen literarischen Arbeiten, z. B. einen Essay über Charlotte Corday, eine Reihe von Novellen welche später gesammelt erschienen unter dem Titel: „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde" (Leipzig, Thomas, 1861); sie wurden von der Kritik sehr beifällig aufgenommen. Namentlich fand die reizende, dem holländischen Leben entnommene Erzählung: „Der lederne Bräutigam", zu der sich die Verfasserin den Stoff aus einem Aufenthalt bei Verwandten in Holland geholt hatte, großen und einstimmigen Beifall. Drei Jahre nach dieser Veröffentlichung erschien im gleichen Verlage ein einbändiger Roman: „Das Schloß zu Wimmis", zu welchem der Verfasserin Stoff und Anregung durch eine Schweizer Reise geliefert worden waren, nachdem sie bereits 1860 eine, inzwischen in zweiter Auflage erschienene, viel Schwermütiges enthaltende Gedicht-Sammlung unter dem Titel: „Frauenherz" veröffentlicht hatte. Weiter gab sie in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Alexander (jetzt Professor der auswärtigen Literatur zu Caen in Frankreich) eine Anthologie: „Dichterstimmen aus Heimat und Fremde für Frauen und Jungfrauen" heraus, welche in einer fünften Auflage (Halle Gesenius), erschienen ist. 1865 erschienen die liebenswürdigen „Weihnachts-Märchen", entstanden aus winterabendlichen Er-

*) Georg Herwegh besang den früh Dahingeschiedenen in zwei herrlichen Oden.

zählungen, mit denen die Verfasserin die beiden ältesten Kinder ihres Bruders Ludwig, Mathilde und Georg, denen auch das Büchlein gewidmet ist, zu unterhalten pflegte. Dasselbe reiht in einer sehr glücklichen Weise den heidnischen, aus Naturdienst entstandenen Ursprung des Weihnachtsfestes an dessen gegenwärtige christliche Bedeutung an und hat vielen Kinderseelen große Freude gemacht. Von 1860 bis 1870 veranstaltete die fleißige Schriftstellerin überdem in ihrem Hause einen alljährlich wiederkehrenden Vorlesungs-Cyklus über Weltgeschichte für Damen, welche sie von durchaus freisinnigem Standpunkte aus behandelte, indem sie den Hauptwert auf das Culturhistorische legte, aber auch Literatur und Kunstgeschichte mit hinein verflocht. Sie beendigte ihre Vorlesungen im Jahre 1870 mit der Geschichte der Gegenwart. Den Sommer 1864 verbrachte Luise bei ihrem Bruder Alexander in der Normandie und sammelte bei längerem Aufenthalt in Paris mannigfaltige Anregung zu neuem geistigen Schaffen.

Das Jahr 1866 brachte den Krieg und für Luise Gelegenheit, ihre theoretischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenfrage auch praktisch zu bethätigen. Im Februar 1867 lud die in Darmstadt residierende Prinzessin Ludwig von Hessen, Alice, Tochter der Königin von England, Luise Büchner zu sich, um ihr bei der Bildung eines gemeinnützigen Frauenvereins behilflich zu sein. So entstand der seit dem zu so großer Blüte gelangte Alice-Verein für Frauenbildung und Erwerb, welchem Luise als Vicepräsidentin und Stellvertreterin der hohen Fürstin Alice bis zu ihrem Tode vorstand.

„Ich war so glücklich," schreibt sie in einem hinterlassenen Manuscripte, „in Gemeinschaft mit dieser liebenswürdigen und geistvollen Frau für die Interessen meines Geschlechts thätig sein zu können." Aus dem genannten Verein sind hervorgegangen: der Alice-Bazar, das Alice-Lyceum, die Industrieschule für junge Mädchen, verbunden mit Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen u. s. w.

Der Krieg von 1866 hatte, wie schon früher erzählt, eine große Anzahl weiblicher Kräfte zur Hilfeleistung bei der Fürsorge für die Soldaten und die Pflege der Verwundeten mobil gemacht, zugleich aber dargethan, wie notwendig es sei, diese Kräfte zu schulen, damit sie im Kriege und ebenso im Frieden im Stande wären, ordnungsmäßig und dadurch wirklich segensreich zu wirken. So ward auf Anregung Luise Büchners und unter dem Schutze der Großherzogin Alice-Verein für Krankenpflege begründet, in welchen Luise thätig eintrat. Das Vorhandensein vieler neu begründeten Vereine für Frauenbildung und Erwerbsbefähigung hatte den Wunsch rege gemacht, die Ansichten und Erfahrungen auszutauschen und wo möglich eine engere Verbindung unter den Vereinen herbeizuführen. In Folge dessen fand im November 1869 eine Versammlung von Vertretern verschiedener deutscher und ausländischer Vereine in Berlin statt, deren Resultat die Begründung des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbvereine war. Auf dieser Versammlung erschien Luise Büchner als Vertreterin des Alice-Vereins. Sie hielt damals einen längeren Vortrag über die Schulung weltlicher Krankenpflegerinnen und erntete dafür reichlichen Beifall, noch viel bedeutender wirkte sie aber durch

ihr taktvolles und sicheres Eingreifen in die Debatten. Man anerkannte sie als eine der Hauptträgerinnen der gesamten Bewegung, und gab ihr den Ehrenvorsitz, als eine feste und sichere Stütze des aufzuführenden Gebäudes, und das ist sie bis zu ihrem Tode geblieben. Sie erfaßte jede Frage praktisch, verlor sich nicht in unfruchtbare Phantastereien und wußte doch, vom Praktischsten ausgehend, stets zum Idealen zu gelangen.

In gleich hervorragender Weise wirkte sie auf den Verbandstagen in Darmstadt und Hamburg, unbestritten gehörte sie zu den ersten leitenden Persönlichkeiten auf diesem Gebiete in ganz Deutschland.

Luise Büchner war ferner Mitbegründerin und treue Mitarbeiterin des „Frauenanwalts“, des ehemaligen Organs vom Lette-Verein, einer von Fräulein Jenny Hirsch sehr gut redigierten Monatsschrift, die leider aus Mangel der genügenden Beteiligung seitens der Frauen 1882 zu erscheinen aufhörte. Der erste Artikel, mit dem der „Frauenanwalt“ im Jahre 1870 in's Leben trat, rührte aus Luisens Feder her.

Von der durch Luise Büchner begründeten Schule für Handarbeiten wurde der Anstoß zu einem der wichtigsten Hebel des Volkswohlstandes gegeben, indem der Verein rastlos für die obligatorische Einführung des Handarbeitsunterrichts in die weibliche Volksschule, sowie für eine methodische Unterweisung desselben wirkte. Nachdem diese Einführung allgemein durchgeführt ist, wollen wir doch dankbar gedenken, daß Luise es war, welche dazu beitrug, indem sie zahlreiche Artikel für und über dieselbe geschrieben. Auf den Frauen-Verbandstagen in Berlin, Hamburg, Darmstadt und Frankfurt a. M., auf denen sie längere Vorträge hielt, wurden ihr vielfache Auszeichnungen zu Teil, und ihre Person wurde nach und nach zu einer Art von Mittelpunkt für die sämtlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete für ganz Deutschland. 1874 erhielt sie aus dem Berliner Kultusministerium die Aufforderung, ihre Ansicht über die Protokolle der Konferenz von Lehrern und Lehrerinnen, welche im Jahre 1873 nach Berlin berufen worden war, zu äußern. Sie that dies in einer Arbeit, welche später mit Erlaubnis des Berliner Ministeriums als Vortrag auf dem Hamburger Verbandstage im Jahre 1876 verwendet und in mehreren angesehenen Zeitschriften unverkürzt abgedruckt wurde. Weitere schriftstellerische Früchte dieser rastlosen Thätigkeit im Interesse der Frauenfrage sind: „Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage“ (Berlin, Otto Janke), der Frau Prinzessin Ludwig von Hessen gewidmet. „Über weibliche Berufsarten“ (Darmstadt, Köhler, 1872. Über Verkaufs- und Vermittelungsstellen für weibliche Handarbeit, insbesondere den Darmstädter Alice-Bazar (Leipzig, Thomas, 1873; „Bericht über die Thätigkeit des Alice-Vereins u. s. w.“ (Darmstadt, Wittich, 1874; endlich die zahlreichen Artikel im „Frauen-Anwalt“, sowie in der von Schornstein begründeten „Zeitschrift für höhere weibliche Bildung“. Auch in der „Köln. Zeitung“, der Augsburger Allgemeinen Zeitung“, der „Berliner Nationalzeitung“, der „Darmstädter Zeitung“, der „Didaskalia“ und in anderen angesehenen Blättern kämpfte

die Verstorbene in verschiedenen vortrefflichen Aufsätzen für ihre Ideen zur Hebung und Verbesserung des Frauenloses, ohne jedoch dabei ganz ihres dichterischen Berufes zu vergessen. Im Jahre 1873 erschien bei Thomas in Leipzig ein erzählendes Gedicht „Klara Dettin“, welches in schwungvoller, dichterischer Sprache das tragische Geschick der Geliebten Friedrich's des Siegreichen von der Pfalz (1443—1484) unter Beifügung historischer Anmerkungen behandelt. Auch diese Arbeit ist der Prinzessin Ludwig von Hessen, nebst einem besonderen, an ein tragisches Geschick der hohen Frau erinnernden Widmungsgedicht zugeeignet. Zwei reizende kleine Lustspiele, welche Luise Büchner zum Zwecke häuslicher Aufführungen gedichtet hat, sind bis jetzt nur im Manuskript vorhanden. In den allerletzten Jahren, als ihre Kräfte nachzulassen begannen, hat sich die geistige Produktion der fleißigen Schriftstellerin nur auf kleinere Aufsätze und Arbeiten beschränkt. Noch mag erwähnt werden, daß sie im Sommer 1873 während eines Bade-Aufenthaltes auf der Insel Föhr die Ehre hatte, beinahe täglichen Verkehr mit der deutschen Kronprinzessin Victoria und deren edlem Gemahl, welchen Beiden sie schon am Darmstädter Hofe vorgestellt worden war, zu unterhalten. — Die Teilnahme von Seiten der fürstlichen Frau während Luisens bald darauf eintretender Krankheit, noch mehr aber die von wahrer, durch langjährigen persönlichen Umgang gezeitigter Freundschaft zeigende Teilnahme von Seiten der Frau Großherzogin während ihres kurzen Krankenlagers verschönten die letzten Lebenstage der Sterbenden. Noch drei Tage vor ihrem Tode, am 26. November, als dem 10jährigen Stiftungstage des Alice-Vereins, empfing sie von dessen hoher Präsidentin ein von einem wertvollen Geschenk begleitetes huldvolles Handschreiben. Gleicherweise gratulierte der Vorstand des Vereins durch Ueberreichung eines Blumenkorbs; doch war das Bewußtsein der dem Tode Geweihten schon zu sehr getrübt, als daß sie eine volle Empfindung der ihr damit gewordenen Anerkennung hätte haben können.

Am zweitletzten Tage vor ihrem Tode mußte ihr aber doch die Erkenntnis kommen, daß ihr thatenreiches Leben sich seinem Abschlusse nahe, denn sie that zu der geliebten Schwester und langjährigen Lebensgenossin den resignirten Ausspruch: „Mein Werk ist vollbracht, das, was ich angestrebt habe, ist erreicht, ich kann jetzt ruhig sterben. Ich hatte nur noch den Wunsch, über die Stellung der Frauen ein Drama zu schreiben, doch dies ist mir versagt“.

Wohl dem, welcher am Ende seiner Laufbahn mit so vollem Rechte ruhig und befriedigt auf das Vollbrachte zu blicken vermag, dem die letzten Stunden erhellt werden durch das Bewußtsein, der Gegenwart genützt und reichen, fruchtbringenden Samen für die Zukunft ausgestreut zu haben.



Elisa Rachel Felix.

Geb. den 21. Februar 1821, gest. zu Canet bei Toulon den 3. Januar 1858.

Die große Bühnenkünstlerin, welche 20 Jahre lang Frankreichs beste Tragödin war, wurde in einem ärmlichen Wirtshause des Dorfes Mumpf im Canton Aargau in der Schweiz geboren. Ihre Eltern, Jaques Felix aus Metz und Esther geb. Chaya, waren arme, herumziehende jüdische Hausirer, die mit ihren Kindern von Dorf zu Dorf, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, durch alle Städte Deutschlands und der Schweiz zogen, bis sie nach Frankreich gingen und sich in der Schweiz niederließen. Des Hausirens überdrüssig, erteilte der Vater hier deutschen Unterricht, während die Mutter den Handel fortführte. Da die Eltern jedoch nicht genügend erwarben, um die zahlreiche Familie zu ernähren, gingen die sehr musikalisch begabten ältesten Töchter in die Häuser und besonders in die Kaffeehäuser singen, wobei Sarah, die ältere, die Guitarre spielte. Gegen das Jahr 1830 übersiedelte die Familie nach Paris, wo beide Kinder ihr musikalisches Gewerbe fortsetzten. Einstmals in einem Kaffeehause lauschte Etienne Choron, der Gründer und Direktor der K. Schule für Kirchenmusik dem Gesange der kleinen Bänkelsängerinnen, und staunend über den talentvollen Vortrag und der zarten Rachel sonore Altstimme schlug er ihr vor, sie in seiner Schule auszubilden. Aber bald erkannte er, daß Elisa, wie er sie nannte (der Name Rachel klang ihm zu alttestamentarisch) mehr Begabung für Deklamation, als für Gesang habe: er brachte sie daher in die von Pagnon St. Aulaire geleitete Deklamationsschule Väterlich nahm sich St. Aulaire des sehr schwächlichen und armseligen Mädchens an; er lehrte sie lesen und studierte mit ihr mehrere tragische Rollen, wie Hermione, Iphigenie, Maria Stuart u. s. w. Allein noch neigte sich Rachel mehr dem Lustspiel wie dem Trauerspiel zu, weshalb sie nichts lieber wünschte, als in einem solchen auf einer kleinen Bühne auftreten zu dürfen. Aber auch unter ihren

Glaubensgenossen fand sie freiwillige Lehrer, die sie in allem Guten zu fördern suchten, so den späteren Justizminister Adolph Cremieux und den verstorbenen gelehrten Albert Cohn, Almosenier des Hauses Rothschild.

Im Alter von 15 Jahren spielte Rachel im Saale Molière, einem von St. Aulaire errichteten Theater, die Rollen der Hermione und der Soubrette in dem „Verheirateten Philosophen“. Der Kassierer des Theater Français, welcher der Vorstellung beiwohnte, war so überrascht von dem Spiel der kleinen mageren Jüdin, daß er nach dem 2. Akt den Saal verließ um Jouslin de la Salle herbeizuholen, den Direktor der Comédie française, welcher Rachel ebenso bewunderte und St. Aulaire Vorwürfe machte, sie in so albernen Rollen auftreten zu lassen. Schon am folgenden Tage, dem 27. Oktober 1836, verschaffte ihr de la Salle einen Platz im Konservatorium und ein Stipendium von 1200 Francs. Dieser neue Beschützer Rachels starb bald, und sein Nachfolger hatte nicht Zeit sich um die junge Künstlerin zu bekümmern. Mit Entbehrung und Not ringend verfolgte sie ihren Weg, bis sie der Direktor des Gymnase, Moritz Pierson mit einem Gehalt von 3000 Francs engagierte. In einem eigens für sie von Paul Duprout geschriebenen Vaudeville „Die Vendéerin“ trat sie am 24. April im Gymnase auf; allein wieder Erwarten gefiel sie nicht, so daß ihr fortan nur unbedeutende Rollen zuerteilt wurden, ja Provost, ein hervorragendes Mitglied des Theater Français, riet ihr, der Bühne zu entsagen und lieber Blumen zu verkaufen.

Verzweifelnd an sich selbst, wandte sich das junge Mädchen an den berühmten Schauspieler Samson; dieser erkannte sofort ihr wunderbares Talent und willigte ein sie zu unterrichten. Unter seiner Leitung studierte sie die großen tragischen Rollen, die später die Bewunderung der ganzen europäischen Welt erregten. Schon nach wenigen Monaten erhielt sie ein Engagement am Theater Français mit 4000 Francs und führte sich mit der Rolle der Camilla in den Horatiern des Corneille ein.

Das Publikum war vor Staunen und Entzücken hingerissen. Jules Janin, das Haupt der Kritik, der sie schon früher ermuntert hatte, verhieß ihrem seltenen Talent eine große Zukunft. „Es giebt“, so schrieb er, „weder eine Überraschung, noch einen Triumph, den man vergleichen könnte mit dem Triumph, dem Stolz und dem Erstaunen, welche Rachels Beredsamkeit, ihre Ironie und ihre Leidenschaft mir einflößten. Noch ist sie die kleine Vendéerin, aber wie erhaben trägt sie jetzt das Haupt, wie fest tritt sie auf! In dem Palaste von Athen geht sie wie in einem Tempel umher! Sie verfolgt den wahren Zweck der Tragödie: So trägt sie den Purpur, der ihr gebührt, so trägt sie die Krone und das Scepter! Sie spricht ihre Muttersprache, die Sprache großer Leidenschaften und der großen Poeten.

Selbst Künstlerinnen wie die Mars waren voll Entzücken über ihr Spiel. Als sie bei einer Vorstellung mehr als ein Dutzend Bouquets als ein Zeichen des Triumphes erhielt, bot sie eines davon dem an der Coulisse lehnenden Provost mit den Worten an: „Ich habe Ihren Rat befolgt, mein Herr, ich verkaufe

Blumen". Rachel Felix brachte die altklassischen Trauerspiele von Racine, Corneille und Voltaire wieder zu Ehren und Verständnis. Sie war Meisterin in den Hauptrollen derselben. Ihre plastisch-antike Haltung, ihr mächtiger Pathos in Darstellung der Leidenschaften, ihr reines, volles Organ, ihr strenges Marmorgesicht und zugleich ihr Freisein von jedem nationalen Gepräge und jeder Schultradition machten sie wie geschaffen für die klassische Darstellung. Ihre glänzendste Rolle war Phädra.

Im Revolutionsjahre 1848 trug sie als Genius von Frankreich die Marseillaise von der Bühne herab vor und erregte einen Sturm der Begeisterung.

Welcher Sprung von der Existenz des armen frierenden Kindes, das sich als Bänkelsängerin ihr Brod erwarb, bis hinauf zu der gefeierten Künstlerin! Solche Einnahmen, wie die Rachel, hatte vorher keine Künstlerin. Mit 4000 Francs engagiert, brachte sie es bald auf 10000 Francs. Außerdem benutzte sie jedes Jahr den 3monatlichen Urlaub zu Gastspielen in andern Ländern, die ihr jährlich 300000 Francs eintrugen.

Mit ihrer Größe wuchs auch ihre Anerkennung in den höchsten Kreisen und man bemühte sich sehr, Rachel zum Christentum zu bekehren. Alle Adeligen des Foubourg St. Germain, der Erzbischof von Paris, alle bemühten sich, sie der Kirche zuzuführen; Graf Morny wollte sie heiraten, aber Rachel verließ nicht den Glauben ihrer Väter und hörte weder auf Schmeicheleien noch Ueberredungen. Man kann wohl denken, daß dieser Widerstand ihr viele Feinde machte, die sie bis an ihr Ende mit Schmähungen, Verläumdungen und Haß verfolgten. Man warf ihr Geiz, Habsucht und Hartherzigkeit vor und doch fehlt es nicht an Beweisen ihres zartfühlenden Wohlthuns. Um ihrer berühmten Rivalin Ristori aus dem Wege zu gehen, trat sie 1855 eine Kunstreise über den Ocean an, hat aber die Amerikaner nicht so begeistert, wie die Europäer. Körperlich leidend und gebrochen kehrte sie nach Frankreich heim und ging alsbald nach Ägypten, um dort Heilung von einem sie quälenden Lungenleiden zu holen. Im Herbst 1857 kehrte sie heim und bezog ein Landhaus in Canet bei Toulon, wo sie den Winter zubringen wollte; aber nach langem, schrecklichem Todeskampfe starb sie am 3. Januar 1858, noch nicht 38 Jahre alt. Die gesamte französische Presse, die ihr so oft Herzeleid bereitet hatte, verkündete ihren Verlust als einen unersetzlichen. Ihrem Begräbnis folgten die bedeutendsten Männer des Staates, Mitglieder der Akademie, der französischen Theater, die Häupter der Journalistik und Litteratur. Aber auch die Notablen der jüdischen Gemeinde ehrten durch ihr Erscheinen die Glaubenstreue Rachels. Da waren es Rothschild, Pereire, Cremieux, Millaud, die sich dem Großrabbiner von Paris anschlossen, welcher die Ceremonien am Grabe ausübte. Außer ihm sprachen an ihrer Bahre: Jules Janin, Maquet und Baitaille.

Die einfache Ruhestätte der großen Künstlerin befindet sich auf dem Pére la chaise. Ihr Vermögen, das sich trotz all der erworbenen Reichtümer nur auf 2 Millionen Francs herausstellte, erhielten ihre beiden Söhne, von denen der ältere von Graf Morny als dessen Sohn anerkannt, und von Napoleon III. in den Adelstand

erhoben wurde. Obgleich die Künstlerin zu der Heirat mit dem einflußreichen Staatsmann sich nicht entschließen konnte, führte sie eine geordnete Häuslichkeit, in der sie ihre Kinder unter ihrer Aufsicht erzog.

Von ihren Geschwistern war Sarah eine bedeutende Schauspielerin geworden, die im Gymnase und Theater Française gespielt und sie nach Amerika begleitet hatte. Sie starb am 12. Januar 1877; Rebecca Felix, ebenfalls Schauspielerin, starb 1854, Dina Felix, ebenfalls der Bühne gewidmet, blieb lange Zeit Teilhaberin am Theater Française, Lea Felix spielt noch am Odeon und der Bruder Rachels, Raphael ist Direktor des Theaters Porte St. Martin. — So wurde die ganze Familie in die Bahn der Kunst geleitet.



Jenny Lind.

Geb. den 6. October 1821, gest. den 2. November 1887.

„Mir ist in meinem Leben keine so edle, so wahre, so echte Künstlerin begegnet, wie Jenny Lind. Die Naturanlage, das Studium, die innige Herzlichkeit habe ich nirgend so vereinigt gefunden; wenn auch eine dieser Eigenschaften hier oder dort viel hervorragender aufgetreten sein mag, so glaube ich doch, daß die Verbindung von allen dreien noch nirgend so dagewesen.“ Diese Worte, mit welchen Felix Mendelssohn-Bartholdy der „Schwedischen Nachtigall“ gedachte, sind so bezeichnend für die Künstlerin, deren Lebensbild ich hier wiedergeben will, und so bedeutungsvoll aus dem Munde eines so hervorragenden Musikers, daß ich sie voranschickte. Wer von den Mitlebenden je den Genuß gehabt hat, Jenny Lind in den vierziger Jahren hier in Berlin singen zu hören, wird darin übereinstimmen, daß keiner späteren Sängerin je solche Huldigungen dargebracht wurden.

Jenny Lind wurde den 6. Oktober 1821 geboren. Schon in ihrem dritten Jahre bekundete sie ein ungewöhnlich musikalisches Gehör; jede Melodie wurde von ihr mit Sicherheit aufgefaßt und mit großer Reinheit wiedergegeben. Das sinnige Kind schien nur im und für den Gesang zu leben. Ihre Eltern, welche einer kleinen Lehranstalt vorstanden, lebten in sehr beschränkten Verhältnissen und würden daher schwerlich daran gedacht haben, ihr Talent auszubilden, wenn nicht eine fremde Kraft ihnen zu Hülfe gekommen wäre. Es war eine ehemalige Tänzerin, Frau Lundberg; sie hatte zufällig das Kind gehört und war so überrascht und entzückt von der wunderbaren Stimme, daß sie die Eltern mit Bitten bestürmte, eine solche Begabung nicht unbenutzt zu lassen. Nur sehr widerstrebend entschlossen diese sich, das damals neunjährige Mädchen der Bühne zu widmen.

In der Theaterschule von Stockholm erhielt nun Jenny ihre künstlerische

Ausbildung, namentlich unter der Leitung der Musiker Berg, Lindblad und Coelius. Diese Lehrer waren entzückt von Jenny's glockenreiner Stimme, ihrer Begeisterung für den Gesang und ihrem Eifer, ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Schon in ihrem 16. Jahre trat sie als Agathe im Freischütz auf, und der Beifall, den sie errang, war ungeteilt, und sie erntete reichliche Lorbeeren. Zu ihrer weiteren Ausbildung begab sie sich 1841 nach Paris, wo der berühmte Manuel Garcia ihr Lehrer wurde. Nach ihrer Ausbildung sollte sie als Meisterin des Gesanges in ihre Vaterstadt zurückkehren. Drei Jahre später folgte sie einer Einladung Giacomo Meyerbeer's, des berühmten Opernkomponisten, nach Berlin. Meyerbeer hatte sie in Paris kennen gelernt, und von ihrem genialen Gesang entzückt, ein Engagement an der Berliner Hofoper vermittelt. Schon ihre beiden Antrittsrollen als Norma und als Vielka in Meierbeer's „Feldlager in Schlesien" riefen einen Sturm des Beifalls im Berliner Publikum wach.

Man brachte ihr Serenaden, besang sie in Gedichten, und ein Künstler, Professor Wichmann, modellierte ihre Hand. Dies Modell wurde zum Besten eines wohlthätigen Zweckes verlost und führte demselben bedeutende Mittel zu. Ihre Handschrift in einem Briefe an Charlotte Birch-Pfeiffer wurde gleichfalls zu einem wohlthätigen Zwecke unter Glas und Rahmen gegen Eintrittsgeld gezeigt. Von Berlin aus besuchte sie die größten Städte Deutschlands und Englands, überall die größten Triumphe feiernd. Als sie im Jahre 1845 nach ihrer Vaterstadt zurückkehrte, wurde sie wie eine Fürstin empfangen. Doch nur kurze Zeit vermochte sie hier zu bleiben. König Friedrich Wilhelm III. rief sie nach Berlin zurück, um die Festlichkeiten zu verherrlichen, welche gelegentlich des Besuches der Königin von England daselbst stattfanden. In Berlin jubelte man der Künstlerin zu. Es wurden unerhörte Preise bezahlt, um die schwedische Nachtigall in Konzerten und im Theater zu hören. Kunstenthusiasten spannten ihr nach den Konzerten die Pferde aus, um sie selbst nach Hause zu ziehen. Die jetzige Jugend würde kaum einen Begriff von den Huldigungen haben, welche man Jenny Lind damals dargebracht hat.

Im August 1850 folgte Jenny Lind einem Engagement des bekannten amerikanischen Schaustellers Phineas J. Barnum, um während eines Jahres in den Vereinigten Staaten Nordamerika's 150 Konzerte in verschiedenen Städten zu geben. Es ist ebenso lehrreich als interessant, in Barnum's Selbstbiographie über die Jenny Lind-Spekulation, wie diese zu Stande kam, und den ganzen Verlauf derselben zu lesen. Ich lasse ihn daher selbst sprechen, indem ich einen Auszug seines elften Kapitels bringe.

Er schreibt:

„Im Oktober 1849 kam ich zuerst auf die Idee, Jenny Lind in Amerika auftreten zu lassen. Ich hatte sie niemals singen hören, denn in London langte sie mehrere Wochen darauf an, als ich mit General Tom Thumb schon wieder abgereist war. Ihr Ruf jedoch war mir genügend. Ich bin in meinen Entschlüssen gewöhnlich sehr rasch und habe fast stets gefunden, daß meine ersten

Eindrücke die richtigsten sind. Gleich als mir diese Spekulation einfiel, dachte ich, daß sie, wenn sie mit Umsicht geleitet würde, einen ungeheuren Gewinn abwerfen müsse, dafern es mir gelänge, die „Schwedische Nachtigall“ zu nur einigermaßen annehmbaren Bedingungen zu engagieren. Da dies jedoch ein großes Unternehmen war, so überlegte ich mir die Sache mehrere Tage lang, und alle meine Berechnungen und Erwägungen lieferten nur ein Resultat — unermeßlichen Erfolg.

Erstens waren die Chancen sehr zu Gunsten eines unermeßlichen pekuniären Gewinnes, und zweitens konnte ich, da mein Name schon lange gleichbedeutend mit „Humbug“ war, und das amerikanische Publikum glaubte, meine Fähigkeit erstrecke sich nicht weiter, als höchstens darauf, einen ausgestopften Affen oder eine tote Seejungfer auszustellen, es schon darauf ankommen lassen, 50,000 Dollars bei einem Unternehmen zu verlieren, welches sich die Aufgabe stellte, das größte musikalische Wunder der Welt im Zenith seines Lebens und seiner Berühmtheit auf einige Zeit nach Amerika zu verpflanzen.

Ich war der Meinung, daß die ebengenannte Summe vollkommen hinreichen würde, allen möglichen Verlust zu decken und da ich mir aus persönlicher Arbeit, die ich dabei auf mich nehmen mußte, wenig machte, so sah ich mich nach einem geeigneten Agenten um, den ich nach Europa schicken könnte, um durch ihn die „göttliche Jenny“ womöglich engagieren zu lassen.

In Mr. John Hall Wilton, einem Engländer, der Amerika mit einem Musikchore schon bereist hatte, fand ich den besten Mann, den ich zu diesem Zwecke kannte. Wenige Minuten reichten hin, ein Arrangement mit ihm zu treffen, in Folge dessen ich ihm blos seine Reisekosten zu vergütigen hatte, wenn das Engagement nicht gelang. Dabei ermächtigte ich ihn jedoch, wenn er nichts besseres ausrichten könnte, sie auf 150 Konzerte für die Summe von 150,000 Dollars und Erstattung aller ihrer Auslagen für Dienerschaft, Equipage, Sekretär u. s. w. zu engagieren. Dabei sollte es ihr freistehen, musikalische Assistenten, doch nicht mehr als drei, nach ihrem Belieben zu wählen und zwar unter beliebigen Bedingungen. Wenn nötig, erbot ich mich, den ganzen Betrag der in dem Engagement genannten Summe bei einem Londoner Banquier zu deponieren, ehe Jenny sich einschiffte“.

Ich übergehe die weiteren Bedingungen, die Barnum mit Wilton zu dessen Gunsten abgemacht hatte. Am 6. November 1849 versah er Wilton mit den notwendigen Dokumenten, die er Jenny sowie anderen musikalischen Notabilitäten vorzeigen konnte, sowie eines Privatbriefes, der Winke und Ratschläge enthielt, die in dem ersteren nicht enthalten waren, gab ihm Empfehlungsbriefe und Mittel, und nun schiffte sich der Agent zu dem großen Unternehmen ein.

Von London aus eröffnete Wilton eine Korrespondenz mit Fräulein Lind, welche damals auf dem Kontinent war. Aus ihren Briefen erfuhr er, daß, wenn sie sich bewegen ließe, überhaupt Amerika zu besuchen, dies nicht anders geschehen könne, als in Begleitung von Herrn Julius Benedikt, dem als Musikdirektor, Pianist und Leiter der musikalischen Arrangements bekannten Komponisten, sowie

sie auch meinte, daß Signor Belletti, der herrliche Baritonist, von wesentlichem Nutzen bei einem solchen Unternehmen sein würde. Wilton begab sich demgemäß zu Mr. Benedict, sowie auch zu Signor Belletti, die damals Beide in London waren, und erfuhr in einer Reihe von Unterredungen die Bedingungen, unter welchen sie sich dazu verstehen würden, mit Fräulein Lind eine Kunstreise nach und in Amerika zu machen. Nachdem er auf diese Weise die gewünschte Auskunft erhalten, begab er sich sofort nach Lübeck in Deutschland, um sich mit Fräulein Jenny selbst zu besprechen.

Im Laufe der ersten Unterredung sagte sie ihm offen, daß sie gleich nach seinem ersten Briefe an mehrere Freunde in London, darunter an meinen Freund Mr. Josua Bates vom Hause Gebrüder Baring, geschrieben und sich nach meinem Rufe und meiner Zahlungsfähigkeit erkundigt habe. Die Antworten, welche sie hierauf erhalten, waren vollkommen zufriedenstellend gewesen. Gleichzeitig aber teilte sie ihm auch mit, daß nicht weniger als vier Personen damit umgingen, sie für eine Kunstreise in Amerika zu engagieren. Einer dieser Herren war ein wohlbekannter Operndirektor in London; der zweite Theaterdirektor in Manchester; der dritte Komponist und Musikdirektor an der königlichen Oper in London, und der vierte ein Mann, welcher schon früher als Führer einer berühmten Tänzerin eine gute Spekulation in Amerika gemacht hatte. Mehrere dieser Herren hatten sie bereits persönlich besucht, und der letzterwähnte hatte, als er meinen Namen von ihr hörte, versucht, sie von einem Engagement mit mir durch die Versicherung abzuschrecken, daß ich ein Windbeutel und gemeiner Schausteller sei, der sich, um nur Geld zu verdienen, nicht scheuen würde, sie in einen Käfig zu stecken und gegen ein Eintrittsgeld von 25 Cents im ganzen Lande sehen zu lassen.

Diese Mitteilung hatte sie, wie sie selbst gestand, etwas stutzig gemacht, und sie schrieb deshalb an Mr. Bates. Dieser hatte aber diese Verläumdungen vollständig widerlegt, indem er ihr versicherte, daß er mich persönlich kenne, und daß sie es in mir keineswegs mit einem gewöhnlichen Theaterdirektor zu thun habe, der ihre Gage blos von dem Erfolg des Unternehmens abhängig machen würde, sondern daß ich recht wohl im Stande sei, alle meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, selbst wenn sie für mich auch noch so unvorteilhaft wären und daß sie deshalb auf meine Ehre und Redlichkeit das unbedingteste Vertrauen setzen könne.

„Nun“, sagte sie zu Mr. Wilton, „bin ich über diesen Punkt vollkommen zufriedengestellt, denn ich kenne die Welt und weiß, wozu die Menschen sich durch Neid und Eifersucht zuweilen verleiten lassen. Da nun Die, welche mit mir zu unterhandeln suchen, alle darauf hinausgehen, daß ich den Gewinn und den Verlust des Unternehmens teilen soll, so will ich lieber mit Ihnen unterhandeln, weil Ihr Auftraggeber sich bereit erklärt, das ganze Risiko so wie die Leitung und Durchführung der Spekulation ganz allein auf sich zu nehmen.

Am 9. Januar 1850 wurde der Kontrakt abgeschlossen zwischen John Hall Wilton, als Agenten für Phineas T. Barnum in New-York in den Vereinigten

Staaten von Nordamerika einerseits, und Mademoiselle Jenny Lind, Sängerin aus Stockholm in Schweden, andererseits.

1. Darnach sollte Jenny Lind für den genannten Phineas T. Barnum in einhundertundfünfzig Konzerten mit Einschluß von Oratorien damöglich innerhalb eines Jahres oder achtzehn Monaten von dem Tag ihrer Ankunft in der Stadt New-York an singen, welche Konzerte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna gegeben werden sollen. Der genannten Jenny Lind soll es vollkommen freistehen, die Zahl der Abende und Konzerte in jeder Woche und die Zahl der in jedem Konzert vorzutragenden Piecen in Uebereinstimmung mit ihrer Gesundheit und Rücksicht auf ihre Stimme festzusetzen, jedoch so, daß die erstere Zahl nie weniger als eins oder zwei und die letztere nicht weniger als vier beträgt. In Opern soll sie keinesfalls auftreten.

2. Für diese Leistungen bewilligt der genannte John Wilton als Bevollmächtigter des genannten Phineas T. Barnum in New-York der genannten Jenny Lind eine Dienerin und einen Diener für den alleinigen Dienst ihrer Person und Gesellschaft; die Bezahlung der Reise- und Hotelkosten einer sie als Gesellschafterin begleitenden Freundin; die Bezahlung eines Sekretärs zur Besorgung ihrer finanziellen Angelegenheiten; die Bezahlung aller Reisekosten für sie und ihre Gesellschaft von Europa aus und während der Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna; die Bezahlung aller Hotelkosten für Beköstigung und Logis während dieser Zeit und einer Equipage mit notwendiger Dienerschaft in jeder Stadt, außerdem aber die Summe von zweihundert Pfund Sterling oder eintausend Dollars 4000 Mark für jedes Konzert oder Oratorium, in welchem die genannte Jenny Lind auftreten wird.

3. Jenny Lind wird die genügende Bürgschaft für die Sicherheit ihres vollen Engagements bei den Herren Gebrüder Baring u. Comp. in London vor ihrer Abreise gegeben und zur Verfügung der genannten Jenny Lind deponirt.

4. Der genannte John Hall Wilton verpflichtet sich im Namen des genannten Phineas T. Barnum ferner, daß, wenn dieser nach fünfundsiebzig Konzerten so viel eingenommen hat, daß nach Bezahlung aller laufenden Ausgaben und Deckung aller aufgewendeten Kosten und Auslagen ihm ein reiner Gewinn von wenigstens fünfzigtausend Pfund Sterling übrig bleibt, dann der genannte Phineas T. Barnum der genannten Jenny Lind außer der erstgenannten Summe von eintausend Dollars für jedes Konzert ein Fünfteil des aus den noch übrigen fünfundsiebzig Konzerten oder Oratorien, nach Abzug des laufenden Aufwandes, hervorgehenden Gewinnes gewähren wird. Oder die genannte Jenny Lind macht sich verbindlich, mit dem genannten Phineas T. Barnum fünfzig Konzerte oder Oratorien auf die vorgenannten Bedingungen zu versuchen, und wenn dieselben den Erwartungen des genannten Phineas T. Barnum nicht entsprechen sollten, so verpflichtet sich die genannte Jenny Lind, gegenwärtigen Kontrakt nach der in seinem ersten Vorschlage, sowie derselbe in der angebogenen Abschrift seines Briefes enthalten ist, zu modifizieren. Sollte dies jedoch unnötig gefunden werden, so

dauert das Engagement bis zu fünfundsiebzig Konzerten oder Oratorien, nach deren Ablauf, wenn der genannte Gewinn von fünfzigtausend Pfund Sterling nicht erzielt worden sein sollte, das Engagement in seiner ursprünglichen Form fortdauert, so daß die dafür bewilligten Summen außer dem Honorar für Julius Benedict und Giovanni Belletti keine Verminderung, wohl aber eine Erhöhung erfahren können.

5. Der genannte John Hall Wilton, Bevollmächtigter des genannten Phineas T. Barnum, macht sich auf Verlangen der genannten Jenny Lind verbindlich, an Julius Benedict von London für Begleitung der genannten Jenny Lind als Musikdirektor, Pianist und Leitung des musikalischen Arrangements, sowie für Unterstützung der genannten Jenny Lind in einhundertfünfzig Konzerten oder Oratorien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Havanna die Summe von fünftausend Pfund Sterling zu zahlen, welche für ihn bei den Herren Gebrüder Baring zu London vor seiner Abreise von Europa deponiert werden sollen; ebenso wie sich der genannte John Hall Wilton im Namen des genannten Phineas T. Barnum ferner verbindlich macht, alle seine Reisekosten von Europa nebst seinen Hotel- und Reisekosten während der Zeit der vorgenannten hundertundfünfzig Konzerte oder Oratorien zu bezahlen, wogegen er, der genannte Julius Benedict, die Verpflichtung übernimmt, auf Erfordern sich der Organisation von Oratorien zu unterziehen.

6. Der genannte John Hall Wilton bewilligt auf Wunsch, Wahl und zur Unterstützung der genannten Jenny Lind an Giovanni Belletti, Baritonisten, für Begleitung der genannten Jenny Lind auf ihrer Reise und in einhundertundfünfzig Konzerten oder Oratorien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Havanna und in Verbindung mit dem genannten Julius Benedict die Summe von zweitausendfünfhundert Pfund Sterling, die ihm vor seiner Abreise von Europa auf genügende Weise verbürgt werden soll, außer allen seinen Hotel- und Reisekosten zu bezahlen.

7. Fern erhaben sich die Kontrahenten dahin geeinigt, daß es der genannten Jenny Lind vollkommen frei stehen solle, zu irgend einer beliebigen Zeit, ohne Rücksicht auf das genannte Engagement mit dem genannten Phineas T. Barnum, für wohlthätige Stiftungen oder Zwecke zu singen, wobei die genannte Jenny Lind sich jedoch anheischig macht, sich mit dem genannten Phineas T. Barnum in Bezug auf die zu wählende Zeit und die Angemessenheit eines solchen Wohlthätigkeits-Konzerts zu besprechen und unter der Voraussetzung, daß in keinem Fall das erste oder zweite Konzert in irgend einer Stadt oder wo es sonst den Interessen des genannten Phineas T. Barnum nachteilig sein könnte, zu diesem Zwecke bestimmt werde.

8. Ferner wird bestimmt, daß, im Fall die genannte Jenny Lind durch eine Fügung Gottes unfähig würde, das vorerwähnte Engagement vollständig durchzuführen, dann nach Verhältnis der Zeit berechnet, der darnach ausfallende

Teil der genannten Summen an Jenny Lind, Julius Benedict und Giovanni Belletti ausgezahlt werde.

9. Ferner wird festgesetzt, daß der genannte Phineas T. Barnum allen bei den vorerwähnten Konzerten oder Oratorien nötigen Aufwand bestreite, mit Ausnahme der zu mildthätigen Zwecken, und daß alle Rechnungen vom sämtlichen Kontrahenten allwöchentlich abgeschlossen und ausgeglichen werden.

10. Die genannte Jenny Lind macht sich ferner verbindlich, während der Dauer des genannten Engagements mit dem genannten Phineas T. Barnum von New-York auf einhundert und fünfzig Konzerte oder Oratorien für Niemanden anders zu singen, ausgenommen für die vorerwähnten mildthätigen Zwecke. Das Reisen findet stets in erster und bester Klasse statt.

Zur Bekräftigung des vorstehenden Kontrakt-Entwurfs ist derselbe von den Nachgenannten unterschrieben und besiegelt worden.

(Unterz.) (L. S.) John Hall Wilton, Agent für Phineas T. Barnum, von New-York, V. St.

(L. S.) Jenny Lind.

(L. S.) Jules Benedict.

(L. S.) Giovanni Belletti.

In Gegenwart von C. Ahilling, Konsuls Sr. Maj. des Königs von Schweden und Norwegen.

„Ich befand mich", schreibt Barnum weiter, „eben in meinem Museum zu Philadelphia, als Wilton am 19. Februar 1850 in New-York ankam. Er telegraphirte mir sofort, daß er ein Engagement mit Jenny Lind abgeschlossen habe, in Folge dessen sie nächstfolgenden Monat September ihre Konzerte in Amerika beginnen werde. Ich ward durch diese plötzliche Nachricht einigermaßen überrascht, und da ich einsah, daß es bei der Länge der Zeit, die noch vor Jenny's Ankunft verstreichen mußte, rätlich sein würde, das Engagement noch einige Monate lang geheim zu halten, so telegraphirte ich ihm zurück, daß er keinem Menschen etwas davon sagen sollte, und daß ich ihn den nächsten Tag in New-York sprechen würde.

Den nächsten Morgen reiste ich nach New-York. Als ich in Princeton ankam, kaufte ich mir das neueste Zeitungsblatt und las zu meinem Erstaunen und Entsetzen einen ausführlichen Bericht über mein Engagement mit Jenny. Indessen diese vorzeitige Mitteilung ließ sich einmal nicht wieder zurückrufen, und ich machte daher gute Miene zum bösen Spiel. Da mir viel daran lag, zu erfahren, welchen Eindruck diese Nachricht auf das Publikum machte, so teilte ich dem Eisenbahn-Kondukteur, einem gebildeten Mann, den ich genau kannte, mit, daß ich Jenny Lind engagiert hätte und daß sie im künftigen Monat August nach Amerika kommen würde.

„Jenny Lind? Ist das eine Tänzerin?" fragte der Kondukteur.

Ich sagte ihm, wer und was sie sei, aber seine Frage äußerte auf mich die Wirkung, als ob mir Jemand kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte. Wirklich, dachte ich, wenn dies Alles ist, was ein Mann in der Eigenschaft eines Eisenbahn-

kondukteurs zwischen Philadelphia und New-York von der größten Sängerin in der Welt weiß, so bin ich überzeugt, daß sechs Monate eine viel zu lange Zeit sind, als daß ich das ganze Publikum von ihr unterhalten und über ihre Verdienste aufklären könnte.

Ich hatte eine Zusammenkunft mit Wilton und erfuhr von ihm, daß es in Uebereinstimmung mit dem Engagement nötig sei, die ganze stipulierte Summe, zusammen 187,500 Dollars, bei dem Londoner Banquier zu deponieren. Ich beschloß sofort, den Kontrakt zu ratifizieren und sendete die notwendigen Dokumente an Fräulein Lind und die Herren Benedict und Belletti ab.

Nun begann ich die öffentliche Meinung mittelst der Zeitungen auf den Empfang der großen Sängerin vorzubereiten. Auf wie wirksame Weise dies geschah, ist der Erinnerung des amerikanischen Publikums noch gegenwärtig. Als eine Probe von der Art und Weise, auf welche ich meinen Zweck erreichte, teile ich den folgenden Auszug aus meinem ersten Briefe an die Lesewelt mit. Er erschien am 22. Februar 1850 in einem New-Yorker Blatte:

„Vielleicht verdiene ich kein Geld bei diesem Unternehmen, aber ich versichere Ihnen, wenn ich auch wüßte, daß kein Heller Profit für mich abfiele, so würde ich dennoch das Engagement ratifizieren, so viel liegt mir daran, daß die Vereinigten Staaten von einer Dame besucht werden, deren musikalisches Genie noch nie von einem anderen menschlichen Wesen erreicht worden und dessen Charakter die personifizierte Menschenliebe, Einfachheit und Herzensgüte ist.

„Miß Lind hat eine Menge weit bessere Anträge erhalten, als der von mir ausgegangene ist, aber sie wünscht selbst sehr, Amerika zu besuchen. Sie spricht von diesem Lande und seinen Institutionen mit der größten Bewunderung, und da Geld keineswegs die größte Verlockung ist, welche ihr geboten werden kann, so hat sie sich entschlossen, uns einen Besuch abzustatten. In ihrem Engagement mit mir (welches auch Havanna mit einschließt), hat sie sich ausdrücklich das Recht vorbehalten, überall, wo es ihr geeignet erscheint, Konzerte zum Besten wohlthätiger Stiftungen und Zwecke zu geben“.

„Seit ihrem Auftreten in England hat sie den Armen aus ihren eigenen Mitteln mehr geschenkt, als die Summe beträgt, wofür ich sie engagiert habe, und der Ertrag der Konzerte zu wohlthätigen Zwecken in Großbritannien, in welchen sie gratis gesungen hat, beträgt mehr als das Zehnfache jener Summe.“

Es dauerte nicht lange, so begann das Publikum von Jenny Lind zu sprechen und ich war eifrigst darauf bedacht, ein möglichst treues Portrait von ihr zu verbreiten. Zum Glück bot sich mir dazu eine sehr gute Gelegenheit dar. Eines Tags, während ich in dem Bureau des Museums saß, näherte sich mir ein Fremder mit einem kleinen Packet unter dem Arm. Er teilte mir in gebrochenem Englisch mit, er sei ein Schwede. Er sagte, er sei Maler und komme soeben aus Stockholm, wo Jenny Lind ihm gesessen und er habe ihr auf Kupfer gemaltes Portrait bei sich. Er wickelte das Packet auf und zeigte mir ein schönes Bildnis der „schwedischen Nachtigall“ in einem eleganten vergoldeten Rahmen, etwa 14 Zoll

breit und 20 Zoll lang. Das war gerade das, was ich zu besitzen wünschte. Er verlangte fünfzig Dollars. Ich kaufte das Bild sofort. Als ich es noch an demselben Tage einem befreundeten Künstler zeigte, versicherte derselbe mir ganz ruhig, es sei weiter nichts als eine billige Lithographie auf Blech geleimt und sauber lackiert, so daß es für einen Neuling in der Malerei, wie ich war, wirklich ganz das Ansehen eines schönen Oelgemäldes hatte. Der Wert des ganzen Bildes betrug nicht mehr als höchstens 37½ Cents oder 15 Silbergroschen.

Nachdem ich all meine baare Kasse zusammengerafft, um sie in der Gestalt von Staatspapieren nach London zu schicken, fand ich, daß mir zur Ergänzung des Betrags immer noch eine bedeutende Summe fehlte. Ich hatte einige zweite Hypotheken, die ganz gut waren, aber ich konnte sie in Wallstreet nicht unterbringen. Man wollte dort nichts weiter annehmen, als erste Hypotheken auf Grundstücke in New-York oder Brooklin.

Ich ging zu dem Präsidenten der Bank, wo ich seit acht Jahren alle meine Geldgeschäfte gemacht hatte. Ich bot ihm als Sicherheit für ein Darlehn meine zweiten Hypotheken und suchte ihn zum Abschluß eines Geschäfts noch weiter dadurch zu bewegen, daß ich ihm vorschlug, ihm meinen Kontrakt mit Jenny Lind und der schriftlichen Verpflichtung zu übermachen, mir von ihm einen Kassierer beigeben zu lassen, der auf meine Kosten jeden, dreitausend Dollars per Abend übersteigenden Ueberschuß in Empfang nehmen und zur Abzahlung meines Darlehns an ihn einsenden solle. Er lachte mir ins Gesicht und sagte: „Mr. Barnum, man glaubt in Wallstreet allgemein, daß das Engagement mit Jenny Lind Sie ruinieren werde. Ich glaube nicht, daß Sie in einem einzigen Konzert auch nur dreitausend Dollars jemals einnehmen“.

Ich ärgerte mich über diesen Mangel an gesundem Urteil, den dieser Mann verriet und antwortete ihm, ich würde meinen Kontrakt jetzt schon nicht für 150,000 Dollars hingeben und dies war mein völliger Ernst.

Auf fernere Erkundigung fand ich, daß es in Wallstreet vergeblich sei, die Nachtigall zum Austausch für Goldfinken anzubieten.

Endlich ward ich Mr. John L. Aspinwall von der Firma Howland und Aspinwall, vorgestellt, und dieser gab mir einen Kreditbrief von seiner Firma auf Gebrüder Baring über eine bedeutende Summe auf untergeordnete Bürgschaft, die er auf Gefälligkeit und vom Banquierstyl absehend für diesen Fall annahm.

Nachdem ich noch mehrere Gegenstände meines Eigentums für baares Geld veräußert, rechnete ich die verschiedenen Beträge zusammen und fand, daß mir noch fünftausend Dollars fehlten. Ich fühlte, daß es in der That „die letzte Feder sei, welche den Rücken des Kameels zerbricht“. Zufällig setzte ich einen seit vielen Jahren mit mir befreundeten Geistlichen von meiner verzweifelten Lage in Kenntnis, und dieser stellte mir sofort den noch fehlenden Betrag zur Verfügung Ich nahm diesen Freundschaftsdienst mit Freuden an und fühlte, daß mir dadurch eine große und schwere Last von den Schultern genommen war. Dieser Geistliche war der ehrwürdige Abel C. Thomas in Philadelphia.

Dieser Mann, der sich selbst zu dem gemacht, was er geworden ist, war eigentlich ein gelernter Buchdrucker. Jetzt ist er schon seit sechsundzwanzig Jahren im Amte, und seine kürzlich erschienene Selbstbiographie ist eins der interessantesten Bücher, welches ich jemals gelesen.

Nachdem das Engagement mit Miß Lind vollständig abgeschlossen war, lehnte sie mehrere verlockende Anerbietungen, in London zu singen, ab; doch gab sie auf meine Bitte unmittelbar vor ihrer Abreise nach Amerika noch zwei Konzerte in Liverpool. Mein Zweck, der mich bewog, diese Bitte an sie zu stellen, war, durch den Eklat von jenseits die Aufregung diesseits des atlantischen Oceans, die nun schon bald die Fieberhitze erreicht hatte, noch mehr zu steigern.

Das erste der beiden Konzerte in Liverpool ward am Abend vor dem Abgange eines Dampfers nach Amerika gegeben. Mein Agent hatte sich der Dienste eines musikalischen Kritikers von London versichert, welcher seinen Bericht über dieses Konzert um halb zwei Uhr in derselben Nacht, oder vielmehr am folgenden Morgen, fertig machte, und um zwei Uhr las mein Agent schon den Abdruck in einem Liverpooler Morgenblatt, von welchem eine Masse Exemplare mir mit dem Dampfer von demselben Tage zugesendet wurden. Der Wiederabdruck dieser Rezension in den amerikanischen Blättern mit Einschluß einer Schilderung des Enthusiasmus, welcher in ihrem transatlantischen Konzert geherrscht, hatte die gewünschte Wirkung.

Mittwoch früh, am 21. August 1850, verließen Jenny Lind und die Herren Benedikt und Belletti die Stadt Liverpool mit dem Dampfschiffe „Atlantic", in in welchem ich schon lange zuvor die nötigen Einrichtungen treffen und zugleich ein Piano hatte aufstellen lassen. Die Begleitung bestand aus meinem Agenten Wilton, sowie aus Fräulein Ahmansen und Mr. Hjortzberg, Verwandten von Fräulein Lind — letzterer vertrat zugleich die Stelle ihres Sekretärs — ihren beiden Dienerinnen und dem Lakai der Herren Benedikt und Belletti.

Die Ankunft des Dampfers ward Sonntags, am 1. September, erwartet; entschlossen aber, die Sängerin jedenfalls bei ihrer Ankunft, möchte sie erfolgen wann sie wollte, zu empfangen, begab ich mich schon Sonnabend Abend nach Station Island und übernachtete in dem gastfreien Hause meines Freundes Dr. A. Sydney Doane, der damals Gesundheitsbeamter des Hafens von New-York war. Einige Minuten vor zwölf Uhr, Sonntag Mittag, kam der „Atlantic", in Sicht, und gleich darauf war ich durch die gefällige Vermittelung meines Freundes Doane an Bord des Schiffes und bot Jenny Lind die Hand zum Gruß.

Nachdem die ersten Komplimente vorüber waren, fragte sie mich, wann und wo ich sie hätte singen hören.

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, entgegnete ich.

„Wie aber ist es möglich, daß Sie soviel Geld um einer Person willen riskieren, die Sie doch noch niemals haben singen hören?" fragte Sie erstaunt.

„Ich habe es auf Ihren Ruf hin riskiert, denn ich in musikalischen Dingen doch weit mehr traue, als meinem eigenen Urteil", antwortete ich.

Ich erwähne hier, daß, obschon ich mich hauptsächlich auf Jenny Lind's Ruf als große Künstlerin verließ, ich doch auch erwartete, daß der Ruf ihrer außerordentlichen Mildthätigkeit und Großmut bei allen Klassen des amerikanischen Publikums ungemein viel zu ihrem Erfolge beitragen würde. Ohne diese Eigentümlichkeit ihres Naturells würde ich niemals gewagt haben, ein Engagement von dieser Art abzuschließen, denn ich war überzeugt, daß es in Amerika eine Menge Personen gäbe, die schon um dieser Rücksicht willen sich veranlaßt sehen würden, ihre Konzerte zu besuchen.

Tausende von Menschen bedeckten die Hafendämme und die an denselben liegenden Fahrzeuge, und weitere Tausende hatten sich auf dem Werft an Canalstreet versammelt, um sie zu sehen. Auf dem Werft war eine stattliche kleine Allee von grünen, mit schönen Fahnen geschmückten Bäumen errichtet, sowie zwei Triumphbogen, auf deren einem die Worte standen: „Willkommen Jenny Lind!" Über dem zweiten schwebte der amerikanische Adler, und darunter las man die Inschrift: „Willkommen in Amerika!" Diese Dekorationen waren allerdings nicht durch Zauberei entstanden und ich kann daher billigerweise gewisse Leute nicht tadeln, wenn sie die Vermutung aussprachen, daß ich dabei die Hand mit im Spiele gehabt. Meine Privatequipage stand bereit, und Kapitän West führte Jenny Lind dahin und half ihr beim Einsteigen. Dann stiegen die übrigen Virtuosen hinein, ich setzte mich neben den Kutscher auf den Bock und befahl ihm, nach Irving House zu fahren. Da wahrscheinlich einige wenige von den Bürgern der Stadt mich schon früher gesehen, so trug meine Anwesenheit auf dem Bocke des Wagens viel dazu bei, die zahlreich an den Fenstern und auf den Trottoirs längs des ganzen Weges versammelte Menge zu dem Schluß kommen zu lassen, daß Jenny Lind wirklich eingetroffen sei.

Ein Blick in die Zeitungen von diesem Tage wird lehren, daß noch nicht oft ein solcher Enthusiasmus in der Stadt New-York, oder in Amerika überhaupt. geherrscht hatte.

Innerhalb zehn Minuten nach unserer Ankunft in Irving House hatten sich nicht weniger als zehntausend Menschen um den Eingang in Broadway versammelt, welche Zahl erst nach neun Uhr Abends sich einigermaßen zu vermindern begann. Auf ihre Bitte speiste ich diesen Nachmittag bei ihr, und als sie nach europäischer Sitte ein Glas Wein mit mir trinken und anstoßen wollte, schien sie etwas überrascht zu sein, als ich entgegnete: „Miß Lind, ich glaube nicht, daß Sie irgend eine andere Gefälligkeit von mir verlangen können, welche ich nicht mit Freuden gewähren würde; aber ich gehöre dem großen Vereine an, der sich aller geistigen Getränke enthält, und muß Sie daher bitten, mir zu erlauben, ein Glas kaltes Wasser auf Ihre Gesundheit und Ihr Glück zu leeren".

Jene Nacht um 12 Uhr ward ihr von zweihundert Musikern eine Serenade gebracht. Diese erschienen vor Irving House in Begleitung von etwa dreihundert

Feuerleuten in ihren roten Blousen mit Fackeln. Wenigstens zwanzigtausend Menschen waren als Zuschauer zugegen. Das Rufen nach Jenny Lind ward so furchtbar, daß ich sie durch ein Fenster auf den Balkon geleitete. Das laute Vivatgeschrei der Menge dauerte mehrere Minuten, ehe die Serenade ihren Fortgang nehmen konnte.

Ich habe hier nur kurz einen Teil der Ereignisse an Jenny Linds erstem Tage in Amerika angedeutet. Wochenlang nachher blieb die Aufregung unvermindert. Ihre Zimmer vermochten die Zahl der Besucher, unter welchen sich die Magnaten des Landes, sowohl der Kirche als des Staates, befanden, kaum zu fassen. Die Equipagen der feinen Welt waren zu allen fashionablen Stunden vor ihrem Hotel zu sehen, und es kostete mir große Mühe, diese vornehme Welt zu verhindern, die fremde Sängerin ganz und gar zu monopolisieren, und auf diese Weise durch ihre Entfernung von der warmen Sympathie, welche sie unter den Massen erweckt, meinem Interesse bedeutend zu schaden. Man überschüttete sie mit Geschenken aller Art. Putzmacherinnen, Kleidermacherinnen und Kaufleute wetteiferten miteinander, ihre Aufmerksamkeit auf ihre Waaren zu lenken, von welchen sie ihr kostbare Proben zusendeten, und sich freuten, wenn sie dafür ein eigenhändiges Empfangsbekenntniß von ihr erhielten. Lieder, Quadrillen und Polkas wurden ihr dediciert, und Dichter besangen ihr Lob. Wir hatten Jenny Lind-Handschuhe, Jenny Lind-Hüte, Shawls, Kleider, Stühle, Sophas, Pianos — mit einem Worte, Alles war Jenny Lind.

Alle ihre Tritte und Schritte wurden überwacht, und in dem Augenblicke, wo ihr Wagen an der Thür erschien, war er von einer Menge umringt, welche begierig war, einen Blick von der schwedischen Nachtigall zu erhaschen. Wenn ich meine Excerptbücher aus jener Zeit, in welche ich aus Zeitungen und sonst alle zugänglichen Details in Bezug auf sie in chronologischer Reihenfolge eintrug, jetzt wieder zur Hand nehme und aufschlage, so kommt es mir fast selbst beinahe unglaublich vor, daß ein solcher Grad von Enthusiasmus wirklich existiert habe.

Eine Schilderung der Jenny Lind-Manie während der ersten zehn Tage nach ihrer Ankunft erschien in der Londoner „Times“ vom 23. September 1850. und obschon sie eigentlich eine mehrere Spalten füllende Satyre auf den amerikanischen Enthusiasmus war, so enthielt sie doch eine treue Darstellung von Thatsachen, welche jetzt selbst mir mehr wie ein Traum, als wie eine Wirklichkeit vorkommen.

Vor Jenny Lind's Ankunft hatte ich einen Preis von zweihundert Dollars auf einen „Gruß an Amerika“ gesetzt, den sie in ihrem ersten Concert singen sollte. Mehrere Hundert Gedichte wurden aus allen Teilen der Vereinigten Staaten und der beiden Canadas eingesendet. Die Arbeit des Preisrichter-Comités, das alle diese Gedichte lesen und das des Preises würdigste auswählen mußte, war keine leichte. Natürlich befand sich unter dieser Zahl eine Menge ungewaschenes und elendes Zeug, so daß nur etwa zwölf dieser Gedichte einer

wirklichen und ernsthaften Beurteilung unterzogen werden konnten. Den Preis erhielt Bayard Taylor für die folgende Ode:

Gruß an Amerika.

Text von Bayard Taylor. — Componiert von Julius Benedict.

Aus vollem Herzen grüß ich dich, des Westens schönes Land,
Deß Sternenbanner eine Welt mit weitem Flug umspannt;
An dessen Brust des Atlas Meer sich stolz und brausend schmiegt,
Und sanft der Sonne goldnen Strahl in seinem Schooße wiegt;
Du Land des Riesenfelsgebirgs, du Land der blanken Seen,
Der Flüsse, die mit mächt'gem Schritt dem Meer entgegengeh'n;
Wo manches tapfre Kriegerherz im kühlen Boden ruht
Den es erkauft im heil'gen Kampf mit seinem Lebensblut.

Ha, stolzes Land, wie weit auch sei die schäumend nasse Kluft,
Die mich von meiner Heimat trennt, von meiner Väter Gruft,
So hör' ich doch auch hier, wie dort, vertrauten süßen Schall —
Des Liedes Heimat ist die Brust der Freien überall!
Darum so lang der Sonne Strahl auf deiner Flut erglänzt,
So lange deiner Helden Stirn der Lorbeer noch umkränzt —
So lang sei Eintracht deines Volks auch seine schönste Zier,
Und holder Friede schmücke stets dein sternenreich Panier.

Diese Entscheidung ward, obschon sie im Allgemeinen befriedigte, dennoch von einigen notwendig getäuschten Dichtern mit Unwillen aufgenommen, weil sie trotz des von dem Comité gefällten Ausspruches natürlich darauf beharrten, ihre Produkte für die besten zu halten. Diese Verstimmung war ohne Zweifel teilweise die Ursache, welche ungefähr zu derselben Zeit zur Publikation einer sehr witzigen Flugschrift führte, die eine Menge mitunter sehr gute, auf den vorliegenden Fall bezügliche Gedichte enthielt. Ich kann hier nur eine einzige Stanze davon mitteilen. Der Dichter spricht von den verschiedenen Kuriositäten und Sehenswürdigkeiten meines Museums, und läßt mich, indem ich mich immer noch nach weiteren Neuigkeiten umschaue, die Schwedische Nachtigall auf folgende Weise anreden:

Komm, Jenny, Du bist die Karte, die mir noch fehlt in der Hand!
Laß diese Könige und Kaiser, hier ist der Freien Land.
Sie heißen Dich jubelnd willkommen; es wirbelt in ihren Köpfen,
Du wirst ihre Herzen rühren und ich ihre Beutel schröpfen;
Und wenn wir sie nicht schinden — das Publikum ist ja blind —
So ist mein Name nicht Barnum, Dein Name nicht Jenny Lind.

Jenny Lind's erstes Concert sollte im „Schloßgarten", Mittwoch Abend am 11. September, stattfinden, und die meisten Billets wurden am Sonnabend und Montag vor dem Concert auf dem Wege der Auction verkauft.

Die Besitzer des Gartens fanden sich bewogen, auch bei dieser Auction den Eintritt nur gegen die gewöhnliche Gebühr von 1 Schilling zu gestatten, und dennoch fanden sich über dreitausend Personen ein. Gleich am ersten Tage wurden eintausend Billets für den Betrag von zusammen 10,141 Dollars verkauft.

Am Dienstage nach ihrer Ankunft teilte ich Miß Lind mit, daß ich eine kleine Abänderung in unserem Vertrage zu machen wünschte. „Worin soll dieselbe bestehen?" fragte sie überrascht.

„Ich bin überzeugt," entgegnete ich, „daß unser Unternehmen von einem weit größeren Erfolg begleitet sein wird, als eins von uns Beiden gedacht hat. Ich wünsche daher die Bedingung zu stellen, daß Sie für jedes Concert 1000 Dollars und außerdem alle Ihre Ausgaben, wie von vorn herein stipuliert worden, zurückerstattet bekommen, und daß, nachdem ich 5500 Dollar pr. Concert für Auslagen und meine Dienste in Abzug gebracht, der Ueberschuß gleichmäßig zwischen uns geteilt werde."

Jenny sah mich erstaunt an. Sie konnte meinen Antrag nicht begreifen. Nachdem ich ihn wiederholt und sie den Sinn desselben vollkommen gefaßt hatte, ergriff sie vertraulich meine Hand und rief: „Mr. Barnum, Sie sind ein Ehrenmann, Sie sind großmütig. Es ist gerade so, wie Mr. Bates mir sagte. Ich will für Sie singen, so lange Sie wollen. Ich singe für Sie in Amerika — in Europa — überall!"

Bei Aufsetzung des neuen Contractes ward in denselben auf Fräulein Lind's Verlangen die Bestimmung aufgenommen, daß ihr das Recht zustehen solle, mit dem einhundertsten Concert, anstatt mit dem einhundert und fünfzigsten, wenn es ihr so beliebe, das Engagement zu schließen, und mir für diesen Fall 25,000 Dollars zu bezahlen.

Man darf indessen nicht glauben, daß die von mir freiwillig angebotene Erhöhung ihrer Gage einzig und allein ihren Grund in meiner Freigebigkeit hatte. Ich hatte mich überzeugt, daß das Unternehmen Geld genug für uns Alle abwerfen würde, und ebenso wußte ich auch im Voraus, daß, wenn sie auch mit den ursprünglichen Bedingungen unseres Vertrags zufrieden wäre, doch neidische Personen sich bemühen würden, Unzufriedenheit in ihr zu erregen, und es daher von mir politisch gehandelt wäre, wenn ich der Möglichkeit eines solchen Vorkommnisses in Zeiten begegnete.

Dienstag, am 10. September, zeigte ich Miß Lind an, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge zu urteilen, ihr Anteil an dem Ertrage des ersten Konzerts sich auf 10,000 Dollars belaufen würde. Sie beschloß sogleich die ganze Summe wohlthätigen Zwecken zu widmen, ließ Mayor Woodhull rufen, und bezeichnete nach seinem und meinem Rate die verschiedenen milden Stiftungen, unter welche der Betrag, ihrem Wunsche gemäß, verteilt werden sollte.

Meine Arrangements des Konzertsaales waren mit der größten Sorgfalt getroffen. Das große Parterre und die Gallerie des Castle-Garden (Schloßgartens) waren durch imaginaire Linien in vier Abteilungen geteilt, von welchen jede durch

eine Lampe von eigentümlicher Farbe angedeutet ward. Die Billets waren auf Papier von derselben Farbe gedruckt, wie die Lampe der Abteilung, welche die Billetinhaber einnehmen sollten, und hundert Thürsteher mit Schleifen und Bänderstäben von derselben Farbe setzten jeden Eintretenden in den Stand, seinen Sitz mit der größten Leichtigkeit zu finden. Jeder Sitz hatte natürlich dieselbe Nummer, wie die Marke, welche ein Jeder behielt, nachdem er das Billet an der Thür abgegeben. Diese Arrangements wurden gehörig bekannt gemacht und auch auf jedem Billet abgedruckt. Um Gedränge und Verwirrung zu vermeiden, wurden die Thüren schon um fünf Uhr geöffnet, obschon das Konzert erst um Acht begann. Die Folge war, daß, obschon fünftausend Personen diesem ersten Konzerte beiwohnten, doch der Eintritt so ruhig erfolgte, wie in der Kirche. Diese Vorsichtsmaßegeln wurden auch bei allen andern in dem ganzen Lande unter meiner Leitung gegebenen Konzerten beobachtet, und die treffliche Ordnung, welche stets dabei herrschte, war die Veranlassung zu unzähligen Lobsprüchen, die mir vom Publikum und der Presse in dieser Beziehung gemacht wurden.

Jenny Lind's Empfang bei ihrem ersten Erscheinen hat wahrscheinlich, was Enthusiasmus betrifft, noch nie in der ganzen Welt seines Gleichen gehabt. Als Mr. Benedict sie hereinführte, erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen und bewillkommnete sie mit einem dreimaligen Hoch und dem Schwenken von mehrern tausend Hüten und Taschentüchern. Es war dies das bei weitem zahlreichste Publikum, vor welchem Jenny jemals gesungen. Sie war sichtlich aufgeregt, aber das Orchester begann und ehe sie noch ein Dutzend Noten von „Casta Diva“ gesungen, begann sie ihre Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, und lange zuvor, ehe diese Arie zu Ende ging, war sie so ruhig, als ob sie in ihrem Zimmer säße. Während des letzten Teils der Cavatine wurden die Zuhörer von ihren Empfindungen so hingerissen, daß die letzten Töne von einem nie enden wollenden Beifallssturme verschlungen und übertäubt wurden. Der Enthusiasmus hatte seinen höchsten Gipfelpunkt erreicht, aber Jenny Lind's Gesang übertraf selbst die glänzendsten Erwartungen, die man sich davon gemacht, und ihr Triumph war vollständig.

Am Schlusse des Konzerts ward Jenny Lind mit lautem Ungestüm gerufen und mußte drei Mal erscheinen, ehe das Publikum sich zufrieden gab. Nun rief man auch mit großem Geräusche „Barnum“, und ich gehorchte zögernd dem Rufe.

An diesem ersten Abend befestigte Mr. Julius Benedict bei dem amerikanischen Volke seinen europäischen Ruf als vollendeter Musikdirektor und Komponist, während Signor Belletti eine Bewunderung erweckte, die bis zur Beendigung seiner Karriere in unserm Lande immer wärmer und inniger ward.

Es schien, als ob die Jenny Lind-Manie, schon ehe man die Sängerin gehört, ihren Kulminationspunkt erreicht hätte, und ich gestehe, daß ich fürchtete, die Erwartungen des Publikums möchten zu hoch gespannt sein, als daß sie befriedigt werden könnten, und daß demzufolge gleich nach dem ersten Konzert eine

Reaktion eintreten würde, aber glücklicherweise sah ich mich hierin getäuscht. Das überschwengliche Talent der schwedischen Nachtigall übertraf Alles, was die Phantasie sich malen konnte, und die Begeisterung erreichte erst ihren höchsten Punkt, nachdem man sie gehört hatte. Alles schwamm in Wonne und Entzücken, und Alles, was Journalistenfedern, Lettern und Buchdruckerschwärze zu leisten vermochten, reichte nicht hin, ihr Lob würdig zu preisen. Der Rubikon war überschritten. Der glückliche Ausgang der Jenny Lind-Spekulation war gesichert. Ich glaube, es gab in New-York am Tage nach ihrem ersten Konzert wenigstens hundert Leute, die mir meinen Kontrakt sofort für zweihunderttausend Dollars abgekauft hätten. Ich empfing wiederholte Anträge auf einen achten, einen zehnten oder einen sechzehnten Anteil, nach diesem Preise berechnet. Ich hatte aber einmal das Risiko auf mich genommen und war daher entschlossen, auch den Triumph allein zu haben. Der Erfolg, den ich trotz aller Hindernisse und falschen Propheten errungen, begeisterte mich so, daß ich glaube, ich hätte selbst für eine Million Dollars das Unternehmen nicht in andere Hände gegeben.

Niemand kann sich einen Begriff von der Kopf- und Handarbeit machen, die ich während der ersten vier Wochen nach Jenny Lind's Ankunft zu leisten hatte. Ich hatte dies, wenn auch nicht in so hohem Grade, erwartet und deshalb einen Teil des Monats August in den Weißen Gebirgen zugebracht, um mich für das meiner harrende Werk zu stärken und zu kräftigen. Natürlich war ich dabei während des Sommers nicht müßig gewesen. Ich hatte unzählige Mittel und Werkzeuge zur Förderung meines Zweckes in Bewegung gesetzt, und das Publikum ahnte nicht die Hand, welche indirekt auf sein Herz einwirkte, ehe sie seinen Beutel in Anspruch nahm. Diese Mittel und Manipulationen wurden während der ganzen Zeit dieses siegreichen musikalischen Feldzuges erweitert und fortgesetzt.

Nach dem ersten Monat kam einiges System in das Geschäft, und mit Hilfe einiger zuverlässiger Agenten, wie z. B. meines Kassierers L. C. Stewart und des unermüdlichen Le Grand Smith, ward mir meine Arbeit in materieller Beziehung bedeutend erleichtert; von dem ersten Konzert am 11. September 1850 aber bis zum 93. Konzert am 9. Juni 1851 (ein Zeitraum von 9 Monaten) ward ich vor lauter Geschäften und Arbeit nicht meines Lebens froh.

Miß Lind ließ sich eben so wenig wie Jemand anders den beispiellosen Enthusiasmus träumen, mit welchem sie begrüßt ward, und die so ungemein zahlreiche Versammlung im Schloßgarten machte sie, wie ich vermute, ein wenig geneigt, übeln Ratgebern Gehör zu leihen. Man hätte glauben sollen, die Bedingungen unseres Kontraktes wären für sie hinreichend liberal und für mich gewagt genug gewesen, um meine Erwartung in Bezug auf vollkommen ehrenwerte Handlungsweise — und auch eines reichen Gewinns, denn das Risiko war groß — zu rechtfertigen; aber es gab gewisse neidische Zwischenträger, die anderer Ansicht waren. „Sehen Sie nicht, Miß Lind, daß Mr. Barnum Ihr Genie benutzt, um sich die Taschen zu füllen?“ sagten sie. Natürlich sah sie es

und bereute vielleicht, daß sie nicht einen etwas höhern Betrag als 1000 Dollars pr. Konzert netto stipuliert hatte; aber dennoch verschmähte und verachtete die hochsinnige Schwedin die Ratgeber, welche sie aufforderten, ihren Kontrakt mit mir auf alle Gefahr hin zu brechen und die Spekulation in ihre eigenen Hände zu nehmen — vielleicht auch denen dieser Zuflüsterer zu übertragen. Indessen hatte ich doch von der unbilligen Einmischung ihres Rechtsanwalts viel zu leiden. Benedict und Belletti benahmen sich wie Männer, und Jenny gab mir später ihr Bedauern zu erkennen, daß sie nur einen Augenblick den Mahnungen und Aufhetzungen ihres Rechtsbeistandes Gehör geschenkt.

Das so ungemein zahlreiche Publikum im Schloßgarten war nicht allein durch Jenny Lind's großes musikalisches Talent herbeigelockt worden. Sie ward mit dem Publikum bekannt gemacht, ehe dasselbe sie noch gesehen oder gehört hatte. Sie erschien hier vor einer Jury, welche schon zu ihren Gunsten enthusiasmirt war. Sie übertraf aber ihre Erwartungen, und alle Mittel, die ich benutzt, um ihr Bahn zu brechen, wurden auf diese Weise im vollsten Umfange gerechtfertigt.

Als Dirigent arbeitete ich, indem ich Andere arbeiten ließ. Biographien der schwedischen Nachtigall wurden in großen Massen unter das Publikum gebracht; „ausländische Correspondenzen“ verherrlichten ihre Talente und Triumphe durch Erzählungen von ihrer Wohlthätigkeit, und die „Buchdruckerschwärze“ ward in jeder möglichen Form angewendet, um Jenny Lind in den Mund der Leute zu bringen und darin zu erhalten. Ich freue mich, hierbei sagen zu können, daß die Presse im Allgemeinen, von Anfang bis zu Ende, das Echo des Lobes der gefeierten Sängerin zurückgab.

Die für Billets zu dem ersten Konzert eingenommene Summe betrug 17,864 Dollars 5 Cents. Da sonach auf Miß Lind's Anteil noch nicht die 10,000 Dollars kamen, welche bereits zu wohlthätigen Zwecken verschenkt waren, so schlug ich vor, den Betrag der ersten beiden Konzerte mit ihr gleichförmig zu teilen und dieselben in unserm regelmäßigen Engagement gar nicht zu zählen. Demgemäß ward das zweite Konzert am 13. Dezember gegeben und die 14,203 Dollars 3 Cents betragende Einnahme, wie die des ersten Konzerts, in zwei gleiche Teile geteilt. Unser drittes Konzert, welches wir aber unter uns das „erste regelmäßige Konzert“ nannten, ward Dienstag am 17. September 1850 gegeben.

Es ist nicht meine Absicht, hier alle Konzerte, welche Jenny Lind für mich gab, ausführlich zu schildern, indessen werde ich einige Worte den Ereignissen und Umständen widmen, welche, wie ich glaube, für das Publikum die interessantesten sind.

Der Ruf von Jenny Lind's Wohlthätigkeit verbreitete sich so allgemein, daß ihre Thür fortwährend von Bittenden belagert war, während sie in den größeren Städten auch noch mit einer Masse von Bettelbriefen belästigt ward. Ihr Sekretär prüfte dieselben und beantwortete einige derselben günstig. An-

fangs hatte er die Absicht, sie alle zu beantworten, gab aber endlich dieses unmögliche Vorhaben wieder auf. Ich weiß viele Fälle, in welchen sie den Bittenden Geldsummen von 20, 50, 500 bis 1000 Dollars schenkte; einmal schenkte sie einem schwedischen Freunde sogar 5000 Dollars, und nur Er, „der ins Verborgene sieht“, kennt den ganzen Umfang ihrer Mildthätigkeit.

Eines Abends, als sie in Boston Konzert gab, trat ein Mädchen an die Billeteinnahme, legte drei Dollars für ein Billet hin und sagte: „Das ist mein Verdienst von einem halben Monat, aber ich muß Jenny Lind hören.“ Ihr Sekretär hörte diese Bemerkung, und als er einige Augenblicke darauf in Jenny's Zimmer trat, erzählte er ihr lachend, was er gehört. „Würden Sie das Mädchen wiedererkennen?“ fragte Jenny. Der Sekretär beantwortete diese Frage bejahend, und sie drückte ihm sofort ein 20 Dollars-Goldstück in die Hand und sagte: „Das arme Mädchen! Geben Sie ihr das und grüßen Sie sie von mir.“

An dem Abend nach Jenny's Ankunft in Boston ward ihr zu Ehren vor „Revere House“ ein schönes Feuerwerk abgebrannt, worauf ihr die deutschen Einwohner dieser Stadt einen prachtvollen Fackelzug brachten.

Auf ihrer Rückkehr von Boston nach New-York besuchten Jenny, ihre Gesellschafterinnen und die Herren Benedikt und Belletti meine Wohnung in Bridgeport, wo sie bis den folgenden Tag blieben. Am Morgen nach ihrer Ankunft nahm sie meinen Arm und schlug einen Spaziergang in meinem Garten vor. Dieser schien ihr sehr zu gefallen, und sie sagte: „Ich bin ganz erstaunt, daß Sie einen so schönen Wohnsitz verlassen haben, um mit mir im Lande herumzureisen.“

Denselben Tag erzählte sie mir scherzend, sie habe ein ganz außerordentliches Gerücht vernommen.

„Ich habe gehört, daß wir einander heiraten wollten“, sagte sie; „woher kann nur ein so abgeschmacktes Gerücht entstanden sein?“ fuhr sie fort.

„Wahrscheinlich hat es seinen guten Grund darin, daß wir wirklich in einem Engagement*) zu einander stehen,“ antwortete ich.

Dieser Scherz gefiel ihr und sie lachte herzlich.

Jenny wünschte stets, die Städte, in welchen sie singen sollte, zu erreichen, ohne daß die Zeit ihrer Ankunft vorher bekannt würde, um dem Gedränge und Auflaufe aus dem Wege zu gehen. Ich aber wußte, daß die Interessen des ganzen Unternehmens in hohem Grade von diesen Aufläufen abhingen. Obschon es ihr zuweilen unbegreiflich schien, wie so viele Tausende ihr Geheimnis entdeckt und sich demzufolge zu ihrem Empfange versammelt hatten, so nahm doch mich dies grade nicht sehr Wunder, weil mein Agent stets von der Zeit ihrer erwarteten Ankunft telegraphisch benachrichtigt ward und natürlich diese Nachricht sofort unter das Publikum zu bringen wußte.

*) Engagement bedeutet im Englischen auch Verlobung.

Als wir Philadelphia erreichten, erwartete eine bedeutende Menschenmasse die Ankunft des Dampfers, auf welchem sie sich befand. Mit Mühe brachen wir uns Bahn durch die Menge, und viele Tausende folgten uns bis zu Jones' Hotel. Die Straße vor dem Gebäude stand dicht gedrängt voll Menschen, und die arme Jenny, welche an heftigem Kopfweh litt, zog sich in ihre Zimmer zurück. Ich versuchte die Menge zum Fortgehen zu bewegen, aber man erklärte, es werde dies nicht eher geschehen, als bis Jenny Lind auf dem Balkon erschiene. Ich wollte sie nicht gern stören, und da ich wußte, daß der Tumult ihr nur widerlich und schädlich sein würde, so bewog ich ihre Gesellschafterin Fräulein Ahmansen, Jenny's Hut aufzusetzen und ihren Shawl umzuwerfen, worauf ich sie auf den Balkon hinausführte. Sie verneigte sich vor der Menge, die ein dreimaliges Vivat ausbrachte und dann ruhig auseinander ging. Fräulein Lind haßte alles, was nur entfernt einer Täuschung ähnlich war, so sehr, daß wir niemals wagten, ihr zu sagen, welche Rolle ihr Hut und Shawl in Abwesenheit der Eigentümerin gespielt hatten.

Jenny pflegte stets die Kirche zu besuchen, sobald ihr dies möglich war, ohne Aufsehen zu erregen. Dabei wahrte sie auch stets ihre Nationalität, indem sie schwedische Kirchen, wo dieselben nur immer zu finden waren, erfragte und besuchte. Einer schwedischen Kirche in Chicago schenkte sie tausend Dollars.

Während ihres Verweilens in Boston ließ ein armes schwedisches Mädchen, welches in Roxbury in Diensten stand, sich bei Jenny melden. Sie behielt sie mehrere Stunden bei sich, unterhielt sich mit ihr von der Heimat und anderen Dingen, nahm sie abends in ihrem Wagen mit in das Konzert, wies ihr hier einen Sitz an und ließ sie nach Beendigung desselben in einem Wagen nach Roxbury zurückfahren. Ich zweifle nicht, daß das arme Mädchen auch noch dauerndere Beweise von der Güte ihrer Landsmännin mit nach Hause nahm.

Meine Tochter Karoline und ihre Freundin Mistreß Lyman von Bridgeport begleiteten mich auf der Tour von New-York nach Havanna und von da über New-Orleans und auf dem Mississippi wieder nach Hause.

An einem Sonntage waren wir in Baltimore und meine Tochter begleitete eine in dieser Stadt wohnende Freundin in die Kirche, wählte mit ihr einen Platz auf dem Chor und stimmte mit in den Gesang ein. Mehrere der dem Gottesdienst beiwohnenden Leute, welche am Tage vorher Karolinen in meiner Gesellschaft gesehen und sie für Jenny Lind gehalten hatten, waren auch jetzt noch in demselben Irrtum befangen, und bald ging durch die ganze Kirche das Geflüster, Jenny Lind sitze mit auf dem Chor! Die Aufregung erreichte den höchsten Grad, als meine Tochter mit den Chorsängern zugleich aufstand. Alles lauschte, um die ersten Töne ihrer Stimme zu vernehmen und Bewunderung und Entzücken malte sich auf allen Gesichtern, und Karoline, die keine Ahnung von der Aufmerksamkeit hatte, die sie erregte, fuhr fort, bis zum Ende des Gesanges daran Teil zu nehmen. Die aufmerksame Gemeinde ließ sich keinen Ton entgehen. „Welch eine

Sängerin!" flüsterte man dann. „Welche himmlischen Töne! Noch nie habe ich so etwas gehört!"

Nach Beendigung des Gottesdienstes fanden meine Tochter und ihre Freundin den Weg zu ihrem Wagen durch eine Masse von Menschen versperrt, welche die „schwedische Nachtigall" in noch näheren Augenschein zu nehmen wünschten. Die Ursache dieser Aufregung entdeckte nun erst, in welchem Irrtum diese Leute befangen waren, doch that sie nichts, um sie zu enttäuschen, und viele Personen rühmten sich diesen Nachmittag in gutem Glauben, daß sie den außerordentlichen Gesang der großen schwedischen Sängerin gehört. Das Beste bei dieser ganzen Sache ist, daß meine Tochter niemals eine besonders schöne Stimme oder Gesangstalent entwickelt hat.

Unser Orchester in New-York bestand aus sechszig Mann. Als wir unsere Tour nach dem Süden antraten, nahmen wir zwölf der besten Musiker als Orchester mit und vermehrten diese Zahl in New-Orleans bis auf sechszehn. Diese Zahl ward durch Auswahl von Musikern an den Orten, wo die Konzerte stattfanden, noch bis auf fünfunddreißig, vierzig oder fünfzig erhöht. Bei unserer Rückkehr von New-York nach Havanna brachten wir das Orchester bis auf hundert Mann.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Washington fuhr Präsident Fillmore vor und gab seine Karte ab, weil Jenny grade nicht zu Hause war. Als sie zurückkam und das Zeichen seiner Aufmerksamkeit vorfand, geriet sie in einige Aufregung.

„Kommen Sie", sagte sie, „wir müssen dem Präsidenten sofort unsere Aufwartung machen."

„Warum das?" fragte ich.

„Weil er mich besucht hat, und das ist natürlich für mich so gut wie ein Befehl, mich bei ihm einzufinden.

Ich versicherte ihr, daß sie sich in dieser Hinsicht beruhigen könne, denn was auch bei gekrönten Häuptern Sitte sein möge, so seien doch unsere Präsidenten durchaus nicht gewohnt, Fremde zu kommandiren, und es werde vollauf Zeit genug sein, wenn sie diesen Besuch morgen erwidere. Sie that dies und war ganz bezaubert von dem anspruchslosen Benehmen des Präsidenten und der herzlichen Aufnahme, die sie bei seiner liebenswürdigen Gattin und seiner Tochter fand, die jetzt leider beide schon im Grabe ruhen. Ihrer Aufforderung zufolge brachte sie den Abend bei ihnen zu. Die Herren Benedict, Belletti und ich begleiteten sie auf diesem Besuche in dem „weißen Hause", und wir verlebten einige frohe Stunden in dem häuslichen Kreise des Präsidenten.

Mr. Benedict, der sich sehr lange mit Mr. Fillmore unterhielt, war von dieser Unterredung ganz entzückt. Ein an die Hofetiquette gewöhnter Ausländer wird in der Regel durch die Einfachheit überrascht, welche die oberste Magistratsperson der Union charakterisiert.

Beide Konzerte in Washington waren von dem Präsidenten mit seiner

Familie und sämtlichen Mitgliedern des Kabinets besucht. Auch bemerkte ich unter den Zuhörern die Herren Clay, Benton, Caß, General Scott &c. Am folgenden Morgen besuchten sie Mr. Webster, Mr. Clay, General Caß und Oberst Benton. Ich hatte Mr. Webster schon in Boston mit Jenny bekannt gemacht. Als Mr. Webster eins ihrer wildromantischen Gebirgslieder in New-York und dann auch in Washington hörte, bezeigte er ihr seinen Beifall dadurch, daß er aufstand und sich tief verneigte. Jenny war hoch erfreut über dieses Lob von dem großen Staatsmanne.

Wir besuchten das Kapitol, während beide Häuser Sitzung hielten. Miß Lind nahm den Arm des ehrenwerten C. F. Cleveland, Repräsentanten von Connecticut, und ward von ihm in verschiedenen Teilen des Kapitols, dem dazu gehörigen Garten u. s. w. herumgeführt, was ihr großes Vergnügen gewährte.

Als wir in Washington verweilten, ward ich mit Miß Lind und ihren Freunden eingeladen, mit Oberst Washington, dem gegenwärtigen Besitzer von Mount Vernon, und Mr. Seaton, Exmayor von Washington und Herausgeber des „Intelligencer“, die eben genannte Besitzung zu besuchen. Oberst Washington mietete zu diesem Zwecke ein Dampfboot. Wir landeten nicht weit von Washington's Grabmale, welches wir zuerst besuchten. Als wir uns dem Hause näherten, wurden wir Mistreß Washington und mehreren anderen Damen vorgestellt. Miß Lind nahm mit großem Interesse alle sichtbaren Erinnerungen an den großen Mann in Augenschein, der hier seine Heimat gehabt hatte. Wir wurden auf die vortrefflichste Weise aufgenommen und bewirtet. Ehe wir fortgingen, beschenkte Mistreß Washington die Sängerin mit einem Buch aus der Bibliothek, in welchem der Name Washington's von seiner eigenen Hand eingeschrieben stand. Sie geriet in die größte Verlegenheit, als sie dieses wertvolle Geschenk empfing, rief mich bei Seite und gab ihren Wunsch zu erkennen, ein Gegengeschenk zu machen.

„Ich habe nichts bei mir“, sagte sie, „als diese Uhr und Kette, und will sie gern geben, wenn Sie glauben, daß dies etwas Passendes und Annehmbares ist.“

Ich wußte, daß die Uhr sehr wertvoll war, und sagte Jenny, daß ein so teures Geschenk weder erwartet werde noch angemessen sein würde.

„O, der Wert ist nichts im Vergleich mit dem Werte dieses Buches,“ entgegnete sie mit tiefer Bewegung, „da aber die Uhr ein Geschenk von einem lieben Freunde ist, so darf ich sie doch vielleicht nicht weggeben.“

Ich bin überzeugt, daß Jenny Lind die angenehmen Erregungen dieses Tages niemals vergessen hat.

In Richmond hatten sich eine halbe Stunde vor ihrer Abreise Hunderte von jungen Damen und Herren in die Hallen des Gasthauses hineingedrängt, um sie beim Scheiden nochmals zu sehen. Ich sagte ihr, daß es ihr schwer werden würde, durchzukommen. „Wie lange haben wir noch Zeit?“ fragte sie.

„Noch eine halbe Stunde!“ entgegnete ich.

„O, dann will ich schon Platz machen,“ sagte sie lächelnd, und mit diesen Worten ging sie in den oberen Saal und teilte den Harrenden mit, daß sie einem jeden von ihnen die Hand zu reichen wünsche, aber unter einer Bedingung, nämlich, sie sollten der Reihe nach an ihr vorüber, und sobald, als sie ihr die Hand gegeben, die Treppe hinuntergehen, ohne weiter in den Gängen stehen zu bleiben. Mit diesem Arrangement war man freudig einverstanden und in fünfzehn Minuten war der Weg offen. Die arme Jenny hatte sämtlichen Anwesenden die Hände geschüttelt, und ich glaube, daß sie ein paar Stunden lang eine fühlbare Erinnerung an diesen kordialen Abschied hatte. Während unseres Verweilens in Richmond ward sie von vielen Mitgliedern der Legislatur besucht, da dieselbe damals grade versammelt war.

Die Reise von Wilmington nach Charleston war eine außerordentlich beschwerliche und gefährliche. Wir brachten auf dieser Überfahrt gegen sechsunddreißig Stunden zu, während sie sonst gewöhnlich in siebzehn zurückgelegt wird. Unser Dampfer war wirklich in der größten Gefahr, zu sinken, und wir fürchteten alle, daß wir den Hafen von Charleston nicht lebendig erreichen würden. Einige der Passagiere schwebten in der größten Angst. Jenny Lind zeigte bei dieser Gelegenheit mehr Gemütsruhe, als — mit Ausnahme der Mannschaft — sonst jemand auf dem Schiffe. Wenn dann und wann eine schwere Woge an unser Schiff anschmetterte und es auf die Seite warf, schrak sie zusammen; gleich darauf aber faßte sie sich wieder und sagte in leisem Tone: „Der himmlische Vater wacht über uns allen — sein Wille geschehe!“ Endlich kamen wir glücklich an, und es schmerzte mich, zu erfahren, daß man seit zwölf Stunden den Untergang unseres Dampfschiffes als gewiß betrachtet und bereits nach den Städten des Nordens telegraphiert hatte.

In Charleston blieben wir ungefähr zehn Tage, um dann mit dem Dampfer „Isabel“ auf seiner regelmäßigen Fahrt nach Havanna zu gehen. Jenny hatte im Norden so viel Aufregungen durchzumachen gehabt, daß sie sich vornahm, hier einmal ihrer Ruhe zu pflegen, und deshalb alle Besuche ablehnte. Dadurch sahen sich viele Damen und Herren in ihrer Erwartung getäuscht. Eine gewisse junge Dame, die Tochter eines reichen Pflanzers bei Augusta, war so fest entschlossen, sie privatim zu sehen, daß sie eine der Dienerinnen durch ein Geschenk bestach, wofür ihr diese erlaubte, ihre Haube aufzusetzen und eine weiße Schürze umzubinden, und Jenny das Theegeschirr auf den Tisch zu bringen. Ich erzählte Miß Lind später diesen Scherz, und meinte, daß sie nach einem solchen Beweis von Bewunderung dieser jungen Dame eigentlich einen Besuch gestatten müsse.

„Es ist nicht Bewunderung — es ist blos Neugier“, entgegnete Jenny, „und ich mag solche Thorheiten nicht ermutigen.“

Es war kurz vor Weihnacht, und Jenny beschloß, dieses Fest auf dieselbe Weise zu begehen, wie sie oft in Schweden gethan. Sie ließ heimlich einen schönen

Christbaum fertigen und hing an die Zweige desselben eine Menge Geschenke für die Mitglieder ihrer Gesellschaft. Diese Geschenke waren in Papier gewickelt, auf welchem die Namen der Empfänger standen.

Nachdem wir in ihrem Salon einen angenehmen Abend zugebracht, lud sie uns ein, in ihr Sprachzimmer zu treten, wo die Überraschung unser harrte. Ein jeder begann die Packete zu öffnen, welche seinen Namen trugen, und obschon für jeden ein oder mehrere nette Geschenke in Bereitschaft lagen, so hatte sie doch auch für jeden noch einen Scherz ausgesonnen. Mr. Benedict z. B. nahm von einem seiner Packete, welches anfangs so groß war wie sein Kopf, einen Umschlag nach dem andern, und nachdem er ungefähr vierzig Bogen Papier auf diese Weise entfernt, war es auf eine Größe, kleiner als seine Hand zusammengeschmolzen, bis nach Entfernung des letzten Umschlags ein Stück sogenannter Cavendish-Tabak zum Vorschein kam! Eines meiner Geschenke, welches ebenfalls in ein Dutzend Umhüllungen eingewickelt war, erwies sich als ein munterer junger Bacchus von parischem Marmor — als Satire auf meine strengen Mäßigkeitsgrundsätze.

Den Sylvesterabend verbrachten wir auf ihrem Zimmer in großer Heiterkeit. Es ward musiziert, gesungen, getanzt und erzählt, und die Stunden flogen rasch dahin. Miß Lind fragte mich, ob ich mit ihr tanzen wollte. Ich sagte ihr, daß meine Erziehung in dieser Hinsicht sehr vernachlässigt worden sei, und daß ich in meinem Leben nicht getanzt hätte. „Um so besser“, sagte sie, „jetzt tanzen Sie mit mir den Kotillon. Ich bin überzeugt, Sie können es“. Jenny tanzt ausgezeichnet schön, und ich sah sie nie herzlicher lachen, als jetzt über meine Unbeholfenheit. Sie sagte, sie könne mir allerdings das Lob erteilen, daß ich der erbärmlichste Tänzer sei, den sie je gesehen!

Ungefähr eine Viertelstunde vor Mitternacht that Jenny unserer Heiterkeit plötzlich Einhalt, indem sie sagte: „Bitte, lassen Sie uns jetzt ruhig sein; sehen Sie, in fünfzehn Minuten ist dieses Jahr auf immer dahin!“

Sie setzte sich und stützte den Kopf schweigend auf die Hand. Wir folgten alle ihrem Beispiel, und eine Viertelstunde lang herrschte die tiefste Stille in dem ganzen Zimmer.

Ich hatte Jemand in New-York engagirt, welcher sich gegen angemessene Bezahlung verbindlich gemacht hatte, Meublement nach Havanna zu schaffen, dort ein Haus zu mieten, und während unseres Verweilens für unsere Beherbergung und Beköstigung zu sorgen. Als wir dort ankamen, fanden wir das Haus in ein blos halbes Hotel verwandelt, und die nicht möblirten Zimmer waren keineswegs sehr behaglich. Jenny schien dadurch sehr unangenehm berührt zu werden. Bald nach Tische nahm sie eine Volante und einen Dolmetscher und fuhr in die Vorstädte. Sie war vier Stunden abwesend. Keiner von uns wußte, weshalb oder wohin sie sich entfernt hatte. Endlich kam sie wieder und teilte uns mit, daß sie ein bequemes, möblirtes Haus außerhalb der Stadtmauer gemietet habe, und lud uns alle ein, mit zu ihr zu kommen und während unseres

Verweilens in Havanna bei ihr zu bleiben. Wir thaten es, und es möchte schwer sein, sich einen angenehmeren Monat zu denken, als wir sämtlich hier verlebten.

Hier war Jenny allen Behelligungen überhoben; ihre Zeit gehörte ihr, sie empfing keine Besuche, ging und kam, wann sie wollte, hatte weder juristische noch sonstige zudringliche Ratgeber um sich und war heiter und fröhlich wie ein Kind. Wir hatten einen großen Hof hinter dem Hause, und hier sprang, sang und lachte sie, wie ein kleines Schulmädchen.

„Vorwärts, Mr. Barnum, noch eine Partie Ball“, sagte sie wohl sechsmal täglich, worauf sie einen Gummiball — sie hatte deren zwei oder drei — ergriff, und ein Werf- und Fangespiel begann, welches dauerte, bis ich gänzlich erschöpft rief:

„Ich kann nicht mehr“. Dann schallte ihr wohltönendes Gelächter durch das ganze Haus, und sie rief:

„O, Mr. Barnum, Sie sind zu dick und zu faul; Sie sind nicht im Stande, mit mir ordentlich Ball zu spielen“.

Ihre Landsmännin, Friederike Bremer, brachte einige Tage sehr angenehm bei uns zu.

Bald nach unserer Ankunft in Havanna fand ich, daß hier ein starkes Vorurteil gegen unser musikalisches Unternehmen herrschte. Ich möchte allerdings lieber sagen, daß die Havaneros, an den hohen Preis, zu welchem die Billets in den Vereinigten Staaten weggegangen waren, nicht gewöhnt, sich vorgenommen hatten, mich zu zwingen, ihre gewöhnlichen Opernpreise gelten zu lassen, während ich doch für das Tacon-Opernhaus jeden Abend 1000 Dollars zahlen mußte und die anderen Ausgaben damit im Verhältnis standen. Ich hatte mir daher vorgenommen, nur erhöhte Preise gelten zu lassen oder gar keine Konzerte zu geben. Dieser Entschluß von meiner Seite ärgerte die Havaneros, welche nicht gern für knauserig gehalten sein wollten, obschon sie es in der That waren. Ihr hauptsächlicher Groll war daher gegen mich gerichtet, und eins ihrer Journale nannte mich sehr artig einen „Yankee-Piraten“, der es blos auf ihre Dublonen abgesehen habe. Sie besuchten das Konzert, hatten sich aber vorgenommen, der großen Sängerin keinen Beifall zu spenden. Ich wußte dies alles recht gut im Voraus, ließ aber Miß Lind durchaus nichts davon merken. Ich konnte mich daher in Bezug auf ihren Empfang beim Beginn des ersten Konzerts einiger bangen Befürchtungen nicht erwehren. Der folgende Artikel, den ich der Havanna-Korrespondenz der „New York Tribune“ entlehne, teilt einen wahrheitgetreuen Bericht über dieses erste Konzert mit:

„Es dauerte nicht lange, so erschien Jenny Lind an der Hand des Signor Belletti. Gegen drei- oder vierhundert Personen klatschten bei ihrem Erscheinen in die Hände; dieses Zeichen des Beifalls aber ward sofort durch wenigstens zweitausendfünfhundert entschiedene Zischlaute zum Schweigen gebracht. Nachdem

auf diese Weise bündigst dargethan worden, daß man nicht gesonnen sei, der öffentlichen Meinung vorgreifen zu lassen, und daß, wenn Jenny Lind in diesem Hause Beifall fände, sie denselben erst verdienen müsse, trat das feierlichste Stillschweigen ein. Ich habe die schwedische Nachtigall in Europa sowohl, als auch in Amerika oft gehört, und stets bei ihrem ersten Auftreten in irgend einer Stadt eine unverkennbare Befangenheit bemerkt. Diese Empfindung offenbarte sich auch jetzt in ihren Zügen, als sie in den Vordergrund trat; als sie aber den Empfang bemerkte, den man ihr bereitet und der so verschieden von allem war, was sie Grund hatte zu erwarten, nahm ihr Antlitz sofort den Ausdruck stolzer Selbstbeherrschung an, ihr Auge blickte trotzig umher, und unbeweglich wie eine Statue stand sie da in vollkommener Ruhe und Schönheit. Sie war überzeugt, daß sie hier eine Feuerprobe zu bestehen und einen Sieg zu erringen hätte, der ihres Genies würdig wäre. Ihr Auge überflog den ungeheuren Zuschauerraum, die Musik begann, und nun folgten — wie kann ich es beschreiben — so himmlische Töne, wie nach meinem Dafürhalten nie ein sterbliches Wesen außer Jenny Lind von sich gehaucht, und nie ein Sterblicher anders gehört, als von Jenny Lind's Lippen. Einige der ältesten Kastilier runzelten noch die Stirn und zogen verächtlich den Mund; ihre Frauen jedoch und der größte Teil der Zuhörer begannen eine andere Miene zu zeigen. Die wogende Melodie gewann immer mehr an Schönheit und Pracht. Die Kaballero's, die Sennora's und Sennorita's begannen einander anzusehen, aber fast alle bissen die Zähne zusammen und hielten den Mund geschlossen, offenbar mit dem festen Vorsatz, sich zu wehren bis auf's äußerste. Der Strom floß schneller und schneller, die Lerche stieg höher und höher, die Melodie ward prachtvoller und prachtvoller, aber noch blieb jede Lippe geschlossen. Allmälig so wie die wonnigen Töne in ganzen Strömen an unser entzücktes Ohr schlugen, flüsterte ein armer Kritiker unwillkürlich ein „Brava!“ Dieser unwillkürliche Ausbruch des Gefühls ward sofort „niedergezischt“. Der Strom der Harmonie wogte weiter und weiter, bis er endlich und plötzlich alle Hindernisse mit siegender Gewalt beiseite warf und alles mit sich fortriß. Nicht eine Spur von Opposition blieb übrig, wohl aber brach ein Beifallssturm los, wie er noch niemals gehört worden.

Der Triumph konnte nicht vollständiger sein. Und welchen Eindruck machte er auf Jenny Lind? Sie, die wenige Minuten vorher dastand wie Diamant, zitterte jetzt wie ein Rohr im Winde vor dem Sturme der Begeisterung, den ihre Töne hervorgerufen. Zitternd, langsam und sich fast bis zur Erde verneigend, verschwand sie. Der Beifall und das Siegesgeschrei wurden immer stürmischer. Encore! encore! encore! hallte es aus aller Munde. Sie erschien wieder, verneigte sich tief und verschwand wieder, aber immer und immer und immer wieder rief man sie, und bei jedem Erscheinen rollte der Beifallsdonner immer lauter und lauter. So ward Jenny Lind fünfmal gerufen, um den einstimmigen und betäubenden Beifall hinzunehmen.

Wie soll ich meine Gefühle schildern, als ich im Parquet Zeuge dieses Auf-

tritts war. Die arme Jenny! Wie dauerte sie mich, als ich jenes erste Zischen vernahm. Allerdings bemerkte ich die entschlossene Haltung, die sie sofort annahm, aber dennoch war mir um den Ausgang bange. Als ich nun ihren Triumph sah und hörte, konnte ich die Freudenthränen, die meine Wange herabrannen, nicht länger zurückhalten, ich eilte fort und kam grade auf die Bühne, als sie nach dem fünften Hervorruf wieder hinter die Kulissen trat.

„Gott segne Sie, Jenny; Sie haben es ihnen gezeigt!“ rief ich.

„Sind Sie zufrieden?“ rief sie, indem sie mir um den Hals fiel. Auch sie weinte vor Freuden, und nie sah sie in meinen Augen so schön aus wie an diesem Abend.

Eines der Journale in Havanna fuhr trotz dieses großen Triumphes fort, nach niedrigen Preisen zu schreien. Dies bewog viele, sich noch entfernt zu halten, weil sie bald eine Herabsetzung der Preise erwarteten. Es war davon gesprochen worden, daß wir in Havanna zwölf Konzerte geben würden, als man aber nach dem vierten Konzerte, welches wohlthätigen Zwecken gewidmet war, sah, daß keine weiter angekündigt wurden, ward man unruhig. Komité's machten uns ihre Aufwartung und baten um noch einige Konzerte, aber wir lehnten es entschieden ab. Einige der tonangebenden Dons, zu welchen auch Graf Penalver gehörte, erboten sich nun, uns eine Einnahme von fünfundzwanzigtausend Dollars für drei Konzerte zu verbürgen. Meine Antwort war, daß die ganze Insel Kuba nicht Geld genug besäße, um mich von meinem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Damit war die Sache nun natürlich erledigt und wir erhielten nun Zeit, uns auf angenehme Weise zu erholen.

Wir besuchten auf empfangene Einladung Mr. Brinckerhoff, den reichen amerikanischen Kaufmann, in Mantazas, den ich vor drei Jahren ebenfalls hier getroffen und der später einmal meine Familie in Connecticut besucht hatte. Der freundliche Wirt that alles, was in seinen Kräften stand, um unsern Aufenthalt angenehm zu machen, und Jenny Lind freute sich über seine Aufmerksamkeiten und die interessanten Details der Zucker- und Kaffeepflanzungen, die wir mit ihm besuchten, so sehr, daß sie gleich nach ihrer Rückkehr nach Havanna Mr. Benedict, der durch Krankheit verhindert gewesen war, uns zu begleiten, dieselbe Vergnügungsreise machen ließ.

In Havanna traf ich auch meinen kleinen italienischen Tellertänzer Vivalla. Er besuchte mich häufig. Er war sehr heruntergekommen, weil in Folge eines Schlaganfalles auf der linken Seite seines Körpers eine Lähmung zurückgeblieben war. Er ward dadurch außer Stand gesetzt, sich auf die frühere Weise sein Brod zu erwerben, obschon er noch einen dressierten Hund hatte, der ein Spinnrad drehte, und noch mancherlei andere hübsche Kunststückchen machte. Eines Tages, als ich ihm bis an die Thür unseres Hauses das Geleite gab, fragte Miß Lind, wer er wäre. Ich erzählte ihr kurz seine Geschichte. Sie gab inniges Mitleiden mit seiner traurigen Lage zu erkennen und sagte, daß er bei der „Benefizvorstellung“, die sie im Begriff stand, zu mildthätigen Zwecken zu geben, bedacht werden solle. Als

diese Vorstellung stattfand, überwies ihm Miß Lind demgemäß 500 Dollars, und ich traf die nötigen Anstalten, um ihn zu seinen Freunden in Italien zurückzubefördern. Von der Einnahme dieser selben Benefizvorstellung wurden viertausend Dollars unter zwei Hospitäler und ein Kloster verteilt.

Einige Tage nach der Benefizvorstellung ward unsere Klingel gezogen und der Diener meldete, daß man mich zu sprechen wünsche. Ich ging hinaus und sah hier eine große Prozession von sauber gekleideten Kindern mit Fahnen in Begleitung von zehn oder zwölf Priestern in reichgeschmückten wallenden Gewändern. Ich fragte, was sie wollten, und erhielt zur Antwort, daß sie gekommen seien, um Miß Lind zu sehen und ihr persönlich für diese Wohlthat zu danken. Ich übernahm es, diesen Auftrag auszurichten, und meldete Miß Lind, daß die ersten Priester des Klosters in großem Pompe da seien, um sie zu sprechen und ihr zu danken.

„Ich will sie nicht sprechen,“ entgegnete sie; „sie sind mir keinen Dank schuldig. Wenn ich etwas Gutes gethan habe, so ist es nicht mehr als meine Pflicht und mein Vergnügen. Ich verdiene keinen Dank. Ich will sie nicht sehen.“

Ich richtete ihre Antwort aus, und die Anführer der großartigen Prozession gingen sehr getäuscht wieder fort.

Denselben Tag kam Vivalla und brachte ihr einen Korb mit den deliciösesten Früchten, die er hatte auftreiben können. Der kleine Kerl war sehr glücklich und außerordentlich dankbar.

Miß Lind war ausgefahren. „Gott segne sie, ich bin so glücklich, sie ist eine so gute junge Dame! Nun werde ich meine Geschwister wiedersehen! Sie ist wirklich eine sehr gute Dame,“ sagte der arme Vivalla, von seinen Gefühlen ganz überwältigt. Er bat mich, ihr in seinem Namen zu danken und die Früchte zu überreichen. Als er das Haus verließ, blieb er noch einen Augenblick stehen und sagte dann:

„Mr. Barnum, ich wünschte sehr, daß die gute junge Dame meinen Hund sein Spinnrad drehen sähe; es sieht sehr nett aus, er dreht sehr gut. Soll ich ihn vielleicht herbringen? Sie ist eine so gute junge Dame, daß ich ihr gern ein Vergnügen machen möchte.“

Ich lächelte und sagte ihm, daß sie sich aus dem Hund weiter nicht viel machen würde, und daß sie für das Geld, welches sie ihm geschenkt, durchaus keinerlei Gegendienste verlange; sie habe nur erst diesen Morgen sich geweigert, die Priester aus dem Kloster zu empfangen, weil sie niemals für ihre Wohlthaten Dank empfangen wolle.

Als Jenny von ihrer Spazierfahrt zurückkam, gab ich ihr die Früchte und erzählte ihr lachend, daß Vivalla ihr zu zeigen wünsche, wie sein gelehrter Hund ein Spinnrad zu drehen wisse.

„Der arme Mann! der arme Mann! lassen Sie ihn doch kommen; der arme Schelm kann weiter nichts für mich thun,“ rief Jenny, und die Thränen rannen dicht und schnell ihre Wangen herab. „Das gefällt mir, das gefällt mir.“

fuhr sie fort, „lassen Sie nur den armen Schelm kommen und seinen Hund mitbringen. Es wird ihn selbst freuen.“

Ich gestehe, daß es auch mich freute, und ich rief, denn mein Herz war voll: „Gott segne Sie; er wird vor Freuden weinen. Morgen soll er kommen.“

Nach denselben Abend suchte ich Vivalla auf und entzückte ihn durch die Nachricht, daß Jenny seinen Hund den nächstfolgenden Tag präcis vier Uhr spielen sehen wolle.

„Ich werde mich pünktlich einfinden,“ sagte Vivalla mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Ich dachte mir gleich, daß sie meinen Hund gern sehen wollte.“

Eine volle halbe Stunde schon vor der bestimmten Zeit saß Jenny Lind in ihrem Zimmer im zweiten Stock und wartete auf Vivalla und seinen Hund. Wenige Minuten vor der bestimmten Stunde sah sie ihn kommen.

„Ach, da kommt er, da kommt er!“ rief sie erfreut, indem sie die Treppe hinablief und die Thür öffnete, um ihn einzulassen. Ein Negerknabe trug das kleine Spinnrad, während Vivalla den Hund führte. Sie reichte dem Knaben eine Silbermünze und winkte ihm fortzugehen, während sie das Rad ergriff und sagte: „Das ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mit Ihrem Hunde kommen. Folgen Sie mir, ich will das Rad hinauftragen.“

Ihr Diener wollte ihr das Rad abnehmen, aber sie trug es durchaus selbst. Dann rief sie uns alle hinauf in ihr Zimmer und widmete sich nun eine volle Stunde dem glücklichen Italiener. Sie kniete nieder, um den Hund zu liebkosen und fragte Vivalla über seine Vorstellungen aus, über seine frühere Lebensweise, seine Freunde in Italien und seine gegenwärtigen Hoffnungen und Pläne. Dann sang und spielte sie ihm vor, ließ ihm einige Erfrischungen reichen und bestand zuletzt darauf, sein Rad wieder bis an die Thür zu tragen, von wo ihr Diener den hocherfreuten Vivalla bis in sein Logis begleitete. Der arme Vivalla! wahrscheinlich war er noch nie so glücklich und froh gewesen, und doch war Miß Lind's Freude fast eben so groß. Schon diese Scene allein würde mich für alle meine Arbeiten und Mühen während dieses ganzen musikalischen Feldzuges entschädigt haben.

In New-Orleans war der Werft mit einer Menge Menschen angefüllt, als der Dampfer „Falcon“, auf welchem wir die Überfahrt von Havanna machten, sich näherte. Jenny hatte jetzt einen Monat Ruhe und Stille genossen und fürchtete sich vor der Aufregung, die nun abermals ihrer harrte.

„Mr. Barnum, wie soll ich durch diese Menschenmenge hindurchkommen!“ sagte sie verzweiflungsvoll.

„O, überlassen Sie das mir. Bleiben Sie nur zehn Minuten ruhig hier, und die Menschenmenge soll verschwunden sein“, antwortete ich.

Mit diesen Worten nahm ich meine Tochter beim Arm; sie zog ihren Schleier über das Gesicht herab und wir gingen über die Laufplanke auf den Dock hinüber. Die Menge drängte sich dicht um uns herum. Ich hatte schon, ehe uns das Schiff verließ, einen Wagen herbeigewinkt.

„Das ist Barnum, ich kenne ihn“, riefen mehrere Personen. „Platz, meine

Herrschaften, für Mr. Barnum und Miß Lind!“ rief Le Grand Smith über das Geländer des Schiffs, dessen Deck er so eben von dem Werft aus erreicht hatte. „Drängen Sie uns gefälligst nicht so“, rief ich, und unter vielem Stoßen, Quetschen und Bitten erreichten wir den Wagen und fuhren nach dem Montalba, wo Jenny's Zimmer schon in Bereitschaft gesetzt waren, und die ganze Menschenmenge folgte uns dicht auf dem Fuße. Wenige Minuten nachher kam Jenny und ihre Gesellschafterin ganz ruhig in einem Wagen und war im Hause, ehe die List entdeckt ward. Um dem unaufhörlichen Rufen Genüge zu leisten, erschien sie einen Augenblick auf dem Balkon, schwenkte ihr Taschentuch, empfing ein dreimaliges Lebehoch, und die Menge zerstreute sich.

Ein armer blinder Knabe, der im Innern von Mississippi wohnte, ein Flötenspieler und glühender Musikfreund, kam nach New-Orleans, blos um Jenny Lind zu hören. Seine Nachbarn hatten unter sich milde Beiträge gesammelt, um ihm die Mittel zur Reise zu gewähren. Als Jenny dies hörte, ließ sie ihn holen, sang und spielte ihm vor, sprach ihm freundlich und tröstend zu, nahm ihn mit in ihre Konzerte und schickte ihn bedeutend reicher wieder fort, als er jemals zuvor gewesen.

In New-Orleans ereignete sich ein spaßhafter Vorfall. Unsere Konzerte fanden hier in dem St. Charles Theater statt, dessen Direktor damals mein guter Freund Sol Smith war. Auf dem freien Platze in der Nähe des Theaters fanden damals gerade Schaustellungen von Mammutschweinen, Pferden mit fünf Füßen, Bären u. s. w. statt.

Ein Herr hatte einen Sohn von ungefähr zwölf Jahren, der ein wunderbares musikalisches Gehör hatte. Er konnte jede Melodie, nachdem er sie einmal gehört, nachpfeifen oder singen. Sein Vater kannte keine Note, kümmerte sich auch nicht darum, war aber so sehr darauf bedacht, seinem Sohn allen Willen zu thun, daß er dreißig Dollars für zwei Billets zu unserm Konzert bezahlte.

„Die Musik gefiel mir besser, als ich erwartete“, sagte er den nächsten Tag zu mir, „mein Sohn aber war vor Entzücken ganz weg. Er war so bezaubert, daß er den ganzen Abend kaum ein Wort sprach. Ich wollte seine wonnigen Träume um keinen Preis stören. Als das Konzert zu Ende war, verließen wir das Theater. Kein Wort ward gesprochen. Ich wußte, daß mein musikalisches Wunderkind in höheren Regionen schwebte und sagte daher nichts. Ich konnte nicht umhin, ihn um seine Liebe zur Musik zu beneiden und betrachtete meine dreißig Dollars wie nichts, im Vergleich zu der Glückseligkeit, die ich ihm verschafft. In der That ging ich schon ernsthaft mit dem Gedanken um, ihn auch in das nächste Konzent zu führen, als er auf einmal anfing zu sprechen. Wir kamen gerade an den zahlreichen Schaubuden neben dem Theater vorbei. Eins der ausgehängten Bilder lockte seine Aufmerksamkeit an, und er sagte: „O Vater! laß uns hier hinein gehen und das große Schwein ansehen!' So ein Bengel! Ich hätte ihn gleich durchwichsen mögen!“ sagte der Vater, der durchaus nicht

ohne Humor war, und nicht umhin konnte, über diesen spaßhaften Vorfall zu lachen.

Ich besprach mich mit dem Kapitän des prachtvollen Dampfers Magnolia von Louisville wegen einer Fahrt bis zum Zusammenfluß des Mississippi und Ohio, wobei zugleich in Natchez, Staat Mississippi, und in Memphis, Staat Tennessee, angelegt werden sollte, weil wir an jedem dieser Orte ein Konzert zu geben gedachten. Ich war überhaupt gewohnt, dann und wann für unsere Gesellschaft ein ganzes Dampfboot oder einen Eisenbahnextrazug zu mieten. Bei einem Unternehmen wie das unsere mußte auf Zeit und Bequemlichkeit mehr Rücksicht genommen werden, als auf Geld.

Die Zeit am Bord des Dampfschiffes vertrieben wir uns mit Lesen, mit Betrachtung der Landschaften längs der Ufer des Mississippi u. s. w. Einen Tag hatten wir ein sehr angenehmes musikalisches Fest in dem Damensalon, zur Unterhaltung der Passagiere, wobei sich Jenny ohne weitere Umstände zu singen erbot. Uns kam es vor, als hätten wir sie nie schöner singen hören. Zur Unterhaltung der Passagiere erzählte ich viele Anekdoten, die ich auf meinen Reisen aufgeschnappt, und teilte ihnen auch Manches aus meiner eigenen Erfahrung mit. Ebenso machte ich auch einige Taschenspielerkunststückchen vor, welche viel Vergnügen und Ueberraschung gewährten.

Als wir in Nashville waren, besuchte Jenny Lind mit ihrer Gesellschaft, einschließlich meiner Tochter, der Mistreß Lyman und meiner selbst, die „Eremitage“, frühere Wohnung des Generals Jackson. Bei dieser Gelegenheit hörten wir dieses Jahr zum ersten Male die wilden Spottvögel auf den Bäumen singen. Dies machte Jenny großes Vergnügen, weil sie diese Vögel noch nie anders als in Drahtkäfigen singen gehört.

Von Nashville begaben sich Jenny Lind und einige Freunde über die Mammuthhöhle nach Louisville, während die übrige Gesellschaft die Reise mit dem Dampfboot machte.

Während wir in Havanna waren, engagierte ich Signor Salvi auf einige Monate, welches Engagement am 10. April beginnen sollte. Er fand sich in Louisville bei uns ein und sang hier mit vielem Beifall. Mr. Pentice, Redacteur des „Louisville Journal“, und seine schöne, talentvolle Gemalin, welche Miß Lind und ihrer Gesellschaft so viele und mannigfache Unterhaltung verschaffte, begleitete uns nach Cincinnati.

Bei unserer ersten Ankunft in Louisville suchte mich ein Bürger aus Madison auf und bat mich, in dieser Stadt ein Konzert zu veranstalten. Ich entgegnete, die Stadt sei zu klein, als daß die Kosten gedeckt werden könnten, worauf er sich erbot, die Leitung der Sache selbst zu übernehmen und mir fünftausend Dollars Einnahme zu garantieren. Das letzte Konzert in Louisville, sowie die Konzerte in Natchez und Wheeling hatten auf ähnliche Weise, obschon in einer bessern Räumlichkeit und mit einem bessern pekuniären Ergebnis stattgefunden, als in Madison der Fall war. Da der Dampfer von Louisville nach Cincinnati gegen

Sonnenuntergang in Madison ankam und sich erbot, so lange zu warten, bis wir unser Konzert gegeben haben würden, so war ich mit dem Vorschlage einverstanden. Als wir hier anlangten, waren wir nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß das Konzert in einem „Schlachthaus“ gegeben werden mußte — einem geräumigen Bretterhaus, welches zu diesem Zweck in Stand gesetzt und dekoriert worden. Wir waren indessen der Meinung, daß, wenn die Einwohner damit zufrieden wären, wir auch weiter nichts dagegen haben könnten. Dem Mann, welcher den Kontrakt mit mir gemacht, fehlten an der mir versprochenen Summe noch dreizehnhundert Dollars, die ich demzufolge einbüßte, und um zehn Uhr waren wir wieder an Bord des schönen Dampfers Ben Franklin, um unsere Reise nach Cincinnati weiter fortzusetzen.

Die Menschenmenge, welche sich hier am nächstfolgenden Morgen auf dem Werft versammelte, war ungeheuer. Ich fürchtete, daß ein Versuch, die in New-Orleans mit meiner Tochter ausgeführte List zu wiederholen, nichts helfen würde, da die Sache in den Journalen von Cincinnati besprochen worden war. Deshalb reichte ich Miß Lind meinen Arm und bat sie, weiter nicht ängstlich zu sein, denn ich hätte mir wieder etwas ausgesonnen, was ihr alle Belästigung ersparen würde. Wir gingen nun über die Laufplanke ans Ufer, und sobald wir dasselbe berührt hatten, rief Le Grand Smith aus dem Boote, als wenn er selbst einer der Passagiere gewesen wäre: „Das geht nicht, Mr. Barnum! diesmal können Sie Ihre Tochter nicht für Jenny Lind ausgeben.“

Diese Bemerkung veranlaßte unter der Menge einen geräuschvollen Ausbruch von Heiterkeit, und Mehrere riefen: „So geht's nicht, alter Barnum! Die Leute von New-Orleans könnt Ihr wohl auf diese Weise lackiren, aber bei uns müßt Ihr früher aufstehen! Wir bleiben hier, bis Ihr Jenny Lind herausbringt!“

Und so ließen sie mich mit der Dame, welche sie für meine Tochter hielten, ungehindert passieren, und fünf Minuten später gab die Nachtigall Mr. Boleman ihre Zufriedenheit mit den schönen und bequemen Zimmern zu erkennen, welche im „Barnett House“ für sie in Bereitschaft gesetzt worden. Die Menge blieb noch eine Stunde am Werft, bis sie sich überzeugte, daß die Person, welche sie für meine Tochter gehalten, in der That die berühmte Schwedin gewesen sei. Als man endlich dahinter kam, erfolgte ein allgemeines Gelächter, und Einer rief: „Seht, da hat uns der alte Barnum gehumbugt.“

Als wir den Fluß weiter nach Pittsburg hinauffuhren, wartete das Dampfboot vier Stunden, um uns in den Stand zu setzen, ein Konzert in Wheeling zu geben. Dasselbe war von ein paar Herren dieser Stadt arrangiert, welche mir die Einnahme im Voraus für 5000 Dollars abkauften, und, wie ich hörte, mit diesem Geschäft einen hübschen Gewinn machten. Das Konzert ward hier in einer Kirche gegeben.

In Pittsburg war der freie Platz um den Konzertsaal herum von Tausenden von Menschen angefüllt, welche, anstatt auf die Musik zu horchen, das

Konzert störten, und uns zu dem Entschlusse bewogen, den nächsten Morgen nach Baltimore weiter zu reisen, anstatt das bereits angekündigte zweite Konzert zu geben.

In den ersten Tagen des Mai 1851 kamen wir wieder in New=York an und gaben vierzehn Konzerte im Castle=Garden und in der Metropolitan=Halle. Das letzte davon war das zweiundneunzigste regelmäßige Konzert nach unserm Engagement. Jenny hatte nun wieder die Atmosphäre ihrer „Ratgeber“ erreicht, und bald entdeckte ich die Wirkungen ihres Einflusses. Indessen kümmerte ich mich jetzt wenig darum, welchen Rat man ihr erteilen würde. Ich wünschte sogar, daß man sie veranlassen möchte, das Engagement mit dem hundertsten Konzert zu schließen, denn ich war der ununterbrochenen Aufregung und angestrengten, furchtbaren Arbeit herzlich überdrüssig. Ich war im Voraus überzeugt, daß Jenny, wenn sie es unternähme, Konzerte auf eigene Rechnung zu geben, betrogen und auf tausenderlei Weise chikanirt werden würde; aber dennoch meinte ich, es würde für sie gut sein, wenn sie einen solchen Versuch machte, um sich zu überzeugen, ob an der Versicherung ihrer Ohrenbläser, daß ich das Unternehmen nicht so erfolgreich geleitet, wie es hätte geschehen können, etwas Wahres sei.

Schon bei ihrem achtundfünfzigsten Konzert hatte ich mich daher gefreut, aus ihrem Munde zu hören, daß sie beschlossen habe, die Konventionalstrafe von fünfundzwanzigtausend Dollars zu bezahlen und die Konzerte mit dem einhundertsten zu beschließen.

Wir gingen nun nach Philadelphia, wo ich das zweiundneunzigste, dreiundneunzigste und vierundneunzigste Konzert angekündigt, und zu diesem Zwecke das große Nationaltheater in Chestnutstreet gemietet hatte. Dasselbe war seither zu Kunstreitervorstellungen und theatralischen Unterhaltungen benutzt worden, aber nun von Max Maretzek gründlich gesäubert und zu den Vorstellungen der italienischen Oper eingerichtet. Es war ein unserm Zwecke sehr entsprechendes Lokal. Einer von Jenny's Ratgebern, ein untergeordneter Diener von ihm, dem schon die Finger darnach juckten, Direktor zu werden, nahm die Wahl dieses Gebäudes zum Vorwande, um in Miß Lind's Gemüt Unzufriedenheit zu erregen. Ich sah die Einflüsse, welche hier thätig waren, und da mir der Gewinn der noch übrigen sieben Konzerte nicht hoch genug stand, um mich zu veranlassen, das Engagement auf die Gefahr hin fortzuführen, daß dadurch die freundschaftlichen Beziehungen, welche bis jetzt so ununterbrochen zwischen mir und der berühmten Sängerin bestanden, gestört würden, so schrieb ich ihr einen Brief, worin ich mich erbot, das Engagement, wenn sie es wünschte, mit dem Konzert, welches an diesem Abend stattfinden sollte, zu schließen, wenn sie sich einfach dazu verstünde, mir für jedes der sieben noch an der Zahl Hundert fehlenden Konzerte tausend Dollars und die überdies als Konventionalstrafe für Schluß des Engagements mit dem hundertsten Konzerte kontraktlich bestimmte Summe zu bezahlen. Gegen Abend erhielt ich die folgende Antwort:

„Geehrter Herr, — Ich bin mit Ihrem Vorschlage, unsern Kontrakt heute

Abend mit dem dreiundneunzigsten Konzert zu schließen, einverstanden, und mache mich anheischig, Ihnen siebentausend Dollars außer der Summe zu bezahlen, die ich bei Beendigung des Engagements mit dem hundertsten Konzert kontraktlich zu zahlen verpflichtet bin.

Ich bin, geehrter Herr,

Ihre ganz ergebene

Philadelphia, 9. Juni 1851. Jenny Lind."

Abends traf ich Jenny im Konzert. Sie war höflich und freundlich wie stets. Zwischen der ersten und zweiten Abteilung des Konzerts stellte ich ihr General Welch, den Pachtinhaber des Nationaltheaters, vor, welcher ihr mitteilte, daß er sehr gern erbötig sei, mich meines Vertrags hinsichtlich dieser Lokalität zu entbinden, wenn sie dieselbe nicht behalten wolle. Jenny entgegnete, sie habe sich nun überzeugt, daß dieses Lokal weit besser sei, als sie es erwartet, und wünsche es daher für ihre noch übrigen Konzerte zu behalten.

Mittlerweile hatten ihre Ratgeber das unwahre Gerücht in Umlauf gesetzt, ich habe Jenny genötigt, in einem ungeeigneten Lokal zu singen, und als sie nun hörten, daß sie beschlossen habe, darin zu bleiben, bestürmten sie sie mit so vielem Zureden, daß sie sich endlich dazu verstand, ihre Konzerte in einen kleineren Saal zu verlegen.

Ich hatte die drei Konzerte innerhalb eines Radius von einhundert Meilen von Philadelphia überall annonzirt und den Journalredakteuren Freibillets geschickt. Am Tage des zweiten Konzerts weigerte sich einer der neuen Agenten, welche die Auflösung des Engagements herbeiführen halfen, diese Billets als gültig anzuerkennen. Ich stellte ihm die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens vor, erhielt aber keine Genugthuung. Nun setzte ich Miß Lind von der Sache in Kenntnis, und sie gab sofort Befehl, diese Billets passieren zu lassen. Die Billets der Redakteure aus der Provinz, welche sich erst nach meiner Abreise von Philadelphia einfanden, wurden aber dennoch (wiewohl ohne Zweifel gegen Miß Lind's Wunsch und ohne ihre Kenntnis) von den Agenten zurückgewiesen, und die Journalisten, die mit ihren Frauen die weite Reise gemacht, mußten sich Billets kaufen, und ich erstattete später vielen dieser Herren ihr Geld wieder.

Jenny gab mehrere Konzerte mit wechselndem Erfolge und zog sich dann nach Niagara Falls und später nach Northampton in Massachussetts zurück. Während ihres Aufenthalts an dem letztern Orte besuchte sie Boston und verheiratete sich mit Herrn Otto Goldschmidt, einem deutschen Komponisten und Pianisten, welchem sie schon länger sehr zugethan war und mit dem sie in Deutschland Musik studiert hatte. Er spielte mehrmals in unsern Konzerten. Er schien ein sehr ruhiger, harmloser, junger Mann zu sein, ein sehr gebildeter Musiker, und ich zweifle nicht, daß Fräulein Lind an ihm einen trefflichen Gatten gefunden hat.

Nach Beendigung unseres Engagements traf ich noch mehrmals mit ihr zusammen. Sie war stets freundlich und artig. Bei einer Gelegenheit, als sie Bridgeport passierte, erzählte sie mir, sie habe mit ihren Konzerten ihre liebe

Plage gehabt. „Die Leute betrügen und beschwindeln mich auf alle Weise", sagte sie, „und ich finde es ungeheuer lästig, Konzerte auf meine eigne Rechnung zu geben."

Wenn sie in New-York Konzerte gab, schickte sie mir stets Billets, und bei ihrem letzten Auftreten in Amerika besuchte ich sie in ihrem Zimmer hinter der Bühne und nahm von ihr und ihrem Gatten Abschied. Sie war freundlich und liebreich wie immer. Sie sagte mir, sie würde öffentlich nicht viel, vielleicht gar nicht mehr singen, ich bat sie aber um des Publikums willen, sich nicht ganz zurückzuziehen, worauf sie entgegnete, daß sie allerdings dann und wann Konzerte geben werde. In der Oper aber wieder aufzutreten, glaube ich, würde sie sich unter keiner Bedingung verstehen.

Nach so vielen Monaten der Mühe, Arbeit und Aufregung bei dem Jenny-Lind-Unternehmen wünschte ich, wie man mir gern glauben wird, endlich einmal Ruhe zu genießen. Ich brachte eine Woche in Cap May zu und reiste dann nach Iranistan, wo ich den ganzen Sommer blieb.

Die Gesammtzahl der unter meiner Leitung gegebenen Jenny Lind-Konzerte war 95. Die Totaleinnahme betrug 712,161 Dollars 34 Cents, folglich im Durchschnitt von jedem Konzert 7496 Dollar 43 Cents. Jenny Lind's Nettoeinnahme dieser 95 Konzerte betrug 176,675 Dollar 9 Cents. Von dieser Summe gab sie 10,000 Dollar milden Stiftungen und später noch viele Wohlthätigkeitskonzerte. Obgleich die festen Preise der Konzertbillets von 3—7 Dollars variirten, und Stehbillets 1—2 Dollar kosteten, bezahlte man in den Auktionen, welche diesen Konzerten vorangingen, das Billet bis 650 Dollars.

Jenny Lind kehrte mit ihrem jungen Ehemann Otto Goldschmidt im Juni 1852 nach Europa zurück, wo sie auf einem Landgute bei Dresden glückliche Jahre verlebten. Der Bühne entsagte die Künstlerin für immer, sie trat nur noch in Konzerten auf, in denen ihr Mann ihr musikalischer Begleiter war. Im Jahre 1858 siedelten sie nach London über, wo sie fast nur ihrem Haus und ihren Kindern lebte und öffentlich nur ausnahmsweise für wohlthätige Zwecke sang. Im Jahre 1869 kehrte die Familie nach Deutschland zurück, und zwar nach Hamburg, der Heimat Otto Goldschmidt's, wo seine Eltern und Geschwister lebten. Seine Mutter war die rühmlichst bekannte pädagogische Schriftstellerin Johanna Goldschmidt.*) In diesem Kreise lebte Jenny hochgeehrt und geliebt, den Zauber einer keuschen edlen Seele um sich verbreitend. Als Künstlerin hatte Jenny nur noch ein Streben, mit ihrem Mann, der als tüchtiger und talentvoller Komponist Anerkennung gefunden, eine Gesangsschule in Deutschland zu begründen, um ihre eigene Methode auf die Epigonen zu übertragen.

Nachdem sie zu diesem Unternehmen keine Unterstützung gefunden, verließ sie mit ihrer Familie Deutschland, um fortan in England und zwar in Winpledon ein bleibendes Heim aufzuschlagen. Hier wurden sie der Mittelpunkt der musikalischen Geselligkeit.

*) Siehe deren Biographie in Band I. S. 323.

Es war eine der lieblichsten Gegenden im Westen von England, in der Jenny Lind-Goldschmidt die letzten Lebensjahre verbrachte. Mit der Eisenbahn konnte sie von ihrem Landhause aus in vier Stunden London erreichen. Dieses selbst lag am östlichen Abhang eines Hügelzuges des Heresfors shire Biacon, an einem Punkte, wo die alte Straße über den Sattel des Höhenzuges führt und einen Paß über denselben von Westen nach Osten bildet. Hinter einem grünen Gebüsch von Lorbeersträuchern, Tannen und Fichten versteckt und von der Straße her vor Neugierigen geschützt. Nur von der Spitze des Hügels herab sieht man die grünen hübschen Verandas und die Giebel des niedrigen Hauses, das ganz an den Hügel angelehnt ist, der dort sehr felsig ist und Steinbrüche darbietet. Auf einer vorspringenden Ecke des Gartens steht ein Tempelchen, das Jenny Lind selbst errichtet. Hier pflegte sie gern zu sitzen, umgeben von ihren Kindern und lieblichen Enkeln. Die Knaben umspielten die noch jugendlich aussehende Großmama und gruben, bauten und kletterten nach Herzenslust im Steinbruch. Dem vorüberziehenden Wanderer aber tönten aus dem Landhause noch vor wenigen Jahren die herrlichen Lieder der schwedischen Nachtigall entgegen. Nun sind sie längst verstummt. Jenny Lind-Goldschmidt wurde im Oktober 1887 von einem Schlaganfall getroffen, von dem sie sich nicht wieder erholte; sie starb im Alter von 67 Jahren am 2. November 1887 in den Armen ihres treuen Gatten, umgeben von ihren Lieben.

Die Bedeutung ihres Talentes lag in der Vereinigung des korrektesten italienischen Kunstgesanges mit dem Zauber germanischen Gemütslebens. Ihre Coleraturfertigkeit war einfach, fern von aller Effekthascherei, aber vollendet schön und sauber. Auch in der Oratorienmusik war sie eine Sängerin ersten Ranges. Vereint mit ihrem Mann, der in London Mitleiter des königlichen Conservatoriums war, trug sie sehr viel zur Veredelung des musikalischen Geschmacks in England bei. Ihrem Vaterlande bezeigte sie Anhänglichkeit, indem sie daselbst eine Lehranstalt für Mädchen errichtete.

In der Berliner Nationalgalerie befindet sich ein Porträt Jenny Lind's, gemalt von Magnus; es zeigt ihre schlanke Gestalt, ihr feines sympathisches Antlitz umhaucht von einem sanft melancholischen idealen Zuge.



Elisabeth Jerichau-Baumann.

Geb. 1819, gest. 1881.

Elisabeth Jerichau-Baumann ist keine geborene Dänin. Sie erblickte das Licht der Welt in Warschau im Jahre 1819, kam aber noch in sehr jugendlichem Alter nach Kopenhagen, wo sie im Jahre 1845 mit dem dänischen Bildhauer, Professor Jerichau, der nebst Professor Stein der talentvollste Schüler Thorwaldsen's war, sich verheiratet hatte. Schon vorher hatte sie sich längere Zeit in Berlin und in Düsseldorf aufgehalten, in welch' letzterer Stadt sie unter dem Direktor, Professor Schadow, studierte.

Die ersten von ihr in Kopenhagen ausgestellten Arbeiten waren weibliche Figuren, Bauernkinder auf dem Felde mit Schafen spielend und mehrere Porträts. Größere Aufmerksamkeit erregte ihr im Jahre 1865 ausgestelltes Gemälde: „Der dänische Dichter H. C. Andersen liest Kindern ein Märchen vor.“ Von ergreifender Wirkung ist eine spätere Arbeit: „Ein verwundeter dänischer Krieger.“ Der Kontrast zwischen dem jungen blühenden Mädchen, welches seine Hand ergriffen hat, neben seinem Lager sitzt und ihm aus der Bibel vorliest, und den leidenden Zügen der einst kräftigen, jetzt gebrochenen Gestalt des Verwundeten, sowie der Ausdruck des Gesichtes, auf dem sich bereits die Schatten des sich nahenden Todes lagern, ist besonders effektvoll. Dieses Gemälde wurde von der königlichen Gemäldegalerie des Christiansburger Schlosses angekauft und bildet eine der Zierden desselben.

In den letzten zehn Jahren hatte Elisabeth Jerichau-Baumann verschiedene Gemälde ausgestellt, deren Gegenstände der polnischen neueren Geschichte entnommen sind. Ein lebhaftes Kolorit und ansprechende Gruppierung zeichnet namentlich das Gemälde „Der letzte Pole“ aus; dem polnischen Volksleben sind mehrere Bilder entlehnt. Aus derselben Periode stammen eine Reihe interessanter Porträts, welche die Künstlerin auf verschiedenen Reisen im Orient anfertigte. Schmeichelhafte Anempfehlungen des dänischen und englischen Geschäftsträgers in Konstantinopel öffneten ihr die Thür des Harems mancher türkischer Großen. Die

Lieblingsgemahlin des Sultans Abdul Aziz ließ sich von ihr porträtieren, und dasselbe geschah seitens mehrerer Damen in Aegypten und Persien. In Athen verweilte die Künstlerin mehrere Monate und war auf dem dortigen Schlosse Gast der königlichen Familie. Hier porträtierte sie nicht allein die Königin Olga, sondern auch deren sämtliche Kinder. In der Kopenhagener „Illustretet Tidende“ sind im Laufe der Zeit eine Reihe Zeichnungen nach ihren Entwürfen und Porträts erschienen, und sie hat in derselben Wochenschrift eine ausführliche und höchst interessante Schilderung ihrer Reisen im Oriente und ihrer Besuche im Innern der Häuser türkischer und persischer Großen gegeben, in die sonst fast nie ein Europäer dringt. Ihre Tochter begleitete sie auf diesen Reisen und hat im vorigen Jahre ebenfalls einen lebhaft gehaltenen Bericht über Erlebnisse veröffentlicht. Auf der Ausstellung im März 1879 glänzte Frau Jerichau durch ein Genrestück, welches vier junge Römerinnen darstellt, die durch die Musik eines in der Ferne vorbeimarschierenden italienischen Regiments angelockt, über die Gartenmauer sehen.

Die zahlreichen Gemälde, welche sie seit dem Jahre 1851 ausgestellt hat, haben frische, kräftige Farben, reine Zeichnung und ein phantasievolles, ideales Gepräge. Der Einfluß der Düsseldorfer und der französischen Schule sind unverkennbar, und sie repräsentiert beinahe allein eine Richtung, die in gleichem Grade starke Gegner, wie lebhafte Bewunderer gefunden hat. Während sie von der einen Seite als unnational bezeichnet wird, ging man in entgegengesetzter Richtung soweit, sie geradezu als den größten Künstler Dänemarks darzustellen. Der jährlich wiederkehrende Streit mit Bezug auf ihre Leistungen trug dazu bei, daß beständig zwei Parteien sich um ihre neuesten Arbeiten bildeten. Ueber Eines sind beide Parteien in der öffentlichen Beurteilung einig. Man erkennt nämlich an, daß sie eine wahre Künstlerin war und daß kein Maler, der im Charlottenburger Schlosse bei der Ausstellung in Kopenhagen vertreten ist, mit ihr in Betreff Herstellung idealer Frauengestalten und anmutiger Kinder, porträts wetteifern kann. Elisabeth Jerichau-Baumann starb 1881 in der vollen Kraft ihres künstlerischen Wirkens.



Rosa Warrens.

Geb. den 24. Februar 1821, gest. den 8. November 1878.

Eine Dichterin, die nicht nur ihre eigenen Geistesprodukte uns zugeführt, sondern es auch verstanden hat, aus den Schätzen fremder Litteratur die Goldkörner für uns herauszulesen, sie bei uns heimisch zu machen, war Rosa Warrens, die namentlich der skandinavischen Litteratur besondere Aufmerksamkeit widmete und dieselbe fleißig kultivierte.

Geboren zu Karlskrona in Schweden, übersiedelte sie mit ihren Eltern schon in ihrem 5. Jahre nach Hamburg, wo sie bis zu dem im Jahre 1861 erfolgten Tode ihres Vaters lebte, immer bemüht, ihr Wissen zu bereichern, ihre dichterische Begabung mehr und mehr auszubilden. Mit Schwärmerei ihrem Geburtslande anhangend, vertiefte sie sich zuerst mit Vorliebe in die schwedische Litteratur und übersetzte, ohne je eine Schule besucht oder einen geregelten Unterricht genossen zu haben, im Versmaß des Originals die Volkslieder der Vorzeit, die im Jahre 1857 in Leipzig im Druck erschienen und viel Anklang fanden. Ueberhaupt war es der nordische Sagenkreis, der sie mächtig anzog, und ermuntert durch die günstige Aufnahme ihres ersten Werkes, erschienen jetzt in schneller Reihenfolge „Dänische Volkslieder“, Hamburg 1858, „Schottische Volkslieder“ 1861, „Zwei Lieder der Edda“ 1863, und von da ab bis 1868 „Norwegische“, „Isländische“, „Finnländische Volkslieder“, denen dann Berlin 1873 eine Sammlung eigener geist- und gemütvoller Dichtungen folgte, in denen zuweilen eine schwermütige Stimmung Platz greift. Sagt sie doch selbst in einem ihrer Gedichte, daß „jedwedes ihrer Lieder einer dunklen Stunde Vermächtnis ist“. Doch ein reines Gefühl für die Schönheiten der Natur, tiefe Empfänglichkeit für Duft und Klang in derselben, spricht sich in den meisten ihrer Poesien aus, und so hing sie auch mit inniger Hingebung denen an, die Herrscher waren im Reiche der Natur, und vor Allem war es Alexander v. Humboldt, dem sie eine glühende Verehrung weihte, und dem sie auch ihre dänischen Volkslieder mit einer schwungvollen, hochpoetischen Widmung zueignete. Sein ihr gespendetes Bild, auf dessen Rückseite

von seiner Hand die Worte standen: „Der anmutigen, geistreichen Sängerin germanischer Volksstämme, Frl. Rosa Warrens, in dankbarer Ergebenheit A. v. Humboldt“, sowie ein dem Bilde beigefügtes, ihr gewidmetes Verschen hielt sie wie die Reliquie eines Heiligen. In rastloser, uneigennütziger Weise hatte sie sich den Bestrebungen derer, die es sich zur Pflicht gemacht hatten, den durch den Feldzug des Jahres 1866 ihrer Ernährer beraubten Witwen und Waisen beizustehen, angeschlossen, und die darauf bezüglichen anerkennenden Schriftstücke, namentlich das Handschreiben des Kronprinzen von Preußen, das sie in Begleitung seines und der Frau Kronprinzessin Bild in schöner Umrahmung erhielt, erfüllte sie mit gerechtem Stolze; ihren baldigen Tod vorahnend, übergab sie diese Schriften und Bilder, sowie die Andenken von Humboldt einer hiesigen, von ihr hochverehrten Freundin einige Wochen vor ihrem Heimgange, damit ihr liebster Besitz in würdige Hände gelange.

Rosa Warrens hatte nach ihres Vaters Tode Berlin zum bleibenden Wohnsitz gewählt, wo sie mit ihrer hochgebildeten und sehr betagten Mutter ziemlich zurückgezogen lebte. Mit dieser 84jährigen Mutter reiste nun auch Rosa Warrens im Sommer 1878 nach Freienwalde zur Kur, und als dieselbe dort starb, war auch ihr Lebenskeim geknickt. Drei Tage und drei Nächte hindurch verweilte sie bei der Leiche, und als sie dann nach Berlin zurückgekehrt war, wiederholte sie oft, daß ihr die Seele entrückt sei und sie sich nur noch körperlich auf der Erde befinde. Ihre ältere, in Kopenhagen verheiratete Schwester eilte zu ihr, und nachdem sie einige Wochen bei der nun auch körperlich Leidenden geweilt, suchte sie dieselbe zu einer Uebersiedelung nach Kopenhagen zu bewegen. Die Reise war zwar glücklich zurückgelegt, aber nach kaum 8 Tagen machte ein Herzschlag, dem ein kurzes Unwohlsein voranging, ihrem Leben plötzlich ein Ende.

Rosa Warrens ist ihrem Glauben, sie war Jüdin, bis an's Ende treu geblieben; ein von ihr sehr geliebter Bruder, der gleichfalls sehr bedeutende Hofrat Warrens, früher Chefredakteur der Wiener Hofzeitung, ist ihr vor einigen Jahren im Tode vorangegangen. Ueber ihren Lebens- und Bildungsgang, über die mannigfaltigen Schicksalsschläge, die sie betroffen, über die Vorgänge in ihrem Innern, gab sie selbst ihren intimsten Freunden nicht viel mehr als Andeutungen. Der Schlüssel hierzu könnte wohl in dem von ihr verfaßten nachstehenden Sonett „Schweigen“ gefunden werden.

Ich hab' manch Lied und manchen Gruß geschrieben,
Darin ich, was mein tiefstes Sein beseelte,
Inbrünstig goß und kein Gefühl verhehlte,
Das mich gezügelt oder angetrieben,

Drin ich des Herzens unverrückbar Lieben
Und seine bittern Täuschungen erzählte,
Doch wie ich Worte, wie ich Bilder wählte,
Mein Eigenstes ist ungesagt geblieben.

Die Duftgestalten, die mich leis umringen,
Wie möcht' ich ihren leichten Elfenreigen
In dumpfer Rede Heft und Fessel zwingen.

Ich will mein Ohr verklungnen Stimmen neigen,
Mag eine doch mir süße Tröstung bringen. —
Sie haucht: Der Geister Sprache ist das Schweigen.



Gräfin Isabella Gabardi-Brochi (geb. Rossi.)

Geb. 1820.

Diese vortreffliche Frau, ebenso verdienstvoll als Schriftstellerin, wie als warme Patriotin, ist die Tochter des gelehrten Rechtsanwaltes Anton Cino Rossi und der geschätzten Dichterin Elvira Giamspieri.

Keine Biographie erwähnt ihres Geburtsjahres, aber man darf annehmen, daß sie um das Jähr 1820 in Florenz geboren sei, denn schon im Jahre 1840 finden wir sie als Mitarbeiterin des Museo di Torino, und der Dichter Giuseppe Giusti zeichnet sie durch Briefe der wärmsten Freundschaft und Anerkennung aus. Der Graf Olivo Gabardi Brachi aus Carpi, selbst ein Dichter und Historiograph, Witwer und Vater von drei Söhnen, lebte seit dem Jahre 1831 in Bologna als Verbannter. Seine Bewunderung für die Dichtungen und patriotischen Schriften Isabella's war so groß, daß er sich 1841 um ihre Hand bewarb. Um diese Zeit erschienen in Florenz zwei Bände „Prosa und Poesie von J. Rossi.“ Zwei Jahre blieb das Ehepaar noch in Bologna, dann zog es nach Florenz, wo Isabella im Jahre 1846 einen Roman herausgab: „Dio non paga il sabato“. In der reinsten Sprache und im fließendsten Stile ist darin die damalige florentinische Gesellschaft trefflich geschildert.

Von hoher Gestalt, erhaben an Geist und Herz, nannte sie Niccolini eine Pythonisse, und bei Gelegenheit ihrer Heirat richtete er das Kompliment an sie „Ich kenne keinen Mann, der sagen dürfte, er neige sich herab, indem er Sie heiratet,“ und damit huldigte er ihrer intellektuellen, moralischen und physischen Größe.

Gewitterschwere Wolken aber zogen jetzt herauf. Gegen das Jahr 1848

trat sie in nähere Bekanntschaft zu berühmten italienischen Literaten wie Pepoli, Gioberti, Salvagnoli, La Mata und anderen. Vertrauensvoll begrüßte sie das Morgenrot der nationalen Unabhängigkeit, und in den stürmischen Tagen des Frühlings 1848 konnte man die Gräfin Gabardi oft auf dem Platze der Signoria sehen, wo sie begeisterte Reden an das Volk hielt. Von der demagogischen Partei angefeindet, mußte sie Florenz verlassen und floh mit ihrem Gemahl nach Modena; da kam sie jedoch von dem Regen in die Traufe, denn die dortige klerikale Parte sah in ihr ein gefährliches Element, und sie wurde für zwei Monate verhaftet ja statt eines Prozesses wurde ihr sogar das Erschießen in Aussicht gestellt. Sie wurde aber dann vom Großherzog freigelassen und zog nach Florenz. Dort widmete sie sich nun vorzüglich der Erziehung ihres einzigen Sohnes Gabardo, der jetzt selbst ein geachteter Schriftsteller und Korrespondent mehrerer Zeitschriften ist.

Im Jahre 1873 gab die Gräfin Gabardo ein Erbauungsbuch heraus: „L'Eco dell' Anima", welches, wie alle ihre Werke, allgemeine Anerkennung fand. Tommaseo schickte ihr dafür seinen Segen in rührenden Ausdrücken, und Abardo Aleardi frug an, ob sie in irgend einem alten Kloster die seit Jahrhunderten vergessene Feder eines Thomas von Kempi aufgefunden habe. Gleich thätig für das Vaterland, wie für die Religion, erschienen nach dem „Eco dell' anima" „I Salmi patriotici".

Mit allen künstlerischen und litterarischen Größen bekannt und befreundet, hat sie ein Wort der Anerkennung auch für bescheidene Verdienste; wenn sie aber von bedeutenden Kräften spricht, so begeistert sie mit ihrem Wort, und im leuchtenden Blicke scheinen sich die inneren Empfindungen wieder zu spiegeln.

Auf ihrer wechselnden Laufbahn hat sie so viele Auszeichnungen (sie besitzt 30 Ehrendiplome) und Erfolge erlebt, daß ihr Wunsch, sich auszuruhen, gerechtfertigt erscheint. Ihr Name gehört der Geschichte, und in ihren Werken hat sie sich das schönste Denkmal errichtet.



Eufemia von Kudriaffsky

geb. den 4. Juni 1820, gest. 3. Jannuar 1881.

Die Familie Kudriaffsky stammt aus Klein-Rußland, der Großvater Eufemia's erhielt vom Kaiser Josef II. den österreichischen Adel, sie selbst wurde den 4. Juni 1820 geboren. Durch die Verhältnisse dazu bestimmt, auf eigenen Füßen zu stehen, erfaßte sie vielerlei mit gleicher Hast und wurde erst in späterer Zeit mit Kraft und Geist sparsamer. Im Jahre 1860 entschloß sie sich auf Anraten eines befreundeten Arztes, mit schriftlichen Arbeiten sich zu beschäftigen. Sie wendete sich brieflich an Karl Gutzkow, der damals den „häuslichen Heerd“, eine elegante und gediegen gehaltene Zeitschrift redigierte, und da sie bald nach Dresden übersiedelte, lernte sie ihn auch persönlich kennen und als treuen Freund und gütigen Ratgeber hoch schätzen. Er brachte öfters ihre Aufsätze in einem jetzt schon eingegangenen Blatte. Sein plötzlicher Tod ergriff sie im tiefsten Herzen.

Von da ab befand sie sich in fortwährendem Kampfe auf der hohen See litterarischen Strebens; so wurde ihr Lebensschifflein durch Sturm und Unwetter an Klippen und Riffe geschleudert, andrerseits lähmten oft lange Windstillen ihren Mut, doch es kam immer eine kleine Brise, die das oft lecke Fahrzeug wieder flott machte. Vor ihr aber flatterte unausgesetzt das Segel mit der Devise: „Unabhängigkeit!“ Da der Ertrag ihrer schriftstellerischen Arbeiten kein sicheres Einkommen bot, erteilte sie Unterricht im Englischen und Französischen, in der Botanik und Litteratur. Bei der Monotonie, welche eine derartige Beschäftigung, abgesehen von der körperlichen Anstrengung, im Gefolge hat, flüchtete sie sich in freien Abend- oder Nachtstunden zu ihren Büchern, und nachdem sie auch da mannigfache Wege betreten, immer aber als Mittelpunkt Alt- und Neu-Englisch, und als Kern

Shakespeare gewählt — neigte sie sich später mit Vorliebe der kulturgeschichtlichen Richtung zu, und dies ist auch heute noch das Feld, auf dem sie emsig wirkt und schafft, so weit dies im Kampfe mit Redakteuren und Buchhändlern möglich ist. So gab sie 1872 in der Dirnböck'schen Buchhandlung zu Wien das Büchlein „Die Wohlgerüche" heraus. Dies Werkchen giebt ein beredtes Zeugnis von dem umfassenden Wissen und dem staunenswerten Sammelfleiß der Verfasserin. Der Historiker und die Salondame, Fachmann und Laie, der Archäologe — Alle finden sie sehr viel des Belehrenden in dem Buche, dem ein reicher Zitatenschatz aus den Werken der berühmtesten Dichter und Denker aller Zeiten zu besonderem Schmucke gereicht.

Vom Hofrath Baron Falke wurde sie zur Mitarbeiterschaft an den „Dioskuren" aufgefordert, und jeder Jahrgang, mit Ausnahme des 1. und 3., brachte kulturhistorische Skizzen aus der Pflanzenwelt von Eufemia Kudriaffsky. Die Wiener Weltausstellung gestattete der thätigen Schriftstellerin manch einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben fremder Völker. Namentlich war es Japan, welches ihr volles Interesse in Anspruch nahm. Das Glück war ihr günstig, sie trat bald in eifrigen Verkehr mit den Bewohnern des äußersten Ostens, unterrichtete Frau Teï Wotanohe in der deutschen Sprache, beobachtete, lernte, heimste ein, was ihr über das interessante Volk Aufschlüsse geben konnte, und brachte schon im November eine schriftliche Arbeit zur Geltung, die sie in Form von vier Vorträgen erst mündlich dem Publikum mitteilte, dann aber an den Buchhändler Braumüller veräußerte, der 1874 das Werk in reizender Ausstattung unter dem Titel: „Japan, vier Vorträge von Eufemia v. Kudriaffsky" herausgab und mit einem Anhange japanesischer Original-Predigten versah, die sie aus dem Englischen übersetzte. Das Buch „Japan" ist interessant, spannend und belehrend geschrieben, und weiht den Leser in der unterhaltendsten Weise in die Sitten und Gebräuche eines Volkes ein, über dessen Leben und Treiben bei uns noch die verworrensten Begriffe herrschen. Wie reich der Inhalt des Werkes, zeigen schon die darin eingehend behandelten, von regem Fleiße, gründlichem Studium und feiner Beobachtungsgabe zeugenden Fragen, wie: „Vulkane", Bodenkultur", „Thee", „Kaffee", „Regenten", „Teufelsbeschwörung", „Tempel", „Opfergaben", „Aberglaube", „das japanische Kind", „Hinrichtungen", „Reformen", „Hotels", „Landschaftsmalerei", „Musik", „Komfort", „Kleidung", „Wappen", „Poesie", „Litteratur" u. s. w. Auch die Predigten haben nicht nur litterarischen, sondern auch kulturgeschichtlichen Wert.

Nun brachten bald bedeutende Journale, wie „Bazar", „Daheim" und „Ausland" ihre Aufsätze über Japan, dessen Sitten und Gebräuche. Letztere Zeitung brachte einen Artikel aus ihrer Feder: „Flora japonica".

Nebst den genannten Vorträgen hielt sie mehrere Cyclen aus der Pflanzenwelt, immer aber im kulturgeschichtlichen Rahmen, den Beziehungen der Pflanze zur Sage, Mythe und Poesie. Auch im heraldischen Verein, dessen Mitglied sie ist, hielt sie bei General-Versammlungen Vorträge „Ueber Abzeichen und Devisen".

und einen andern über „Blumenreden und Blumenspiele“. Ersterer wurde in der in Berlin herausgegebenen „Adelszeitung“ abgedruckt. Ein andrer Cyclus von Vorträgen behandelte „die Geschichte des Kalenders“ und die „vier Jahreszeiten, deren Feste und Pflanzen“; — ein anderer „den Tabak, Kartenspiele und Spielkarten“, endlich der letzte im Frühling 1877: „Die historische Küche“.

Eufemia v. Kudriaffsky starb am 3. Januar 1881 nach langen, schweren Leiden in ihrer Vaterstadt Wien. Das letzte Werk vor ihrer Erkrankung, das sie schrieb, war eine Geschichte der Kinderspiele, und die letzte Auszeichnung, die ihr zu Teil geworden, war die goldene Medaille für Kunst von einem deutschen Hofe. In ihrer Persönlichkeit einfach, bescheiden und liebenswürdig, war sie geistvoll als Schriftstellerin, talentirt als Blumenmalerin und gelehrt auf dem Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte. Ihr Charakter war edel, entschieden und rein von Vorurteil und Kleinlichkeit. Sie genoß die Wertschätzung Aller, die sie kannten.



Maria Sofia Schwarz-Birath

geb. 1819.

Unter den älteren schwedischen Schriftstellerinnen dieses Jahrhunderts ist eine der talentvollsten, und bis in ihr hohes Alter fruchtbarsten, Maria Sofia Schwarz, die sich durch lebhafte Fantasie, Frische der Darstellung und leichten Erzählton auszeichnet. Sie ward in Borås am 4. Juli 1819 von Eltern deutscher Abkunft geboren. Ihr Vater, der Kaufmann Birath, starb als sie noch in der Wiege lag; die Mutter blieb in dürftiger Lage zurück und Maria Sofia konnte nur unter Entbehrungen und auf die schwierigste Weise ihre früh erwachte Wißbegierde befriedigen. Da sie der Mutter bei allen häuslichen Arbeiten behülflich sein mußte, rang sie sich mit aller Energie die Zeit zum Studium ab, das sie, auf Selbsthülfe begründet, betrat. Als sie zwanzig Jahr alt war, besserte sich ihre Lage, indem sie im Jahre 1840 sich mit dem Oberdirektor des technischen Instituts in Stockholm, Professor Gustav Magnus Schwarz, dem bekannten Phrenologen, verheiratete. Von nun an befriedigte sie ihren geistigen Wissensdurst, während sie gleichzeitig durch eine stark veränderte soziale Stellung eine freiere und weiter umfassende Lebensanschauung gewann. Obgleich seit Jahren mit litterarischen Abeiten beschäftigt, veröffentlichte sie dieselben nicht, da ihr Gatte das öffentliche Aufreten der Frau ungern sah, und erst im Jahre 1858, als ihr Gatte gestorben, erschien ihre erste Arbeit, eine Novelle, der bald verschiedene andere folgten, die in den angesehensten Blättern Schwedens („Aptonbladet", „Svenska Tidningen") als Feuilleton oder als Beiträge in mehreren Zeitschriften und Kalendern aufgenommen wurden und einen großen Leserkreis fanden.

In rascher Aufeinanderfolge erschienen nun von 1858—1879 fünfzehn

Romane und Novellen, welche in 44 Bänden in deutscher Sprache 1865 erschienen. Unter ihnen verdienen besondere Erwähnung: „Der Mann von Geburt und die Frau aus dem Volke. 1858“. Durch diesen Roman, in welchem die Zeitrichtung geschildert und die gesellschaftlichen Gegensätze scharf gezeichnet wurden, ward die Verfasserin mit einem Mal berühmt. Ausgezeichnet sind folgende Romane: „Arbeit adelt den Mann“ 1861, „Geburt und Bildung“ 1861, „Schuld und Unschuld“ 1861, „Ist der Charakter des Mannes Schicksal?“ 1861, „Der Sohn des Leiermanns“ 1862, „Gold und Name“ 1862, „Der Richtige“ 1864, „Jugend-erinnerungen“ 1865, „David Waldner“ 1868, „Wechselnde Schicksale“ 1871, „Der Enkel“ 1872.



Magdalene Thoresen

geb. den 3. Juni 1819.

Das Skandinavische Reich hat in unserm Jahrhundert einen wahren Triumph der Intelligenz gefeiert. Eine größere Anzahl Dichter und Dichterinnen haben über ihr Vaterland hinaus die ganze zivilisierte Welt durch ihre Gedankentiefe, reiche Phantasie und ernste Lebensauffassung in Erstaunen gesetzt. Ich erinnere nur an die glänzenden und weittragenden Erfolge der beiden so verschiedenen, geistreichen Schriftsteller: Björnson und Ibsen, die wie kämpfende Helden die soziale Frage in ihren dramatischen Dichtungen als eine der brennendsten darstellen, und trotz des Realismus, mit dem sie schildern, nie den idealen Zweck außer Augen lassen.

Unter den Dichterinnen des Nordens giebt es vielleicht keine, deren Namen in näheren und ferneren Kreisen mit mehr Verehrung genannt wird, als der von Magdalene Thoresen, der Verfasserin jener herrlichen Schilderungen von der Westküste Norwegens, deren wilde Schönheit ein bewunderndes Staunen bei jedem Beschauer hervorrufen muß. Diese Natur entspricht so ganz der Natur Magdalenens, die sich trotz all der Hindernisse, die ihr das Geschick in den Weg gelegt, Bahn gebrochen hat, und ihre Bestimmung, an der sie keinen Augenblick zweifelte, in glänzender Weise erfüllt hat. Anna Magdalena Krogh wurde am 3. Juni 1819 in Friedericia, einer kleinen Stadt Dänemarks, geboren. Ihre Eltern, arme Ackerbauern, lebten in den beschränktesten Verhältnissen und hatten Mühe, das Notwendigste für sich und ihre Familie zu beschaffen. Um den Eltern ihr mühseliges Los zu erleichtern, nahm die alte Großmutter das 14jährige Mädchen zu sich in's Haus. Dies war Magdalenens Glück, denn hier verlebte sie die besten Tage der Jugend.

Frei und ungestört konnte sie in Feld und Flur umherschweifen und sich ihrem Hange zu Träumereien hingeben.

An häuslichen Arbeiten nahm sie nur sehr ungern Teil, und obgleich sie den notdürftigsten Unterricht genossen hatte, trug ihr Geist sich schon mit den hochfliegendsten Zukunftsplänen.

Diese bestanden nicht, wie bei so viel jungen Mädchen darin, daß sie Glanz und Reichtum erhoffte, oder gar den befreienden Prinzen, der sie aus der Niedrigkeit zu seiner gesellschaftlichen Höhe erheben sollte, sondern ihr ganzes Trachten und Dichten ging darauf hinaus, zu dichten; das, was in ihr lebte, sollte durch Worte Gestalt und Farbe erhalten. Da starb plötzlich an ihrem Einsegnungstage ihre Großmutter, und Magdalene sah sich genötigt, zu ihren Eltern heimzukehren.

Hier erwarteten sie Entbehrungen und Enttäuschungen. Niemand verstand ihren Bildungsdrang, und sie wurde wegen ihrer Faulheit und Einbildung gescholten.

So kam es, daß sie vor ihrer Umgebung ihre innere Welt, die Gedanken, zu verbergen suchte, während sie in Gebilden ihrer Phantasie Ersatz für die rauhe Wirklichkeit suchte. Da führte das Schicksal ihr eines Tages einen wahren Menschenfreund zu. Als dieser zufällig nach Friedericia kam, hörte er überall von dem wunderlichen Mädchen sprechen, das störrisch an dem Gedanken festhielt, nichts anderes als Dichterin werden zu wollen. Er suchte sie auf, erkannte ihre seltenen Anlagen, beschloß sich ihrer anzunehmen und sie in Kopenhagen als Lehrerin ausbilden zu lassen.

Die Eltern gingen gern auf den Plan ein, und so nahm er sie mit sich. Von diesem Augenblick trat eine günstige Wendung in Magdalenens Geschick ein. Mit der ganzen Energie ihrer kräftigen Natur gab sie sich den Studien hin, und ihre schnelle Auffassungsgabe brachte sie schon nach zwei Jahren dahin, ihr Examen zu machen.

Ihre erste Stellung als Lehrerin erhielt sie im Hause eines verwitweten Predigers in Norwegen.

So verließ sie ihren Wohlthäter und ging in das fremde Land — das ihr bald eine zweite Heimat werden sollte.

Sie war noch nicht zwei Jahre Erzieherin in dem Pastorhause, als ihr der Vater ihrer Zöglinge seine Hand anbot, und sie willigte gern in die Ehe, da sie hohe Achtung vor dem Pastor und Liebe zu seinen Kindern hatte. Hans Konrad Thoresen wurde ein Jahr nach ihrer Hochzeit an der Westküste Norwegens, in Sondmore, als Pfarrer angestellt, und ein Jahr später wurde er erster Prediger an der dortigen Kreuzkirche. Thoresen that Alles, um den so reichen Geist seiner Frau auf's Sorgfältigste noch mehr auszubilden, bald durch Lektüre und Gespräche, bald durch Reisen, die sie gemeinschaftlich nach Frankreich, der Schweiz und Deutschland machten. Während einer 18jährigen, sehr glücklichen Ehe dichtete sie zwar viel, trat jedoch erst nach ihres Gatten 1860 erfolgtem Tode als Schrift-

stellerin an die Oeffentlichkeit. Hierzu veranlaßte sie der Dichter Björnsterne Björnson, der mit Entzücken von ihren Dichtungen Kenntnis nahm. Das erste, was von Magdalene Thoresen erschien, war: Gedichte einer Dame, Bergen 1860.

Nach dem Tode ihres Mannes verließ sie Bergen und siedelte nach Kopenhagen über. In rascher Folge erschienen nun von ihr Erzählungen 1863, Signe's Geschichte 1864, Die Sonne von Siljethal 1867. „Eine reiche Partie", Schauspiele in zwei Akten 1870. Bilder von der Westküste Norwegens 1872. Herluf Nordahl 1879. Ihre Arbeiten erregten großes Aufsehen und man zählte sie zu den besten Autoren Skandinaviens.

Gesund wie die Fjorde ihrer Heimat, kräftig und grade wie die Tannen der norwegischen Wälder sind auch die Menschen, die Frau Thoresen schildert. Nicht alle sind Tugendhelden, einige haben häßliche Leidenschaften, aber alle sind menschlich wahr. Sie zeigt uns trotzige Naturen, die sich gegen Gesetz und Recht aufbäumen, die keine Maske kennen und sich von keinem konventionellen Gesetze einschränken lassen.

Im Jahre 1866 zog Magdalene nach Christiania, wo man sie mit offnen Armen empfing. Doch auch hier blieb sie nur zeitweise und machte weite Reisen, namentlich nach der Schweiz und Italien. Ihr Leben blieb nicht ungetrübt. Der härteste Schicksalsschlag war der Tod ihres hoffnungsvollen Sohnes, Thomas Thoresen, der allein von ihren Kindern ihre dichterischen Talente geerbt hatte.

In ihren Erzählungen zeigt Magdalene Thoresen auch lebhaftes Interesse für die Frauenbewegung. Sie fühlt die ökonomische und geistige Not, unter der das ganze Geschlecht noch leidet, und hofft, daß weibliche Intelligenz und Energie eine bessere Zukunft anbahnen werden. Die Werke von Frau Thoresen sind bei J. Guttentag (Collin), Berlin, in deutscher Sprache erschienen.

Obgleich dem Alter nach eine Greisin, ist Magdalene Thoresen heute noch eine stattliche Erscheinung, deren schöne, glänzende Augen noch immer begeistert erscheinen von dem Schönen in der Welt, und bis in die letzte Zeit hat sie nicht aufgehört, dichterisch zu schaffen.

Quelle: G. Monicus u. Mary Ottensen.



Athalia Schwartz

geb. 22. Februar 1821, gest. 1880

und Charlotte Luise Westergaard.

Zwei Frauen, welche ein inniges Freundschaftsband dahin führte, während der größten Zeit ihres Lebens zusammen zu leben, vereint zu schaffen und fast zu gleicher Zeit zu sterben, verdienen, daß ihrer in diesem biographischen Werke auch gemeinsam gedacht wird. Ihr Leben bietet ein anziehendes Bild der Seelenverwandtschaft und treuer Freundschaft.

Athalia Schwartz wurde in Kopenhagen am 22. Februar 1821 als Tochter des Majors Schwartz und seiner Gemahlin geboren.

Sie brachte ihre Kindheit in freundlichen Verhältnissen und in Kreisen zu, in denen freisinnige Anschauungen und geistige Interessen die Oberhand hatten. Sie war eine der ersten jungen Mädchen, die sich 1848 einer Prüfung als Institutsvorsteherin unterwarf. Charlotte Luise Westergaard schloß sich ihr an, und beide begründeten eine Erziehungsanstalt in Kopenhagen, welche sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Athalia verfaßte mehrere pädagogische und sprachwissenschaftliche Schriften, welche ihre große schriftstellerische Begabung ankündigten. Von unverwüstlicher Arbeitskraft, beschäftigte sie sich außer mit der Leitung ihres Instituts mit belletristischen Arbeiten und aesthetischen Studien. Von 1852 an gab sie eine größere Novelle heraus unter dem Titel: „Liosbilleder", welche großen Beifall fanden und von Maria Panum unter dem Titel: „Bilder aus dem Leben" (Leipzig 1852) ins Deutsche übertragen wurde. Diese Arbeit erfreute sich mehrerer Auflagen und fand in den Jahren 1859 und 1861 eine Fortsetzung in einer zweiten und dritten Sammlung. Im Jahre 1853 erschien eine neue Arbeit: „Livets Conflikter" (Die Konflikte des Lebens) von der erwähnten Verfasserin, in der, wie in der ersterwähnten die freisinnige Auffassung und die philosophische Grundrichtung derselben sich geltend zu machen wußten, ohne zu hart an das Heer der Vorurteile zu stoßen, das sich namentlich in Frauenkreisen,

den gebildeten Mittelklassen angehörig, eingebürgert hat. In den Jahren 1853 und 1856 wurden zwei dramatische Arbeiten, von Athalia Schwartz herrührend, an dem königlichen Theater in Kopenhagen aufgeführt. In dem einen, einem zweiaktigen Drama: „Ruth“ führte die gefeierte Schauspielerin, Staatsrätin L. Heidberg, die Titelrolle aus, während „Boas“ von einem jungen Schauspieler, dem nachmaligen Professor Hoedt, ausgeführt wurde. Das Schauspiel fand eine sehr günstige Aufnahme und wurde erst nach dem Zurücktreten der Frau Staatsrätin L. Heidberg vom Repertoire gestrichen. In denselben spiegelte sich die religiöse Grundrichtung der Verfasserin ab, und die Worte Ruths zu ihrer Schwiegermutter: „Dein Land ist mein Land“, „Dein Gott ist mein Gott“, bildeten gegewissermaßen den geistigen Mittelpunkt des ganzen Stückes. Weniger Erfolg hatte das im Jahre 1856 auf dem königlichen Theater aufgeführte Drama: „Alexei“. Es fehlte demselben namentlich in den mittelsten Akten an hinreichendem, dradramatischen Leben. Die Verbindung mit dem Theater veranlaßte Athalia Schwartz eine Zeitschrift: „Theater og Literatur“ herauszugeben, welche später von einer kritisch-ästhetischen Wochenschrift: „Hesperus“ abgelöst wurde. Am Schlusse der 50er Jahre erschien von ihr: „Frie Phantasien“ („Freie Phantasien“), „Danske Landsbyhistorier“ (Dänische Dorfgeschichten“) und „Livets Alvor“ „Der Ernst des Lebens“), eine religiöse Betrachtung. Die größten Arbeiten wurden indessen erst in den 60er Jahren veröffentlicht, zu welcher Zeit sie, sowie auch später, Beiträge an verschiedene Zeitschriften lieferte. Es waren dies die Romane: „Cornelia“ und „Prövetider“ („Zeiten der Prüfung“), welche aber von einer größeren Geistesreife und einem klareren Blick auf das Leben Zeugnis ablegten. In ihren letzten Lebensjahren war Athalia Schwarz schwächlich und konnte nicht mehr wie früher alljährlich Erholungsreisen nach ausländischen Bädern, dem Harz und Thüringen, unternehmen. Einige Jahre vor ihrem Tode erregte sie noch große Aufmerksamkeit in Dänemark durch die von ihr herrührende Kritik der Predigt eines grundvigianischen Pfarrers, die in der Waldkapelle des Tiergartens bei Kopenhagen gehalten worden war, bei welcher Gelegenheit der betreffende Geistliche in dem ihm eigenen volkstümlichen Ton an Athalia Schwartz, welche sich unter die Zuhörerinnen gemischt hatte, die Worte richtete: „Du da, mit dem roten Shawl, glaubst Du etwa, Du seiest besser als das neben Dir sitzende Fischermädchen in grobes Tuch gekleidet?“ u. s. w. Athalia Schwartz, welche der Prediger nicht kannte, war eine seiner eifrigsten Anhängerinnen.

Charlotte Luise Westergaard hatte das Erziehungsinstitut, dem sie ungeteilt ihre Kräfte während der ganzen Lebenszeit widmete, zu einem der besten Kopenhagens gemacht. Ein vorzüglicher Unterricht und die sittlichen und ethischen Anschauungen der beiden Vorsteherinnen bildeten viele Hunderte heranwachsende Mädchen, bis der Tod im Jahre 1880 beide Freundinnen von ihrem Posten ablöste.



Auguste Herz

geb. den 8. Juni 1824, gest. 1880.

Auguste Herz, geb. Kachler, ward in Leipzig geboren, wo ihr Vater Mechanikus war. Noch in ihrer Kindheit siedelte die Familie nach Dresden über. Von ihrem 14. bis 17. Jahre befand sich Auguste in einem krankhaften, nervösen Zustande, an welchem die Kunst der Aerzte scheiterte, und manchem unter ihnen, sowie auch anderen Männern der Wissenschaft, Stoff zu Beobachtungen bot. Wenn andere Mädchen in diesem Alter ihre Schulbildung fortsetzten, so konnte bei ihr daran nicht gedacht werden, und sie hat sich später selbst Alles, was jetzt die höhere Mädchenschule bietet, autodidaktisch aneignen müssen. Als sie genesen war und man eine wunderbar schöne Stimme in ihr entdeckte, unterrichtete sie der ausgezeichnete Gesangsmeister Mitsch und Professor Wiek (der Vater Klara Schumann's) in Musik und Gesang, sie sollte zur Konzertsängerin ausgebildet werden, aber sie hatte zu dieser Laufbahn keine Lust.

Ihre aus Liebe schon 1843 mit dem Dr. phil. Heinrich Herz in Dresden geschlossene Ehe war die glücklichste und treueste, die man sich denken konnte. Als Friedrich Fröbel nach Dresden kam, begeisterte sie sich für dessen Erziehungsprinzipien und ging selbst mit ihm nach Liebenstein und Keilhau, wo er seine erste Anstalt gründete. In Dresden ward sie dann die erste seiner Jüngerinnen und Verbreiterin seiner Ideen.

Der daselbst gegründete „Erziehungsverein“ hatte in dem Ehepaar Herz seine thätigsten Mitglieder. Sie verstand es überhaupt wie keine — nicht nur durch die tief und ganz erfaßte Methode Fröbel's, bei deren Ausübung ihr die gründliche musikalische Bildung und schöne Stimme zu Statten kamen, sondern

auch durch Naturanlage und geniale Inspiration, mit Kindern selbst Kind zu sein und Aller Liebe zu erringen. Ueberall, wo es die Gelegenheit gab, liefen der kleinen heitern Frau die Kinder zu. War sie selbst doch auch schon glückliche Mutter von fünf lieblichen Kindern, als plötzlich das Verhängnis über sie, wie über so Viele hereinbrach. Ihr Gatte, Archivar am Ständehaus zu Dresden, 1848 Redakteur einer freisinnigen Zeitung, Mitvorstand des Vaterlandsvereins, stand im Mai 1849 auf der Seite der Kämpfer für die Einheit und Freiheit Deutschlands und der in Frankfurt vereinbarten und auch von Sachsen und den meisten deutschen Staaten anerkannten Reichsverfassung.

Bei der Niederlage derselben ward er mitgefangen und mit Anderen nach langwieriger Prozeßführung zum Tode verurteilt. Durch Königliche Gnade ward die Todesstrafe zu langjähriger Haft im Landesgefängnis zu Hubertusburg umgewandelt.

Jetzt sah sich die unglückliche Gattin — die indes schon Alles aufgeboten hatte, sein Los zu erleichtern — ganz allein darauf angewiesen, sich selbst und ihre fünf Kinder zu ernähren. Mit Hülfe gemeinsamer Freunde gründete sie den ersten „Volkskindergarten in Dresden“, den sie aber bald wieder auflösen mußte, weil ihr Mann als Hochverräter angeklagt war. Sie griff zur Feder und schrieb das Buch: „Hauserziehung und Kindergarten“, das bei Ernst Keil, dem treuen Freunde ihres Gatten, erschien, und außerdem verschiedene belletristische Kleinigkeiten.

Obgleich sie sich fast ganz allein, nur mit Hülfe ihres früheren Kindermädchens und in der engsten Beschränkung der Erziehung ihrer fünf Kinder widmete, bildete sie sich doch in eifrigen, besonders anatomischen Privatstunden immer weiter.

So kam endlich unter rastlosen Arbeiten, Studien und Sorgen der Tag, der ihrem Gatten die Freiheit und dem Paar die ersehnte Wieder-Vereinigung brachte. Sie blieben die erste Zeit in Dresden, und bekamen da die Erlaubnis zur Errichtung einer Anstalt für blödsinnige Kinder. In diesem Wirkungskreis erzielten beide bald die überraschendsten Resultate, so daß die anfänglich nur in einem gemieteten Grundstück bei Meißen eröffnete Anstalt in das käuflich erworbene Buschbad bei Meißen verlegt werden konnte, wo dann auch erwachsene Leidende Aufnahme fanden. Im schönsten Zusammenwirken leitete das Paar das Institut, und Frau Herz richtete jetzt einen Turnsaal für Mädchen zu gymnastischen Uebungen ein, hielt in Meißen und Dresden Vorträge über diesen Gegenstand und errichtete ein Lokal für gymnastische Uebungen und orthopädische Untersuchungen, in welchem sie öffentlich ein oder zwei Mal erschien. Der Krieg von 1866 mit der Cholera im Gefolge führte zu einem Schluß der Anstalt in Buschbad, und sie siedelten wieder nach Dresden über.

Um nun gänzlich der Orthopädie für Frauen sich widmen zu können, faßte Frau Herz, die schon einmal bei Gelegenheit einer Berufsreise in Lüttich die betreffenden Anstalten längere Zeit besucht, den Entschluß, bei dem ihr befreundeten

Professor Bock in Leipzig, der ihr Streben wie ihre Begabung hochschätzte und ihr in uneigennützigster Weise die Hand bot, noch die nötigen Privatstudien zu machen. Damit verband sie einen praktischen Kursus in der Anstalt für Orthopädie des Dr. Schildbach.

Nach wenigen Monaten errang sie durch eisernen Fleiß die besten Zeugnisse, die ihr die orthopädische Praxis gestatteten. Da ihr Gemal ein Erziehungsinstitut und eine Schule für Knaben in Altenburg als Direktor übernahm, sah man sie ungern von Dresden scheiden und bewog sie, die Untersuchungen und Behandlungen im Königlichen Luisenstift zu Kötzschenbroda bei Dresden und im Josephinenstift beizubehalten und in gewissen Zwischenräumen dahinzureisen, auch viele Dresdener Familien begehrten vorkommenden Falls bei ihr Rat und Hülfe. In Altenburg erhielt sie bestimmte Anstellung als Gymnastikerin und Orthopädin am Herzoglichen Fräuleinstift; sie richtete außerdem einen Kursaal zu gleichen Zwecken ein, wobei ihr zwei ihrer Töchter als Gehülfinnen dienten. Die Damen der höchsten Stände wendeten sich an sie, die Herzogliche Familie, die Prinzessin Albrecht von Preußen, und bald wurde sie von dem Hofe so hoch in ihrem Wirken geachtet, daß sie unentgeltlich einen Saal in der Realschule für die Heilgymnastik eingeräumt erhielt. In den höchsten Kreisen verbreitete sich ihr Ruf immer mehr, sie ward nach Berlin und Babelsberg berufen, wo sie die Tochter des Prinzen Friedrich Karl, jetzige Herzogin von Connaught u. A. behandelte. Auch nach Baireuth zu Richard Wagner mußte sie kommen.

Als der Krieg 1870 ausbrach, wurden zuerst unter ihrer Leitung für ein dort errichtetes Depot Verbandsachen aller Art angefertigt, und als man ein Lazaret errichtete und der erste Transport Verwundeter auf dem Bahnhof ankam, beschwor man Frau Dr. Herz, sich dort gleich derselben anzunehmen, und Prinz Moritz gab selbst Befehl, daß dort ihren Anordnungen gleich den seinigen Folge geleistet werden solle.

Ist dies nun ein kleiner Abriß dessen, was sie durch eigene Kraft in größeren Kreisen erreichte, so gestaltet sich daneben das Bild ihrer Persönlichkeit und ihres Familienlebens ebenso anziehend. Trotz ihres großen Wirkungskreises fand sie immer Zeit für ihre Familie — freilich niemals für andere Geselligkeit. Da die Töchter erwachsen waren, versorgten zwei ihr Hauswesen und zwei derselben zog sie sich zu Gehülfinnen in der Gymnastik. Vom Morgen bis zum Abend war sie in Anspruch genommen, oft in aufregender Thätigkeit, wozu ja auch die ärztliche Korrespondenz und Buchführung gehörte.

Auf diese Weise konnte sie der Geselligkeit keine Zeit widmen, aber doch ihrem inneren Familienleben. Ihr Trauungstag, wie jedes Familienfest, ward sinnig gefeiert, verschönt durch Dichtkunst und Musik, erst durch ihre eigene Begabung, dann durch die ihrer Kinder.

Ihre älteste Tochter ist an einen Landgeistlichen in Altenburgs Nähe verheiratet, die zwei ältesten Söhne haben geachtete Stellungen als Oberlehrer und

Ingenieur, andere sind noch in der Lehrzeit, und vier Töchter waren bis jetzt nur unter der Leitung der Mutter thätig.

Diese ward im Januar 1880 durch eine Verwundung am Finger das Opfer einer Blutvergiftung. Scheinbar geheilt, zeigte sich später eine Armgeschwulst, und ein Herzschlag entriß die treueste der Mütter und Gattinnen, die sich um die Menschheit so verdient gemachte Frau, allzu früh ihrem rastlosen Wirken.

Bald nach ihrem Hingange veranstaltete der Frauen-Bildungsverein in Leipzig, in welchem sie einige Male Vorträge gehalten, eine Totenfeier, in welcher Auguste Schmidt ihr eine begeisterte Dankrede hielt. Ehre ihrem Andenken.



Elise von Calcar

geb. den 19. November 1822.

Eine der eifrigsten Förderinnen der Fröbel'schen Kindergärten in Holland ist die Schriftstellerin Elise v. Calcar, geb. v. Schickling. Sie wurde in Amsterdam am 19. November 1822 geboren und blieb die einzige Tochter eines Gelehrten, der ihr von frühester Jugend an eine ausgezeichnete Erziehung und eben solch vorzüglichen Unterricht geben ließ. Sie wollte sich bei einer Berufswahl dem Lehramt widmen, doch die Bekanntschaft mit Isaac da Costa bestimmte sie, Studien der Litteratur zu beginnen, die sie selbst zur Schriftstellerei führten. Ihre ersten Aufsätze fanden Aufnahme in den unter dem Titel „Maria und Martha" erscheinenden Monatsheften. Am 6. Mai 1853 verheiratete sich Elise mit Herrn C. von Calcar. Auch in der Ehe fuhr sie fort schriftstellerisch zu schaffen. Ihre bedeutenderen Schriften in holländischer Sprache sind: „Hermine", ein Familienroman, „Behandlung der Dienstboten" (preisgekrönt), „Blicke in die Welt", Festklänge und Leidenstöne", „Tilburg'sche Träumereien", „Bildersprache der Natur", „Was ist der Winter für die Armen und für die Reichen"? „Der Sohn des Nachtwächters", „Luther der Reformator", Der Stein der Weisen", „Was Paris mir zu sehen und zu denken gab", „Johann Stephan von Calcar", geschichtlicher Roman, „Unsere Entwickelung oder die Macht des ersten Eindrucks", „Die Hoffnung der Zukunft", „Was ist nöthig"? (Eine Frage bei der Erziehung der Frauen), „Ein Blatt des Weihnachtsbaumes für Alle, welche das Heil der Kinder berücksichtigen", „Der kleine Papierfabrikant", Anleitung für Lehrerinnen in Kindergärten, „Die Frauen im Gefängnis", „Der doppelte Beruf der Frauen", „Die Kinder dieses Jahrhunderts", „Aus dem Leben für das Leben", „Fröbel's

Methode, natürliche und harmonische Entwickelung", „Sophie Friederike Mathilde, Königin der Niederlande" u. a. m.

Durch Frau Bertha von Marenholtz-Bülow mit dem Fröbel'schen System bekannt gemacht, gewann ihre Vorliebe, sich mit der Erziehung der Jugend zu beschäftigen, wieder die Oberhand; sie regte die Einführung der Kindergärten in Holland an und reformirte die Bewahranstalten durch das Fröbel'sche System, das sie in denselben einführte, und in welchen sie, um Propaganda zu machen, erwachsenen Mädchen Unterricht gab. In allen größeren Städten Hollands hielt sie Vorträge, welche den Volksgeist zu bilden bestimmt waren und die Aufmerksamkeit auf die erste Jugenderziehung lenkten. Zehn Jahre lang stand sie alsdann einem Lehrinstitut für junge Damen zur Ausbildung für den Haushalt und das Leben vor. Später ging sie mit ihrem Mann, der dort Bürgermeister wurde, nach Wassenaar, nahe der Residenz Haag. Gegenwärtig wohnt Frau v. Calcar in Haag, wo sie sich ganz der Litteratur und den Fröbelstudien widmet. Diese Frau, welche ein so warmes Herz für Jugenderziehung hatte, besaß selbst nie Kinder. Sie wird als eine angenehm anregende, freundliche Persönlichkeit geschildert.



Florence Nightingale,

Geb. 1819 (1823).

Die bedeutenden Leistungen und das segensreiche Wirken der Miß Nightingale erwähnte ich bereits kurz in den Biographien der Kaiserin Augusta und der Königin von England. Sie gehörte zu den glücklichen Frauen unseres Jahrhunderts, die nicht allein ausnahmslos Anerkennung für ihr edles Streben gefunden, sondern es auch von dem größten Erfolge gekrönt sah.

Miß Florence Nightingale ist bahnbrechend für die Organisation der weiblichen freiwilligen Hülfeleistung und Krankenpflege im Kriege geworden. Ihr achtungsvolles, selbstbewußtes und doch so bescheidenes Auftreten überwand alle Vorurteile, als sie dereinst in Feindesland auf den Kriegsschauplatz eilte, um als ein Engel der Hülfe und Barmherzigkeit den Verwundeten und Kranken im Felde Trost und eine vernunftgemäße Pflege zu bringen.

Florence Nightingale's Vater hieß William Edward Shove, war englischer Edelmann, aus einer alten, begüterten Familie Sheffields, und ihre Mutter war die Tochter Williams Smiths, eines Parlamentsmitgliedes, der sich besonders dadurch ausgezeichnet hat, daß er für die Befreiung der Sklaven auf englischen Besitzungen und Amerikas eintrat. Im Jahre 1815 erbte ihr Vater das Vermögen seines Großonkels Peter Nightingale mit der ausdrücklichen Bestimmung, sich nach ihm fortan zu nennen. Wie nun ein so glücklicher Umstand der Familie den neuen Namen gab, so erhielt auch ihre Tochter Florence den ihren von der Stadt Florenz, wo sie bei einem dortigen Aufenthalt ihrer Eltern geboren war.

Die vielen Biographien, welche über Miß Nightingale erschienen, geben das



FLORENCE NIGHTINGALE.

Jahr ihrer Geburt verschieden an. Die einen nennen den 20. Mai 1819, die anderen 1823 ihren Geburtstag. Die erste Annahme stand in den öffentlichen Blättern, als ihr Name in der ersten Zeit in aller Munde war. —

Sie hatte noch eine ältere Schwester, Namens Parthenope.

Der Vater, ein Mann von tüchtiger Gelehrsamkeit und großer Intelligenz, unterrichtete sie in Latein und Mathematik, ihre Mutter in allen Zweigen weiblicher Bildung. Aufs sorgfältigste erzogen, erlernte sie nächst ihrer Muttersprache deutsch, italienisch und französisch, spielte Klavier und malte. Ihre Neigung, sich mit strengen Wissenschaften zu beschäftigen, wußte sie ebenso zu befriedigen, als ihr lebhaftes Interesse an der Kunst.

Die Jugend verlebte Florence auf dem schönen Landsitz ihrer Eltern Lea Hurst in Derbyshire. Großen Einfluß übte auf sie ihre erste Erzieherin, welche sie zur Wahrhaftigkeit und zum ernsten Nachdenken anhielt und in ihr die Nächstenliebe und Selbstlosigkeit pflegte. Die ersten Keime ihrer Fürsorglichkeit zeigten sich in ihrer Vorliebe Kranke zu pflegen.

Thatsache ist, daß sie schon als kleines Mädchen die Pflege alter Leute und das Verbinden von Wunden übernahm, wozu sie bei den Armen des Dorfes reiche Gelegenheit fand. Hier übte sie frisch und gut, durch Mutter und Erzieherin angeleitet, Mildherzigkeit, besuchte die Hütten der Notleidenden und erhielt Einblicke in menschliches Elend, das zu lindern ihr Gemüt sich zur Aufgabe stellte.

Sie studierte die Bücher in ihres Vaters Bibliothek über Entstehung und Behandlung von Krankheiten, besuchte das benachbarte Hospital, erkundigte sich genau nach Art der Verpflegung und je gereifter ihr Verstand wurde, je mehr war es ihr Wunsch, ihr Leben dem Studium der Linderung menschlicher Leiden zu widmen und speciell der Pflege Erkrankter und Verwundeter.

Der Gewohnheit reicher Edelleute in England nach brachte die Familie die „Saison" in London alljährlich zu. Diese Gelegenheit nahm Florence wahr, die zahlreichen Hospitäler und Asyle zu besuchen, welche bekanntlich gegenwärtig in dieser Weltstadt für jedes Alter und jede Art von Leiden auf's Großartigste ausgestattet und zweckentsprechend geleitet sind, zu jener Zeit aber höchst mangelhaft mit unbeschreiblichen Mißbräuchen und höchst gesundheitswidrig eingerichtet waren. Florence hatte für alle Mißstände aufmerksame Blicke, vor allem erkannte sie, daß man bessere Pfleger heranziehen müßte, und nun betrachtete sie es als ihre Aufgabe, Krankenpflege zu studieren.

Sie hatte in den Hospitälern vorzügliche Aerzte und Wundärzte gefunden, aber trotz deren Geschicklichkeit wurde in den wichtigsten Augenblicken der Krankheiten und Operationen eine Gefährdung durch den Unverstand und die Unwissenheit der Pflegerinnen herbeigeführt.

Das Alles bemerkte das junge, elegant erscheinende Mädchen bei ihren oftmaligen Besuchen der Hospitäler, ohne daß jemand geahnt hätte, daß von ihr alle Reformen dieser Einrichtungen ausgehen und eine radikale Wandlung der Verhältnisse zum Bessern eintreten würden.

Es muß hier erwähnt werden, daß trotz ihres ernsten Charakters und der geschilderten Neigungen Florence auch Vergnügen an den Belustigungen hatte, welche ihre Jugend, ihr Geschlecht und ihre Stellung in der Gesellschaft boten. Sie erfreute sich an der Geselligkeit sowohl in der Stadt, wie auf dem Lande, und da sie eine ebenso anmutige Figur als ein ausdrucksvoll schönes Gesicht und ein liebenswürdiges, sanftes, freundliches und heiteres Wesen hatte, so vergrößerte sich der Kreis ihrer Freunde immer mehr, und wo sie erschien, war sie gern gesehen.

Im Jahre 1845 machte sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester eine Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich; überall suchte sie die Hospitäler auf, in denen sie die Verpflegung und praktische Behandlung der Kranken genau erforschte; auch andere Zufluchtsstätten menschlichen Elends wurden überall von ihr aufgesucht.

Die Familie Nightingale dehnte ihre Reise bis Egypten aus, wo sie längere Zeit verblieben und wo in der ersten Zeit Florence genug Gelegenheit fand, die Krankenpflege an ihren Angehörigen zu üben, dann aber erstreckte sie dieselbe auch auf kranke Araber, die ihr ihre Heilung verdankten.

Diese Reise war für Miß Nightingale hochwichtig; sie wurde vertrauter mit den verschiedenen Sprachen, erweiterte ihre Kenntnis von Land und Leuten und bereicherte sie mit allen Erfahrungen der Hospitalpflege, deren Reform einige Jahre später ihr Werk wurde.

Bei ihrer Rückkehr nach England führte sie ihr früheres Leben weiter. Der englischen Kirche angehörend, war Florence weder bigott noch orthodox. Ihre Frömmigkeit bestand in Barmherzigkeit und Selbstlosigkeit, um Anderen zu helfen.

Der eigne Glaube machte sie auch nicht blind gegen die Vorzüge Andersgläubiger. Sie sprach stets mit der größten Bewunderung von der Treue, Ausdauer und Geschicklichkeit der barmherzigen katholischen Schwestern, sie stellte sich immer zum Ziel, auch unter protestantischen Frauen ähnliche Orden zu stiften, in denen Jungfrauen sich für einige Jahre oder auch für die Lebenszeit dem Beruf der Krankenpflegerin widmen. Da hörte sie im Jahre 1848, daß ein lutherischer Pastor in Deutschland unter dem Beistand einer wohlthätigen Frau eine Bildungsanstalt für protestantische Krankenpflegerinnen gegründet habe. Es war Pastor Theodor Fliedner, der in Kaiserswerth 1836 die erste evangelische Diakonissenanstalt begründet hat, als Mutteranstalt aller übrigen für Verbesserung der Kranken-, Armen-, Kinder- und Gefangnenpflege. Miß Nightingale hatte damals ihre Eltern durch den Tod verloren, alle Heiratsanträge hatte sie zurückgewiesen und beschloß, sich nun ausschließlich der Wohlthätigkeit zu widmen.

Sie ging nach Kaiserswerth, um dort zu lernen, und später nach Paris, wo sie eine mehrjährige Lehrzeit bei den barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege durchmachte.

Als Florence wieder heimkehrte, hörte sie, daß ein Zufluchtshaus für stellen-

lose und erkrankte Erzieherinnen, das einige Jahre vorher begründet, auf dem Punkte war, zu Grunde zu gehen durch schlechte Bewirtschaftung und Mangel an Mitteln. Da übernahm sie den mühevollen und freudlosen Posten der Oberin, verließ ihren schönen Landsitz und zog in diese Anstalt, welcher sie nicht allein aufopfernde persönliche Thätigkeit, sondern einen großen Teil ihres Einkommens hingab.

Viele Monate ließ sie sich in keinem Freundeskreise, bei keiner Unterhaltung sehen, ihr Platz war an den Krankenbetten ihrer Hausgenossinnen in dem Gouvernantenhospital.

In diesem brachte sie Ordnung in die Finanzen, vergrößerte den Kreis der Wohlthäter und Freunde desselben und verbesserte alle inneren Einrichtungen, und als ihr Gesundheitszustand sie zwang, diese Stellung aufzugeben und sich aufs Land zurückzuziehen, hatte sie die Genugthuung, die Anstalt lebensfähig, geordnet und gesichert zu verlassen. Bald sollte sie eine höhere Stufe ihrer Thätigkeit emporklimmen. Es war im Jahre 1854, als die Berichte von den Schlachtfeldern in der Krim die Gemüter aufregten. Miß Nightingale erhielt einen Brief von dem Staatssekretär im Kriege, Sidney Herbert, in welchem er anfragte, ob es nicht möglich wäre, eine Anzahl freiwilliger Krankenpflegerinnen für die Krim zu gewinnen. Miß Nightingale hatte schon vorher den Entschluß gefaßt, als Krankenpflegerin auf den Kriegsschauplatz zu gehen. Nun beschleunigte Herberts Schreiben, der ein Freund ihres Vaters war, die Ausführung ihres Entschlusses. Ihr Heldenmut begeisterte so viele Frauen, die sich zu dieser Expedition meldeten, daß sie nur eine Anzahl derselben mitnehmen konnte. Sie wurde von der englischen Regierung als Oberaufseherin der von ihr geführten 38 Krankenpflegerinnen ernannt und reiste mit ihnen und in Begleitung von Freunden, einem Prediger und seiner Frau am 24. Oktober ab. Ihr folgten die Segenswünsche ihrer Landsleute.

Auf ihrer Reise durch Frankreich bis Marseille wurden sie überall mit ausnehmender Höflichkeit von den Franzosen behandelt. Nirgend nahm man von ihnen Bezahlung, und charakteristisch ist, daß die Presse bei ihren Lobeserhebungen extra erwähnte, wie schön Florence Nightingale sei und wie anmutig ihre und ihrer Gefährtinnen Kleidung.

Von Marseille führte sie ein Dampfer nach Skutari, wo sie am 5. November anlangten.

Die Stadt war überfüllt von Verwundeten, Kranken und Hungernden. Man wies Miß Nightingale und ihren Pflegerinnen fünf Zimmer an, die für verwundete Offiziere aufbewahrt worden waren. Herzzerbrechend war das Elend, das sich ihren Augen darstellte; alle grauenvollen Schilderungen wurden durch die Wirklichkeit noch überboten; aber wie auch Miß Nightingales Herz blutete, wie auch die Nerven erbebten, den Mut verlor sie nicht, und sie begann ihr Werk, indem sie ihren Gefährtinnen, je nach den notwendigsten Bedürfnissen, ihre Arbeit zuwies; denn da mußte gekocht, gewaschen, Verbände genäht werden; Kissen, Polster wurden fabriziert, den Wundärzten Gehilfinnen zuerteilt.

Wenige Stunden nach ihrer Ankunft kamen 100 Verwundete aus Balaklawa und einige Zeit darauf 1000 vom blutigen Schlachtfeld von Inkermann. Alle unterwarfen sich den Anordnungen von Florence Nightingale.

In der ersten Nacht starben 11 der Verwundeten aus Mangel an Stärkungsmitteln. Am zweiten Tag ihrer Ankunft wurden wieder 600 Verwundete eingebracht, und bald vergrößerte sich die Anzahl der ihrer Obhut und Pflege anvertrauten Kranken auf 3000. Bewundernswert war es, wie die zarte Frau die Gemütsruhe bewahrte, mit Bestimmtheit ihre Befehle erteilte und einen Ueberblick, ein Verständnis und Kenntnisse offenbarte, welche von ebenso viel Geist als Vorübung zeugten. Ihre Menschenliebe überwand die Menschenfurcht, und wie unendlich viel stellte sich ihrem Wirken hemmend entgegen, wie viele Schwierigkeiten waren zu überwinden! Engherzigkeit, Pedanterie, Festhalten an der sogenannten militärischen Ordnung, Eifersüchtelei, Vorurteile und noch mehr dergleichen Feinde hatte sie zu bekämpfen, aber unerschrocken trat sie, die so schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen hatte, diesen Widerwärtigkeiten entgegen, obwohl jeder Tag ihr neue Kämpfe brachte, besondere Prüfungen auferlegte.

Sie, die strenge Freundin des Gesetzes und der Ordnung, war in einem dringenden Falle genötigt, die Thüre eines Vorratshauses zu erbrechen, weil man ihr in Ermangelung des vorschriftsmäßig anzuweisenden Scheines die Lieferung verweigerte. Es war nichts Seltenes, daß Miß Nightingale 20 Stunden hintereinander die Arbeiten der Männer und Frauen leitete. Noch so ermüdet, war sie immer freundlich und hatte ein ermutigendes Lächeln für die Leidenden, wenn sie an ihnen vorüberging.

Sie gründete ein Waschhaus, welchem sie selbst vorstand. Bevor dies geschehen war, hatte ein Waschvertrag existiert, dessen Bedingungen durch den Vorsteher so vernachlässigt worden waren, daß die Wäsche des ganzen Hospitals beschmutzt und zerrissen war. Dann richtete sie eine Küche ein, welche sie auch beaufsichtigte, in der hunderte von Flaschen Beaf-tea und anderer flüssiger Nahrung jeden Tag bereit gehalten wurden. Sie wußte genau anzugeben, wie all dieses gemacht werden sollte; sie besorgte die besten Geschirre, und sie vermochte Vieles selbst aus dem Rohmaterial herzustellen. Sie verstand auch sehr sparsam zu wirtschaften. Wenn die Wärterinnen augenblicklich keine Wache hatten, ließ sie Alles zu chirurgischen Arbeiten vorbereiten, so daß, wenn tausend Verwundete vom Felde plötzlich ankamen, sie nicht aus zu langsamer Hülfeleistung oder Vernachlässigung umkamen.

In dem völlig veränderten Thun und Treiben in und außer den Hospitälern, vor Allem in der Abnahme der Krankheiten und den sich vermindernden Todesfällen, offenbarte sich schnell Miß Nightingales Einfluß. Während die Kranken sonst tagelang auf Essen gewartet und solches dann meist ungenießbar erhalten hatten, wurden ihnen jetzt die Speisen auf die reinlichste, kräftigste Weise zubereitet und zur rechten Zeit gebracht, denn eine provisorische Küche wurde eingerichtet, die 800 Mann mit gesunder Kost versorgte. Unter ihrem Vorsitz bildete

sich ein Komitee für Gesundheitspflege, und unermüdlich war sie in ihrem segensreichen Wirken. Die „Times" brachte damals folgende Stelle eines Briefes Macdonalds über Miß Nightingale: „Wo die Krankheit in ihrer gefährlichsten Erscheinung auftritt und die Hand des Todes nahe ist, da kann man gewiß sein, diese unvergleichliche Frau zu sehen; ihre milde Nähe hat selbst noch dann einen trostreichen Einfluß, wenn die Natur im letzten Kampfe ringt, sie ist ohne Uebertreibung ein helfender, dienender Engel in diesen Hospitälern, und Nachts, wenn Schweigen und Finsternis niedersinkt über die meilenweit sich erstreckenden Reihen daliegender Kranker, und sie, mit einer kleinen Kerze in der Hand, ihre einsame Runde macht, dann werden die Gesichter der armen Burschen, die sie erblicken, weich durch den Ausdruck der Dankbarkeit; dabei verbindet sie mit dem Herzen einer Frau, wie sie sein soll, so feine Manieren, eine so überraschende Ruhe des Urteils und Entschiedenheit des Charakters, wie man es selten findet; aber leider," fährt er ihre zarte Erscheinung beobachtend fort, „kann man sich der trüben Ahnung, daß sie unterliegen müsse, nicht erwehren."

In Balaklawa, wohin Miß Nightingale gereist war, um die Hospitäler zu inspicieren, nachdem sie schon einige Monate früher dort Krankenwärterinnen eingeführt hatte, brach sie auch wirklich, durch die fortwährenden Strapazen ganz erschöpft, zusammen. Vierzehn Tage lag sie dort im Hospitale im heftigen Fieber, aber als sie genesen war, konnten die eindringlichsten Bitten, nun nach England zurückzukehren, sie nicht dazu bewegen; sie verlangte nach Scutari, dem weitesten Felde ihrer Thätigkeit, zurück, und da sie noch zu schwach war von der Höhe, auf der das Hospital lag, nach dem Schiffe zu gehen, wurde sie mit größter Sorgfalt hinabgetragen.

So unglaublich es auch klingen mag, während Miß Nightingale so segensreich wirkte und auch von Tausenden gesegnet wurde, erhoben sich Stimmen gegen sie; nicht allein im Auslande, selbst im eigenen Vaterlande machte die vorurteilsvolle Beschränktheit mancher Damen ihr das „unstatthafte", unweibliche Wirken unter den „Soldaten" zum Vorwurf. Freilich machte dergleichen wenig Eindruck auf sie und unbekümmert, ob sie sich dadurch Feinde schaffe, fuhr sie eifrig in ihrem Streben fort; sie deckte unerschrocken einer Untersuchungskommission, welche eingesetzt wurde, Mißbräuche auf und lenkte auch zugleich die Aufmerksamkeit auf noch bestehende falsche Einrichtungen. Sie bekundete vor der Kommission das Resultat ihrer Beobachtungen und wies nach, daß der großen Sterblichkeit im Heere nur vorzubeugen sei, wenn die Schlafsäle der Kasernen weniger überfüllt, die schlechte Ventilation verbessert, die mangelhafte Wasserleitung beseitigt und bessere Kost eingeführt würde; ihre Vorschläge, die dem Kriegsministerum vorgelegt wurden, riefen auch die heilsamsten Veränderungen in den englischen Kasernen hervor, die jetzt auch in Indien eingeführt worden sind.

Zu Miß Nightingale's Widersachern während des Krimkrieges gehörten auch einige fanatische Frömmler, die sich lieber barmherzige Schwestern aus Dublin kommen ließen. Man stritt, ob sie Katholikin oder Protestantin sei, bis

ein freisinniger, geistreicher Prediger erklärte: Florence Nightingale gehört zu einer Sekte, die leider nur selten ist, nämlich zu den guten, freiwilligen Samariterinnen.

Ein anderer Geistlicher, der ehrwürdige Kaplan Osborne, der sie in ihrem Wirken im Hospital in Scutari beobachtet hatte, beschreibt ihre Erscheinung: Sie ist dreißig Jahr, gut gebaut, von vornehmer Haltung und einem Gesicht, das, ohne schön zu sein, durch ein Lächeln unvergeßlich reizend wird. Ihre Züge zeigen Entschlossenheit und Selbstbewußtsein, ihr Betragen ist zurückhaltend und gemessen, obwohl sie recht heiter sein kann. Ueber geschäftliche Sachen spricht sie mit Ernst, sie vermag alle Gefühle zurück zu drängen, welche nicht mit den augenblicklichen Verhältnissen in Einklang zu bringen wären.

Sie hat sich zur Selbstherrscherin erzogen, um befehlen und leiten zu können, und wollte auch andere dazu erziehen. Sie weiß, welcher Erfolg von strenger Unterordnung zu erwarten ist, weshalb sie verlangte, daß man sofort gehorche. Wunderbar war die Kraft ihrer Nerven. Ich war mit ihr bei den schwierigsten Operationen, ohne daß sie wankte; auch hatte sie große Widerstandsfähigkeit gegen Ansteckung. Stundenlang saß sie am Bette bei Cholera- und Typhuskranken, wenn sie bei Sterbenden weilte, beugte sie sich über sie, sprach ihnen Trost ein und verließ sie nicht, bis der Tod sie erlöste.

Es war nicht zu verwundern, daß die Truppen sie vergötterten! Einer der Soldaten äußerte: Wenn sie zu uns sprach und uns anlächelte, hätten wir ihren Schatten küssen mögen, wir legten beruhigt alsdann den Kopf auf unser Kissen! Ein Anderer sagte: Ehe Miß Nightingale in's Lager kam, war Alles wüst und lärmend, seit sie bei uns ist, herrscht Ruhe wie in einer Kirche.

Den ganzen Winter blieb sie auf dem Posten bis in den Frühling hinein. Im Mai erkrankte sie am hitzigen Fieber und einige Tage war man um ihr Leben besorgt, aber sie überstand die Krisis und das ganze Heer jubelte, als ihre Genesung bekannt wurde. In dem kleinen Tagebuch, das sie bei ihrer Rückkehr veröffentlichte, schreibt sie unter anderem: „Ich habe den Tod in mehr Gestalten gesehen als irgend eine Frau in Europa.“

An einer anderen Stelle sagt sie: „Ich habe mich hundertfach von dem Entzücken überzeugt, das die Kranken an Blumen haben. Ich werde nie die Freude vergessen, die ein Fieberkranker an einem mit Blüten reich bedeckten Zweige hatte.“ —

Nachdem Miß Nightingale ein Jahr und zehn Monate in der Türkei geblieben war, kehrte sie am 8. September 1856 nach England zurück, — aber krank und abgemattet.

Um ihr die Dankbarkeit des ganzen Volkes zu zeigen, regte man eine Sammlung an, die 50 000 Pf. Sterling ergab. Dieser Fond wurde Miß Nightingale zur Errichtung eines Instituts zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen übergeben. Sie nahm erfreut die Summe an und ihre Hauptbeschäftigung war nun diesem Unternehmen geweiht. Der Sultan der Türkei sandte ihr ein prächtiges Arm-

band. Die Königin von England gab ihr ein schön geformtes Diamantenkreuz, auch lud die Königin sie ein, sie in Balmoral zu besuchen, und Miß Nightingale verbrachte einige Tage dort, von Huldigungen der königlichen Familie überschüttet.

Nicht der kleinste Dienst, den diese edle Frau ihren leidenden Mitmenschen geleistet, war die Veröffentlichung des Werkes: „Notes on Nursing“ (Bemerkungen über Krankenpflege) what it is, and what it is not,“ eins der wenigen Bücher von dem man sagen kann, es müßte in jedem Hause sein. Sie sagt darin: „Die Hauptpflicht einer Wärterin ist, gute Luft zu verschaffen, daß der Patient sie so rein atmet, wie die Außenluft, aber ohne ihn zu durchkälten. Diese ist solche Hauptsache, daß man vieles andere der Natur überlassen kann, nachdem auch für vollkommene Sauberkeit und angemessene Kost gesorgt ist.“ Ihr Kapitel über Lärm im Krankenzimmer zeigt, wie notwendig es ist, daß ein Patient nie aufgeschreckt oder gestört werde.

Wenn sie weiter nichts gethan hätte, als dieses Buch geschrieben, hätte sie sich schon die Dankbarkeit der leidenden Menschen erworben.

„Kinder kommen um,“ sagt sie, „weil sie in ungelüftete Schulzimmer gepackt werden und in der Nacht in ungelüftete Schlafstuben.“

„Ein außergewöhnlicher Betrug,“ äußert sie, „ist die Furcht vor Nachtluft. Was kann man denn in der Nacht atmen, als Nachtluft? Man hat die Wahl zwischen reiner Außenluft und schlechter Innenluft. Viele ziehen die letzere vor.“ Eine unbegreifliche Wahl! Ein offenes Fenster in den meisten Tagen des Jahres kann niemand schaden. Lieber schließe die Fenster den ganzen Tag, als des Nachts. Sie erklärt, „der Grund, daß die Leute heutzutage, namentlich die Frauen, weniger kräftig sind als früher, der ist, weil sie den größten Teil ihres Lebens Gift atmen.“ Sie schreibt, wie die Urgroßmütter, die bei offenen Thüren wohnten, ohne Hut auf die Straße gingen, viel kräftiger gewesen wären, was sich allmählich immer mehr verloren hat.

Sich an die Eltern wendend, sagt sie, „warum muß ein Kind z. B. die Masern haben? Wenn man die Gesetze der Reinlichkeit ꝛc. beachtet, ist es durchaus nicht nötig, daß die sogenannten Kinderkrankheiten durchgemacht werden.

Miß Nightingale ist eine Feindin der Krinoline. Sie äußert, die Kleidung der Frauen wird mehr und mehr unpassend und ist nicht nützlich.“

Sie beobachtete die Kranken sehr genau. „Jeder Kranke freut sich über gute Nachrichten, wenn sie auch Andere betreffen, z. B. von einer Liebe, die einen guten Abschluß gefunden. Kranke lieben nicht, wenn man traurig, ihre Pflegerin soll frisch, munter, interessant sein.

Aber Gemütlosigkeit können sie nicht vertragen. Es frischt den Kranken auf, ein Kind zu sehen. Und ein sehr junges Kind, wenn es unverdorben ist, wird sich einer Kranken gern anschließen, nur darf die Zeit ihres Zusamenseins nicht zu lang sein.“

Diese Anführungen geben uns ein besseres Bild von Florence Nightingales Charakter, als weitere Mitteilungen aus ihrem Leben, die auch nur darin bestehen,

daß sie ihre Kenntnisse durch treues, eifriges Studieren vertiefte und sie durch sorgfältige Praxis vervollständigte.

Ein Herzübel, woran Miß Nightingale schon längere Zeit litt, fesselte sie fast immer ans Zimmer. Das hielt sie jedoch nicht von der Leitung der Krankenpflegerinnenschule, ihrer eigensten Schöpfung, die mit dem Thomashospital verbunden ist, ab. Hier bildete sie sich Nachfolgerinnen und Gehülfinnen, von denen besonders Miß Florence Lees, Agnes Jones und Miß Croßland gerühmt werden. Die letztere lernte ich bei einem Aufenthalt in London 1881 kennen, dagegen war es mir nicht vergönnt, Florence Nightingale zu sehen, die gerade so leidend war, daß sie keine Besuche empfangen konnte. Die Bekanntschaft mit Miß Croßland machte ich bei Gelegenheit der Besichtigung des Thomashospitals und der Pflegerinnenschule. Da die Beschreibung dieses Werkes der Miß Nightingale von kulturhistorischem Interesse ist, so füge ich sie hier bei. Das Thomashospital ist ein monumentaler, prachtvoller Bau in schönster Lage an der Themse. Gegenüber das Parlamentsgebäude mit seinem majestätischen Turm und den kleineren Türmen mit vergoldeter Kuppel — unweit davon der herrliche gothische Bau der Westminster-Abtei. — Die Aussicht auf die schönen, stets belebten Themseufer und die vorüberziehenden Dampfschiffe, — und dennoch liegt das Hospital von allen Seiten frei, friedlich und still.

Der an der entgegengesetzten Seite liegende Haupteingang führte mich in das Aufnahmezimmer, wo eine große Anzahl kranker Männer, Frauen und Kinder des Arztes harrten, um aufgenommen zu werden. Ich hatte an die Oberin besondere Empfehlungen, da es dieser an Zeit gebrach, übernahm Miß Croßland, die erste Lehrerin in der Pflegerinnenschule seit sieben Jahren, meine Führung.

Das Hospital ist mit allem Komfort, ja mit dem größten Luxus aus aufgehäuften Stiftsgeldern für verkaufte Güter gebaut. Wir kamen zuerst in die chirurgische Abteilung und in die für Augenkrankheiten, selbstverständlich Männer und Frauen in gesonderten Räumen; doch bemerkte ich in den Frauensälen auch Kinder. Auf mein geäußertes Erstaunen erfuhr ich, daß eine Masernepidemie im Hospital geherrscht habe und in Folge dessen die ganze Abteilung aufgehoben sei, da Wände, Fußböden und Decken neu gekalkt und gemalt würden, da sei kein Extraraum für Kinder zu beschaffen gewesen.

Am Ende jedes der luftigen, schönen, großen Säle war eine kleine Theeküche und gegenüber ein Ankleide- und Schlafzimmer für die Wärterinnen. Am anderen Ende eine Waschkammer und ein Badezimmer.

Ueberall hier und in den anderen Krankensälen duftete es nach Rosen, Nelken, Reseda, denn an jedem Krankenbett stand ein großer Strauß dieser lieblichen Blumen in Vasen, an allen Fenstern standen Blattpflanzen. Es machte dies einen so freundlichen Eindruck und die Kranken sprachen sich darüber aus, daß dies ihnen so wohlthuend sei, daß ich unwillkürlich schaudernd an die Carboldurchwehten Räume heimischer Hospitäler denken mußte. Ueberall standen obere Fenster auf der einen Seite offen, und in Folge dessen glaubte man sich in Gartensäle versetzt.

In der chirurgischen Abteilung fiel es mir auf, daß das Bett eines 14 jährigen Mädchens mit einem förmlichen Hügel von geschnittenen Rosen bedeckt war. Das Gesicht der Kleinen strahlte vor Freude, indem sie die Blumen ordnete und zu Sträußen band. Ich frug, warum gerade diese Kleine hierzu ausersehen sei. Miß Croßland erwiderte, sie habe eine schwere Operation überstanden und leide furchtbare Schmerzen, und so sollten ihr die Blumen Zerstreuung gewähren.

Und woher kommt dieser Reichtum von Blumen?

Es besteht in London ein Verein, der sich die Blumenmission nennt, der sich die Aufgabe gestellt hat und auf's glücklichste ausführt, reiche Gartenbesitzer und Gärtnereien dafür zu gewinnen, ihnen den Ueberfluß an Blumen zu überlassen, die abwechselnd von Mitgliedern des Vereins geordnet und an die Hospitäler und Besserungshäuser geschickt werden.

Der Blumen-Kultus in England ist ebenso beachtungs- als nachahmungswert. Derselbe Verein sorgt für Blumenkästen an den Fenstern der Armenwohnungen, in welche er einpflanzt, damit die Kinder der Armen die Blumen pflegen und die Erwachsenen ihre Freude daran haben. Wer die schmalen Gassen, die hohen, finsteren Häuser und Höfe aufsucht, wo massenhaft die Elenden und Armen wohnen, der empfindet es, welche Wohlthat es für dieselben sein muß, aus ihren dürftigen Räumen den Blick auf das freundliche Blumenbeet am Fenster zu richten.

Nachdem Miß Croßland mich durch alle Abteilungen des Thomashospitals und in seine Wirtschaftsräume geführt hatte, gingen wir in das angrenzende Gebäude, durch eine gedeckte Halle mit dem Hospital verbunden, in welchem sich die Nightingale-Schule für Krankenpflegerinnen befindet. Ehe wir in dieselbe traten, besichtigten wir den Operationssaal; derselbe ist rund gebaut, hat ringsum amphitheatralische Sitze für die Krankenpflegerinnen, die von hier aus den Operationen zusehen und die Demonstrationen anhören müssen. In der Mitte des Saales befindet sich der Operationstisch. Erwähnt muß werden, daß sämtliche Kranke unentgeltliche Aufnahme in diesem Hospital finden. Unterhalten wird es nur von Stiftsgeldern.

In der Nightingaleschule steht im Lehrsaal die Büste der edlen Gründerin, die trotz ihres leidenden Zustandes nicht aufhörte, für die Schule fördernd zu wirken.

Miß Croßland zeigte mir unter den kostbaren Geschenken, die sie von Florence Nightingale erhalten, eine Reisechatoulle, welche die Inschrift trug:

M. S. Crossland. With Florence Nightingale.
Seven years Lowe. 1. May 1881.

Miß Croßland, eine jugendliche, anmutige Erscheinung, führte mich noch in die Schlafzimmer der Schülerinnen und zeigte mir deren gesamte Einrichtung.

Höchst befriedigt nahm ich von dieser Schöpfung der Miß Nightingale und ihren zeitigen Vertretern Abschied.

Unstreitig ist das Wirken der edlen Engländerin im Krimkriege von ententscheidendem Einfluß nicht allein auf die Organisation der Vereine unter dem

roten Kreuz gewesen, sondern auf die Reform der Hospitäler und Lazarette und auf Hygiene und Rettungswesen im Allgemeinen.

Unsterblich wird ihr Andenken sein, unvergeßlich ihre Wohlthaten. Sie hat neue Bahnen geebnet, Vorurteile besiegt — und unzähligen Menschen das Leben gerettet.

Der nun auch verstorbene Paul Niemeyer nennt sie eine echte Priesterin der Hygieia.



Ida von Düringsfeld-Reinsberg.

Geb. 1815, gest. 1876.

Eine der produktivsten und liebenswürdigsten Romanschriftstellerinnen Deutschlands war Ida v. Düringsfeld. Mielitsch, eine kleine Stadt Niederschlesiens war ihr Geburtsort, wo sie am 12. November 1815 ins Leben trat. Ihr Vater, ein aus Oldenburg stammender Rittmeister, hatte als Major seinen Abschied genommen und sich auf dem Lande angekauft. Den ersten Unterricht erhielt Ida in der Elementarschule einer kleinen polnischen Stadt, die dem väterlichen Gute zunächst lag. Als sie 14 Jahr alt war, brachte sie mit ihrer Mutter einen Winter in Breslau zu, wo sie viel geistige Anregung erhielt, und Unterricht in verschiedenen Wissenschaften nahm. Ihre Ausbildung war jedoch so lückenhaft, daß sie beispielsweise erst mit 20 Jahren regelmäßigen Musikunterricht nahm, als sie in Dresden in einer Pension weilte. Dort fand auch ihr dichterisches Talent, das sich schon früh geäußert, die erste Anerkennung einer Autorität. Sie lernte nämlich den Dichter Tiedje kennen, mit dem sie in freundlich gesellschaftlichen Verkehr trat. Er ermunterte sie, eine Sammlung ihrer Gedichte 1835 unter dem Namen „Thekla“ herauszugeben, dem im Jahre 1838 ein Cyclus von Romanzen „Der Stern von Andalusien“ folgte.

Von der gebundenen Poesie wandte sie sich der Romanlitteratur zu. Es erschien zuerst anonym „Schloß Goczyn“, Breslau 1841. Dieser Roman erregte Aufsehen und spannte zu hohen Erwartungen; schon 1845 mußte er in zweiter Auflage erscheinen.

Ermuntert durch diesen Erfolg, schaffte die junge Dichterin eifrig, mit Lust und Liebe. Nach einander veröffentlichte sie folgende Schriften: „Skizzen aus der

vornehmen Welt", Breslau 1842—1846, 2 Bände. „In der Heimat", 1843; „Magdalena", 1844; „Graf Chala", Berlin 1845. —

Mit dem Werkchen „Byron's Frauen" trat sie zum ersten Mal mit ihrem Namen in die Oeffentlichkeit.

So hatte Ida's Genius sich Bahn gebrochen, trotz mangelhafter Erziehung und Schulbildung, mit nur lückenhaften Unterricht.

Auf autodidaktischem Wege wußte sie sich einen Schatz von Sprachkenntnissen anzueignen, durch den sie die Litteratur anderer Länder kennen lernte. Die dichterische Gestaltung wurde ihr leicht und mit jener Willenskraft, die wir gerade bei begabten Frauen in so hervorragender Weise finden, folgte sie selbständig und unbeirrt ihrer schriftstellerischen Neigung.

Im Jahre 1845 vermählte sich Ida mit dem damaligen Husarenlieutenant Otto v. Reinsberg. Ihre Ehe konnte man als eine wahrhaft ideale und höchst glückliche preisen.

Freiherr v. Reinsberg war eine geistig reiche und gemütvolle Natur, der sich von dem militärischen Berufe keineswegs ausgefüllt fühlte. Er hatte schon seit seiner Jugend als Lieblingsstudium die Sitten und Gebräuche des Volkes, seine Feste, Sprüchwörter rc. zu erforschen gesucht. Bald nach seiner Vermählung nahm er seinen Abschied, um vereint mit seiner Gattin sich diesen und anderen litterarischen Studien hinzugeben.

Fortan erschienen teils als gemeinschaftliche Arbeiten des merkwürdigen und strebsamen Ehepaars, bald als Ida's alleinige Schöpfungen eine Reihe von Schriften, von denen ich folgende hervorhebe: „Aus Dalmatien" 1850, der „Calandrier belge". „Von der Schelde bis zur Maas". „Das Sprüchwort als Kosmopolit", 1863. Das bedeutendste der gemeinschaftlichen Arbeiten war „Das Werk über die Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen, in vergleichender, bis in die einzelnen Dialekte sich verzweigenden Zusammenstellung", 1872. „Die Frau im Sprüchwort", „Das Kind im Sprüchwort", „Internationale Titulaturen" und mehrere Bücher über Kalenderkunde waren Arbeiten des Herrn v. Reinsberg, die gleichsam eine aus der anderen erwuchs — als Früchte ganz eigenartiger Studien, die eine Specialität in der Litteratur der Völkerkunde bildeten und verdientes Interesse erregten.

Das glückliche Ehepaar lebte in den ersten Jahren bis 1852 teils auf Ida's Elterngut, teils auf Reisen oder in Breslau. Die folgenden zwei Jahre brachten sie ihrer Gesundheit wegen in Dalmatien zu. Von dieser Zeit begann ihre Wanderlust. Seit 1854 reisten beide gemeinschaftlich, um ethnographischen und linguistischen Studien hauptsächlich obzuliegen, und sich abwechselnd in Belgien, Frankreich, Deutschland und Oesterreich aufzuhalten. Mit namenlosem, ausdauerndem Fleiß und steter Frische arbeitete Ida bis zum Schluß ihres Lebens, außer zahlreichen belletristischen und wissenschaftlichen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften folgende Romane: „Margarethe von Valois und ihre Zeit" (Leipzig 8147, 3 Bände), „Antonio Foscarini" (Stuttgart 1850, 4 Bände). „Eine Pension

am Genfersee", „Zwei Romane in einem Hause" (Breslau 1851, 2 Bände). „Esther", Novellenroman (Breslau 1852, 2 Bände). „Clotilde" (Berlin 1855). „Nitto vätilli" (Brüssel 1856). „Un souvenir" (1858), „Norbert Dujandin" (Breslau 1861), „Hendrik" (Leipzig 1862), „Milena" (1863). „Die Litteraten" (Wien 1863, 2 Bände). „In Prismen:" Novellen (Berlin 1863, 2 Bände). In gebundener Sprache: „Am Canal grande" (Dresden 1848), „Für Dich" (Breslau 1851, 9. Auflage Leipzig 1865), eine Sammlung Lieder, die vielfach übersetzt und komponiert wurden, „Animone, ein Alpenmärchen am Genfersee" (Breslau 1852), „Reiseskizzen aus der Schweiz" (Bremen 1850), „Aus Italien" ebendaselbst, „Aus Kärnthen" (Prag 1857), „Aus Meran" (1868). Ferner erschienen als Früchte ihrer linguistischen Studien: „Böhmische Rosen", tschechische Volkslieder, (Breslau 1851), „Lieder aus Toscana" (Dresden 1855), „le manuscrit du Königinhof" (Brüssel 1859). Für die weibliche Jugend schrieb sie das Buch „Denkwürdige Frauen" (Leipzig 1863, II. Aufl. 1871).

In ihren Liedern vereinigte sich tiefe Innigkeit und Wahrheit mit der wohllautendsten Form; an ihren Novellen und Romanen ist besonders die sittliche Auffassung zu loben, sowie die psychologische Feinheit und die ethnologische Treue; wegen ihrer gelehrten Kenntnisse wurde sie von mehreren Akademien Italiens und Belgiens als Ehrenmitglied ernannt.

Leicht konnte man im näheren Verkehr erkennen, daß Frau Ida die geistige Führerin ihres Mannes war. Ihr Wesen hatte etwas bestimmtes, vornehmes. Bei vornehmer Haltung hatte sie etwas sicheres, männliches in ihrer hohen, kräftigen, gegen das Ende ihres Lebens korpulenten Gestalt und in dem von schwarzen Locken umrahmten, interessanten Angesicht. Gern und willig erkannte ihr Mann sie als die kräftigere und geistig begabtere an; er verehrte sie, sorgte um sie, mit der ihm eigentümlichen edelmännischen Artigkeit, lebte in stiller Begeisterung für Alles, was sie schuf und plante, und widmete alle seine Kraft und Hingabe der treuen, unersetzbaren Mitarbeiterschaft an den gemeinsamen litterarischen Arbeiten. Sein freiwilliges Ende kann nicht als eine Feigheit aufgefaßt werden, sondern als der höchste Ausdruck dieser idealen Ehe, denn als er sie wenige Tage vor ihrem Tode mit asthmatischen Brustbeschwerden kämpfen sah, sagte er klagend: was er auf der Welt noch solle, wenn die treue Gefährtin von seiner Seite gerissen würde. In der That konnte er ihren Verlust nicht ertragen, und am 26. Oktober endete er freiwillig sein Leben.

Schmidt-Weißenfels sagt über diese wunderbare Frau und ihr Zusammenleben mit ihrem Gatten: „Nach Allem, was wir über das innige Zusammenleben dieses reich begabten und von Allen, die es kannten, hochgeachteten Ehepaars gehört, muß es fast natürlich erscheinen, daß eines nicht das andere zu überleben vermochte. Auch faßte man anfänglich den so schnell, wenige Stunden nach ihrem Hinscheiden erfolgten Tod ihres Gatten, obwohl er sich bis dahin seiner vollen Gesundheit erfreut hatte, nicht anders auf, als daß ihm der Gram um den Verlust der unersetzlichen Lebensgefährtin jäh das Herz gebrochen habe; die angeordnete Sektion

ergab indeß, daß er sich mit Cyancalium vergiftet hatte, um der ihm schrecklichen Möglichkeit zu entgehen, allein und in Sorgen, des gewohnten Halts für immer beraubt, durch das Dasein sich kämpfen zu müssen. In einer gemeinsamen Gruft ruhen sie auf dem Prager Friedhof bei Stuttgart."

„So starben sie zusammen, wie die Glücklichen zusammengelebt; eines konnte nicht ohne das andere sein; wie ihre beiderseitige Herzenswelt, so war auch ihr geistiges Leben in seltener Harmonie zusammengewachsen. Sie arbeiteten die überaus reiche Anzahl ihrer Schriften meist gemeinschaftlich und traten auch im persönlichen Verkehr fast immer wie eine einheitliche Person auf. Sie sprachen im geselligen Verkehr fast niemals anders von sich, als wie in ihren schriftlichen Auslassungen, in der Form der Zweieinheit. Sie waren „die Unzertrennlichen" genannt, und in der That seltene Phänomene in Bezug auf völlige Uebereinstimmung der Charaktere, der geistigen Bedürfnisse, der Befähigung und des schaffenden Fleißes. Ueberall, wo sie lebten — und es war fast immer in Gasthäusern, wußten sie durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre geselligen Talente einen Kreis von Bekannten um sich zu sammeln, dessen anregender Mittelpunkt sie waren. In Lebensbedürfnissen sehr anspruchslos, bedurften sie stets einer geistigen Atmosphäre, um sich wohl zu fühlen. Idealisten im wahren Sinne des Wortes lebten sie nur im Elemente geistiger Arbeit und zogen sie Freunde mit in dies Streben. Unablässig forschten sie in Bibliotheken und führten einen wahren Ballast von Büchern auf ihrem Wanderleben mit sich. Trotz ihrer ununterbrochenen schriftstellerischen Arbeiten führten sie einen regen, vielseitigen Briefwechsel."

Dies seltene Dichter-Ehepaar verdient sicher ein Denkmal der Liebe, errichtet von deutschen Frauen, von der deutschen Nation.



Clara Cron*)

Pseudonym für Clara Weise, geb. Stock

geb. 1823.

Als eines der jüngsten Kinder eines unbemittelten Beamten wurde Clara Stock in Magdeburg geboren und mit sorgfältiger Liebe, höchst einfach und anspruchslos erzogen. Der Vater, Provinzialarchivar Stock, war ein peinlich gewissenhafter Charakter; er besaß viel Talent, aber keine schöpferische Thätigkeit. Immer erfüllt von der Sehnsucht nach dem Idealen, vermochte er sich nicht recht in der Praxis des Lebens zurechtzufinden. Es fehlte ihm an Weltklugheit und Berechnung. Für sich selbst wenig gebrauchend, wußte er aber auch seine Familie nie vor Nahrungssorgen zu schützen und seine knapp bemessene Einnahme mit den wachsenden Bedürfnissen der immer zahlreicher werdenden Familie in Einklang zu bringen. Seine geistige Fürsorge war ganz den Kindern gewidmet und in der Zeit, die sein Beruf frei ließ, regte er sie zum Lesen guter Schriften an, suchte sie durch Gespräche zu bilden, zeichnete mit ihnen und ließ sie gern Gedichte vortragen.

Die Mutter, eine unermüdlich thätige Frau, übte durch die Wärme und Originalität ihres Wesens großen Einfluß auf die Entwicklung ihrer Kinder aus; aber ihre heitere Lebensauffassung erlag den immer schwerer auf ihr lastenden Sorgen und die zunehmende Not ließ sie ihre Kräfte aufreiben; sie starb, ehe Clara das dreizehnte Jahr vollendete. Diese wurde vom Vater, wie von den Geschwistern auf's zärtlichste geliebt, was sie ihrem anschmiegenden Wesen, ihrem regen Geiste — und ihrer zarten, pflegebedürftigen Gesundheit zu danken hatte. So war ihr Jugendleben zwar nicht reich an Genüssen, wohl aber an Liebe.

---

*) Quelle: Dietrich Theden.

Im Gegensatz zu ihrer zarten Körperbeschaffenheit liebte sie mehr Knaben- als Mädchenspiele, wohl in dem unbewußten Empfinden, daß gesunde Bewegung ihr besser that, als das Stillsitzen in engen Stuben. So wurde sie ihres um zwei Jahre älteren Bruders Spielkamerad beim Stelzenlauf, Kreiseltreiben und im Ballspiel und trieb sich am liebsten auf dem Heuboden oder im Hühnerhof mit ihren Schulfreundinnen umher.

Das Lernen wurde ihr nicht schwer; in der Schule hatte sie das Glück, daß ein eifriger und befähigter Lehrer des deutschen Unterrichts ihr die richtige Anleitung im Denken und Arbeiten gab und sie stylistisch formell sorgfältig bildete. In den ersten dichterischen Versuchen zeigte sich Clara oft schwermütig angekränkelt, doch bald klärte sich ihr Streben, alles dunkle durch die Macht des Lichtes und der Liebe zu besiegen und sich zu heiterem Geistesleben emporzuringen.

Als Clara die Schule verlassen, folgte sie dem Wunsch des Vaters, nicht der eigenen Neigung, indem sie sich als Lehrerin ausbildete. Nach abgelegtem Examen nahm sie Erzieherinnenstellen an, in denen sie manch' unerfreuliche Erfahrung machte, ehe sie fünf Jahr in einer Familie blieb, in welcher gutgeartete Kinder, eine heitere, liebenswürdige Hausfrau sie anzogen und verwandtschaftliche wie gesellschaftliche Verbindungen zum ersten Mal dem jungen Mädchen den Reiz der Jugendfreuden, wenn auch beschränkt durch ihre abhängige Lebensstellung boten.

In dieser Zeit gab sie sich einer Herzensneigung hin, welche ihr inneres Leben um so mehr bewegte, als sie ganz aussichtslos war und sie die größte Selbstbeherrschung zu üben hatte, um ihre Gefühle zu verbergen. In Liedern strömte sie dieselben hin, die zerstreut in ihren späteren Erzählungen erschienen.

Die Verheiratung der zweiten Schwester, welche bis dahin den Haushalt des Vaters geführt, wurde die Veranlassung zu Clara's Rückkehr nach der Vaterstadt, wo sie jedoch unter dem Druck schwerer Bekümmernisse, welche zwei Brüder veranlaßten, ein wenig erfreuliches Leben führte.

In großer Zurückgezogenheit, fast nur dem kleinen Haushalt, dem hochbejahrten Vater und — der Erinnerung an hellere Tage lebend, empfand sie die Fülle der Gedanken, den Reichtum des Gefühls in solcher Abgeschlossenheit bis zur Qual. Das Sichselbstzuvielsein ließ sie zur Feder greifen, um in Briefen an Freundinnen, in Tagebuchblättern und Gedichten dem inneren Leben Ausdruck zu verschaffen.

Oft war ihr der Gedanke gekommen, einen schriftstellerischen Versuch zu machen; aber Zweifel an der Begabung dazu, teils auch Abneigung gegen die Oeffentlichkeit, die von der ängstlichen Abmahnung des Vaters noch verstärkt wurde, ließen sie immer wieder zögern, bis das dringende Bedürfnis nach Zerstreuung von dem häuslichen Kummer, auch der Wunsch, etwas zu verdienen, überwog.

War nun eigentlich das Leben des Herzens, der Roman, das Feld, das ihre Phantasie ganz besonders beschäftigte, so beschränkte doch mädchenhafte Zurückhaltung und das Gefühl unzulänglicher Erfahrung sie zunächst darauf, Erzählungen zu geben, die eben erwachsenen Mädchen als Uebergangslektüre — wenn man überhaupt von einer solchen reden darf — zum Roman dienen konnten.

Sie schrieb eine Erzählung, die später gedruckt, aber in ungeeignetem Verlage erschienen, vielleicht auch in Anlage und Ausführung mangelhaft, keinen besonders günstigen Weg machte. Völlig unerfahren in Bezug auf Verleger, unberaten, da sie das Geheimnis dieses ersten Manuskriptes sorgfältig verschwieg, hatte Clara dasselbe zuerst verschiedenen Verlegern angeboten, die es artig, aber als für sie ungeeignet, ablehnten. Sie legte es zurück, entmutigt in Betreff einer gehofften Einnahme, aber keineswegs in der Neigung zu dichten und zu schreiben. Neue Hoffnung beseelte sie, als sie in der Zeitung ein Preisausschreiben fand, das eine kleine Novelle für die Stuttgarter Musterzeitung verlangte. Die Herren Hackländer, Höfer und Fischer sollten die Preisrichter sein. Sie faßte sogleich die Idee zu einer Novelle, schrieb sie in der festgesetzten Zeit und gab sich in dem mit einem Motto beigefügten Schreiben den Schriftstellernamen Clara Cron, den sie von da an beibehielt. Die Novelle wurde zum Druck angenommen und bahnte den spätereren Schriften der Verfasserin den Weg.

Inzwischen schien endlich auch der schwere Familienkummer sein Ende zu finden. Der alte Archivrat, der mit 79 Jahren den Staatsdienst verlassen und mit Clara seinen Aufenthalt in dem Gebirgsstädtchen, welches die verheiratete Schwester bewohnte, genommen hatte, verlebte friedlichere Tage. Auch das tägliche Leben, obgleich noch immer einfach und still, gestaltete sich allmählich freundlicher und mannigfaltiger, und besonders die Schönheit der umgebenden Gebirgsnatur verfehlte ihres Eindrucks nicht. Zudem erhielten angesehene Journale Clara Cron in reger Thätigkeit, und die Novellen, die sie einsandte, wurden mehr und mehr gern angenommen.

Indessen genügten ihr selbst diese, für das flüchtige Vergnügen des Augenblicks geschriebenen Sachen sehr wenig. Sie wollte neben dem bescheidenen Erwerb und dem Genuß am Schaffen auch Anderen nützen, und dies schien ihr am ersten möglich durch solche Werke, die im Gewande eines unschuldigen Romans sittlich, geistig und praktisch anregend auf die Mädchenwelt wirken konnten.

Dieser Absicht entsprang das Buch: „Mädchenleben", das 1861 von Schmidt und Spring in Stuttgart zur Einsicht erbeten, angenommen und gut ausgestattet in die Welt gesandt wurde. Im nächsten Jahre folgten „Magdalenens Briefe", wohl das beliebteste, jedenfalls aber das inhaltlich wertvollste unter Clara Cron's Büchern; und keines der späteren Werke wurde von ihr selbst wieder mit so herzlicher Freude begrüßt, wie diese beiden ersten, als sie im roten, goldverzierten Kleide eintrafen — zumeist wohl deshalb, weil der alte Vater die bescheidene Freude noch teilte.

Des Vaters bald darauf erfolgter Tod ließ die Tochter ohne feste Heimat; die häusliche Thätigkeit jedoch ungern vermissend, nahm sie sich nun wiederholt verwaister Haushaltungen an und widmete sich der Erziehung mutterloser Waisen aus natürlichem Beruf und mit Neigung. In solcher Weise lebte sie auch in Hamburg eine Reihe von Jahren, deren gleichmäßiger Verlauf voll ernster Pflichterfüllung gelegentlich unterbrochen wurde durch eine Reise an den Rhein, nach der Ostsee und nach Thüringen und wenn sie dabei mit ganzem Genuß alles Schöne, was Natur und Kunst darbot, auf sich wirken ließ, so sammelte sie daneben mit der ihr eigenen Auffassungsgabe neue Erfahrungen auch auf dem Gebiete der Menschenkenntnis.

Zunächst den übernommen Pflichten genügend, schrieb Clara Cron nur in größeren Pausen ein Buch in Art des ersten, zufrieden mit der stetigen Ausbreitung ihrer Schriften und dem herzlichen Beifall der jungen Leserinnen. Zahlreiche Briefe junger Mädchen, durch Vermittelung des Verlegers an die unbekannte Adresse der Verfasserin gelangt, machten ihr viele Freude.

Eine nachhaltige Erschütterung ihrer Gesundheit nötigte sie später, eine Zeitlang völlige Unabhängigkeit zu suchen. Sie nahm ihren Aufenthalt in einem anmutig gelegenen Städtchen Thüringens, dort benutzte sie die Muße der Einsamkeit zu vermehrtem schriftstellerischem Schaffen. Eben wieder hergestellt, vermißte sie jedoch bald die wirtschaftliche Thätigkeit, das Sorgen für Andere, und schon entwarf sie Pläne zur Gründung einer Häuslichkeit, in der sie junge Mädchen heranbilden wollte, als eine Reise nach Süddeutschland ihrem Leben eine gänzlich veränderte Richtung gab. In befreundetem Hause lernte sie den Kaufmann Wilhelm Weise aus Straßburg i. E. kennen, einen durch große Herzensgüte und vielseitiges Wissen ausgezeichneten Mann, dem sie bald darauf als Gattin in die Heimat folgte.

Längst hat sie auch den Gatten, mit dem sie eine ungetrübt glückliche Ehe führte, verloren, und sie lebt nunmehr, von Straßburg verzogen, an einem kleinen, stillen Orte im badischen Schwarzwald.

Clara Cron's Werke, die bei Schmidt und Spring in Stuttgart erschienenen Jugendschriften, sind: „Mädchenleben", „Magdalenens Briefe", „Goldene Mitte", „Lebensbilder für Vierzehnjährige", „Die Schwestern", „In der Schule des Lebens", „Der Weg zum Glück", „Zwei Töchter", „Licht und Schatten", „Willstedt", „Mary", „Prüfungen", „Die Nachbarskinder", „Unica", „Drei Kränze", „Das Vaterunser in Lebensbildern". Richter und Kappler in Stuttgart verlegten: „Leonora's Sorgen", und im Otto Spamer'schen Verlage in Leipzig kamen heraus: „Eva", „Die Freundinnen", „Eugenia und ihr Schützling".

Eine warme Religiösität ist in den Schriften Clara Cron's unverkennbar; sie tritt jedoch nicht aufdringlich in den Vordergrund und äußert sich auch seltener in einigen, hingeworfenen oder absichtlich eingestreuten bloßen Worten, als vielmehr in der ganzen Handlungsweise des betreffenden Charakters.

Sensationelle Verwickelungen kennt die Verfasserin nicht. Auch allzu lebhaft schreibt sie nicht; hier und da wäre etwas mehr Leben sogar recht angebracht. Immer aber durchströmt ihre Darstellung eine herzerfreuende Wärme, die uns jenes Packende bei Verwirrung und Lösung der verschiedenen Fäden der Erzählung gern entbehren läßt.

Außer den Werken für erwachsene Mädchen schrieb Clara Cron auch einige „Romane für die Frauenwelt" (Verlag von Emil Baensch (R. Bredow) in Leipzig): „Schloß Wendsheim", „Maria Warnau", „Adelaide", „Regina", „Rosen und Dornen", „Auf und ab", „Des Herzens Heimat". —



Anna, Gräfin von Meran

geb. 1805, gest. 1885.

Eine der merkwürdigsten Frauen Oesterreichs war Anna, Gräfin v. Meran, Freiin v. Brandhoff, Witwe des Erzherzogs Johann, des einstigen deutschen Reichsverwesers, deren bescheidene Wiege in eines Postmeisters Heim gestanden und deren langes, glanzvolles und glückliches Leben von vielen Dichtern verherrlicht wurde.

Gar viele Märchen und Erzählungen geben uns die Kunde, wie Erzherzog Johann dereinst um die schöne Postmeisters Tochter gefreit. Wahr ist, daß sie eines Tages einen Spaziergang nach Gössl, unweit ihrer Heimat, machte. Sie rastete im Schatten einer staubbedeckten Linde, einen Strauß von Feldblumen in der Hand. Durch das Gezweig stahlen sich einige Sonnenstrahlen, die ihr goldiges Haar gleichsam mit einem Glorienschein umgaben und ihr schönes Antlitz verklärten.

Da kam ein Gefährt die langgestreckte, weiße Landstraße entlang, die das Thal einsäumenden Berge antworteten mit heiterem Echo auf das laute Peitschengeknall und lustige Geschmetter des Posthorns.

Das Mädchen blickte, sich schüchtern in den Schatten der Linde zurückziehend, dem nahenden Wagen entgegen. Da erblickte der in demselben sitzende Herr das junge Mädchen — er ließ halten — und erkundigte sich, wer sie sei.

Dieser Moment war für ihr Leben entscheidend. Erzherzog Johann war vom Zauber der Liebe zu des Postmeisters schönem Töchterchen befangen; ihre Holdseligkeit und Anmut, ihre Natürlichkeit und Würde vollendete, was der Reiz ihrer äußeren Erscheinung bewirkt hatte. Ihrer einfachen Jugend folgte ein er-

eignisreiches Leben, am bedeutendsten in jener großen Zeit unserer vaterländischen Geschichte, wo sie auf die reiche Kulturarbeit ihres fürstlichen Gatten einen viel größeren Einfluß geübt hat, als Fernstehende sich dies vorstellen können. Gern erzählte sie selbst in schlichter Weise aus dem Jahre 1848, wo sie erst als „deutsche Frau" gefeiert, als die Gemahlin des Reichsverwesers Deputationen empfing und dann fliehen mußte. Später war ihre Kraft und Liebe ganz der engeren Heimat, d. h. der Steiermark gewidmet, wo sie des Guten that, so viel sie vermochte, unterstützt von ihrem Sohne, dem Grafen von Meran. Jedem Gebiete der Kultur brachte sie das höchste Interesse entgegen und prüfte unbefangen und klar die Erscheinung der neuen Zeit. Mehr als ein halbes Jahrhundert gehörte sie jedem Frauenverein der Steiermark an, stand noch im hohen Alter thätig an der Spitze vieler Anstalten, schenkte jedem Unglück die größte Teilnahme und wies nie einen Bittenden zurück.

In den Bergen, wo sie geboren, wollte sie sterben, so kehrte sie nach langen, langen Jahren in die Heimat zurück — um ihre edle Seele auszuhauchen. Noch steht die Linde auf der kleinen Hochebene von Gößl, wo sie den spätesten Enkeln gezeigt werden wird — als die Stätte der Liebe und des Glücks — wo Postmeisters Annerle, das schlichte Kind des Volkes, den edlen Fürsten, Erzherzog Johann, durch Schönheit und Anmut bezaubert hatte.

Am 6. Januar 1885 feierte Gräfin von Meran ihren 80. Geburtstag und am 6. August desselben Jahres schloß sie ihr segensreiches Leben in Aussee, woselbst die Einsegnung stattfand, worauf die sterbliche Hülle einbalsamiert und nach Meran gebracht wurde, um sie dort, wo sie die herrlichsten Tage des Glückes genossen, an der Seite ihres Gatten beizusetzen.

Gräfin von Meran war als die größte Wohlthäterin der ganzen Steiermark verehrt. Ihrer stets offenen Gaben spendenden Hand wegen nannte man sie auch oft die gute Frau am Grundlsee.



Anna Luise Gertruida de Bosboom Toussaint

geb. 1812, gest. 1886.

Ein Dichter, der echte patriotische Begeisterung mit echter schöpferischer Kraft in sich vereint, wird stets der Liebling seines Volkes sein. Der von ihm gewählte Stoff wird dem Volke von vornherein sympatisch, und gelingt ihm die dichterische Beseelung und Durchdringung desselben, so wird das Volk ihm und seinem Werke einen unvergänglichen Platz in seinem Herzen und Gedächtnisse einräumen und zwar um so allgemeiner und tiefergehender, je ruhmvoller die Vergangenheit des Landes und speziell der einzelnen Geschichtsperioden ist, welche der Dichter zum Vorwurf seiner Schöpfungen gewählt hat.

So kam es, daß Frau Bosboom-Toussaint, welche sich so in die große Vergangenheit ihres Landes einlebte, daß es in dem uns noch jetzt mit Schauern der Bewunderung erfüllenden Kampfe der Niederlande gegen Spanien fast keine wichtige Begebenheit, keinen bedeutenden Mann giebt, der uns nicht aus ihren Werken in vollendeter plastischer Wahrheit entgegenträte, von ihren Landsleuten in einer Weise gefeiert und verehrt wird, wie dies noch lebenden Dichtern anderer Länder nur in den allerseltensten Fällen zu widerfahren pflegt.

Die Dichterin identifiziert sich mit ihrem Lande. Seine Geschichte, seine Sitten, sein Geistesleben, seine Religion finden in ihren Schriften Verkörperung.

Sie sieht mit niederländischen Augen und malt mit niederländischen Farben, gelegentlich wohl auch ein wenig mit niederländischer Breite; und wenn diese Eigenart der Grund zu ihrer ganz außerordentlichen Beliebtheit in Holland ist, wo ihre Werke, die so zahlreich sind, daß sie eine kleine Bibliothek für sich bilden, in allen Gesellschaftskreisen mit gleichem Entzücken gelesen werden, so erklärt sich

doch auch gleichzeitig daraus, warum die Werke der Dichterin jenseits der holländischen Grenze verhältnismäßig weit weniger bekannt sind.

Gleich ihrem großen Landsmann, dem 1883 verstorbenen Hendrik Conscience, führt ihr Genie sie mit unwiderstehlicher Kraft vaterländischen Stoffen zu; sie verschmäht es, gleich ihm, die Handlung in fremde Länder zu verlegen oder Fremdlinge als Helden einzuführen, wie deutsche Romanschriftsteller so gerne thun. In scharf geschnittenen Zügen sind ihre Werke geschrieben. Sie gleicht hierin Conscience; während aber dieser in seinen Werken ganz auf den Zauber der Anmut verzichtet und für die Liebe absolut keine Töne findet, weiß sie auch das romantische Element in geschickter Weise zu verwenden, um ihre Heldinnen mit dem Reize echter Weiblichkeit zu umkleiden.

Das einzige, wodurch sich in ihrer Schreibart die Frau verrät, ist vielleicht die Neigung, zuweilen kleine Impromptus, meist Ausfälle gegen den Luxus, die Verweichlichung und Unmoral der heutigen Sitten, anzubringen. So sehr sie hierbei in der Sache recht hat, so wirken diese Abweichungen doch störend, weil sie hindernd in den Fluß der Erzählung eingreifen.

Ihre ersten Werke ausgenommen, nimmt sie, wie schon bemerkt, ihre Stoffe sämtlich von heimischem Boden, doch thut sie das nicht etwa aus Einseitigkeit und einer gewissen Befangenheit fremden Verhältnissen gegenüber; denn die Schilderungen, die sie in ihrem Almagro von Paris und in ihren Engländern in Rom von den Zeiten Sixtus V. giebt, sind mit solch' eingehender Lokalkenntnis geschrieben, daß, wie der Gelehrte Groen von Prinsterer dies unumwunden anerkennt, selbst der scharfe Blick des Altertumsforschers keinen Verstoß in Auffassung von Zeit und Ort zu entdecken vermag, sondern einfach deshalb, weil sie fühlt, daß die Wurzeln ihrer Kraft unlösbar im vaterländischen Boden haften.

Mit diesem ist sie auf das innigste vertraut. Sie ist so zu Hause in seinen verschiedenen Zeiten und verschiedenen Gegenden, daß man ihre Werke in der Ueberzeugung lesen kann, daß sie beispielsweise in den Schilderungen der Trachten längst vergangener Jahrhunderte auch nicht durch die Farbe einer Schärpe oder die Form einer Hutagraffe von der historischen Genauigkeit abweichen werde.

Welche tiefe eingehende Studien eine solche Spezialkenntnis der Geschichte erfordert, kann nur der Fachgenosse ganz würdigen. Thatsächlich gingen dem Erscheinen von Hans Lauerneß zwei Jahre angestrengten Quellenstudiums voran und von dem ersten Teile ihres Graf Leicester sagt O. Wolff, der denselben ins Deutsche übertrug, daß er nicht allein von den gründlichsten Vorstudien zeuge, sondern auch von einer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit im Kleinen sei, wie sich wenige Romandichter dessen rühmen können.

Doch sind ihr selbst diese Aeußerlichkeiten stets nur Mittel zum Zweck. „Ich gebrauche dies alles nur," sagt sie, „um nicht gegen das Lokale zu sündigen. Wie der Schauspieler das Kostüm seines Charakters annimmt, nicht um zu zeigen, wie Sulla und Oedipus gekleidet waren, sondern um nicht anders auszusehen, als man sich dieselben vorstellt.

Die richtige Auffassung des Geistes der Vergangenheit bleibt ihr stets die Hauptsache, und mit sicheren Zügen weiß sie denselben festzuhalten.

Der ganze Stolz des Volkes, das nie mit seinem Blute sparte, wenn es die Bekämpfung geistiger oder leiblicher Tyrannei galt, bricht durch, wenn sie den Bürgermeister von Delft auf die Beschwerden des hochfahrenden Baron de Ghiselles, daß man ihm keinen Sessel angeboten, während im Zimmer des Dogen stets ein solcher für ihn bereit gestanden, antworten läßt: „Der Doge von Venedig ist Herr in seinem Kabinet und der Schultheiß von Delft in dem seinigen.“

Am 16. September 1812 in Altmaar als Tochter eines Apothekers geboren, wuchs sie in bescheidenen, aber glücklichen Verhältnissen auf. Mit Ausnahme eines Aufenthaltes bei ihrer Großmutter in Harlingen und eines längeren in Hoove, wo sie eine Zeit lang die Stelle einer Erzieherin in einer vornehmen Familie inne hatte, verbrachte sie Kindheit und den größten Teil ihres Lebens in in ihrer Vaterstadt, ganz ihren Studien und später ihren schriftstellerischen Arbeiten lebend.

Schon als junges Mädchen betrachteten die Gelehrten sie als außerordentlich begabt und energisch fleißig. Nach Erscheinen ihrer ersten Werke fand sich der Magistrat ihrer Vaterstadt bewogen, ihr das Ehrenbürgerrecht zu erteilen.

Nachdem sie ein erstes Gelöbnis mit einem jungen Gelehrten unter heftigen Herzenskämpfen gelöst hatte, reichte sie im Jahre 1851 ihre Hand dem allgemein hochgeschätzten Kirchenmaler Johannes Bosboom. Diese Ehe wird als eine der glücklichsten gepriesen, obgleich sie kinderlos blieb. Beide Gatten stimmten in den wichtigsten Lebensfragen wie in ihren Ansichten über Kunst überein.

Jedes von ihnen hat sein eigenes Atelier; aber während der Arbeit getrennt, sind sie doch stets geeinigt durch die gleiche Begeisterung für alles Schöne und Edle, die gleichen religiösen Ueberzeugungen, die gleichen Ideale und Bestrebungen.

„Das Herz der Frau de Bosboom ist ganz protestantisch,“ sagt einer ihrer Biographen, „und die Bilder ihres Gatten sind der vollkommene Ausdruck ihrer eigenen Meinungen. Das künstlerische Talent ihres Gatten ist so tief wie das ihrige, und sympathisiert mit dem ihren auf eine merkürdige Art, sowohl nach Form als Inhalt. Das Licht des gemäßigten Mysticismus, welches zwischen den Säulen seiner Kirchen schwebt, ist das Licht von Ottelinens Glauben, und jedesmal, wenn ein Redner auf seinen Kanzeln fehlt, sieht man deutlich an der andächtigen Stellung der Zuhörer, daß sie die Ankunft eines Gidon Florens erwarten. Es liegt in dieser Harmonie zweier Künstler mehr Glück, als die Welt geben könnte.“

Hochgeachtet und den glücklichsten äußern Verhältnissen lebt die edle Frau noch jetzt im Haag, wohin sie ihrem Gatten von Altmaar aus folgte. Die große Welt vermeidend, aber teilnehmend an allem, was Bedeutendes in der Welt und in ihrer Heimat, namentlich auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur vorgeht, ist ihr Leben und ihre Persönlichkeit ein Vorbild an Einfachheit und edler Weiblichkeit.

Die Anerkennung, welche ihr Land ihr zollte, zeigte sich in wahrhaft großartiger Weise anläßlich ihres 70. Geburtstages am 16. September 1882.

Ueber 200 der hervorragendsten Personen der Niederlande, Vertreter der königlichen Familie, Minister, Abgesandte ihrer Geburtsstadt Alkmaar, die Bürgermeister von Haag und Amsterdam, Gelehrte, Künstler, Geistliche hatten sich an diesem Tage in den Räumen der in dem reichen Stadtteile der Residenz Haag gelegenen Vorort Diligentia zusammengefunden, um der Dichterin persönlich die Huldigung darzubringen, der sie früher schon mit Feder oder Stift auf den Blättern eines Albums Ausdruck gegeben, welches das Land der Dichterin als Ehrengabe zu ihrem Jubeltage darbrachten und das von künstlerischem Werte ist.

Mehr als 800 Männer und Frauen, meist Koryphäen auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und Wissenschaft, haben sich auf diesen Blättern verewigt, so daß das kalligraphisch ausgeführte Register ihrer Namen ein eigenes Album bildet. Eine große Anzahl von Kompositionen, Aquarellen, Radierungen, Photographien, kleinen Kunstwerken von Goldsticherei u. s. w. schmücken die Blätter, doch herrschen natürlich die in Prosa oder Versen dargebrachten Huldigungen vor.

Frau Bosboom-Toussaint überlebte diesen Festestag nicht lange. Sie starb den 13. April 1886.



Luise Mühlbach

Pseudonym für Clara Mundt, geb. Müller

geb. 1814, gest. 1873.

Luise war die Tochter des Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg und daselbst am 2. Januar 1814 geboren. Ziemlich sorgfältig in der kleinen Provinzialstadt erzogen, vervollkommnete sie ihre Bildung aus selbständigen Drang durch Lesen und Versuche, ihre poetischen Anregungen in schriftliche und druckbare Form zu bringen. Auch eine Reise nach der Schweiz und Italien kam hinzu, um ihren suchenden Geist anzuregen und sie mit einer warmen Verehrung für die Litteratur zu erfüllen. Sie schwärmte für die Modeschriftsteller jener Zeit, für H. Heine, K. Gutzkow, Börne und insbesondere auch für Theodor Mundt; an letzteren sandte sie ihre belletristischen Versuche und kam darüber mit ihm in einen empfindsamen Briefwechsel, der später zur persönlichen Bekanntschaft und 1839 zur ehelichen Verbindung führte.

Theodor Mundt, am 19. September 1808 zu Potsdam als der Sohn eines Rechnungsbeamten geboren, kam frühe nach Berlin, besuchte hier das Joachimsthal'sche Gymnasium und studierte auf der dortigen Universität Philologie und Philosophie. Seit 1832 lebte er in Leipzig als Mitredakteur der „Blätter für litterarische Unterhaltung". Da er dem „Jungen Deutschland" zugezählt wurde, so waren seine Bemühungen, sich als akademischer Lehrer in Berlin zu habilitieren, erfolglos. Seiner von der Censur unterdrückten Zeitschrift „Litterarischer Zodiakus" (seit 1835) ließ er 1836—37 die „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft", 1838 die Vierteljahrsschrift „Der Freihafen" (bis 1844) und 1840 die

Wochenschrift „Der Pilot“ (bis 1843) folgen. 1839 zog er nach Berlin, wo er sich noch in demselben Jahre mit Clara Müller vermählte. Durch Schellings Verwendung wurde er 1842 Privatdozent in der philosophischen Fakultät und im Jahre 1848, meist wohl, um ihn aus dem Berliner Herde der revolutionären Bewegungen zu entfernen, als Professor der allgemeinen Litteratur und Geschichte an die Universität Breslau versetzt. Durch besondere Gunst der Umstände schon 1850 nach Berlin zurückgerufen, ließ er hier bald seine Vorlesungen fallen und widmete sich seinem Amte als Universitätsbibliothekar, bis ein Streit mit Pertz Mundt's Beseitigung mit Wartegeld zur Folge hatte.

Die Mundt'sche Ehe, der zwei Töchter entsprangen, war eine sehr glückliche, ihr Haus ein überaus gastliches, beide Ehegatten von persönlicher Liebenswürdigkeit. Als am 30. November 1861 Theodor Mundt starb, erschien das Haus seiner Witwe so verödet, daß sie viele und weite Reisen, in den letzten Lebensjahren sogar nach Egypten, unternahm. Nach ihrer Rückkehr von der letzteren wurde sie im August 1873 von einem heftigen Leberleiden befallen und erlag demselben am 26. September 1873.

Sie produzierte ungemein viel, war sehr fleißig, aber nicht gewissenhaft. Besonders kam es ihr nicht darauf an, in ihren historischen Romanen die Geschichte zu gestalten, wie es für ihre Helden paßte. Ihre Werke sind sprichwörtlich für das Publikum der Leihbibliotheken eine Goldgrube gewesen, da besonders Mädchen und Frauen aus dem kleinbürgerlichen Leben sie verschlangen.

Erste und letzte Liebe (R.), 1838. — Frauenschicksal (4 En.), 1839. — Die Pilger der Elbe, 1839. — Des Lebens Heiland (R.), 1840. — Zugvögel (Rn. und Sk.); II, 1840. — Novelettenbuch, 1. Teil, 1841. — Glück und Gold (R.); II, 1842. — Der Zögling der Natur (R.), 1842. — Justin (R.), 1842. — Bunte Welt; II, 1841. — Nach der Hochzeit (R.); II, 1844. — Eva (R.); II, 1844. — Gisela (R); II, 1845. — Novellen und Sceuen; II, 1845. — Ein Roman in Berlin; III, 1846. — Hofgeschichten; III, 1847. — Die Tochter einer Kaiserin (R.); II, 1848. — Aphra Behn (R.); II, 1849. — Der Zögling der Gesellschaft (R.); II, 1850. — Johann Gotzkowsky (R.); III, 1850. Zweite Ausgabe unter dem Titel: Friedrich der Große und sein Kaufmann, 1858. — Memoiren eines Weltkindes (R); II, 1851. — Katharina Parre (Heinrich VIII. und sein Hof) (R.); III. 1851. — Friedrich der Große und sein Hof (R. in 4 Abteilungen); XIII, 1853–54. — Welt und Bühne (R); II, 1854. — Historisches Bilderbuch; II, 1855. — Kaiser Joseph II. und sein Hof (R. in 3 Abteilungen); XII, 1855. — Historische Charakterbilder; IV, 1856. — Königin Hortense (R.); II, 1856. — Napoleon in Deutschland (R. in 4 Abteilungen), 1858–59. — Karl II. und sein Hof (R.); III, 1859. — Kleine Romane; XXI, 1860–66. — Erzherzog Johann und seine Zeit (R. in 4 Abteilungen); XII, 1859–63. — Die letzten Lebenstage Katharina's II. (R.), 1859. — Kaiser Alexander und sein Hof (R.); IV, 1868. — Eine Welt des Glanzes (R.); III, 1868. — Geschichtsbilder (Hist. Rn.); III, 1868. — Kaiser Ferdinand II. und seine Zeit (R.); V, 1868–70. — Damen-Almanach, 1869. — Von Solferino bis Königgrätz (R. in

3 Abteilungen); XII, 1869—70. — Kaiser Joseph und sein Landsknecht (R.); IV, 1870. — Die Opfer des religiösen Fanatismus (R.); V, 1870—71. — Kaiserburg und Engelsburg (R.): II, 1871. — Mehemed Ali und sein Haus (R.); IV, 1871. — Mehemed Alis Nachfolger (R.); IV, 1872. — Mehemed Ali, der morgenländische Bonaparte (R.); IV, 1872. — Der 30jährige Krieg (R.); VI 1873. — Frauenherzen (Hist. Rn.), 1873. — Kaiser Wilhelm und seine Zeitgenossen (R.), 1873. — Von Königgrätz bis Chiselhurst (R.); III, 1873—75. — Kaiser Joseph und die Mäherinnen (R.), 1874. — Protestantische Jesuiten (R.); VI, 1874. — Federzeichnungen auf der Reise nach Italien, 1846. — Federzeichnungen auf der Reise nach der Schweiz, 1864. — Reisebriefe aus Egypten, 1871.



Karoline Pierson-Leonhardt

Pſ. Edmund Hahn und Leonard-Leyſer

geb. 1814.

Als einzige mir bekannte deutſche Improviſatorin in unſerem Jahrhundert iſt zu erwähnen Karoline Pierſon, geb. Leonhardt, die Tochter eines ſächſiſchen Hauptmanns. Sie wurde am 6. Januar 1814 geboren. Kurz nach ihrer Geburt ſtarb die Mutter; der Vater, der ſich bald wieder verheiratet hatte, erlag ſeinen im Kriege erhaltenen Wunden. Karolinens Stiefmutter heiratete ſpäter den ſächſiſchen Hauptmann Dreverhoff, und Beide bemühten ſich, dem jungen Mädchen eine gute Erziehung zu geben. Als Karoline 12 Jahr alt war, zeigte ſich bei einer Schulprüfung ein Improviſationstalent; dies gab ihrem deutſchen Lehrer Veranlaſſung, ſie im Versbau zu unterrichten. Auch Direktor Buchdach förderte ihr poetiſches Talent, und einer ihrer Verwandten, der berühmte Archäologe Peſchelt, trug zu ihrer Ausbildung bei, ſo daß, als ſie ſpäter als Improviſatrice auftrat, ihr umfaſſendes Wiſſen ihr wohl zu Statten kam. Zur Jungfrau erblüht, kam ſie nach Dresden, wo Friedrich Kind ſie in litterariſchen Kreiſen einführte und ihr die nötige Unterſtützung und Anregung für Vertiefung ihrer Bildung gewährte. In Dresden lernte ſie auch ihren Gatten Joh. Peter Lyſer kennen; doch wurde die Ehe mit ihm, der zwei Töchter entſproſſen, ſchon nach wenigen Jahren wieder gelöſt. Die Beſchäftigung mit dem Leben und Dichten der Luiſe Karſchin, deren Biographie ſie auch verfaßte, erweckte in ihr die Luſt, ſich auch öffentlich, wie ſie es ja privatim ſo oft mit Erfolg gethan, als Stegreifdichterin zu bethätigen. Friedrich Rückert ermutigte ſie, ihren Entſchluß auszuführen, und ſo trat ſie von 1840—43 nach einander in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Leipzig, Prag, Peſt, Frankfurt a. M. mit kaum geahntem Erfolg als Improviſatrice auf, infolge-

dessen sie fast an alle Höfe gezogen wurde. Im Jahre 1844 vermählte sie sich mit dem Komponisten Henri Hugo Pierson, wodurch ihre kurze Laufbahn als Improvisatorin schon wieder zum Abschluß gelangte, da sie dieselbe auf Wunsch ihres Gatten aufgab. Sie lebte mit demselben in der Folge in Wien, Mainz, Würzburg, Stuttgart und Hamburg, bis sie am 27. Januar 1873 Witwe ward. Nach langer Unterbrechung ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, erst nachdem ihre Kinder herangewachsen waren, nahm Karoline Pierson wieder die Feder zur Hand und schrieb teils anonym, teils unter einem noch nicht entschleierten Pseudonym verschiedene Romane, Novellen und Dramen. Sie lebt bei ihren Kindern teils in Dresden, teils in Naumburg und feierte 1886 ihr 60jähriges Jubiläum als Schriftstellerin. Zwei ihrer Söhne sind Besitzer einer Buchhandlung in Dresden. Sie schrieb unter dem Pseudonym R. Edmund Hahn.

Schriften: „Liederkranz", 1834. — „Charakterbilder für deutsche Frauen und Mädchen" (R.), 1838. — „Herbstgabe" (Taschenbuch aus dem Jahre 1839 bis 1841). Neue Ausgabe unter dem Titel: „Zehn Novellen", III, 1842. — „Meister Albrecht Dürer" (Dr.), 1840. — Novellen („Getrennt und doch vereint". — „Das Leben im Waldschlosse". — „Lebensschattierungen". — „Immanuel". — „Konradin"), 2842. — Verschiedene Operntexte (z. B. „Bertha von Bretagne" (1835). — „Vorgestern und heute" (1836). — „Leila". — „Konradin von Schwaben"). — „Das graue Haus in der Rue Richelieu" (R.), 1867. — „Hohenzollern und Welfen" (R.); III, 1867—69. — „Das Dokument" (R.), 1865. — „Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt", 1870. — „Schloß Hrawodar" (R.); III, 1870. — „Die Sklaverei der Liebe" (R.); II, 1873. — „Stephanie" (R.); II, 1873. — „Die falsche Gräfin" (R.), 1873. — „Der Zögling des Diplomaten" (R.), III. — „Zu früh vermählt" (R.). — „Das Erbfräulein" (R.). — „Ein Jahr in der großen Welt" (R.). Karoline Pierson übersetzte auch „Das Leben" von Chopin, 1879.



Therese Pulßki*)

geb. 1819, gest. 1866.

Eine der merkwürdigsten und geistreichsten Frauen Oesterreichs, als Schriftstellerin rühmlichst bekannt, ist Therese Pulßky, im Jahre 1819 in Wien geboren. Sie war die Tochter des reichen Wiener Bankiers August Walter, dessen Haus damals der Sammelplatz des geselligen Lebens der Hauptstadt war. Schriftsteller, Künstler, Staatsmänner und Mitglieder der höchsten Aristokratie gingen bei ihm ein und aus. Unter der Leitung ihrer Mutter, einer Dame von seltener Bildung, erhielt Therese ihre Ausbildung und eignete sich hierbei jene umfassenden Kenntnisse an, die sie später zu der Rolle, die sie spielte, im vollsten Maße befähigten.

Schon in frühester Jugend verriet Therese ungewöhnliche Anlagen; sie bekundete ein bedeutendes, musikalisches Talent und setzte sich frühzeitig in den Besitz wahrhaft verblüffender Sprachkenntnisse. Als sie zur Jungfrau herangeblüht war, nahm sie auch an den allwöchentlich am Samstag in ihrem elterlichen Hause stattfindenden Gesellschaftsabenden teil und lernte hier die bedeutendsten Männer ihrer Zeit kennen, die sie sich durch ihren Liebreiz und ihre herzbezwingende Anmut rasch zu Freunden zu machen wußte. So verschaffte ihr die Gastfreundschaft ihres Vaters Gelegenheit mit Liszt, der im Jahre 1838 im Salon ihres Hauses im Verein mit Therese zum Besten der Pester Ueberschwemmten concertierte, mit Bauernfeld, mit dem Freiherrn v. Münch-Bellingshausen (Halm), mit Frau Rettich, dem ausgezeichneten Mitgliede des alten Burgtheaters, mit Schmerling, dem nachmaligen Minister, der, diese Zeit rasch vergessend, später ihrer Familie gegenüber so schroff auftrat, mit Lord Lansdowne, der im Gegensatze zu dem Vorigen ihr

*) Quelle: Encyclopédie française, und Rotter.

bis zum Tode innigste Freundschaft erwies, und mit vielen Anderen in nähere Verbindung zu treten. Dort war es auch, wo sie zum ersten Male mit dem jungen Reichstags-Abgeordneten Franz Pulßky von Lebocz und Cselfalva zusammentraf, der sich von ihrem feinfühligen Wesen und ihrem ungewöhnlichen Geiste alsbald gefesselt fühlte. Im Jahre 1845 warb er um ihre Hand und führte, als sie ihre Hochzeit gefeiert hatten, Therese in seine Heimat, nach Ungarn. Hier verstand es die junge Frau bald, einen Kreis erwählter Geister um sich zu versammeln. Sie erlernte die ungarische Sprache in unglaublich kurzer Zeit und wurde eine wackere, liebenswürdige Hausfrau. Da begannen die nahenden Ereignisse des Achtundvierziger-Jahres ihre düsteren Schatten vorauszuwerfen. Die patriotischen Gesinnungen ihres Mannes waren ihr bekannt, und es kam ihr nicht einen Augenblick in den Sinn, ihn in seinem gefahrvollen Streben für das Heil Ungarns wankend zu machen. Sie erklärte mit ruhiger Entschlossenheit, alle Drangsale und Kämpfe ihres Gatten teilen zu wollen. Und die Würfel der Freiheitsbewegung kamen in's Rollen. Von den Märztagen an stand Franz Pulßky inmitten der brandenden Hochflut des Freiheitskampfes. Der Gouverneur Kossuth ernannte ihn, einen seiner treuesten Anhänger bei der Bildung des revolutionären Kabinets, zum Handelsminister. Doch bald darauf drohte die Intervention der Russen alle Früchte des Nationalkampfes zunichte zu machen. Pulßky wollte sich nun im Auftrage Kossuth's in's Ausland begeben, um bei den fremden Regierungen die Neutralisierung der Russen zu bewirken, als er in Galizien gefangen wurde und nur mit Mühe durch Flucht einem peinlichen Schicksale entrann. Er begab sich zuerst nach Paris, bald darauf aber nach London. Während dieser Zeit hatte seine Frau mehrmals vergeblich versucht, ihm zu folgen. Sie wandte sich in's Gömörer Comitat, um dort bei Verwandten Zuflucht zu suchen. Da sich diese aber, aus Furcht, sich zu compromittieren, sie aufzunehmen weigerten, wandte sie sich nach Balog, wo sie auf einem Gute des Herzog von Coburg einem Sohne das Leben gab. Aber die Sehnsucht nach ihrem Gatten ließ sie nicht ruhen. Sie schloß sich, auf die Gefahr hin, verhaftet zu werden, unter falschem Namen, als Stubenmädchen verkleidet, einer preußischen Familie Namens Gall an und gelangte so unter zahlreichen Mühsalen, in steter Angst schwebend, erkannt zu werden, über die Grenze und dann nach London. Ihre Kinder hatte sie unter der Obhut ihres Güter-Direktors Tanárky zurücklassen müssen; Schmerling hatte auf die Bitte, sie nach England übersiedeln zu lassen, nur die harte Erwiderung gehabt: „Für die Familie eines Pulßky können wir keine Rücksichten haben." Erst ein halbes Jahr später wurden sie von Frau Troyer nach England gebracht.

In London hatte man die Eheleute Pulßky in außerordentlich ehrender Weise aufgenommen. Die ersten Häuser standen ihnen offen. Lord Lansdowne hatte sie unter seine Fittige genommen, Lady Morgan lud sie in ihr Haus und Richard Cobden, der große Parlamentsredner Lord Dudley, John Bright, kurz die ersten Männer Englands wetteiferten darin, sie auszuzeichnen. Alle waren von der außerordentlichen, geistvollen Frau entzückt.

Da die heimatlichen Güter confisciert waren, mußte sie auf Erwerb bedacht sein. So begann sie, gleich ihrem Manne zu schriftstellern, um ihm beizustehen, die Sorge für den Unterhalt zu erleichtern. In erfreulichster Weise entfaltete sich nun ihr schriftstellerisches Talent. Ihr erstes großes Werk: „Memoires of a Hungarian Lady“, das im Jahre 1850 auch deutsch erschien, wurde in Oesterreich verboten. Durch dieses Buch, das in mustergültigem Styl, mit kräftigen, urwüchsigen Zügen geschrieben ist, weht das Gefühl der Erbitterung und läßt erraten, wie tief ihr Gefühl von dem Erlebten und Erlittenen betroffen wurde. Hierauf schrieb sie: „Trades and Tratitiones of Hungary“, die deutsch 1851 erschienen unter dem Titel: „Sagen und Legenden aus Ungarn“. Auch dies, wie das vorige Werk fand durch die ungekünstelte Einfachheit der Erzählung, wie durch den Reichtum an Poesie großen Beifall.

Als Kossuth sich nach Amerika begab, begleitete ihn Pulßky und seine Frau. Als Frucht dieser Reise erschien ihr gemeinschaftliches Werk: „Weiß, rot, schwarz“.

Bei der Rückkehr nach England verfaßte Frau Pulßky drei Kinderkomödien, „Christabend-Stücke“, die von Kossuth's Kindern und denen der Romanschriftstellerin Lady Morgan aufgeführt wurden.

Während eines zehnjährigen Aufenthaltes in England eroberte sich Frau Pulßky Aller Herzen.

Im Jahre 1860 übersiedelten sie nach Turin, wo sie drei Jahre zubrachten. Hier, sowie später in Florenz, in der Villa Petrovics, wurden sie bald wieder der Mittelpunkt eines Kreises von Schriftstellern, Künstlern und Garibaldianern. Die italienische Regierung war den Verbindungen Pulßky's nicht eben hold; er wurde in Haft genommen und kam in Neapel in's Gefängnis. Seine Frau aber war nicht so leicht einzuschüchtern. Sie wußte sich bei den Ministern Audienz zu verschaffen und klagte so lange über die „Vergewaltigung“, bis man ihr endlich versprach, sie mittelst eines Schiffes am nächsten Tage zu ihrem Manne nach Neapel zu senden. „Nein,“ rief die resolute Frau, „schicken Sie mir lieber meinen Gemahl hierher. Mich bringen Sie früher nicht von der Stelle!“ Und man willfahrte ihr.

Auch Garibaldi, ein Freund ihres Gatten, hatte sie sehr ins Herz geschlossen. Er nannte sie nur seine „Signora Theresa“ und bat sie, recht oft nach Caprera zu kommen, um dort seine Junggesellenwirtschaft wieder einmal in Ordnung zu bringen. Er hatte für sie eine große Verehrung und bewunderte besonders ihre „Florentinischen Novellen“, die sich durch duftige Stylfeinheiten und lebenswahre, das südliche Kolorit prächtig wiedergebende Schilderungen auszeichnen.

In Italien trug sie sich oft mit Schreibegedanken, doch sie sollten nicht mehr zur Ausführung gelangen. Im Jahre 1866 hatte Pulßky einen Teil seiner konfiszierten Güter wiedererhalten, und seine Frau nahm daher von Italien Abschied und reiste mit ihren Kindern nach Pest, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Die beiden Gatten ahnten bei dieser Trennung nicht, daß sie sich zum letzten Male gesehen hatten.

In Ungarn wütete damals die Cholera und verheerte Städte und Land. Kaum hatte Therese Pulßky einige Wochen in Ofen verweilt, als sie auch schon, und bald darauf auch ihre siebzehnjährige Tochter Henriette, von der gräßlichen Krankheit ergriffen wurde. Von den schrecklichsten Qualen gefoltert, rief sie vergeblich den Namen ihres geliebten Mannes; er weilte fern von ihr — in der Verbannung. Wohl war er von dem entsetzlichen Schicksale, das seine Frau und Tochter betroffen, benachrichtigt worden, aber die Thore seines Vaterlandes blieben ihm verschlossen. Da erbarmten sich seiner zwei Männer, mit denen er früher durch Freundschaftsbande vereinigt war: der Kultus- und Unterrichtsminister Josef Etötvös und der Minister Georg Majláth; sie legten gewichtige Fürsprache beim Throne für ihn ein. So erhielt er denn den salvus conductus: Franz Pulßky durfte heimkehren. Er flog der Heimat zu, die er fast 18 Jahre nicht gesehen, um an das Schmerzenslager seiner teueren Therese zu eilen, doch — zu spät! Mutter und Tochter traf er todt! — Die Arme, die ihn so sehr geliebt, die ihm eine so treue, aufopferungsvolle Gefährtin, seinen Kindern eine so liebreiche Mutter gewesen, war nicht mehr. Therese Pulßky war am 2. September 1866 der furchtbaren Krankheit erlegen. An dem Grabe der so früh Dahingeschiedenen trauerten ihr Gatte und ihre Familie und alle Jene, die sie jemals gekannt.



Josephine von Hoffinger

geb. 1820, gest. 1866.

Diese berühmte Danteübersetzerin und philosophische Schriftstellerin soll in dem Gesamtbild der Frauen des 19. Jahrhunderts nicht fehlen.

Am 8. November in Wien geboren, erhielt Josephine eine sehr gute Erziehung und wurde durch Unterricht in neueren Sprachen und Litteratur zu dem Beruf als Lehrerin vorbereitet. Unter der Leitung des ihr befreundeten Theologen und Philosophen W. Anton Günther bildete sie sich zur Uebersetzerin und Schriftstellerin heraus. Von 1848 bis 1858 widmete sie sich als Vorsteherin der kaiserlichen Erziehungsanstalt für Töchter k. k. Beamten in Wien, bis sie diese Stellung ihrer angegriffenen Gesundheit wegen aufgeben mußte. Von da ab befaßte sie sich bis zu ihrem am 25. September 1866 erfolgten Tode ausschließlich mit litterarischen Arbeiten. Dante's göttliche Komödie, welche sie in metrischer Uebersetzung in Wien 1865 herausgegeben hatte, erfreute sich besonders des Beifalls der Kenner. Zur Jubelfeier des Dichters in Dresden 1865, an welcher sie teilnahm, wurde diese ihre Uebersetzung in Gegenwart des Königs Johann von Sachsen öffentlich vorgetragen. Außerdem übersetzte sie noch ältere und neuere italienische Poesien, besonders die von Leopardi, und gab sie nebst einer Auswahl eigener Dichtungen unter dem Titel: „Kronen aus Italiens Dichterwald“, Halle 1868, heraus. Ihre philosophischen und ästhetisch-kritischen Aufsätze, die sie meist als Beiträge zu Günther und Veith's philosophischem Taschenbuch: „Lydia“ verfaßt hatte, wurden von ihrem Bruder Johann von Hoffinger erst nach ihrem Tode mit einer Lebensskizze herausgegeben unter dem Titel: „Licht und Tonwellen“.



Melena Elpis

Pseudonym für Marie Esperance von Schwarz,

Tochter eines in England ansässigen Banquiers aus Hamburg, Namens Brandt, wurde Marie am 8. November 1821 in der Grafschaft Hertford geboren und erhielt ihre Erziehung zu Frankfurt, Genf und Rom, namentlich durch ihre Tante, die als Erzieherin der weimarischen Prinzessinnen wohlbekannte Esperance Sylvestre. Das hochbegabte Kind erwarb sich schon früh bedeutende Kenntnisse; besonders verriet sie für Sprachen ein hervorragendes Talent, das sich in der Folge immer mehr ausbildete, so daß sie später acht Sprachen beherrschte. In ihrem 15. Jahre wurde sie einem Vetter, gleichfalls Banquier, verheiratet, doch starb ihr Gatte bereits nach einjähriger Ehe. Die Witwe ging nun nach Rom, wo ihre Salons bald einen anziehenden Mittelpunkt für die fremde Aristokratie und die Künstlerwelt bildeten. Im Jahre 1846 ging sie eine zweite Ehe ein, mit einem Hamburger, von Schwartz, den sie in Italien kennen gelernt hatte. Mit ihm bereiste sie — meist zu Pferde — Aegypten und eine Beschreibung dieser Reise bildete den ersten litterarischen Versuch der Dichterin. Indessen war diese Ehe nicht glücklich, so daß sie im Jahre 1854 gerichtlich getrennt wurde. Bereits 1849 hatte sich Esperance in Rom niedergelassen, von wo aus sie verschiedene Reisen unternahm. Sie wurde mit Garibaldi bekannt, als er 1849 Rom belagerte, und seit dieser Zeit war sie dem italienischen Helden in treuester Freundschaft, ja mit wahrem Opfermute zugethan. Sie rettete ihm zweimal das Leben und war auch in seiner Gefangenschaft seine treueste Pflegerin. Im Jahre 1865 verließ Mary Esperance Rom und wurde von ihrem Reisedrange nach der Insel Kreta geführt. Im Dorfe Khalepa hat sie sich zwischen Weingärten ein Häuschen erbaut, wo sie

ihren litterarischen Arbeiten lebt und durch Stiftung und Fürsorge für Schulen, Krankenhäuser, Asyle 2c. die sittliche Hebung der Bevölkerung erstrebt. Sie nahm sich nicht nur der leidenden Menschen, sondern des Tierschutzes an und war in den betreffenden Bestrebungen eine kräftige Stütze.

Ihre bekanntesten Schriften sind: Blätter aus dem afrikanischen Reisetagebuche einer Dame; II, 1849. — Memoiren eines spanischen Piasters (R.); II, 1857. — Hundert und ein Tag auf meinem Pferde und ein Ausflug nach der Insel Maddalena, 1860. — Garibaldi's Denkwürdigkeiten; herausgegeben II, 1860. — Blicke auf Calabrien und die Liparischen Inseln, 1861. — Garibaldi im Varignano 1862 und auf Caprera 1863; 1864. — Der junge Stelzentänzer (E.), 1865. — Von Rom nach Kreta (Reiseskizze), 1870. — Kreta-Biene, oder: Kretische Volkslieder, Sagen, Sprüche; herausgegeben, 1874. — Gemma, oder: Tugend und Laster (R.), 1877. — Garibaldi (Mitteilungen aus seinem Leben); II, 1884. — Grisanowski, 1889.



Dr. med. Elisabeth Blackwell

geb. 1821,

Dr. med. Emily Blackwell

und

Dr. med. Mary Zakrzewska

Weibliche Ärzte.

Ein bewunderungswürdiger Frauencharakter ist Elisabeth Blackwell, die nicht Neigung zum medizinischen Studium führte, sondern die Einsicht, daß Ärztinnen eine sanitäre Notwendigkeit für Frauen seien, weil die Erfahrung lehrt, daß unzählige Frauenkrankheiten im Entstehen hätten geheilt werden können, wenn die leidende Jungfrau sich vor der Untersuchung des männlichen Arztes nicht gescheut hätte.

In Bristol von englischen Eltern 1821 geboren, wurde sie durch deren Auswanderung nach Amerika im Alter von zehn Jahren nach New-York versetzt. Hier eröffnete der Vater ein kaufmännisches Geschäft, jedoch ohne Erfolg, seiner Familie eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Deshalb wechselte er abermals seinen Wohnort und zog mit seiner Familie 1833 nach Cincinati. Doch auch hier gelang es nicht, Vermögen zu erwerben und als sein Tod 1837 die Familie verwaiste, blieb diese so mittellos, daß sowohl die Mutter als die Kinder gezwungen waren, Erwerbsarbeit zu ergreifen. Glücklicher Weise hatten sie eine sorgfältige Erziehung genossen, und so hatte die damals sechszehnjährige Elisabeth den Mut sich als Lehrerin vorzubereiten und in einem Alter von 17 Jahren eine Mädchenschule zu eröffnen. Die Durchführung zeigte ebenso ihre Begabung, als ihren festen, ausdauernden Willen.

Da wurde sie mit einem jungen Mädchen befreundet, die an einem schleichenden Uebel litt und sich aus Schamgefühl durchaus nicht einer von Aerzten geforderten Untersuchung unterwerfen wollte. „Ja, wenn wir weibliche Aerzte hätten,“ sagte sie.

Damals gab es allerdings einige Frauen, die sich mit Heilen beschäftigten, doch noch keine, die gründliches Studium auf der Hochschule und ein Examen gemacht hatte. Nachdem die Freundin Elisabeths glänzende Befähigung und die Schärfe ihres Verstandes kennen gelernt, bat sie dieselbe immer dringlicher, sich dem ärztlichen Berufe zu widmen und so zur Wohlthäterin ihres Geschlechtes zu werden.

Doch die junge Lehrerin schlug die Bitte der Freundin ab, weil sie mehr zum Lehrfach hinneigte, und einen Abscheu vor Krankenzimmer und körperlichen Gebrechen hatte. Auch das medizinische Studium sagte ihr nicht zu, viel lieber hätte sie Philosophie und Metaphysik getrieben.

Indes als noch andere Fälle ihr bekannt wurden, ähnlich wie bei der kranken Freundin, betrachtete sie es als eine Gewissenssache ihre Dienste dem eigenen Geschlechte als Aerztin zu widmen und ihren eigenen Wünschen zu entsagen. Nun wandte sie sich an die Aerzte, in den verschiedensten Teilen des Landes, um Rat, wie sie es mit dem Studium machen könne. Doch sechs, die ihr antworteten, versicherten, es sei für eine Frau unmöglich die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihr bei diesem Studium entgegen stellen werden.

Gerade diese Schwierigkeiten regten sie an, für ihre Schwestern als Bahnbrecherin zu beginnen. Mit dem festen Entschlusse: „Ich will es,“ fing sie an mit Dr. John Dixon in Ashwille ärztliche Bücher zu lesen. Zu diesem Zwecke hatte sie sich in dieser Familie als Erzieherin anwerben lassen. Das nächste Jahr schon ging sie nach Charleston, S. C., wo sie sich den Lebensunterhalt durch Musikstunden erwarb und setzte dabei ihre vorbereitenden Studien bei Dr. Dixon fort, der später Professor an der New-Yorker Universität wurde. Nun siedelte sie nach Philadelphia über, um bei den Aerzten Allen und Warrington weiter Unterricht zu nehmen. Je weiter sie in die Wissenschaft eindrang, desto interessanter wurde sie ihr, und nachdem sie sich genügend vorbereitet fand, begehrte sie Aufnahme als Studentin an der Universität. Doch die Hochschulen von Philadelphia, Boston und New-York wiesen sie zurück.

Nachdem sie noch an allen anderen medizinischen Lehranstalten abschlägige Antworten erhalten, wurde ihr endlich die Genugthuung, in Geneva aufgenommen zu werden. Die dortigen Studenten sowohl als Lehrer versicherten, ihr keine Schwierigkeiten bereiten, kein Hindernis, ihr Ziel zu erreichen, in den Weg legen zu wollen.

So trat sie 1846, im Alter von 25 Jahren, in die medizinischen Hochschule von Geneva ein, als die erste Frau, welche gründlich in den Vereinigten Staaten studiert und den Doktorgrad zwei Jahre später, 1848, erlangt hat. Den meisten Widerstand fand sie bei dem eigenen Geschlecht, denn die Damen in Geneva waren so vorurteilsvoll, daß während ihres zweijährigen Aufenthaltes dort keine mit ihr

umgehen wollte. Man verweigerte ihr die geringste Höflichkeit und ging in Rücksichtslosigkeit so weit, von ihr fortzurücken, wenn der Zufall an der Hoteltafel oder bei öffentlichen Festen sie mit Frauen der Gesellschaft zusammenführte.

Dagegen gewann ihr Fleiß, ihr Lerneifer, ihre Energie und ihre Sittlichkeit die Hochachtung der Professoren und Studenten. Als sie ihr Examen gemacht hatte und ihr Diplom empfangen sollte, räumten die letzteren ihr den ersten Platz ein und man brachte ihr glückwünschend Huldigungen dar!

Am nächsten Morgen nach der öffentlich verkündeten Promotion war ihr Zimmer mit Damen gefüllt, welche kamen, ihr Glück zu wünschen. Der Erfolg hatte alle Vorurteile aufgehoben, und man hatte sich von der Ehrenhaftigkeit und dem Ernst ihrer Bestrebungen überzeugt.

Noch im selben Jahre fuhr Elisabeth Blackwell nach Europa und zwar nach Paris, wo sie sich mit besonderen Empfehlungen an die Vorsteherin der Lehranstalt „La Maternité“ wandte, wo sie bis 1850 in der Entbindunganstalt assistierte; von hier ging sie nach London an das St. Bartholomäus-Hospital. Im Herbst 1851 kehrte sie nach Amerika und zwar nach New-York zurück und begann hier zu praktisieren. Hier stellten sich ihr neue Schwierigkeiten entgegen, die nur ein unbeugsamer Wille und der Blick auf ein hohes Ziel zu überwinden im Stande war. Man war bis dahin gewöhnt, nur Frauen von oberflächlichem Studien und weibliche Charlatane als Aerzte auftreten zu sehen. Der Doktortitel, den Elisabeth Blackwell hatte, war jedoch unantastbar. Nach und nach gewann sie das Vertrauen aller Stände und was noch mehr war, die Achtung der Aerzte.

Es währte nicht allzulange, so hatte sie eine ausreichende und zufriedenstellende Praxis.

Die Quäker waren die ersten, welche sie aufsuchten und ihr Verehrung bezeugten. Obgleich sie nur als Aerztin für Frauen und Kinder auftreten wollte wurden ihre Dienste in vielen Familien als Hausarzt verlangt, und bis zum Jahre 1849 nahm sie als solche in New-York eine hervorragende und geachtete Stellung ein.

Der Erfolg, den sie erreicht hatte, bewog ihre jüngere Schwester Emily gleichfalls, Medizin zu studieren, und zwar begann sie bei Dr. John Davis, Lehrer an der medizinischen Hochschule in Cincinnati, bereits im Jahre 1852. Sie trat dann in die russ. medizinische Schule in Chicago ein, wo sie die Vorlesungen des Dr. Daniel Bainerd hörte; die Sommerferien brachte sie im Bellevue-Hospital in New-York zu; im Februar 1854 erhielt auch Emily Blackwell das Diplom als Dr. med. im Cleveland-College. Die folgenden zwei Jahre verlebte sie in Edinburg, London und Paris, überall in den Hospitälern Erfahrung sammelnd, und kehrte dann im Dezember 1856 nach New-York zurück, wo sie gleich ihrer Schwester bald eine lebhafte Praxis hatte. Beide fanden ein gemeinschaftliches Arbeitsfeld in dem New-Yorker Krankenhaus für bedürftige Frauen und Kinder; dieses war im Winter 1853 eingeweiht und im Frühling 1854 eröffnet worden. Dr. Elisabeth Blackwell wurde leitender Arzt, Emily ihr Assistent. Als die Letztere 1856 sich nach Europa begab,

verband sich Dr. Elisabeth mit Marie Zakrzewska, Dr. med. Diese, polnischen Ursprungs, stammt aus Berlin, wo sie Oberhebeamme an der Charité gewesen, nach Amerika gegangen war und dort unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen Medizin studiert hatte. Sie graduierte in Cleveland und kam alsdann auf Verlangen der Miß Blackwell an das New-Yorker Krankenhaus für bedürftige Frauen.

Die beiden Aerztinnen bezogen gemeinschaftlich das Hospital und eröffneten auch eine Armen-Apotheke. Der Zweck, den sie damit verfolgten, war ein dreifacher. Sie schufen einen Zufluchtsort für achtbare, kranke Frauen, welche ausschließlich von ihnen behandelt sein wollten, eine Charité für unbemittelte Patienten, und gewannen ein Lehrmaterial für weibliche Studierende, die bald zahlreicher hier sich einfanden, um ihre klinischen Studien zu machen. Jahrelang war dies Hospital die einzige Stätte zu diesem Zweck, praktisch sich für ihren Beruf vorzubilden. Die Studentinnen assistierten nicht nur im Hospital, sondern begleiteten die Schwestern Blackwell und später Fräulein Dr. Zakrzewska in die Wohnungen der armen Kranken. Die medizinischen Schulen von Boston und Philadelphia schickten ihre Kandidatinnen an das New-Yorker Krankenhaus für bedürftige Frauen, um von den weiblichen Doktoren zu lernen. Ueber 5000 Patienten wurden jährlich in dieser Klinik behandelt und alle Arten von Operationen mit Geschicklichkeit ausgeführt. Beide Schwestern Blackwell nahmen hervorragenden Anteil an der Organisation des Centralfrauenvereins für die Verwundeten und Kranken während des Krieges, und ihre Ausbildungskurse für Pflegerinnen, die in den Kriegsdienst treten wollten, waren ebenso besucht wie berühmt und von größtem Werte. Elisabeth Blackwell besuchte 1859 London und hielt dort Vorträge über die Stellung der Frau zur medizinischen Frage, welche die Anregung gaben, daß viele Frauen sich dem medizinischen Studium widmeten und dasselbe immer mehr Anhängerinnen in England gewann.

Als im Jahre 1881 auf dem internationalen Kongreß des britischen Bundes Dr. Elisabeth Blackwell mir begegnete, war sie eine der ehrwürdigsten Erscheinungen. Ihr edles Antlitz, vom welligen Silberhaar umrahmt, trug die Spuren der Schönheit. Ihr dunkles, geistvolles Auge blickte milde und wohlwollend, ihr ganzes Wesen zeigte die Befriedigung durch einen Beruf, der ihr zwar unsägliche Arbeit und Sorgen brachte, aber zugleich das Bewußtsein, daß sie bahnbrechend als Wohlthäterin ihres Geschlechts gewirkt und so ihr hohes Ziel erreicht hatte. Ihr klares Urteil, ihre bestimmte Analyse der Krankheiten, die Sorgsamkeit und Vorsicht ihrer Behandlung gaben ihr nicht allein Einfluß auf die unter ihrer Obhut studierenden Frauen, sondern flößten auch den männlichen Aerzten vor diesen Bestrebungen der Frauen Achtung ein. Elisabeth und Emily Blackwell, welche zur Zeit, da ich dies schreibe, noch ärztlich in New-York thätig sind, werden den studierenden Frauen stets leuchtende Vorbilder bleiben.

Nicht minder verdient Dr. Marie Zakrzewska die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt.

Während sie mit Miß Blackwell am Krankenhaus associrt war, wurde sie 1859 vom „New-England Female Medical-College“ auf den Lehrstuhl für Geburtshilfe nach Boston berufen.

Sie legte dem Vorstande dieses College die Notwendigkeit dar, mit dem letzteren eine klinische Abteilung behufs praktischer Ausbildung der Studierenden zu verbinden, und es wurde infolge dessen ein Hospital eingerichtet, dessen Leitung Dr. Zakrzewska übernahm, Lucy Sewall und Helene Morton, zwei im College ausgebildete Aerztinnen, wurden ihre Assistenten und ein Curatorium von Damen stand ihr ratend und helfend zur Seite. Nach dreijähriger Thätigkeit legte Dr. Marie Zakrzewska ihr Lehramt am Female Medical College nieder, und die klinische Abteilung desselben wurde aufgegeben. Das Hospital hatte sich indes während seines dreijährigen Bestehens als so wohlthätig für die leidende Frauenwelt und als so unentbehrlich für die Ausbildung weiblicher Aerzte erwiesen, daß man darauf nicht verzichten mochte und beschloß, unabhängig vom College ein Hospital zu errichten.

In diesem übernahm Dr. Marie Zakrzewska am 1. Juli 1862 die Stelle eines dirigirenden Arztes. Die Anstalt war in einem bescheidenen Hause begonnen worden und sollte aus kleinen Anfängen heraus sich entwickeln. Wenn nun auch die Leitung der Anstalt und die unmittelbare Behandlung der Patienten von Anfang an in weibliche Hände gelegt ward, als Assistenzarzt fungierte Dr. Marie Braed, so wurde doch als Grundsatz in glücklicher Weise durchgeführt, männliche Aerzte zu Consultationen zuzuziehen, ihren Rat und Beistand bereitwillig zu suchen und dankbar anzunehmen. Auch den Aerzten ist es nachzurühmen, daß sie die medizinisch gebildeten Frauen als völlig gleichberechtigt behandelten und mit ihnen im besten collegialischen Einvernehmen standen.

Dieses Krankenhaus, welches den Namen „New-England-Hospital für Frauen und Kinder in Boston führt, erwies sich bald zu klein, und das aus Frauen und Männern bestehende Comité, welches es ins Leben gerufen hatte, suchte die Mittel für den Bau eines größeren und zweckentsprechenderen Hauses aufzubringen; der Staat Massachusetts gab einen Zuschuß von 5000 Dollars; man kaufte ein Grundstück in Warren Street, in welchem man das Hospital errichtete, allein auch hier fand es keine bleibende Stätte, da sich die Straße zu geräuschvoll und die Lage für ein Hospital nicht geeignet fand, und wiederum wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, bis es gelang ein Musterkrankenhaus für Frauen und Kinder herzustellen. Dieses am 22. Juni 1872 eingeweihte Gebäude liegt auf einer Hochebene am südlichen Ende der alten Stadt Roxbury, welche in das Weichbild Boston gezogen, es hat die Vorteile der Wasser- und Gaseinrichtungen der großen Stadt, und doch umgeben von guter Luft, die Stille des Landes. Es ist musterhaft nach den neuesten hygienischen Erfahrungen eingerichtet in Heizung, Ventilation und Bequemlichkeit für die Kranken. Auch dieses Hospital hat den dreifachen Zweck: Beschaffung ärztlicher Hilfe für Frauen durch

Aerzte ihres eigenen Geschlechts, praktische Ausbildung weiblicher Studenten der Medizin und Ausbildung von Krankenpflegerinnen.

Als Präsidentin des segenvoll wirkenden Frauenkomités, welches dieses Hospital überwacht, wirkt seit 1863 Miß Lucy Godhard. An ihre Stelle trat 1888 die fast ebenso lang wirkende Schriftführerin Miß Ednah Cheney.

Fräulein Dr. Marie Zakrzewska hat länger als 25 Jahre die ärztliche Direktion inne gehabt, und trat nur zurück, um an die Spitze einer beratenden Behörde für das Hospital zu treten, und noch im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte sich freier bewegen und mehr consultierende Praxis außerhalb des Hospitals annehmen zu können.

Im Jahre 1888 unternahm sie eine Reise nach Europa, weilte längere Zeit in Berlin und wurde überall mit Verehrung und Freude begrüßt. Auch bei dieser energischen Aerztin zeigt es sich, daß es eine irrige Ansicht ist, der weibliche Körper sei den Mühseligkeiten dieses Berufes auf die Dauer nicht gewachsen.

Fräulein Zakrzewska ist eine stattliche Erscheinung, der man keineswegs die Spuren des Matronenalters anmerkt, wenn nicht ihr gebleichtes Haar daran erinnerte. Jedenfalls beweisen diese drei Aerztinnen die Eignung der Frau für diesen Beruf und widerlegen alle dagegen erhobenen Vorurteile und Einwürfe.



Eugenia Pavia Gentilomo Fortis

geb. 1822.

Eugenia wurde als ein Kind des Glückes am 4. Januar 1822 in Pavia geboren. Ihre Eltern, Israeliten, lebten unter den angenehmsten Verhältnissen. Der Vater, zum sardinischen Hofjuwelier ernannt, nahm eine geachtete und angenehme Stellung ein, welche nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der Talente blieb, mit denen Eugenia so reich begabt war. Ihr ungewöhnlicher Geist entfaltete sich auf das Erfreulichste unter der wissenschaftlichen Leitung von Lehrern, wie Egydio de Magri und Guiseppe Sechi; auch erweiterten sich ihre Lebensanschauungen auf den Reisen, die sie oftmals mit ihrem Vater durch Italien und nach der französischen Schweiz machte. Auf einer dieser Reisen lernte sie den jungen Gentilomo kennen, mit dem sie sich 1839, erst 17 Jahre alt, vermählte.

Im Jahre 1844 wurde Eugenia der große Schmerz, ihren Gatten durch den Tod zu verlieren. Niemals vorher hatte sie sich entschließen können, etwas von ihren Poesieen zu veröffentlichen. Jetzt vertiefte sie sich in das von ihr in glücklichen Zeiten begonnene Gedicht „Nicaule“ und ließ es im Druck erscheinen. Diese Dichtung schildert den Besuch der Königin von Saba bei Salomon und gehört zu den lieblichsten Poesieen der italienischen Werke der Neuzeit. Abraham Lattes, Rabbiner in Venedig, hatte die Vorrede zu derselben geschrieben. Die folgenden Arbeiten Eugenia's, die bald darauf erschienen, waren auch den Stoffen der Bibel entlehnt, „Rebecca“, „Der Tod Jacobs“, „Psalmen Davids“ in Sistinen. Auch Uebertragungen hebräischer Dichtungen aus dem 11. und 12. Jahrhundert hat sie in italienischer Sprache veröffentlicht. 1857 erschien ihre „nuovi Poetic“, welche sie den Manen Luigi Carcer's widmete, eines Freundes, der nicht ohne

Einfluß auf ihre poetischen Arbeiten gewesen und der ihr auch durch den Tod entrissen war.

Die meisten Almanache und Journale Italiens haben Arbeiten von Eugenia Pavia Gentilomo gebracht und Männer von wissenschaftlicher und dichterischer Bedeutung wie Grossi, Paravia, der berühmte Orientalist Bianchetti, Montonari, der Uebersetzer Schillers, haben die geistreiche Eugenia in Wort und Schrift verherrlicht. Das Ateneo di Venezia ernannte sie im Jahre 1856 zum korrespondierenden Mitgliede; es ist dies die erste Dame, welche einer solchen Ehre teilhaftig wurde. Zwölf Jahre betrauerte Eugenia ihren Gatten, vermählte sich aber dann zum zweiten Male mit dem auch als Dramatiker und Schriftsteller bekannten Advokaten Leone Fortis in Venedig, mit dem sie eine sehr glückliche Ehe führt und nur ihrem häuslichen Glück und der Schriftstellerei lebt.



Auguste v. Littrow-Bischoff

geb. 1819, gest. 1890.

Am 25. März 1890 starb in Wien eine der feinsinnigsten und würdevollsten Frauen, Auguste von Littrow, geborene von Bischoff-Altenstern, nach langen und schweren Leiden im 72. Lebensjahre. Frau von Littrow, die Witwe des bekannten Astronomen und Direktors der Sternwarte, Reg.-Rat Karl von Littrow, war in Prag geboren, wo ihr Vater, J. R. Bischoff von Altenstern, Professor war, später wirkte er am Josephinum in Wien. Ihre Mutter, die Tochter des Schriftstellers Kuh, war selbst Schriftstellerin und blieb nicht ohne Einfluß auf den lebhaften Geist der Tochter, welche schon früh sich in dichterischen und litterarischen Arbeiten versuchte. Die Frauenbewegung hatte die vollste Teilnahme der geistreichen Frau, und so war auch eine ihrer ersten Arbeiten der Frauenfrage gewidmet; der Tod ihres 1864 gestorbenen hoffnungsvollen Sohnes, Otto August, der sie tief niederbeugte, ließ sie den Namen desselben als Schriftstellerin annehmen.

Innige Freundschaft verband Frau von Littrow mit Grillparzer und den Schwestern Fröhlich. Ihre im Druck erschienenen Mitteilungen über ihren persönlichen Verkehr mit dem Dichter lesen sich ungemein fesselnd und geben Zeugnis von der reichen litterarischen Begabung der nun Verewigten. Sie gie bt da eine Reihe bezeichnender Charakterzüge, erzählt die (von ihr herbeigeführte) Begegnung des großen Dramatikers mit seiner großen Darstellerin, Charlotte Wolter, giebt Aufschluß über manche Pläne Grillparzers, u. a. über die Entwürfe, nach welchen er sein Fragment „Esther“ weiterführen wollte &c. Nicht minder ergiebig waren ihre gelegentlich veröffentlichten Mitteilungen über Ottilie und Alma von Göthe.

Die „Neue Freie Presse“ zählte sie zu ihrem willkommenen Mitarbeiter. Ein solcher war sie auch vielen Frauenvereinen mit idealen Zwecken. Sie hatte dem Frauentag 1869 in Berlin beigewohnt, und ihre edle, kräftige und doch echt weibliche Erscheinung, ihr entschiedener und doch mild und wohlwollend urteilender Geist werden allen, die ihr näher getreten, unvergeßlich sein.

Frau von Littrow führte ein anmutendes, schönes Familienleben, an dem noch die greise Mutter, Frau Johanna von Bischoff-Altenstern, teilnahm, der es auferlegt ist, 92 Jahr alt, die Tochter vor sich ins Grab sinken zu sehen. Um sie trauern zwei Töchter und ein Sohn, Ella von Lang, Gattin des Professors Dr. Viktor von Lang, Dora, Freiin von Doblhoff, Gattin des Freiherrn Rudolph von Doblhoff, und Dr. Arthur von Littrow.

Ein Jahr vor ihrem Tode veröffentlichte Auguste von Littrow unter dem Titel: „Jugenderinnerungen von Johann von Bischoff, Mitteilungen für Kind und Kindeskinder“, Wien 1889, lebendig geschriebene Schilderungen der Belagerung und Besetzung von Breslau durch die Franzosen 1806—1809. Der außerordentliche Beifall, welchen dies nur als Manuskript für Freunde gedruckte Büchlein in den besten Kreisen der Wiener Gelehrten- und Künstlerwelt fand, war eine der letzten Lebensfreuden von Auguste von Littrow. Gesellschaftlich hat die edle Frau Einfluß geübt, wie wenige andere Damen der Wiener Gesellschaft. In ihrem gastlichen Hause waren die Zierden der Gelehrtenwelt ebenso willkommen, wie Künstler, Hochadelige und aufstrebende, jugendliche Talente. Kein Geringerer als Rudolf von Ihering hat ihr denn auch seinen „Kampf ums Recht“ in freundlicher, dankbarer Verehrung gewidmet. Daß Frau von Littrow thatkräftig und mutvoll dem Frauenerwerbverein als Ausschußmitglied seit Jahren angehört, hat sie auch mit zu einer Vertreterin der praktischen Frauenbestrebungen im Dienste des Fortschritts bewährt.



Paolina Ranieri*)

geb. 1821, gest. 1878.

Ohne jemals eine gedruckte Seite mit ihrem Namen zu unterzeichnen, ohne aus der bescheidenen Dunkelheit herauszutreten, in der ihre keusche Seele sich verborgen hielt, hat Paolina Ranieri länger als 30 Jahre hindurch den lebhaftesten Anteil an der politischen und litterarischen Bewegung ihres Vaterlandes genommen. So bescheiden und zurückgezogen ihr Leben war, spiegelt sich die Zeitgeschichte Neapels lebhaft darin ab.

Anfang der zwanziger Jahre in Neapel geboren, war Paolina noch ein Kind, als ihr Bruder Antonio in die Verbannung ging. Während dieser gezwungenen Abwesenheit verloren sie die Mutter, die in den besten Lebensjahren starb. „Sie starb," erzählt Antonio Ranieri, „ohne mich wiedergesehen zu haben, so sehr sie auch darnach verlangt hatte, aber die Tyrannen, die dazumal die Gewalt in Händen hatten, hörten nicht auf ihre Bitten. Ich erfuhr ihren Tod am Postschalter in Florenz, in Gegenwart von Alexander Poerio, der mich in seinen Armen auffing, als ich ohnmächtig zusammenbrach, und zwei Monate lang nicht von meiner Seite wich."

Bei seiner Ankunft wurde Ranieri vor den berüchtigten Polizeiminister Del Caretto geführt, der ihm die Rückkehr erlaubt hatte, ihm aber nun verbot, die Stadt zu verlassen. Der Unglückliche mußte diesen Befehl überschreiten, wenn er aufs Land gehen wollte, seine Angehörigen zu umarmen. Paolina war zu einer schönen anmutigen Jungfrau erblüht, begeistert für alles Hohe und Edle in der

*) Quelle: Fanni Arndt.

Natur wie in der Kunst. Sie hatte einen hochgebildeten und starken Geist, ein Herz voll aufopfernder Liebe: Tapferkeit und Entschlossenheit paarten sich bei ihr mit Milde und Sanftmut. Paolina war von klassischer Schönheit. Ihr hoher, majestätischer Wuchs, die griechische Nase, hellenische Züge, das Auge, zwischen Schwarz und Grau schimmernd, hatte einen schwärmerischen Ausdruck.

Trotz der Freude, die zärtlich geliebte Schwester nach so langer Trennung wieder zu sehen, war Antonio tief bekümmert. Während der drei Jahre, die er in Florenz gelebt, hatte er Leopardi, den berühmten Dichter, seinen besten, teuersten Freund nicht verlassen, und als er sich von ihm trennte, war dieser dem Tode nahe. „Bringe ihn hierher," sagte Paolina zum Bruder, „und wenn er einer barmherzigen Schwester bedarf, so werde ich es sein."

Ranieri reiste nach Florenz und brachte Leopardi nach Neapel; er verließ mit seiner jungen Schwester das väterliche Haus, um den sterbenden Dichter zu pflegen. Sie zogen mit dem Freunde auf den Hügel von Capodimonte, dessen milde, balsamische Luft den Brustkranken sehr zuträglich ist. Als die Brustkrankheit etwas gebessert schien, bildete sich die Wassersucht aus; der Kranke wurde immer schwächer. Da siedelten sie sich auf dem Abhange des Vesuvs an, damit dort die frischere und stärkendere Luft dem erschöpften Körper mehr Blut zuführe. So opferten sich zwei Leben hin, um ein drittes, an dem zwei schreckliche Krankheiten zehrten, dem jede Stunde ein qualvoller Tod drohte, zu verlängern. Sie fügten sich in alle Launen und Grillen des Kranken und erfüllten alle seine Wünsche. Das Brot mußte drei Meilen weit aus der Stadt kommen; des Morgens legte er sich schlafen, des Abends stand er auf, um Mitternacht speiste er zu Mittag; er lebte in tiefster Zurückgezogenheit, wo möglich in nächtlicher Dunkelheit, um seinen Gram und sein Mißgeschick zu verbergen; sie beriefen die geschicktesten Aerzte an sein Krankenbett, sie kämpften nicht blos gegen seine Krankheit, sondern gegen ihn selbst, denn er war so exzentrisch, daß er mit allem Mißbrauch trieb. Dazumal hielt sich auch unser berühmter Landsmann Platen in Neapel auf und verkehrte viel in dem gastfreien Hause des interessanten Geschwisterpaares. Hier lernte er Leopardi kennen. Geistes- und seelenverwandt, schlossen sie bald innige Freundschaft. Nach Platens Tode, der einsam und verlassen, fern von seiner Heimat in Sizilien starb, schrieb Ranieri in italienischer Sprache einen kurzen Lebensabriß des Dichters.

Volle vier Jahre dauerte Leopardi's furchtbare Krankheit, und während dieses langen Zeitraumes verließ Paolina nicht sein Krankenlager. Sogar noch nach dem Tode forderte die Freundschaft schwere Opfer. Es handelte sich um ein anständiges Grab für die irdische Hülle des großen Dichters; es mußten jedoch während der Cholera-Epidemie, die damals halb Neapel verheerte, alle Leichname, selbst wenn auch eine andere Krankheit die Todesursache war, in ein und dieselbe Gruft geworfen werden, und die Polizei hielt diese Verordnung mit unerbittlicher Strenge aufrecht. Selbst bei dem kurz zuvor gestorbenen Kriegsminister durfte keine Ausnahme gemacht werden. Um den Leichnam Leopardi's zu retten, mußte der Freund

neue Geldopfer bringen — durch einen goldenen Händedruck ward das scheinbar Unmögliche erreicht.

Nachdem sie ihn begraben hatten, weihten Bruder und Schwester beinahe ihr ganzes Leben dem Ruhme des so früh verstorbenen Dichters. Dazumal war Leopardi noch wenig bekannt, keines seiner Gedichte war im Volksmunde. Die einzelnen zerstreuten Meisterwerke — Prosa und Poesie — die einem größeren Leserkreis verständlich waren, mußten erst zusammengestellt werden, damit die Italiener die geistigen Schöpfungen ihres großen Mitbürgers, dessen Namen sie kaum gehört hatten, kennen lernten. Ranieri und seine Schwester unterzogen sich mit unermüdlicher Ausdauer dieser schwierigen, mühseligen Arbeit und mit dem besten Erfolge; ihre Herausgabe der Schriften Leopardi's in zwei Bänden und ihre Notizen über sein Leben, wie über seine Schicksale machten aus dem bis dahin unsicheren Ruf des Dichters eine anerkannte Berühmtheit Italiens.

Schon während Leopardi's Leben hatten sie gemeinsam jene Ausgabe vorbereitet; Leopardi diktierte, Ranieri erklärte und Paolina schrieb. Als das Manuskript fertig gestellt war, wußte man nicht, wo man es drucken lassen sollte. In Neapel unter der Aufsicht der Polizei und der Geistlichkeit war es unmöglich; Florenz war damals die einzige Stadt in Italien, wo die Presse, wenn auch nicht frei, doch unter der Herrschaft eines mild gesinnten, absoluten Herrschers stand. Man wandte sich daher an einen damals fast noch unbekannten Verleger in Florenz, Le Monnier, für welchen die Herausgabe des Leopardi'schen Werkes der erste Anfang zu glänzendem Reichtum wurde. Es reichte jedoch nicht aus, einen Verleger zu haben; man hatte vor allem sich mit dem Censor zu verständigen. Zu diesem Zweck reisten Ranieri und seine Schwester dreimal nach Florenz. Der Censor — Kanonikus Bini — war kein böser Mann, aber er fürchtete seinen eigenen Schatten und namentlich die Ungnade des Heiligen Vaters. Und wie sollte man einem bigotten, eingeschüchterten Priester den kühnen Geist, den erhabenen Gedankenflug, die welterschütternden Ideen eines Mannes wie Leopardi, der sich zu der Religion der Verzweiflung bekannte, verständlich machen? Paolina löste dieses schwierige Problem durch ihre Beredsamkeit und Ueberzeugungsgabe; sie setzte es durch, die Worte des großen Dichters unverstümmelt zu erhalten, indem einzelne beruhigende Notizen hinzugefügt wurden. Damit hat sie der italienischen Litteratur einen hervorragenden Dienst geleistet.

Leopardi's Schriften, besonders seine Gedichte, sind mehrfach ins Deutsche übertragen, zuletzt von Paul Heyse, der die schwierige Aufgabe mit gewohnter Meisterschaft gelöst hat.

Während seiner Verbannung hatte Ranieri in Frankreich und England gelebt und genaue Kenntnis von den dortigen Wohlthätigkeitsanstalten genommen. Nach Neapel zurückgekehrt, besuchte er hier nach einander die Anstalten, die demselben Zwecke dienten, zuerst die Annunziata, eine ähnliche Anstalt wie das Findelhaus in Paris. Er sah hier ein Loch von der Größe eines Fensters am Postschalter, in welches notleidende Mütter und sündige ihre Neugeborenen hineinwarfen;

er sah vor Schmutz starrende Säle, grausame Wärterinnen, eine Verwaltung, die alles mit der größten Gleichgültigkeit betrieb, einen Oberen, der grob und impertinent war, Mauern, wie in einem Gefängnis, ein Wohlthun, das eher einer Bestrafung glich.

Sofort entschloß er sich, in einer Schrift dieses scheinheilige Gebahren, welches die gröbsten Mißbräuche verdeckte, zu geißeln; das Buch ist der Roman „Ginevra", der erste Roman, der soziale Fragen behandelt und für die Armut in die Schranken tritt. Es sind diese „Mysterien von Neapel" einige Jahre vor den „Mysterien von Paris" in die Oeffentlichkeit gekommen und vielleicht nicht ohne Einfluß auf das berühmte Werk von Eugen Sue gewesen. Paolina hatte einen wesentlichen Anteil an dem Roman, sie hatte ihn dem Bruder gleichsam inspiriert. „Es ist ihr Werk," äußerte Ranieri einmal zu einem Freunde; „ich hatte es „Paolina" betitelt, aber aus Bescheidenheit bat sie mich, den Namen umzu ändern."

Für das Buch erhielt Ranieri eine zweimonatliche Gefängnisstrafe, die Anstalt wurde jedoch reformiert. Diese Gefangenschaft gehörte stets zu Ranieri's liebsten Erinnerungen. Seine Schwester stand ihm im Gefängnis treu zur Seite und sagte ihm wiederholt: „Ist es nicht gut, dieser armen Kinder halber zu leiden?"

Antonio Ranieri hat viel geschrieben, immer gemeinsam mit Paolina; er sagte — vielleicht nicht ohne Uebertreibung — daß er ihr alles verdanke. Paolina lebte mit ihrem Bruder in der innigsten geistigen Gemeinschaft, sie gefiel sich nur auf der Höhe des Lebens. Sie wußte die ganze göttliche Komödie auswendig. Dabei war sie die verkörperte Bescheidenheit, zurückhaltend in ihrem Urteil, obgleich stets klar die Dinge und Menschen durchschauend. Darum gefiel sie auch allen gelehrten Freunden ihres Bruders so sehr: Carlo Pepoli, Jean Pierre Vissieux (der sonst alle Frauen haßte), der Historiker Atto Vannucci, Gian Battista Niccolini, Gino Capponi nahmen gern an ihren kleinen Abend-Unterhaltungen teil. Ihr hat Giusti zuerst seinen „Gingillino" vorgelesen.

Es kam das Jahr 1848. Antonio Ranieri schien berufen, wichtigen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen; sein vieljähriger Aufenthalt im Auslande, die dort gesammelten Erfahrungen, die Verfolgungen, die er im Vaterlande erlitten, sein litterarischer Ruf, seine historischen Kenntnisse, seine Autorität in Rechtsfragen, schienen ihn zu einem Minister des konstitutionellen Ferdinand II. geeignet zu machen. Er hatte indessen den Mut und die Klugheit, nicht hervorzutreten und von einer Revolution nichts zu erwarten, die mit dem Ruf: „Es lebe der Papst," in Szene gesetzt wurde. In der That blieb Pius IX. auch nicht lange liberal und noch weniger Ferdinand II., der den Papst sogar einen Jacobiner genannt hatte. Die blutige Kontre-Revolution in Neapel, die Flucht des Papstes aus Rom nach Gaeta, sind ein Beleg für Ranieri's richtiges Urteil der Sachlage.

Die Reaktion wütete allerorts furchtbar. Dennoch konnte Ranieri in Neapel

bleiben, weil er sich von allem fern gehalten hatte. Seine Freunde glaubten sicher, es geschah auf Paolina's Rat; sie selbst hat sich nie darüber geäußert. Aber wie wurde er überwacht und verfolgt! Ganz Neapel seufzte unter dem schwersten Druck, keiner war seines Lebens sicher; das Schwert des Damokles schwebte über eines Jeden Haupte; jeden Augenblick konnte die Polizei in die Wohnungen eindringen, alles durchsuchen und jeden nur irgend Verdächtigen ins Gefängnis schleppen. Ein Buch, das von der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens handelte, mußte versteckt werden; man hatte dazu eigens angebrachte Löcher im Fußboden oder in der Wand. Die beiden Bände von Leopardi, „Arnoldo von Brescia", von Niccolini, die Freiheitslieder von Berchet mußten auf solche Weise verborgen werden. Bei jedem Glockenzuge fragte man sich erschreckt: „Wer kann es sein? Vielleicht ein Häscher? Ein geheimer Polizist in gelben Handschuhen?"

In Ranieri's Studierzimmer wurde damals von 1856—60 mit Hilfe von Antonio und Paolina eine Broschüre verfaßt unter dem Titel: „Ist Italien das Land der Todten?" Alles, was die kleine Schrift Richtiges und Gutes enthält über die Liebe zum Vaterlande, den Kultus der Vergangenheit, das Vertrauen in die Zukunft, die Beurteilung der Hauptfragen, die Notizen über Giusti, Leopardi, Niccolini, Vissieux und vieles Andere rührt von dem Bruder und der Schwester her. Was die zahlreichen Irrtümer und Ungenauigkeiten betrifft, so sind sie auf Rechnung des französischen Autors, der mit seinem Namen die Schrift unterzeichnet hat, zu setzen. Auf mehr als einer Seite fühlt man heraus, was die Italiener pietà nennen — und was man wohl am richtigsten mit Pietät wiedergiebt. Es ist dies Paolina's wesentlicher Anteil an der Schrift.

Inzwischen war Garibaldi in Marsala gelandet. Die Zeit bis zu seinem Einzuge in Neapel erschien eine Ewigkeit; man konnte das Schlimmste befürchten, wenn man an die Kontre-Revolution von 1848 und 1799 dachte; man traute dem Sohne Ferdinand II. alles zu, er könne Neapel niederbrennen, ehe er abzöge. Bruder und Schwester trennten sich in dieser Schreckenszeit so wenig wie möglich von einander, und nur mit den Worten: „Leb' wohl für immer, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten."

Während des Kampfes am Volturno zwischen Franz II., der in Capua eingeschlossen war, und Garibaldi, der in Caserta lagerte, verwandte Paolina ihr ganzes Leinenzeug zu Bandagen und Charpie für die Verwundeten. Eines Tages in der Ambulanz sagte ein Garibaldianer zu ihr, auf einen Schwerverwundeten weisend: „Zu dem geht nicht, er ist ein Bourbone." Da ging sie sofort auf den Verwundeten zu mit den Worten: „Hier sind alle Brüder." Mit diesen einfachen Worten löste sie ohne Kongreß die damals noch unbekannte Frage von der Neutralität der Verwundeten.

Als Ruhe und Ordnung wieder hergestellt waren, nahm Ranieri keine Gunstbezeugung von der neuen Regierung an; er wollte blos Deputierter im Parlament sein. Es war ein weiter Weg bis nach Turin, wo damals noch das Parlament tagte. Ehe die Eisenbahn fertig war, mußte man von Neapel nach Genua

zu Wasser 36 Stunden bei Sturm, Unwetter, Seekrankheit. Alle schifften sich ein: Bruder, Schwester, die beiden alten treuen Dienstmädchen und selbst Ziribillo, der Stieglitz, der Liebling, das verzogene Kind der Familie wurde mitgenommen.

Für die Neapolitaner war es ein wirkliches Herzeleid, den blauen Himmel und die milde Luft des Südens mit dem kalten nebligen Turin zu vertauschen, wo es im Winter ebenso schneit und friert wie im Norden. Außerdem hatten die Neapolitaner zu große Hoffnungen an ihre Vereinigung mit Italien geknüpft, die sich unmöglich erfüllen konnten. Gerade im Anfang hatten sie schwere Kämpfe zu bestehen und viel zu erdulden: das Räuberunwesen, den Belagerungszustand, den ungeheuren Zuwachs an Steuern, das Fallen der Rente, die Schädigung der lokalen Industrie durch die Handelsverträge, der Verschwörungsherd an der nahen römischen Grenze, der von Rom aus unterhalten wurde — alles das waren Mißstände, die große und allgemeine Unzufriedenheit erregten.

Ranieri ging bald zur Opposition über und ließ sich bloß das Interesse seiner engeren Heimat angelegen sein. Lag ihm auch das Wohl des großen, geeinigten Vaterlandes am Herzen, so kämpfte er doch vor allem für das Interesse des ehemaligen Königreichs Neapel und seiner Vaterstadt. Dabei sah er sich von vielen seiner früheren Freunde und Gesinnungsgenossen im Stich gelassen. Sie verkannten nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen die neue Regierung zu kämpfen hatte, so daß sie mit dem besten Willen in vielen Dingen nicht anders handeln, auf die speziellen Wünsche der Neapolitaner nicht Rücksicht nehmen konnte, sondern das große Ganze im Auge haben mußte.

Aber Antonio und Paolina waren zwei jener antiken Charaktere, die an ihrer einmal gewonnenen Ueberzeugung unerschütterlich festhalten und eher darüber zu Grunde gehen, als dawider handeln. Dadurch standen sie bald vereinzelt; die jahrelang Freunde und Gesinnungsgenossen waren, traten nun einander gegenüber. „Wir waren bald nur noch eine Partei zu zweien,“ äußerte Ranieri einmal. Diese Vereinsamung brach jedoch das Herz der edlen Frau, sie hatte zuviel gelitten und zuviel gehofft. Nach langen Leiden — durch die zärtliche Freundschaft und die hingebende Pflege des Bruders gemildert — starb sie am 11. Oktober 1878 zu Portici. Sie ruht an der Stelle, die das Municipium von Neapel zu ihrer Bestattung angeboten hatte. Trotz seines tiefen, untröstlichen Schmerzes gewann der sie noch um zehn Jahre (er starb am 9. Januar 1888) überlebende Bruder soviel Kraft über sich, um in flüchtigen Umrissen den Lebenslauf der Dahingeschiedenen niederzuschreiben. Dieser Nekrolog wurde von einem vieljährigen Freunde der Familie, Giulio Minervini, Direktor der Universitätsbibliothek in Neapel, in der Sitzung der neapolitanischen Akademie der Litteratur und der schönen Künste am 5. November vorgelesen, worauf die Akademie mit Einstimmigkeit folgende Tagesordnung votierte:

„Tief erschüttert durch den Tod Paolina Ranieri's, Antonio's Schwester, und voll Teilnahme für den Schmerz unseres hochverehrten Kollegen und Bruders,

dessen Leben fast eins war mit dem der Verstorbenen, zum Trost für seine bekümmerte Seele und zu Ehren der ausgezeichneten Tugenden der edlen Frau nehmen wir ihre Bruderschaft an. Gleichzeitig anerkennen wir, daß das ihrem Andenken gezollte Lob in Vers und Prosa das würdigste Denkmal ist, um den Namen Paolina Ranieri's ihre seltenen Gaben des Geistes wie des Herzens, ihre hohen Verdienste um die italienische Litteratur und um die politische Wiedergeburt unseres Vaterlandes zu ehren."

Die Akademie della Crusca in Florenz hat aus eigenem Antriebe sich dem Beschluß der Akademie in Neapel angeschlossen.



Giannina Milli*)

geb. 1827, gest. 1888.

Unter den italienischen Frauen, die also an der Erhebung ihres Landes, wenn auch nur mittelbar, so doch in hervorragender Weise mitgewirkt haben, gebührt der einst hochberühmten Improvisatorin Giannina Milli eine ausgezeichnete Stelle. Jetzt wird selbst in Italien ihr Name nur selten noch genannt, von dem noch vor einem Menschenalter alle Welt des Rühmens voll war; im Auslande wird er nur Wenigen bekannt sein, und doch ist er es wert, unvergessen zu bleiben, wenn auch die wunderbare Gabe der Improvisation, welche die Milli berühmt machte, fast so schnell und spurlos an dem Sinne vorübergehet, wie die Kunst der Mimen, wenn auch lange schon die Stimme schweigt, die einst all ihre Zuhörer entzückte.

In Teramo, einem kleinen Städtchen in den Abruzzen, wurde Giannina 1827 geboren. Ihr Vater war Sattler, ein einfacher Handwerker, ihre Mutter, die Tochter eines Buchhändlers, hatte keineswegs den Grad von Bildung, den man bei uns in diesem Stande als selbstverständlich voraussetzen würde, aber sie hatte lesen und schreiben gelernt (das war schon viel für ihre Verhältnisse und für die damalige Zeit!) und hatte im Laden ihres Vaters eine Menge Bücher gelesen. Es lebte in ihr ein großer Wissensdrang und eine Begeisterung für Poesie. In das Haus des schlichten Handwerkers hatte sie ihre Lieblingsbücher mitgenommen, las sie immer wieder und kannte einen großen Teil der klassischen Dichtungen Italiens auswendig. Ihr kleines

*) Quelle: Therese Höpfner.

Töchterchen zeigte schon im zartesten Alter große geistige Begabung und eine merkwürdige Lebendigkeit und Schnelligkeit der Auffassung. Das talentvolle Kind war der Stolz und die Freude der Mutter, und ihr innigster Wunsch, die Kleine über die beschränkte Sphäre des eigenen Lebens herauszuheben. Sie hatte das Kind immer um sich, beschäftigte sich mit ihr früh und spät, erzählte ihr Geschichten, sang ihr Lieder vor und sagte ihr Gedichte auf, von denen die Kleine noch nicht viel verstanden haben mag, die sie aber, mit wahrhaft phänomalem Gedächtnis begabt, schnell auswendig behielt und mit wunderbarem Ausdruck deklamierte. So war Poesie die erste geistige Nahrung des Kindes, und nicht lange sollte es beim bloßen Aufnehmen sein Bewenden haben. Eines Tages überraschte die kleine Giannina ihre Mutter durch das Hersagen einer Strophe, welche diese nie zuvor gehört hatte. Woher hatte sie diese Verse? Was war das? — Das erste Stammeln einer Dichterin! Unbewußt hatte die Kleine diese Verse selbst gedichtet, welche die entzückte Mutter sich von ihr mehrmals wiederholen ließ, um sie dann mit Kohle an die Wand in der Werkstatt ihres Mannes zu schreiben. Kamen nun Kunden, so zeigte sie darauf mit Stolz, und jeder wollte das kluge kleine Mädchen sehen, das den Kopf voll Verse hatte. Und die kleine Giannina sang und dichtete spielend und wurde bald in der Gegend bekannt und wie ein Wunderkind angestaunt.

Als eines Tages der König von Neapel, Ferdinand I., nach Terrano kam, begrüßte ihn die Kleine mit selbstverfaßten Versen und überreichte ihm einen Blumenstrauß, was ihn rührte und erfreute; denn der Bourbonenkönig, eine wie traurige Rolle er auch in der Geschichte des unglücklichen Neapel gespielt und wie sehr er den Haß seiner Gegner verdient haben mag, hatte doch bei alledem ein wohlwollendes Herz für das Volk und namentlich hatte er Kinder sehr gern. So nahm er die poetische Begrüßung der Kleinen sehr huldvoll auf, erkundigte sich eingehend nach ihren Verhältnissen, sprach freundlich mit ihr und sagte endlich, sie möge sich eine Gnade ausbitten. „Was hättest Du wohl gern?“ „Ich möchte recht viel lernen, ich möchte gebildet werden!“ bat sie in flehentlichem Tone. Diese Bitte überraschte den König ebenso sehr, als sie ihn rührte; um sie aufs zweckmäßigste zu erfüllen, ordnete er Giannina's sofortige Aufnahme in eine der besten Erziehungsanstalten von Neapel an. Allein im Käfig gedieh der zarte, an ungebundene Freiheit gewohnte Singvogel nicht. Die Kleine fühlte sich bedrückt durch den Zwang der Schule und eingeschüchtert durch das Zusammensein mit so vielen Kindern. Vor allen Dingen aber fehlte ihr die liebe Mutter mit ihren Liedern und Gedichten. Sie ließ das Köpfchen hängen, wurde blaß und mager, dichtete oder sang nicht mehr oder strömte höchstens die Sehnsucht nach der Mutter in rührenden Klageliedern aus. Zum Glück hatte man Einsicht genug, das eigengeartete Kind nicht unter die Schablone der Alltäglichkeit zwingen zu wollen.

Der König ließ sich über seinen kleinen Schützling Bericht erstatten und ordnete in Folge dessen an, daß Giannina ihre Bildung durch Privatunterricht

im Hause, unter dem Auge der Mutter erhalten solle, die deshalb nach Neapel übersiedelte. Nun ging alles nach Wunsch, und über den Beruf des jungen Mädchens war bald kein Zweifel mehr. Sie war eine Naturdichterin, der die Verse von den Lippen flossen, der es ein Bedürfnis war, zu singen — denn sie trug ihre Improvisationen in getragenem, halbsingenden Tone vor. Giannina hatte eine süße, einschmeichelnde Stimme, alles an ihr war Poesie und Harmonie — eine feine, graziöse Gestalt, liebliche Züge, von prachtvollem schwarzen Haar umrahmt, das bis ins Alter seine schöne glänzende Farbe bewahrt hatte und herrliche dunkle Augen, die bald feurig, bald schwärmerisch blickten. Keine stolze, gebietende Schönheit war sie, sondern zart und harmonisch, wie ein verkörpertes Lied, eine holdselige Erscheinung, deren Zauber niemand widerstehen konnte.

Nachdem sie als Kind schon viel in Privatkreisen improvisiert hatte, trat sie, kaum sechzehnjährig, öffentlich auf und errang sofort entschiedene Erfolge, die mit der Zeit immer glänzender wurden und sich schließlich zu wahren Triumphzügen durch Italien gestalteten.

Ueberall wurde sie gefeiert und nicht zum mindesten in Rom, sogar in den Kreisen der hohen Geistlichkeit. Da ist in einer Gesellschaft von Kardinälen einmal ein ergötzlicher Zwischenfall vorgekommen. Sie erbat sich Reime zu einem Sonett, elf brachten die Eminenzen glücklich zusammen — „aber ich bitte! mir fehlen noch drei!" „Schadet nichts," sagte einer der hochwürdigen Herren, „machen Sie Ihr Sonett ein bischen kürzer!" —

Manchmal deklamierte sie Stellen aus klassischen Dichtungen oder verwob sie mit ihren eigenen Versen. Die Mutter war immer mit Leib und Seele dabei und half auch wohl ein, wenn einmal ein Wort fehlte. Der Strom der Dichtung quoll unerschöpflich fort aus ihrer jungen Seele, und in der Form der Verse hatte sie durch die tägliche Uebung eine fabelhafte Gewandtheit erlangt.

Nur eines Tages blieb sie stecken und das war ein ebenso rührender wie charakteristischer Umstand. Man hatte ihr als Thema Il Romorso (Gewissensbisse) gegeben. Sie begann, wurde verwirrt, brach ab und sagte dann zu ihren Zuhörern mit dem rührendsten Ausdruck der Unschuld der Stimme und Geberde: „Verzeihen Sie mir! Ich kenne das nicht! — Ich habe nie etwas Böses gethan! wie sollte ich Gewissensbisse kennen und wie kann ich ausdrücken, was ich nie empfunden habe?" — Diese unbefangene kindliche Erklärung rief natürlich größeren Beifall hervor, als die lebhafteste Schilderung herzzerreißender Gewissensbisse es gekonnt hätte.

Gewöhnlich ging übrigens Giannina nicht ganz unvorbereitet ans Werk. Sie hatte die Geschichte und Litteratur ihres Vaterlandes gründlich studiert. Jedesmal, ehe sie eine Stadt besuchte, machte sie sich mit der Spezialgeschichte derselben, mit ihren örtlichen Verhältnissen, ihren berühmten Männern, kurz mit allem, was für ihr jedesmaliges Publikum von besonderem Interesse sein konnte, ganz genau bekannt, und sie hatte eine Fülle von Gedanken und Vorstellungen

zur Hand, die ihr zu gute kommen mußten, wenn ihre Zuhörer das von ihr zu behandelnde Thema aus dem Bereiche der ihnen zunächst liegenden Interessen entnahmen oder die sie andernfalls geschickt in ihre Improvisation einflechten und dabei sicher sein konnte, ihr Publikum durch Anspielungen auf ihnen wohlbekannte Thatsachen oder liebgewordene Anschauungen und Erinnerungen angenehm zu berühren und zu fesseln.

Giannina Milli trat zuerst in den vierziger Jahren auf, als die Hoffnung der Einheit und Freiheit Italiens noch wie ein bloßer Traum erschien. Damals verschlang die Politik noch nicht jedes andere Interesse, und eben weil sie in den Hintergrund gedrängt wurde, wandten die edelsten Gemüter, gerade die, welche jenen schönen Traum träumten, ihre Begeisterung der Poesie zu, welche die süße Sprache redete, die lange Zeit das einzige Band der Einheit zwischen den zerstückelten Gliedern des geknechteten Landes war.

Auch die junge Dichterin träumte und sang von der Größe und Herrlichkeit ihres Vaterlandes, und ihr Lied fand begeisterten Wiederhall in den Herzen aller Patrioten. Allein es kam ihrem königlichen Wohlthäter und Gönner zu Ohren, daß sie in Florenz mit allzu großer Begeisterung die Sache der Freiheit gefeiert habe und in diesem Punkte verstand er keinen Scherz.

Die Rückkehr nach Neapel wurde ihr sofort untersagt. Zwar mag die Ausweisung aus dem Heimatlande die Familie schmerzlich betroffen haben; im Grunde aber war der Schaden nicht so groß, da man der Dichterin in den übrigen Gegenden Italiens keine Hindernisse in den Weg legte. Sie ließ sich mit den Ihrigen in Florenz nieder, denn die Eltern hatten sie auf all ihren Fahrten begleitet.

Der Vater hatte sein Handwerk aufgegeben; er hatte ja jetzt eine berühmte Tochter und konnte den Signore spielen!

So hatte das junge Mädchen eine ganze Familie zu unterhalten, und das war der Grund, weshalb sie sich nicht vermählte, denn an Bewerbern fehlte es der Gefeierten nicht, obschon von allen ihren Bekannten immer hervorgehoben wurde, daß sie sich noch mehr die Herzen der Frauen eroberte als die der Männer. Die kostbarsten Geschenke, goldene Geschmeide und Juwelen wurden ihr von edlen Frauen gespendet. Ihre Einnahmen beliefen sich an einem Abend oft auf mehrere tausend Frank, denn die Reichsten und Vornehmsten strömten herzu, sie zu hören, sie mochte das Eintrittsgeld zu ihren Vorträgen (Accademia sagte man) so hoch ansetzen, wie sie nur wollte.

Frauen waren es auch, die zuerst daran dachten, die Zukunft der Dichterin zu sichern. In Florenz, wo sie allgemein geliebt und geachtet war, trat ein Komite von Damen zusammen und sammelte ein Legat zu einer Milli-Stiftung, aus der Giannina lebenslang 3000 Frank jährlich bezog. Diese Stiftung soll als ein ehrendes Gedächtnis für sie auch nach ihren Tode fortbestehen und später einer anderen italienischen Frau zu gute kommen, die sich auf dem Gebiete der vaterländischen Litteratur ausgezeichnet haben wird.

In Florenz wurde das Haus der Gefeierten der Sammelplatz für die geistige Blüte der Gesellschaft Manzoni und Massimo d'Azeglio, Gioberti und Guerrazzi, alles was Florenz an geistigen Größen aufzuweisen hatte, verkehrte in ihrem Salon. Giannina empfing ihre Gäste mit liebenswürdiger Anmut; sie wurde von allen als die eigentliche Herrin des Hauses angesehen; indessen ihre Mutter war immer anwesend. Diese gute Frau trug eines Augenleidens wegen eine große grüne Brille und wurde wegen ihrer männlichen, etwas grotesken Erscheinung statt la Mamma von den Hausfreunden il Mammo genannt.

Von allen, welche Giannina in ihrer Glanzzeit gekannt haben, wird die anmutiger Unbefangenheit, die liebenswürdige Bescheidenheit, das echt Weibliche ihres ganzen Wesens und Auftretens gerühmt; wohl war sie sich ihres Wertes bewußt, aber sie pochte nicht darauf und war ebenso frei von Stolz und Hochmut, wie von jener kleinlichen Eitelkeit, die beständig bestrebt ist, das eigene Verdienst vor andern zur Geltung zu bringen.

Eine Anzahl von Gedichten der Milli sind im Druck erschienen hübsche ansprechende melodische Verse, doch nicht von hervorragender Bedeutung.

Ihr wahrer Ruhm beruhte auf ihrer Improvisation. Durch viele Jahre blieb ihre wunderbare Gabe ihr getreu und ebenso blieb das Interesse des Publikums dafür lebendig. Da schien es, als sollte der sprudelnde Quell versiegen. Es war in Verona, wo sie plötzlich in einer Deklamation abbrechen mußte, weil ihr die Worte fehlten. Dieser Vorfall machte einen mächtigen Eindruck auf sie und nahm ihr die Sicherheit und Unbefangenheit.

Von da ab wollte sie nicht mehr öffentlich auftreten. Immer noch aber blieb sie der Mittelpunkt des geistreichen Kreises, der sich bei ihr zu versammeln pflegte und sie nahm an dem litterarischen Leben, wie später an der politischen Entwickelung ihres Vaterlandes lebhaften Anteil.

Als durch die Einnahme von Rom das Werk der Einigung gekrönt und die kühnsten Hoffnungen der Patrioten erfüllt wurden, erging an Giannina Milli der ehrenvolle Ruf, nach der Hauptstadt des geeinigten Italiens zu kommen, um dort die Stellung einer Vorsteherin an der ersten Scuola normale (Bildungsanstalt für Lehrerinnen) zu übernehmen.

Nach einigen Jahren reichte sie, schon in vorgerücktem Alter stehend, Herrn Cassone die Hand, der gleich ihr auf dem Gebiet des Unterrichts und der Erziehung thätig war. Die Sängerin war verstummt, und mit der nimmer fehlenden Schlagfertigkeit sagte man in Rom: ha messo la lira nel cassone! (sie hat ihre Leier in den Kasten gelegt).

In dem Leben und Wirken dieser ausgezeichneten Frau symbolisiert sich gewissermaßen die Bestimmung und das Geschick ihres Landes. Vor dreißig Jahren dichtete und träumte Italien von seiner Befreiung und sang in heißer Sehnsucht Freiheitslieder. Jetzt, da es seine Freiheit errungen hat, da Italien geeint ist, müssen die Italiener für ihren Beruf als Bürger eines großen und freien Vaterlandes erzogen werden.

Und so sang und dichtete die Milli in ihrer Jugend von den Wünschen und Hoffungen ihres Vaterlandes, — in gereiften Jahren widmete sie sich der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, dem jetzt das hohe Gut geistiger Ausbildung leichter zugänglich ist als damals, wo das hochbegabte Mädchen es als höchstes Glück erflehte und nur durch königliche Gunst erreichen konnte.

Mit dem Gatten vereint verfolgte sie am Abend ihres Lebens das gleiche Streben und blieb sich selbst treu, indem sie die Kräfte ihres Geistes und Gemütes den höchsten Lebenszwecken, dem Dienste des Vaterlandes weihete.

Den Tod ihres Mannes, den sie innig liebte, vermochte sie nicht lange zu überleben. Wenige Monate, nach seinem Dahinscheiden, starb sie im Sommer 1888.



Frau Julie Salis-Schwabe*)

geb. 1819.

In dem Kranze derjenigen Frauen, welche in unserem Jahrhundert Segensreiches für ihre Zeit und die Zukunft des Menschengeschlechtes geschaffen, darf die Frau nicht fehlen, welche es verstanden, im Verfolgen eines hohen Zieles sich über die Schranken der Nationalität und der weiten räumlichen Entfernung hinwegzusetzen, um eine Anstalt reiner Menschenliebe zu begründen, da wo es am meisten not that für die Erziehung eines Volkes einzutreten, das bis dahin demoralisiert, in Unwissenheit und Aberglauben, in Unreinlichkeit und Trägheit dahinlebend, fast unberührt war von den Segnungen pädagogischer Kulturarbeit.

Es ist dies Frau Julie Salis-Schwabe, deren Namen mit der Verbreitung und Förderung der Ideen des großen Pädagogen Fröbel (und eines demselben geistig verwandten sehr bedeutenden Engländers William Ellis, dessen Leben vor einigen Monaten von einem seiner Schüler, Mr. Blyth, publiziert worden) unauflöslich verknüpft bleibt. Sie wurde am 31. Januar 1819 von wohlhabenden Eltern in Bremen geboren.

Ihr Vater war Kaufmann und verlegte zwei Jahre später seinen Wohnsitz nach Hamburg, wo Julie Schwabe bis zu ihrem 16. Jahre eine gute Schule besuchte und dann zu ihrer weiteren Ausbildung, teils auch aus Gesundheitsrücksichten auf zwei Jahre nach Leipzig ging und dort in einem befreundeten Hause vielseitigen Privatunterricht genoß. Wenige Monate nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus verheiratete sie sich mit einem Vetter gleichen Namens, einem ausgezeichneten Manne, der schon in seiner Jugend nach England übersiedelte, und eine große Kattunfabrik in der Nähe von Manchester besaß, wo er wie ein Vater für seine (800—900) Arbeiter sorgte, was noch bis zum heutigen Tage in demselben Geiste

*) Nach autobiographischen Notizen und Berichten der Frau Adele von Portugall.

von den jetzigen Besitzern, seinen Söhnen, fortgesetzt wird, welche mit vereinten Kräften die zum geistigen und körperlichen Wohl ihrer Arbeiter ins Leben gerufenen Anstalten, Schulen, Lesezimmer u. s. w. stets noch zu vervollkommnen eifrig bestrebt sind.

In dem gastfreien Hause des hochgebildeten Paares entfaltete sich, während eine frische Kinderschar heranblühte, ein reiches, gehaltvolles Leben, das von echt liberalem Geiste beseelt war. So fanden sich ausgezeichnete Männer und Frauen aller Richtungen dort zusammen, besonders aber waren außer den Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, die Vertreter humaner Bestrebungen stets hochwillkommen.

Viele der ersten Geister der Zeit kehrten bei ihnen ein, und noch steht die schöne gemüt- und geistvolle Geselligkeit des von wahrhaft philanthropischem Geiste durchwehten Hauses bei Allen, die daran teilnahmen, in glänzender Erinnerung, ob im Wohnsitz bei Manchester oder später auf der schönen Villa am Seegestade auf der Insel Anglesea in North-Wales. Dieselbe ist mit herrlichen Bildern geschmückt, mit Kopien von Murillos großartigsten Gemälden in Sevilla und Madrid, die Herr Schwabe auf der Reise durch Spanien anfertigen ließ, sowie den herrlichsten Meisterwerken Ary Scheffer's und einigen der bedeutenden englischen Künstler.

Herr Schwabe sah in der Kunst immer ein großes Erziehungsmittel und bemerkte oft, wenn Kinder, von schönen Kunstschätzen umgeben, in der Jugend lernen sich daran erfreuen, so werden sie keinen Geschmack an Niedrigem und Gemeinem finden, und Frau Schwabe hat denn auch das Glück, ihre Kinder von dem in England mitunter hervortretenden traurigen Neigungen zum Trunke, zum Wetten und zum Hazardspiele frei zu wissen.

Unter den vielen Künstlern, deren sich das Schwabe'sche Haus erfreute, seien nur genannt: Jenny Lind, welche in diesem Hause ihren Gatten, Otto Goldschmidt, kennen lernte, Sir Julius Benedict, Chopin, Rubinstein, Ary Scheffer u. A.

Mit dem großen Parlamentarier Richard Cobden und seiner Frau verband sie eine enge Freundschaft. Aber wie reich und breit das Leben nach außen sich auch gestaltete, die, welche es kannten, wissen, wie es ebenso sehr in die Tiefe ging, wo es sich dem Blicke entzog; wie denen, die Unterstützung, Rat, Trost oder Förderung bedurften, in den verschiedensten Lebenslagen und zwar in eingehender Teilnahme die helfende Hand dargereicht wurde, was ohne viel persönliche Arbeit, ohne manches nicht geringe Liebesopfer an Zeit und Mühe nicht zu erreichen war.

Es war im Jahre 1853, als Herr und Frau Schwabe umgeben von ihren 7 Kindern sich des höchsten Glückes in ihrer herrlichen Villa Glyngarth an der Menai-Street erfreuten, als, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, plötzlich zwei Kinder am Scharlachfieber erkrankten. Herr Schwabe, welcher viel bei den kranken Kindern weilte, zog sich eine Ansteckung zu und fiel am 23. Juli, ein Opfer dieses bösen Fiebers.

Er hinterließ eine vom Schmerz niedergedrückte Witwe mit 7 Kindern (4 Söhnen und 3 Töchtern) von denen das älteste 13 Jahre und das jüngste 8 Monate zählte.

Frau Schwabe, welche als Vormund der Kinder testamentarisch eingesetzt war, suchte nach besten Kräften im Geiste ihres edlen Gatten die Kinder zu erziehen und hatte das Glück, daß Herrn Schwabe's Freunde, Baron von Bunsen, Richard Cobden, Ary Scheffer ꝛc. ihre Freundschaft auf sie übertrugen, und ihr stets mit Rat und That zur Seite standen. Man sagt, daß Witwen und Waisen unter Gottes besonderem Schutze stehen, und das Wort bewährte sich. Es gelang Frau Schwabe, ihre verwaisten Kinder sich moralisch, geistig und körperlich nach Wunsch entfalten zu sehen. Nur hatte sie das große Unglück, im Jahre 1883 ihren jüngsten Sohn, einen herrlichen jungen Mann im 29. Lebensjahre, plötzlich nach nur achttägiger Krankheit durch eine Lungenentzündung zu verlieren.

Bis zur Mündigkeit ihres ältesten Sohnes hielt Frau Schwabe ein Heim aufrecht in Rhodes-House bei Manchester, nahe der Fabrik, wo sie zuerst 1837 als junge Frau ihren Einzug gehalten.

1865 siedelte sie dann mit ihren Töchtern nach London über und bezog ein Haus im Westend, welches sie auch jetzt noch bewohnt.

Das nachherige großartige Wirken von Julie Salis Schwabe ist nicht aus späteren zufälligen Ursachen entstanden, ist nicht durch äußere Begebenheiten bestimmt worden, sondern derselben humanen Liebesquelle entsprungen, welche sich in ihr in frühester Jugend als Tochter einer edlen, menschenfreundlichen Mutter (und seit ihrem 18. Jahre als Gattin eines ungewöhnlich edlen, gebildeten Mannes) immer mehr und mehr entfaltete. —

Sie ist eine von den seltenen Frauen, deren Zahl in England in Folge eines regeren Gemeingeistes größer ist, als bei uns, die von echt menschenfreundlicher religiöser Überzeugung und Liebe durchdrungen, ihr geistiges und materielles Vermögen, nach, und bei treuer Erfüllung ihrer Familienpflichten, zum Wohl ihrer Mitmenschen in den Dienst einer großen Idee gestellt haben. —

Im Jahre 1846 machten Herr und Frau Salis Schwabe mit Richard Cobden und seiner Frau eine Reise durch Spanien, wo sie bei der Trauung der Königin Isabella und deren Schwester mit dem Herzog von Montpensier, zugegen waren.

Überall wurde Cobden, der große Apostel des Freihandels und des Friedens, der soeben die Abschaffung der Kornzölle in England nach unermüdlichem Feldzug mit den Friedenswaffen der Rede und der Feder erfochten, enthusiastisch bewillkommnet; und bei der Ankunft in Madrid erhielten Cobden und seine Reisegenossen vom Premier-Minister eine Einladung zur königlichen Trauung.

Cobden pflegte zu sagen: „Der Freihandel ist ein göttliches Gesetz; wäre es nicht so, dann wäre die Welt anders geschaffen worden. Ein Land besitzt Kohlen, das andere Eisen, wieder eines Wein und Früchte, das vierte Baumwolle; somit liegt es augenscheinlich im Willen der Vorsehung, daß die Völker brüderlich verkehren, ihre Schätze mit einander austauschen sollen.“

Die Erinnerungen dieser spanischen Reise gab Frau Julie Salis Schwabe 1879 mit einer Vorrede des berühmten Nationalökonomen G. de Molinari (Membre de l'Institut à Paris) unter dem Titel „Souvenirs de Richard Cobden“

bei Guillaumin & Comp. in Paris heraus, zum Besten des internationalen Fröbel-Institutes in Neapel.

Als die große Kunstausstellung 1857 in Manchester stattfand, kam Ary Scheffer mit seiner Tochter Frau Dr. Marjolin nach England, er wohnte in Manchester bei Frau Schwabe, und nach Besichtigung der Ausstellung war er für einige Wochen der Gast auf ihrer schönen Villa in North-Wales auf der Insel Anglesea, wo er während seines Aufenthaltes freundschaftlich ein Bild ihrer ältesten Tochter, der jetzigen Frau Geheimrat Binz in Bonn, malte.

Es war eine schöne Zeit, und es wurde verabredet, daß Frau Schwabe den kommenden Winter mit ihrer Familie in Paris zubringen sollte; teils aus erziehlichen Rücksichten für die Kinder, teils daß Frau Schwabe als Sekretär Scheffer's dienen, und nach Diktat seine Lebensgeschichte für seine Tochter niederschreiben solle. Demzufolge löste Frau Schwabe ihren Haushalt für die Zeit auf, und machte alle nötigen Vorbereitungen zur Abreise, als ein Telegramm von Herrn und Frau Doktor Marjolin den plötzlichen Tod Ary Scheffer's meldete.

Frau Schwabe reiste mit dem nächsten Zuge nach Paris zu der unglücklichen Tochter, die sie in der zeitweiligen Sommerwohnung Scheffer's, in seinem Atelier, vor seinem letzten Bilde „Der Engel die Auferstehung Christi verkündend“ fand; das Bild war nicht ganz vollendet und noch naß, er hatte bis zum letzten Augenblick daran gemalt.

Tief erschüttert von diesem unerwarteten Schicksalsschlag hatte Frau Schwabe nicht den Mut, ihren Vorsatz, den Winter mit ihren Kindern in Paris zuzubringen, auszuführen; da aber das Haus in England bereits aufgepackt, und Kinder, Gouvernanten und Begleitung reisefertig waren, so faßte Frau Schwabe den Entschluß, endlich den langgehegten Wunsch, Italien zu sehen, auszuführen, und so verlebte sie den Winter 1858—59 mit ihrem ganzen Hausstande teils in Florenz und teils in Rom.

Im Winter 1860—61 ging Frau Schwabe aus erziehlichen Rücksichten wieder mit ihren ältesten Kindern nach Rom, wo ihr Sohn, der eben in London die Universität verlassen, Kunstgeschichte studierte, und wo sie mit einander eine durch Kunst und geselligen Verkehr hochanregende schöne Zeit verlebten.

Im Mai auf ihrer Rückkehr nach England machte sie in Caprera die persönliche Bekanntschaft Garibaldi's; sie brachte drei Tage auf der Felseninsel zu und wohnte der Hochzeit von Garibaldi's ältester Tochter dort bei.

Hier in dem natur- und kunstschönen Italien lernte Frau Salis-Schwabe ganz neue sociale Verhältnisse kennen. Da gab es besonders in Neapel, wo sie längere Zeit weilte, viele Hunderte, die nie ein geregeltes Familienleben, eine geordnete Häuslichkeit, ja kaum eine Heim- und Ruhestätte kannten. Sie leben bei Tag auf der Straße und kriechen des Nachts auf eine Hausschwelle oder in den schmutzigen Winkel einer Hütte auf eine Lagerstatt, die sie für wenige Soldis erringen. Diese Soldis zum Essen und zur Schlafstelle verdienen sie durch Betteln oder kleine Hülfeleistungen. Das Betteln ist in Neapel ein geduldeter

Broterwerb, den niemand für Schande hält. Die Reisenden können ein Liedlein davon singen, wie harmlos das Betteln von der Masse des neapolitanischen Volkes getrieben wird, und in so liebenswürdiger Weise, daß man — zu schelten vergißt und immer wieder giebt.

Viel, sehr viel an der Entartung des Volkes, unter der besonders die Jugend gelitten hatte, trugen die furchtbar unnatürlichen politischen Verhältnisse unter der Fremdherrschaft in Neapel bei. Systematisch wurden die reichen Anlagen und Fähigkeiten in der Unfreiheit dem Druck und Zwang unterdrückt und Lug und Heuchelei großgezogen. Fortwährendes Knechten und Unterdrücken fremder Tyrannen, und in dem letzten Jahrhundert, mit wenigen Unterbrechungen, systematisches Verdummen und Beugen unter eine geistig beschränkte Priesterherrschaft — welches Volk würde da nicht Selbstvertrauen und Thatkraft verlieren und eines geistigen Todes sterben?

Jedoch nicht gänzlich läßt der menschliche Geist sich unter die Füße treten, nicht auf immer in beliebige Formen kneten. So auch hier. Das so lange unterdrückte geistige Leben glimmte fort unter der Asche, die Besten des Volkes erhoben ihre Stimme, Freiheit, Leben und persönliches Glück unerschrocken in die Schanze schlagend für die Rechte ihrer unterdrückten und schmählich geknechteten Brüder. Endlose Qualen, namenloses Elend eben dieser Besten knüpft sich an dieses Blatt der italienischen Geschichte. Aber sie haben nicht umsonst gekämpft, diese Geisteshelden, der Freiheitsmorgen ist endlich angebrochen, das Volk hat gerichtet.

In der Reihe der Helden, die Italiens Einheit hergestellt haben, erhebt sich das Dreigestirn Victor Emanuel, Garibaldi und Cavour: sie hatten das Werk beendigt und aus dem zersplitterten Italien ein konstitutionelles Königreich gegründet.

Somit war nun das Volk eingesetzt in seine Rechte; aber an das Recht knüpft sich die Pflicht, und ein geknechtetes Volk weiß von dieser nichts. Es handelte sich also darum, es durch eine normale Entwickelung zur Pflichterfüllung heranzubilden. Die Errichtung von Schulen war dazu allein nicht hinreichend, es bedurfte einer nach allen Seiten eingreifenden Thätigkeit, denn eine Riesenarbeit war zu vollbringen, und diese verlangte dringend die Hülfe der Frauen. Eine nationale Erziehung kann sich nicht vollziehen ohne die Mitwirkung der Frau, die das Haus ausbaut und schmückt, die edlen Sitten hütet, die Tugend entwickelt und fördert durch Wort und That. Dies fühlten die edlen Frauen Italiens, die sich zum thätigen Eingreifen in die allgemeine Arbeit rüsteten; sie fühlten, daß die politische Wiedergeburt ihres Vaterlandes nur dann dem Volke ein Segen werden könnte, wenn gleichzeitig für seine sittliche und geistige Erhebung das Nötige geschehe, einerseits durch Errichtung von Schulen, andrerseits durch Heranbildung zu Ordnung, Reinlichkeit und praktischer Thätigkeit, gestützt auf gesunde Grundsätze der Moral und Religion. Statistische Berichte hatten ergeben, daß von 6 500 000 Seelen in der Provinz Neapel nur 67 431 Schulunterricht erhielten, die anderen aber der Verdummung und dem Aberglauben

preisgegeben waren. Es ist allbekannt, daß unter Ferdinands II. Regierung die Volksbildung nicht allein vernachlässigt, sondern sogar verspottet wurde.

Es trat nun im Jahre 1860 ein Frauen-Komité in Turin zusammen, welches im Bewußtsein der Größe seiner Aufgabe gleichgesinnte Frauen aller civilisierten Nationen zur Mitarbeit an ihrem Werke aufrief.

Im Jahre 1861 richtete Garibaldi an die Frauen Italiens folgenden Brief: „Es ist meine Pflicht, Sie für eine Idee zu gewinnen, welche von einigen edlen fremdländischen Frauen angeregt wurde. Es ist die Notwendigkeit, die moralische und materielle Lage der unteren Schichten der Bevölkerung zu verbessern. Die politische Freiheit, welche der größere Teil der italienischen Halbinsel erlangt hat, genügt nicht für die ganze Masse des Volkes. Diese muß ebenso physisch teilnehmen an den Wohlthaten und geistig an den Reformen der Erziehung, die allein von erniedrigenden Vorurteilen und Unwissenheit zu emanzipieren vermag, in welchen sie bis dahin gehalten wurde.

Gesunde Nahrung, Arbeit und Erziehung sind die drei Güter, welche wohlwollende Frauen für das Volk erstreben!

Die Frau, mit der ihr angeborenen Neigung Kinder zu erziehen, ist für diesen Zweck geeigneter zu wirken, als der Mann. Sie ist zartfühlender und hochherziger!

Allerdings bestehen bei uns schon Gesellschaften gegenseitiger Hilfe und solche für die arbeitenden Klassen und deren Veranstaltungen verdienen alles Lob! Aber verbinden sich die oberen Klassen zu Gunsten der Kinder der Armut?

Besuchen sie die Hütten um Leiden und Elend kennen zu lernen? Nein! Jene Gesellschaften bestehen meist aus Ehrenmännern, — ohne genügende Mittel. Sie bringen Worte des Mitgefühls und Trostes an die Krankenlager der Armen, für die Notleidenden und Hungrigen; aber sie haben nichts als Worte. Lasset die Mächtigen der Erde sich dem Armen nähern, ihre Lage verbessern, sie erziehen, ihnen beistehen, dann wird der große Abgrund überbrückt werden, welcher die menschliche Gesellschaft in Arme und Reiche, in Entbehrende und Besitzende teilt, den Abgrund, der die Besitzlosen zu Feinden der Gesellschaft und des Staates macht und sie oft in Europa veranlaßt, sich gegen die sociale Ordnung aufzulehnen, indem sie glauben, in der Zerstörung der oberen Klassen das einzige Mittel zu haben, das Elend der unteren Schichten zu mildern!

Ich habe den festen Glauben an das Mitgefühl der italienischen Frauen aller Klassen, daß ich es wage, mich an sie zu wenden, um sie aufzufordern, diesem edlen Ziele nachzustreben.

In den hundert Städten Italiens mögen Frauen Comités bilden, mit dem Zweck, Mittel jeder Art aufzutreiben, sei es in Italien selbst oder im Ausland, um sich der Bedürftigen anzunehmen, zunächst durch Begründung von Schulen für eine bessere Erziehung.

Wir werden niemals Vollkommenheit erlangen, sie ist Sterblichen versagt; allein indem wir das Los der Armen verbessern, sie veredeln, beweisen wir, daß das Geringe, was wir erreichen, ist, ein freies und civilisiertes Volk zu erziehen,

in dem, nach dem Gesetze Christi's, es keine anderen Glieder giebt, als Brüder und Schwestern. G. Garibaldi.

Dieser Aufruf fand ein warmes Echo in den Herzen der edelsten Frauen Italiens, welche fühlten, daß die politische Widergeburt ihres Vaterlandes nur dann segensreich für das Volk werden könnte, wenn man sich zu seiner geistigen und sittlichen Erhebung vereinige, einerseits durch Errichtung von Schulen, andrerseits, indem man auf Reinlichkeit, Ordnung und Gesundheit hinwirke und die Armen zu praktischer Industriearbeit erziehe, ihnen aber zugleich religiöse und moralische Grundsätze gebe. —

In Beantwortung des Garibaldischen offenen Briefes bildete sich in Turin 1861 ein Damencomité, welches zu einer „Philantropischen Gesellschaft italienischer Frauen" zusammentrat und ein Programm an alle Städte versandte, um Hülfscomités zu bilden, deren Aufgabe es zunächst war, Geld zu sammeln um 1. Armenschulen, 2. Schutzgesellschaften, 3. Institute für die armen Waisen der Freiheitskämpfer Italiens zu gründen. Bei Errichtung von Erziehungsinstituten sollte der am meisten notleidende Süden besonders Berücksichtigung finden und die Aufmerksamkeit sich auf Neapel und Palermo concentrieren, wo das Volk am verkommensten sei.

An die Spitze dieser Vereinigung trat Marchesa Anna Pallavicino Trivulzio als Präsidentin, Marchesa Constanza d'Azeglio Alfieri, Signora Rahel Farino, Contessa Marianno Musio, Duchessa Bevilacqua la Masa, Signora Teresa Ricci, Marchesa del Correto di Son Giulia, Frl. Remusat, Signora Luigia Piria Cosenz, Frau Helene Monnet, Signora Angioletta Giacosa Gautier, Signora Rubinia Mattencci, Frau Terese von Pulßky Walter, Signorina Bianca Rebizzo und Marchesa Augrogna Pallavicino.

Dies Comité beschloß, die Frauen Englands zu Rate zu ziehen, welche so reich an Erfahrungen auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und Marchesa Pallavicino wandte sich 1861 in einem Briefe an die ihr bekannt gewordene Frau Julie Salis-Schwabe in London, in welchem es unter anderem hieß:

„Nach einem officiellen Bericht von Luigi Settembrini, General-Inspector der öffentlichen Schulen, sind in der Provinz Neapel 1845 Gemeinden, von denen 846 ohne jede Schule bestehen, so daß von den 5 500 000 Einwohnern nur 67 431 Schulunterricht genossen haben, also von hundert Kindern kaum eines. Die Lehrer werden jämmerlich besoldet. Das höchste Gehalt ist 120 Dukaten pro Jahr (389 Mark) jährlich, das geringste $2^1/_2$ Dukaten oder $8^1/_2$ Mark, der Durchschnittsgehalt 18 Dukaten oder 59 Mark pro Jahr. Im Ganzen wurden bis zum Jahre 1861 nur 400 000 Mark für Unterrichtszwecke in der Provinz Neapel ausgegeben. Diese Thatsachen waren so für sich sprechend, daß der großmütige König Victor Emanuel bei seinem ersten Besuch in Neapel aus seiner Privatchatoulle 200 000 Frc. zur Erziehung des Volkes spendete.

Hierauf und auf den Aufruf Garibaldis an Italiens Frauen bildeten sich Hülfsgesellschaften. Unser Wille ist gut, doch unsere Hände sind schwach. Und darum wenden wir uns an Sie, welcher das in Neapel herrschende Elend so be-

kannt ist und die mit den philanthropischen Gesinnungen Garibaldis so vertraut ist, in der Hoffnung, daß Sie die Vermittlerin unsrer Wünsche bei den englischen Schwestern sein wollen, um Mittel für unsere Zwecke zu sammeln."

(gez.) Marchesa Anna Pallavicino Trivulzo,
Präsidentin der philantropischen Gesellschaft italienischer Frauen.

Frau Salis Schwabe, mit ihrem teilnehmenden Herzen an Menschenwohl und Menschenweh, ergriff mit der ihr eigenen eisernen Energie die große Idee der italienischen Schwestern und trat für sie ein. Durch ihre einflußreiche Stellung gelang es ihr, in kurzer Zeit eine Summe von 2000 Pfund Sterling (40 000 Mark) zu sammeln. Auch bestimmte sie Jenny Lind-Goldschmidt mit ihrem Gatten zum Besten des Unternehmens ein Concert zu geben, dessen Ertrag 20 000 Mark (1000 Pfund Sterling) war. Mit Hülfe dieser Summe und einer zwei Jahre anhaltenden Subskription die 400 Pfund Sterling (8000 Mark) brachte, begründete Frau Julie Salis-Schwabe im Jahre 1861 eine Elementarschule in Neapel, aus der sich durch eine merkwürdige Verkettung der Verhältnisse und natürlich mit unendlichem Aufwande von Kraft, Zeit und Geld das jetzige „Instituto Frœbel als Musterinstitut entwickelt hat. Wie dies geschah, geht aus einem Bericht, von Frau Salis Schwabe selbst verfaßt, hervor; demselben ist die betreffende Stelle entnommen:

„Als Vertreterin des Turiner Frauen-Komité in England hatte ich dort in sehr kurzer Zeit 2000 Pfund Sterling zur Gründung von Schulen in Süditalien gesammelt; 1861 eröffnete ich eine Mädchenschule in Neapel, unter der trefflichen Leitung von Miß Reeve aus London, welche den besten Erfolg hatte. Wir waren gerade auf dem Punkte, durch Hinzufügung einer Gewerbeschule die Kosten des Instituts zu decken, als die Cholera, welche 1865 in Neapel wütete, die in ihrer Pflichterfüllung unermüdliche Miß Reeve hinwegraffte. Da ich in jener Zeit keine passende Nachfolgerin für sie finden konnte, mußte ich die Schule schließen. Inzwischen bemühte ich mich unaufhörlich, passende Lehrkräfte für diesen Zweck zu gewinnen und heranzubilden.

Im Winter 1871—72 wurde ich während meines Aufenthaltes in Rom und Neapel dem Kultusminister Correnti vorgestellt, und machte ihm den Vorschlag, die noch in meinen Händen befindlichen 500 Pfund Sterling zu Gunsten Süditaliens für Einführung der besten Lehrmethoden Deutschlands und Englands in Neapel zu verwenden, wenn er mir ein Gebäude für diesen Zweck anweisen wolle.

Der Minister sandte mich mit warmen Empfehlungen an den Präfekten und das Municipio in Neapel, welches mir einen Teil des großen Klosters Donna Regina zur Verfügung stellte und das Ministerium bewilligte 24 000 Fr., um das Lokal für meine Zwecke einzurichten. Im September 1872 hoffte ich einen Kindergarten nebst Elementarschule eröffnen zu können. Durch den plötzlichen Tod des Präfekten und einen Wechsel im Municipio Neapels wurde mir unerwarteter Weise das von den Vorgängern versprochene Lokal vorenthalten, und ich ging im März 1873 von England nach Italien in der festen Absicht, alle meine Verbindungen dort aufzulösen. Der damalige Kultusminister Scialojo bestimmte mich indessen meinen Entschluß aufzugeben, und bat mich dringend, nach

Neapel zurückzukehren, wo er ein großes Regierungsgebäude mit großem Garten das Ex-Collegio Medico sowie die 24 000 Fr., die sein Vorgänger zum Ausbau des Klosters Donna Regina versprochen, mir zur Verfügung stellte und zwar auf drei Jahre, welche dreijährig so lange verlängert werden sollten, so lange die Schule gedeihlich sich entwickeln werde. Dieser unerwartete Erfolg machte auf Frau Schwabe einen tiefen Eindruck. So viel Vertrauen, das man man in sie setzte, gab ihr das Gefühl der Verantwortlichkeit und befestigte in ihr den Wunsch der Bevölkerung Neapels ein Muster-Institut zu schaffen. Frau Schwabe's eigene Worte, in einem Briefe an mich, über ihre damaligen Intentionen sind:

Es handelte sich hier nicht um Gründung eines einzelnen Instituts, noch um die Erziehung eines einzelnen Volkes, das mir als geborene Deutsche und englische Unterthanin weniger nahe lag, und wohin mich nur die Aufforderung seitens italienischer Frauen führte. Das, wonach ich strebe, ist, das meinige dazu zu thun, eine Erziehung zu verbreiten, die nicht eine Gedächtnisübung und Ansammlung von Kenntnissen ist, sondern die alle geistigen, körperlichen und seelischen Kräfte des Menschen von frühester Kindheit an harmonisch zu entwickeln und den Charakter zu bilden strebt. Das war Froebel's Ideal und in diesem Sinne möchte ich Froebel überall verstanden und seine Erziehungsmethode allen Klassen und allen Nationen nahe gebracht sehen."

In sechs Monaten wurde in einem Teile der ruinenhaften Hallen des Ex-Medico ein wahres Musterschullokal für etwa 500 Kinder hergestellt. Im September 1873 wurde darin der Kindergarten und im Dezember desselben Jahres die Elementarschule eröffnet. Das Vorurteil gegen dies Werk war aber zu jener Zeit so groß, daß trotz dieses ausgezeichneten Lokals und dreier trefflicher Lehrer nur neun Kinder den Kindergarten und fünf die Elementarschule besuchten.

Von diesem Zeitpunkt an, also in 18 Jahren, hat sich das Institut großartig entwickelt. Die Anstalt, so wie sie jetzt ist, umfaßt Kindergarten, Elementarschule, höhere Mädchenschule, Volksschule und Froebel-Seminar; zu letzterem werden nur geprüfte Lehrerinnen zugelassen.

Der Kindergarten, welcher, wie überall, Kinder von 3—6 Jahren aufnimmt, teilt sich in zwei Teile, der eine unentgeltlich (Volkskindergarten), der andere bezahlend. Dasselbe gilt von der Elementarschule. Jeder Kindergarten hat drei Abteilungen und jede der Elementarschulen vier Klassen. Kindergarten und Elementarschule sind verbunden durch drei parallele Übergangs- oder Vermittelungsklassen, in welche die Kinder nach vollendetem 6. Lebensjahre eintreten. In diesen Vermittlungsklassen werden Lesen, Schreiben und Rechnen den Spielen und Kindergartenbeschäftigungen beigefügt. Im Kindergarten sind, wie in der Familie, Knaben und Mädchen beieinander, in den Schulklassen sind sie getrennt. Die Knaben verlassen die Anstalt im 11.—12. Jahre, die Mädchen hingegen setzen ihre Studien in der Scoula superiore fort, machen mit dem 17.—18. Jahre ihr Staatsexamen und treten dann in das Fröbelseminar, wo sie praktisch und theoretisch zu Kindergärtnerinnen gebildet werden. Das Seminar nimmt aber auch Mädchen anderer Institute auf, nur müssen sie, wie schon gesagt, das Diplom haben. Mit Aus-

nahme der drei obern Klassen der Scuola superiore (die ganze Schule besteht aus 5 Klassen), in denen die besten Professoren der Stadt unterrichten, werden alle Klassen von Lehrerinnen geleitet.

Sämtliche Klassen sowie auch das Seminar beginnen im Winter Morgens um 9 Uhr und schließen Nachmittag 3 Uhr, im Sommer beginnen sie um 8 Uhr und schließen um 4 Uhr. Die Stunde von 12—1 Uhr ist frei, und es wird dann ein leichtes Frühstück in der Anstalt eingenommen, da weder die Kinder noch die Lehrerinnen sie verlassen; dieses ist geboten durch die in Neapel herrschende Sitte, daß Niemand, sei es Kind, junges Mädchen oder Dame, unbegleitet über die Straße gehen darf, wenn sie sich nicht übler Nachrede aussetzen wollen. Nur den Fremden ist es gestattet, allein auszugehen, wie überhaupt diese mit mehr Rücksicht und Achtung als die Einheimischen behandelt werden.

Psychologie, Physiologie, Italienisch und Naturkunde werden von Professoren der Universität gegeben, während Pädagogik, sowie alles was die Methode Froebels umfaßt, von der Vorsteherin des Seminars gelehrt wird. Der Kindergarten wurde 1873 mit 9 Kindern begründet, die Elementarklasse mit 5, das Seminar 1877 mit 8 jungen Mädchen, die Volksschule 1879 mit 170 Kindern. Im Jahr 1890 zählt der Kindergarten 174 Kinder beiderlei Geschlechts, die Elementarschule 417, die Volksschule 449, die höhere Töchterschule 54 und das Seminar 19 Schülerinnen. In 18 Jahren wurden an 10000 Kinder des Segens der Fröbel'schen Erziehung teilhaftig.

Die Baulichkeiten des Instituts sind sehr bedeutend und nehmen einen Raum von 2336 Quadratmeter ein; sie bilden ein abgeschlossenes Rechteck, an dessen inneren Seiten ein Säulengang hinläuft, der einen hübschen, schattigen Garten einschließt und dem Ganzen mit den vielen Terrassen ein anmutiges Ansehen giebt. Zwei Seiten des Gebäudes haben drei Stockwerke, die andern nur zwei. Ein Teil derselben wird zu Wohnzimmern, ein anderer, und zwar bei weitem der größte, zu Klassenräumen benutzt. Die sechs Kindergartenabteilungen, zwei Refektorien, wo die Kleinen ihre Mittagssuppe essen, einige Schulklassen, ein schöner, großer Saal, der zum Sing- und Handarbeitsunterricht und bei festlichen Gelegenheiten benutzt wird, sowie die Direktions- und Empfangszimmer befinden sich zu ebener Erde unter dem Säulengang und öffnen sich alle nach dem Garten. In letzterem können die Kinder fast das ganze Jahr hindurch während der Freistunden nach Herzenslust sich tummeln und vergnügen. In einem großen Saale des oberen Stockwerkes befindet sich eine vollständige Ausstellung des Spiel-, Arbeits- und Anschauungsmaterials des Kindergartens und der Schule in systematischer Aufeinanderfolge geordnet. Der Zweck dieser Ausstellung ist, den Eltern und sonstigen Besuchern der Anstalt durch die Anschauung dieses vollständigen Ganzen ein tieferes und richtigeres Verständnis für die Bestrebungen der Anstalt aufzuschließen. Im Jahre 1876 wurde Frau Salis Schwabe die Anerkennung daß der Staatsrat unter dem Minister Bonghi ihr für dreißig weitere Jahre, bis 1906, die Benutzung des Ex-Collegio Medico gewährte.

Das Instituto Frœbel hatte sich nicht nur als lebensfähig bewährt — sondern

bei kräftiger normaler Entwicklung den edlen Bestrebungen der Gründerin entsprechend, wurde es eine Pflanzstätte, in der geistiges Streben, intelligente Arbeit und allseitige, harmonische Entwicklung sich verbinden, um dem italienischen Staate tüchtige, überzeugungstreue und edelgesinnte Bürger und der Familie weise, liebevolle, aufopfernde Mütter zu erziehen. Dies erkannte die italienische Regierung, welche 1884 der Frau Julie Salis-Schwabe für das Institut eine extra Unterstützung von 50 000 Frcs. bewilligte, um das Gebäude, das dem Verfall nahe war, wieder neu herzustellen.

Frau Julie Salis-Schwabe bringt alljährlich einige Monate in Neapel in unmittelbarer Nähe ihrer Schöpfung zu, in dem Gedeihen und der guten Entwicklung der Anstalten findet sie ihre reichste Belohnung, doch den guten Erfolg verdoppelt ihre Sorge für die Zukunft, und ihr ernstes Streben geht dahin dem Institut eine so feste Grundlage zu geben, daß es allen menschlichen Zufälligkeiten Stand halten kann.

In diesem Verlangen begrüßte sie es freudig, als im Frühling 1887 unter dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Coppino das Institut durch königlichen Erlaß Corporationsrechte erhielt mit dem Titel: Instituto Froebeliano Internazionale Vittorio Emanuele II. Bei dieser Gelegenheit wurde für immer dem Institute eine jährliche Unterstützung von 12 400 Lire vom Unterrichtsministerium bewilligt. Mit dieser Summe und Beiträgen einiger Corporationen in Neapel und den Zinsen von 5 000 Frcs., mit welcher Frau Schwabe das Institut bedacht hat, so wie mit den Einkünften der Schulen ist zu hoffen, daß es für lange Zeiten erhalten wird. Im Frühling 1890 wurde das Kindergartenjubiläum in Neapel gefeiert. Neben der Büste Froebels stand die der Frau Julie Salis Schwabe, von dem Künstler D'Orsi gefertigt, Lorbeer bekränzt.

Professor Trinchese, jetziger Präsident des Instituts hielt eine feurige Rede, welcher ein Vortrag der Frau Adele von Portugall folgte. In beiden wurde die edle Kosmopolitin gefeiert, deren großherziger Beteiligung als Wohlthäterin, Leiterin und ausdauernde Propagandistin nicht allein Neapel, sondern ganz Italien die Einführung des Systems Friedrich Froebels verdankt, des großen deutschen Pädagogen, welcher das Kind in seinen Beziehungen zu Gott, der Natur und der Menschheit harmonisch entwickelt, und der Frau als Mutter und Erzieherin die Stellung anweist, die sie im Hause, wie im Staate als Erzieherin der Menschheit einnimmt.

Frau Julie Salis Schwabe, welche ihr dauerndes Heim in London hat, glücklich im Besitz von Kindern und Enkeln, in den angenehmsten äußeren Lebensverhältnissen, geehrt und anerkannt von Allen, die sie kennen, liebenswürdig und von unversiegbarer Güte, ist trotz ihrer 69 Jahre rüstig, thatkräftig und unermüdlich, ja sie hat bereits zu einem neuen unsterblichen Werk den Plan entworfen und die Mittel zu sammeln begonnen, nämlich auch in England ein Muster-Erziehungsinstitut im Geiste Friedrich Fröbels und William Ellis zu begründen. Möge es ihr gelingen und sie sich noch lange ihres Wirkens erfreuen.

Marie Simon.*)

geb. 1824, gest. 1877.

Marie Simon, wie sie sich nach ihrem noch lebenden zweiten Gatten nannte, und unter welchem Namen sie der Geschichte angehört, die Tochter einer wendischen Bäuerin, Frau Jannasch zu Doberschau bei Bautzen in der Lausitz, war im besten Sinne des Wortes „a self made woman“. Ohne eigentliche Erziehung aufgewachsen — sie lernte erst als erwachsenes Mädchen, bei einer vornehmen Herrschaft im Dienste stehend, schreiben — verdankte sie Alles, was sie war, wußte und konnte, sich selbst, ihrem rastlosen Fleiße, ihrer Energie, ihrem unersättlichen Wissensdrange. Sie ist durch eine sehr harte Schule gegangen, hat das Leben und Leiden der Armut und Dienstbarkeit persönlich im vollen Umfange kennen gelernt, hat an sich selbst erfahren, was es heißt, im Leben einsam, verlassen, trostbedürftig dazustehen. Die schwere, trübe Jugend hat sie aber keineswegs verbittert, sondern in ihrem Herzen erschloß sich ein Quell der reichsten, edelsten, uneigennützigsten Menschenliebe, der Hunderten und Tausenden zum Labsal und Segen werden sollte. Als das Schicksal sich freundlicher für sie gestaltet hatte, als sie an der Seite ihres Gatten in ruhigen, gesicherten Verhältnissen in Dresden lebte und mit ihm vereint in ihrem Geschäfte am Altmarkt für die Begründung eines bürgerlichen Wohlstandes arbeitete, da ging in der Sorge für das eigene Haus die Teilnahme am Ergehen Anderer keineswegs verloren. Unzählige holten sich von der einfachen Kaufmannsfrau Trost, Rat und materielle Hülfe. Sie ward eine Freundin der Armen, eine Helferin der Kranken, eine

*) Quelle: Jenny Hirsch, Mitteilungen im Frauenanwalt.

Beschützerin der Witwen und Waisen, und schon damals hatte die schöne stattliche Frau den Namen „Mutter Simon“ verdient, den erst eine spätere Zeit und eine viel weiter reichende Liebesthätigkeit ihr beilegen sollte.

Das in seinen Folgen so bedeutende, so unsäglich traurige Jahr 1866 war herbeigekommen, im blutigen Kriege standen die deutschen Stämme einander gegegenüber. Dresden war von den Preußen besetzt; die Schlachten in Böhmen wurden in rascher Folge geschlagen, Verwundete der beiden kämpfenden Heere langten in Dresden an.

Jetzt entfaltete Frau Marie Simon eine schnelle, energische Thätigkeit in den Lazaretten, und damit noch nicht zufrieden, erwirkte, man könnte beinahe sagen, erzwang sie sich von dem preußischen Kommandanten der sächsischen Residenz die Erlaubnis, nach dem Kriegsschauplatze zu gehen. Dort zeigte sich ihr großartiges Organisationstalent, ihr praktischer Blick, ihre Energie und ihre aufopfernde, sich selbst vergessende Menschenliebe bald im glänzendsten Lichte. Freund und Feind fand in ihr die gleich liebevolle, bereitwillige und verständige Pflegerin. Dem Würgeengel der Schlacht, dem noch grausigeren der Cholera, welche Sieger wie Besiegte heimtückisch überfiel, rang sie manche Leute ab, und ebenso wußte sie dafür zu sorgen, daß der hungrige Magen des gesunden Kriegers seine Sättigung und Stärkung fand. Schon damals nannten die Soldaten sie allgemein „Mutter Simon“, schon damals ging ihr Name in alle Welt als der eines jener guten Wesen, welche die Vorsehung in Zeiten großer Not sendet, um Leiden zu lindern, Wunden zu heilen.

Nach geschlossenem Frieden kehrte sie nach Dresden zurück, und bescheiden und anspruchslos trat die Frau, deren alle Kriegsberichte gedachten, die von ihrem Könige ausgezeichnet und mit Orden geehrt ward, welche vom Kaiser von Oesterreich den Franz-Joseph-Orden erhielt, welche er, sowie der König und die Königin von Preußen und die Mitglieder des Königshauses in besonderen Audienzen empfingen, wieder in ihr Geschäftslokal und arbeitete ruhig weiter, ihre Thätigkeit im Felde als eine Episode betrachtend.

Der Mensch vermag aber weder im Bösen, noch im Guten eine einzige Ziffer aus seinem Leben zu streichen. Was wir gethan haben, wirkt unaufhaltsam fort und zwingt uns zu fernerem Thun. So erging es auch Marie Simon. Der Krieg hatte mehr denn je die Aufmerksamkeit auf die freiwillige Krankenpflege gelenkt. Aller Orten sah man ein, daß hier ein Feld sei, auf dem noch unendlich viel gethan werden könne. In Dresden wurde unter dem Präsidium und der regsten persönlichen Beteiligung der damaligen Kronprinzessin Carola von Sachsen der Albertverein begründet, der sich die Aufgabe stellte, unabhängig von geistlichen Genossenschaften, aber doch in wohlthuender, fördernder Gemeinsamkeit Krankenpflegerinnen auszubilden und sie in Friedenszeiten unentgeltlich in die Häuser der Armen, gegen Entgelt zu den Wohlhabenderen zu senden, für den Kriegsfall aber eine Anzahl tüchtiger, bewährter Helferinnen ins Feld stellen zu können. Es war selbstverständlich, daß einem solchen Verein darum zu thun sein mußte, in erster

Linie eine Frau wie Marie Simon in seinem Vorstande zu haben. Nicht leicht wurde ihr der Entschluß, diesen neuen Schritt in die Oeffentlichkeit zu thun, aber sie entzog sich dem an sie ergangenen Rufe nicht, und als sie nun die Thätigkeit einmal ergriffen, da gab sie sich ihr hin mit der ihr eigenen Umsicht, Energie, und Aufopferung. Sie ward bald die Seele des Vereins, der schnell und kräftig erwuchs, und wenn sie dabei auch viele Lasten und Mühen zu tragen, alle die Täuschungen und Bitterkeiten zu erfahren hatte, die unzertrennlich vom Vereinsleben sind, so erblühte ihr doch dadurch auch eine schöne duftige Blüte, eine große Genugthuung für ihr Herz. Zwischen der hohen Präsidentin des Vereins und ihr entspann sich eine Freundschaft, wie man sie zwischen zwei Frauen in so verschiedener Lebensstellung, von so verschiedener Erziehung, von ungleichem Alter nicht leicht noch einmal finden mag — und die Königin Carola ist geblieben wie die Kronprinzessin war, Marie Simon aber hing bis zu ihrem letzten Atemzuge an ihrer Kronprinzessin mit einer Liebe, die um so rührender und schöner war, als sie nicht der Königin, sondern echt menschlich der Frau galt.

Der Albertverein sollte bald seine erste, sehr ernste Prüfung bestehen. Am 13. Juli 1870 hatte zu Ems die verhängnisvolle Begegnung zwischen König Wilhelm und Benedetti stattgefunden, nach wenigen Tagen schon stand ganz Deutschland auf zum blutigen, gewaltigen Kriege, der furchtbare Ringkampf zwischen den beiden großen Nachbarvölkern begann. Jetzt war keine Frage mehr, ob Marie Simon ins Feld ziehen werde; die Sache verstand sich von selbst. In den ersten Augusttagen verließ sie Dresden, und erst im März des darauf folgenden Jahres nach geschlossenem Frieden kehrte sie dahin zurück. Sieben Monate war sie in Frankreich ununterbrochen thätig gewesen, allen Strapazen trotzend folgte sie mit ihren Albertinerinnen dem vorrückenden Heere; in der Nähe von Metz und Sedan und zuletzt vor Paris schlug sie ihr Zelt auf. Und wohin sie kam, da brachte sie wie durch unsichtbare Gewalten Ordnung in das Chaos. Wohin sie kam, da wurden die Kranken gebettet und verpflegt, da wurden die Hungrigen gespeist, da ward den Sterbenden der letzte Augenblick leichter und freudiger gemacht. Ihre rechtzeitige Hülfe hat mancher Mutter den Sohn, mancher Gattin den Gatten, manche junge Kraft dem Lande erhalten. Für sich selbst nichts begehrend, das Notwendigste entbehrend, wußte sie für Andere immer herbeizuschaffen, was not that. „Die Freßkompagnie" bei Mutter Simon stand bei den Soldaten in gutem Rufe, die deutschen Heerführer und der deutsche Reichskanzler saßen als Gäste an der von ihr improvisierten Tafel. So gut und liebevoll, so aufopfernd und hingebend sie war, so gerecht und rücksichtsvoll sie selbst den Feind behandelte, so unnachsichtig streng konnte sie sein, wo sie auf bösen Willen, Faulheit und Widerhaarigkeit stieß, und ihre Kriegschronik, aus der sie oft und gern erzählte, hat manches ergötzliche Stückchen aufzuweisen, wie sie Widerspenstige zur Raison brachte und sich Gehorsam zu verschaffen wußte.

Die Strapazen und Entbehrungen waren inzwischen nicht spurlos an Frau Simon vorübergegangen. Schon in Frankreich war sie ernstlich krank gewesen

und nur ihre erstaunliche Willenskraft hielt sie aufrecht. Leidend kehrte sie in die Heimat zurück, leidend blieb sie seitdem, und wohl hätte sie sich der verdienten Ruhe überlassen und mit stiller Genugthuung auf das Geleistete zurückblicken dürfen. Aber sie konnte und wollte nicht rasten. Sie entwarf den Plan, eine Heilstätte für deutsche Invaliden, verbunden mit einem Daheim für alleinstehende Kranke zu gründen und ging mit der ihr eigenen Rührigkeit wenige Monate nach ihrer Rückkehr an die Ausführung ihres Vorhabens, indem sie einen Aufruf erließ.

Wäre dieser Aufruf unmittelbar beim Friedensschlusse, als alle Gemüter noch unter dem unmittelbarsten Eindruck der Ereignisse standen, erschienen, so würde er wahrscheinlich einen ungleich größeren Erfolg gehabt haben. Damals war aber Frau Simon noch in Frankreich und hatte noch keine Zeit gehabt, weitergehende Pläne zu machen, geschweige an deren Verwirklichung zu gehen. Als sie mit ihrem Vorhaben an die Oeffentlichkeit trat, war ein großer Teil des Enthusiasmus bereits verraucht, die Gemüter waren in unserer schnelllebenden Zeit schon wieder von anderen Interessen in Anspruch genommen, und wenn auch das Nationale und Humane des Projektes, wie die verdiente Popularität der Gründerin dem Unternehmen große Teilnahme erwarben und namhafte Beiträge zuführten, so erreichten diese doch lange nicht die Höhe, welche sie zur Ehre Deutschlands und im Interesse der Sache hätte erreichen müssen.

Am Schlusse des ersten Jahres waren etwas über 17 000 Thaler eingegangen, und nur, indem Frau Simon aus ihrem eigenen Vermögen große Opfer brachte, war es möglich geworden, die Heilstätte schon im Laufe desselben in's Leben zu rufen und sie am 23. April 1872, dem Geburtstage des damaligen Kronprinzen von Sachsen, zu eröffnen. Schon im Herbste 1871 hatte die entschlossene Frau nämlich ein für ihre Zwecke vorzüglich geeignetes Grundstück erworben, welches alle Vorzüge eines Landsitzes mit denen eines Krankenaufenthaltes vereinigt.

Für die mit dem Kauf übernommenen Verpflichtungen mußte sie zum großen Teil aus eigenen Mitteln eintreten. Sie gab ihre Häuslichkeit in Dresden auf, benutzte ihr eigenes Mobiliar zur notdürftigsten Einrichtung der vorhandenen Baulichkeiten und eröffnete die erste deutsche Invalidenheilstätte unter den denkbar ungünstigsten Aussichten. Sie verkannte zwar keineswegs die Ungunst der Verhältnisse, aber sie hoffte andrerseits, daß, wenn die Anstalt erst in's Leben gerufen, es ihr leicht werden dürfe, den Beweis für die Lebensfähigkeit des Instituts zu führen und gestützt auf diesen Beweis die allgemeine Opferwilligkeit erfolgreich in Anspruch zu nehmen. Der Beweis gelang vollständig, allein, obwohl die Kronprinzessin und nachmalige Königin Karola der jungen Anstalt das wärmste Interesse widmete und sich durch den Augenschein von deren Erfolgen fort und fort überzeugte, obwohl die bedeutendsten Aerzte dem neuen Institut und seinen Schöpfern die wärmsten Sympathieen entgegentrugen, und die Verwaltungsberichte der Heilstätte die besten Resultate constatierten, obwohl dieselbe noch sich in einer andern Hinsicht

Opferwilligkeit blieb aus. Oft war die, von schwerer Sorge heimgesuchte Begründerin der Heilstätte nahe daran, das ganze Besitztum zu verkaufen und die gesammelten Gelder zur Disposition zu stellen, zumal, wenn hämische Mißgunst auftrat, dem Streben der wackeren Frau unlautere Motive unterzuschieben. Denn auch an solchen Stimmen hat es nicht gefehlt, und bittere, schwere Kränkungen hat Marie Simon erfahren müssen. Aber in Stunden solcher Bekümmernis erinnerte sie sich immer und immer wieder des schönen Wahlspruches der Fanny Lewald: „Nicht müde werden!“ Mit seltener bewundernswerter Stärke überwand sie das feindliche Geschick, die Leiden ihres Körpers. Ja, sie fand sogar Muße, noch im letzten Jahr ihres Lebens theoretische und praktische Anweisungen über die Krankenpflege zu veröffentlichen.

Erst im Jahre 1876 wurde ihr die Sorge um das Fortbestehen der Anstalt abgenommen und dieselbe in eine deutsche Stiftung unter dem Protektorat der Königin Karola umgewandelt, die Oberleitung ruhte aber nach wie vor in den Händen der Begründerin — doch nur auf kurze Zeit.

Seit der Erreichung des Zieles, dem sie seit Jahren unermüdlich, mit Hintansetzung ihrer Gesundheit, mit dem Aufgeben jedes persönlichen Behagens nachgestrebt, hatten auch ihre Kräfte ihr Ende erreicht. Schon im Winter von 1875—1876 war sie sehr leidend. Im März 1877 kam sie nach Berlin, um der Generalversammlung des vaterländischen Frauenvereines beizuwohnen, die sie, obgleich krank, nicht versäumen gewollt, da die Kaiserin Augusta, welche viel von ihr hielt, sie dabei zu sehen gewünscht.

Im Sommer suchte Frau Simon noch einmal in Karlsbad Heilung, aber der Brunnen, der schon öfter seine günstige Wirkung auf sie geübt, versagte diesmal seine Kraft. Leidend kehrte sie aus dem Bade zurück. Am 4. September traf sie ein Schlaganfall und seitdem ging es mit schnellen Schritten dem Ende zu, obgleich sie ihre Thätigkeit erst in den sie vollständig ans Krankenlager fesselnden letzten Wochen einstellte. In der letzten Stunde des 20. Februar 1877 setzte ein sanfter Tod dem Leben der Mutter Simon ein Ende. Sie ist geschieden von dieser Erde, aber mit den Erinnerungen an Deutschlands großes Siegesjahr wird auch ihr Name fortleben für alle Zeiten, er wird ein Symbol bleiben für edele, reine Hingebung und Selbstlosigkeit.



Lea Ahlhorn, geb. Lundgren

geb. 1826.

Lea Lundgren wurde im Jahre 1826 in Stockholm geboren, wo ihr Vater zur Zeit Münzgraveur war. Schon früh erwachte in der Tochter Liebe zu dieser Kunst, welche die sorgfältige Erziehung pflegte. Sie studierte einige Jahre unter Professor Qvernström auf der Stockholmer Kunstakademie, wurde dann nach Paris geschickt, wo sie im Jahre 1851 unter dem Bildhauer Toussaint, sowie unter Anleitung der Graveure Chevalier, Barré und Salmson arbeitete und selbständig zu schaffen begann. Während ihres Aufenthaltes in Frankreich beschäftigte sie sich namentlich damit, Caméen in Amethyst und anderen Edelsteinen zu schneiden, darunter ein Christuskopf, sowie die Bildnisse des Kronprinzen Carl und des Prinzen Gustav. Die schwedische Königsfamilie kaufte ihr diese Arbeiten ab, und als sie nach beendeten Studien nach Stockholm zurückkehrte, wo ihr Vater indessen seine Wirksamkeit aufgegeben hatte, wurde sie als Münzgraveur angestellt.

Ihre Wirksamkeit ging indessen weit über die durch ihre amtliche Stellung gebotene hinaus. Alle Medaillen, die in den letzten zwanzig Jahren in Schweden und Finnland in Veranlassung großer Ereignisse von nationaler Bedeutung oder zu Ehren verstorbener Notabilitäten geprägt worden sind, stammen von ihr. Vor einigen Jahren wurde zwischen den drei nordischen Reichen eine Münz-Konvention abgeschlossen, der zu Folge der schwedische Thaler als Münzeinheit angenommen, fortan „Krone" genannt und in 100 Oere (89 Oere = 100 Pf.) eingeteilt wurde. Es wurde in Dänemark dem Professor an der Kunstakademie in Kopenhagen, Constantin Hanson, der Auftrag erteilt, die Stempel für die neue dänische

Gold- und Silbermünze anzufertigen. Nach seiner Zeichnung stellt die Averse anstatt des früher benutzten Eichenkranzes die Symbole der hauptsächlichsten nationalen Wirksamkeit: eine Kornähre und einen Delphin, dar. Die Reverse enthält das Kopfbild des regierenden Königs.

Die neuen Münzen wurden in allen drei Reichen gleichzeitig in Umlauf gesetzt. Schwedische Münzen nach dem neuen System fanden sofort ihren Weg nach Dänemark und gaben zu Vergleichen Anlaß. Man fand allgemein, daß sich ein feinerer Kunstsinn im Gepräge und in der Zeichnung der schwedischen Münzen offenbare, und das von der öffentlichen Meinung gefällte Urteil fand einen Ausdruck in der Presse. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß der Stempel der letzteren von einer Dame geschnitten sei, und diese Dame war Lea Ahlhorn.

Schon früher fertigte sie die Krönungsmedaille für die norwegischen Deputierten, die Medaille zu Ehren der Königin Luise, die Medaillen für den Oberpräsidenten August von Hartmannsdorf, den Landmarschall Grafen Hamilton, den Freiherrn von Krämer, an. Außerdem wurde ihr im Laufe derselben Periode von den großen Vereinen des Landes der Auftrag erteilt, die von denselben angeordneten, teilweise als Ehrenpreise bestimmten Medaillen anzufertigen. Auch aus Finnland wurden ihr Aufträge übermittelt, darunter die Medaille der finnländischen Stände an den Kaiser Alexander II. in Veranlassung der Einsetzung des Landtages.

Die Künstlerin hat sich seltener Anerkennung in großen Kreisen zu erfreuen gehabt, und zahlreich sind namentlich die Zeugnisse der Huld und Gewogenheit gewesen, welche ihr von der königlichen Familie in Stockholm zu Teil wurden. Sie verheiratete sich im Jahre 1850 mit dem schwedischen Ornamentsbildhauer Ahlhorn und steht noch jetzt, trotz ihres vorgeschrittenen Alters, ungeschwächt und unermüdlich in ihrer künstlerischen Wirksamkeit dar.



Mathilde Marchesi

geb. 1826.

Die weltberühmte Gesangsmeisterin, Mathilde Marchesi, Marquise de la Rogata de Castrone veröffentlichte im Jahre 1889 eine Autobiographie: „Aus meinem Leben“ (Düsseldorf, Verlag von Jul. Bagel), welchem höchst interessanten Werk ich das folgende aus ihrem Lebens- und Bildungsgang entnehme:

Mathilde wurde als die Tochter des Großhändlers Graumann und seiner Gemahlin in Frankfurt a. M. am 26. März 1826 geboren und wuchs in angenehmen, sorglosen Verhältnissen auf. Auf das sorgfältigste erzogen, bemerkten die Eltern früh ihre hervorragende Neigung und Begabung für Musik, welche durch Einwirkung kunstliebenden Umgangs im väterlichen Hause noch mehr erstarkte. Ihrem Wunsche, Sängerin zu werden, stellten sich jedoch ungeahnte Schwierigkeiten entgegen.

Der Vater verlor im Jahre 1843 durch eine verhängnisvolle Geschäftskrisis sein ganzes Vermögen! — Die tiefgebeugte Familie bestimmte nun die begabte Tochter dem Lehrfach und sandte sie zur Vorbereitung auf dasselbe nach Wien, wo ihr in der Baronin Dorothea von Ertmann, der, als Schülerin Beethovens und ausgezeichnete Klavierspielerin, bekannten Witwe des Feldmarschall-Lieutenants von E., eine teure und liebevolle Tante lebte. Hier empfing ihr musikalischer Sinn reiche Nahrung, und als eine ältere Schwester sich erbot, der jüngeren Studien aus ihren Ersparnissen zu ermöglichen, ließ man den ursprünglichen Plan fallen, und Mathilde wurde dem Kapellmeister Otto Nicolai, dem liebenswürdigen Komponisten der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“, „Die Heimkehr des Verbannten“ &c. &c. zum Unterricht übergeben. Die Wahl war keine glückliche.

Nicolai verstand sich besser auf Einstudieren von Opern, als auf Stimmbildung und erkannte dies selbst. So geschah es, unter beiderseitiger Zustimmung, daß Mathilde auf den Rat der gerade in Wien anwesenden Madame Viardot bei Nicolai den Unterricht abbrach, (um so lieber, als sie eben einen Heiratsantrag des liebenswürdigen Lehrers ablehnen mußte) und zu Manuel Garcia nach Paris ging, um dort ihre Studien von neuem und mit großem Erfolge aufzunehmen.

Paris war zu jener Zeit, 1845, nicht arm an vorzüglichen Gesangslehrern; die Herren Bordogni und Baudarali namentlich standen in großem Ruf; doch reichte derselbe nicht an jenen Manuel Garcias, welcher tiefgehende anatomische und physiologische Studien gemacht und durch die Erfindung des Kehlkopfspiegels der Erkenntnis der Stimmbänder, wie des Kehlkopfes in ihrer Funktion, die Wege gebahnt hatte. Sein Unterricht war der gründlichste, überzeugendste, fruchtbarste; er erschloß der strebsamen Schülerin ganz neue Anschauungen über die Frauenstimme und deren Ausbildung, legte den festen Grund zu ihrem ganzen Wissen und späteren segensreichen Schaffen. Daß Mathilde daneben Unterricht in der französischen, spanischen und italienischen Sprache, in der Komposition, dem Tanz, der Mimik und der Deklamation nahm und auf's eifrigste betrieb, bezeugt den Ernst und die hohen Intensionen ihrer Kunstliebe, die auch von Garcia gebührend anerkannt wurden. So überwies er ihr, als er im Jahre 1847 durch einen Unfall für längere Zeit arbeitsunfähig gemacht wurde, einen Teil seiner Privatschülerinnen, eine Auszeichnung, welche die junge Künstlerin beglückte und ermutigte.

Nach zwei Jahren mußte das Studium bei Garcia abgebrochen werden und die junge Künstlerin ein Engagement suchen. Ihre Aussichten, ein solches in Mailand oder Bologna zu erhalten, scheiterte am Ausbruch der Revolution (18. März 1848), die jedem Kunstleben zunächst ein Ende machte. Unter Sorgen und Nöten ging Mathilde nach Paris zurück, nahm ihren Unterricht bei Manuel Garcia wieder auf, blieb dort bis zum Frühling 1849 und ging dann, nun schon eine berühmte Konzertsängerin, nach London, wo sie die ganze nächste Saison hindurch sang und zu den ausgezeichnetsten Musikern Mendelssohn, Seems-Reeves, Santley, Julius Benedict, Ernst, Joachim, Sivori, Karl Eckert, Molique, Balfe u. a. in freundlichst-kollegiale Beziehungen trat. Von allen Seiten brachte man ihr volle künstlerische Würdigung entgegen; an Anerbietungen zu dauernder Ansiedlung in England fehlte es nicht. Sie konnte sich jedoch nicht entschließen, dem deutschen Vaterlande dauernd zu entsagen, und so kehrte sie im Sommer 1850, von Moscheles freundlichst für mehrere Gewandhauskonzerte in Leipzig engagiert, in die alte Heimat zurück.

Ein kurzer Aufenthalt in Weimar gab ihr durch die liebenswürdige Teilnahme Franz Liszt an ihren künstlerischen Bestrebungen die schönste Erholung und weitere Anregung; dann ging sie nach Leipzig, wo alsbald eine rege Thätigkeit entwickelt und mancher schöne Erfolg errungen wurde. Der Tod ihres Vaters unterbrach dieselbe in schmerzlichster Weise. Tieftrauernd ging Mathilde nach Frankfurt zurück.

Im Frühling 1852 verheiratete sich die junge Künstlerin mit einem Kunstgenossen Salvatore de Castrone, genannt Marchesi, den die Revolution von 1848 aus seinem Vaterlande und seinem Besitz vertrieben hatte, und feierte ihr junges Glück in Berlin, wohin Meyerbeer sie zur Teilnahme an einigen Hofkonzerten eingeladen hatte; sie machte von dort Ausflüge nach Bremen, Brüssel, London, ging 1853 nach Italien und endlich 1854 nach Wien, wohin ihr ein großer Ruf vorangegangen war und wo man ihr die eben frei gewordene Stelle einer Professorin der Gesangskunst am Konservatorium anbot.

Sie nahm trotz ihrer Jugend an, ergab sich ihrem neuen Pflichtenkreise mit Feuereifer, errichtete, einem schweren Mangel abzuhelfen, in ihrem Hause die später so berühmt gewordene Opernschule und errang in beiden Instituten wahrhaft glänzende Erfolge. Während sieben Jahre ging eine ganze Reihe von Sängerinnen ersten Ranges aus ihrer Schule hervor, und bedeutsamster Einfluß auf das ganze Gebiet des Frauengesanges machte sich von hier aus geltend.

Aber den großen Erfolgen fehlte nicht die entsprechende Kehrseite: Neid und Mißgunst. Dieselben übten allgemach eine so erbitternde Wirkung auf das Gemüt der verdienstvollen Künstlerin aus, daß sie sich am Ende des siebenten Jahres entschloß, auf Rossinis Anregung hin nach Paris zu übersiedeln. Zwölf ihrer Schülerinnen, die sich nicht von der verehrten Lehrerin trennen wollten, begleiteten sie.

Unterricht und Kunstreisen anstrengendster Art füllten die nächsten Jahre dermaßen aus, daß ihre Gesundheit ins Wanken kam. Die Aerzte rieten dringend, Paris zu verlassen und einen ruhigeren Aufenthalt zu wählen. Gerade um diese Zeit erhielt sie den Ruf, als Professorin des Gesanges dem Kölner Konservatorium beizutreten, und dies bestimmte sie, im Herbst 1865 sich am Rhein heimisch zu machen.

Der Wirkungskreis daselbst war jedoch für die Meisterin zu klein, das künstlerische Leben in Köln zu öde, die persönlichen Verhältnisse zu wenig befriedigend.

Da begrüßte sie es wie eine Erlösung, als sie 1868 unter günstigen Verhältnissen das Angebot erhielt, nach Wien in ihre frühere Stellung zurückzukehren. In dieser wirkte sie volle zehn Jahre in rastloser, erfolgreicher Thätigkeit. Als sie sich schwächer werden fühlte, gab sie die Stellung als Professorin des Konservatoriums auf, übernahm drei Jahre die Leitung eines Privatinstituts und übersiedelte dann nach Paris, wo sie und ihre talentvolle Tochter Blanche der belebende Mittelpunkt eines großen Kreises von Künstlern und Kunstfreunden wurde. Ihren Schülerinnen ist sie eine treue Ratgeberin und Freundin.

Hochgeehrt und befriedigt lebt und wirkt sie noch jetzt in Paris. Ihre Methode legte sie in ihrer „Gesangschule“ nieder, die 1886 erschien, und so wird ihr Genius fortleben, und wenn die unvergleichliche Meisterin längst in die ewige Heimat gekehrt sein wird, werden zahllose Schülerinnen ihrer liebend gedenken.

Bertha Frederich-Heyn

Pseud. Golo Raimund

Geb. 1825, gest. 1882.

Fünfundzwanzig Jahre lang erregten die Schriften Golo Raimund's die Leserwelt, ehe die Wahrheit bekannt wurde, daß sich unter diesem Pseudonym eine Frau verberge. Es war Bertha, die Tochter eines altrenommierten Kaufmanns in Hannover, geboren 1825, welche durch ihre Mutter eine sorgfältige Erziehung und so guten Unterricht erhielt, daß sie sich gediegene Kenntnisse erwarb. Zu einem holdseligen, schönen Mädchen erblüht, folgte sie nach Ueberwindung mancher Hindernisse der Neigung ihres Herzens, indem sie ihren Vetter, Dr Eduard Frederich, heiratete. Dieser, eine echte Künstlernatur, hatte, sich dem Willen seiner Eltern unterwerfend, Medizin studiert. Nachdem er jedoch den Doktorgrad erworben, verließ er diesen aufgedrungenen Beruf und widmete sich der Malerei.

Er ließ sich in Düsseldorf nieder, wo er einige Jahre ganz der Kunst lebte, bis er sich mit Bertha vermählte und die jungen Ehegatten erst in Hannover, dann in den Niederlanden Wohnsitz nahmen, um unabhängig von den beengenden heimatlichen Einflüssen des eigenen Herdes sich zu erfreuen. Abwechselnd lebten sie in Antwerpen, Lüttig, Gent, Brüssel, dazwischen nach Paris und andern Stätten der Kunst wandernd. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 warfen ihre Schatten auf die junge Ehe, die von Existenzsorgen nicht frei war.

Anfang der fünfziger Jahre kehrten sie nach Hannover zurück, wo König Georg dem Dr. Frederich eine gesichterte Lebensstellung mit dem Titel Hofmaler gab; indes fühlte sich der deutsch und freigesinnte Mann in derselben nicht behaglich, da die speciell partikularistischen, welfischen Ansichten am Hofe immer mehr herrschend wurden.

So fand sich Dr. Frederich veranlaßt, im Jahre 1854 seine Beziehungen

zum König von Hannover aufzugeben und gründete im Verein mit Kommerzienrat Rümpler eine selbständige freisinnige Zeitung, den „Hannövranischen Courier", dessen Chefredakteur Frederich wurde. Bei dieser journalistischen Thätigkeit half Bertha ihrem Gatten unermüdlich. Bald übernahm sie die Redaktion des Feuilleton und gerade durch ihre eigenen Plaudereien, Erzählungen und Novellen, die sie unter dem Namen Golo Raimund herausgab, gewann die Zeitung ein großes Lesepublikum. Die Neugier regte sich bei jeder von ihr erschienenen Arbeit immer mehr, man versuchte den Schleier von dem Pseudonym zu heben, allein sie hütete dies so ängstlich, daß sie im Dezember 1857 verbreiten ließ, der Autor Golo Raimund sei ein Dichter Namens Georg Dannenberg.

Mehr als fünfundzwanzig Jahre galt dieser als der wahre Name des Dichters.

Im Jahre 1864 verlor Bertha ihren geliebten Mann durch den Tod, ihr tiefer Schmerz ließ eine kurze Pause ihrer fruchtbaren schriftstellerischen Arbeiten eintreten. Fast drei Jahre schloß sich die Witwe von der Außenwelt ab, nur der Erziehung ihrer Kinder, eines Sohnes und zweier Töchter lebend.

Kaum hatte sie wieder einigen Lebensmut gewonnen, als neue, harte Schicksalsschläge sie niederbeugten, lange eigne Krankheit und das Hinsiechen ihres einzigen Sohnes, der im Jahre 1872 starb.

Längere Zeit versank sie in düstre Schwermut, ihre Spannkraft war dahin. — Erst die glückliche Verheiratung ihrer beiden Töchter, von denen die eine nach Wesel, die andere nach Koblenz kam, belebten Bertha's Kräfte von Neuem. Sie verließ Hannover und lebte abwechselnd bei ihren Kindern. So gewann sie auch neuen Mut zum schriftstellerischen Schaffen, dem wir manche schöne Erzählung verdanken. Doch noch sollte die schwergeprüfte Frau den Schmerzenskelch zur Neige trinken.

Um die Weihnachtszeit 1879 erkrankte ihre geliebte Tochter in Koblenz — und erlag nach längerem Leiden.

Von diesem Schlage vermochte Frau Bertha Frederich sich nie wieder zu erholen.

Schwermut und heftige Kopfschmerzen stellten sich ein, bis ein Gehirnschlag am 5. Oktober 1882 ihrem Leben ein Ende machte.

Von ihren Schriften unter dem Namen Golo Raimund sind die bekanntesten: „Novellen", 1857—59. „Durch zwei Menschenalter", 3 Bände, Roman, 1863. „Schloß Elkrath", 3 Bände, Roman, 1866. „Zweimal vermählt", 3 Bände, Roman, 1868. „Verwaist", 3 Bände, Roman, 1876. „Mein ist die Rache", Roman, 3 Bände, 1878. „Ein neues Geschlecht", Roman, 1879. „Gesucht und gefunden", Erzählung, 1880. „Von Hand zu Hand", Roman, 1882.



Claire von Glümer

Geb. 1825.

Durch ihre Lebensschicksale, wie durch ihre schriftstellerische Leistungen gleich interessant und denkwürdig ist Claire von Glümer. Sie ward als Tochter des Advokaten Woddo von Glümer und seiner Gattin Charlotte Spohr, einer Cousine des großen Tondichters, am 18. Oktober 1825 in Blankenburg am Harz geboren. Allein nur die ersten Kinderjahre verbrachte sie in der Braunschweigschen Heimat.

Ihr Vater, tief in die politischen Kämpfe verstrickt, mußte aus Braunschweig mit seiner Familie flüchten und da er nirgends in Deutschland sich niederlassen durfte, folgte er dem Emigrantenstrome, der nach Frankreich zog.

Claire hat die französischen Wanderjahre, die im Jahre 1833 begannen, selbst beschrieben, denn obgleich noch Kind, prägten sich die Ereignisse dieses Flüchtlingslebens mit allen Entbehrungen tief in ihr Gedächtnis.

In Straßburg, in Burgund, Lyon, Bayonne, Toulouse, in Béarn und in den Pyrenäen, in der Bretagne und in Paris lebte Herr von Glümer mit den Seinigen, ohne an irgend einem Orte bleibenden Aufenthalt nehmen zu können.

Die Sorge für die Erhaltung der Familie fiel in jener Zeit meist auf Claire's Mutter. Diese war eine damals beliebte Schriftstellerin, deren Romane jetzt freilich vergessen sind. Ihr Fleiß schaffte nicht allein den ihrigen Brod, sondern sie fand neben ihren schriftstellerischen Arbeiten immer noch Zeit, ihre Tochter, die keine Schule regelmäßig besuchen konnte, selbst zu unterrichten.

Claire entwickelte sich bei dieser mütterlichen Erziehung, und bei den mannigfach wechselnden Eindrücken des örtlichen Wechsels in ihrer ganzen Originalität.

In späteren Jahren führte ihre Fantasie in ihren Novellen sie stets nach Südfrankreich und den Pyrenäen, ein Beweis, wie tief die Eindrücke ihrer Kindheit wurzelten.

Die Sorge für die Söhne machte es notwendig von Toulouse nach dem Elsaß zu übersiedeln, da man in jener Stadt die Kinder des Ketzers in keiner Schule aufnehmen wollte.

In Weißenburg kam auch Claire in einer für ihre Ausbildung sehr vorteilhafte Pension der Damen Mansuy Duvernoy.

Gerade in dieser wichtigsten Zeit ihrer Entwickelung hatte sie das Unglück, die Mutter durch den Tod zu verlieren.

Als sie im sechszehnten Jahr die Pension verließ, war es ihr vergönnt, die deutsche Heimat wieder zu sehen, ihre Großeltern in Wolfenbüttel nahmen sie für längere Zeit in ihr Haus auf. Hier vollendete sie ihre Ausbildung und nahm Mitte der vierziger Jahre eine Stelle als Erzieherin an.

Da kam das Jahr 1848, das mit seinen politischen Umwälzungen auch tief in Claire's Leben eingriff. Nachdem die Revolution zu siegen schien, kehrte ihr Vater nach Deutschland zurück und zwar als Berichterstatter beim Frankfurter Parlament für eine preußische Zeitung. Er berief seine Tochter aus ihrer Stellung um ihm Beistand zu leisten. Claire übernahm die aufreibenden und aufregenden Correspondenten-Pflichten für ihren Vater vom Oktober 1848 bis zum März 1849.

Um sich zu erholen, folgte sie alsdann der Einladung einer Freundin nach Wolfenbüttel, allein bald drang hier eine schmerzliche Nachricht zu ihr, welche sie tief erschütterte.

Ihr jüngerer Bruder, Bodo von Glümer, war 1848 aus dem preußischen Militärdienste getreten, hatte sich an dem Maiaufstand in Dresden beteiligt und war gefangen genommen. Sofort eilte Claire nach Dresden, wo sie sich mit Freunden und Freundinnen und mit Parteigenossen ihres Bruders verband, um Pläne zu seiner Befreiung zu schmieden.

Als Bodo mit vielen anderen Aufständischen zu Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt wurde, da blieb Claire in Dresden, fing an ernstlich zu schriftstellern, um ihren Lebensunterhalt und Mittel zu gewinnen, nicht allein ihren Bruder zu befreien, sondern auch zu ermöglichen, daß er alsdann ein neues Leben in der Fremde beginnen könne.

Bodo hatte seine Strafe auf dem Königstein zu verbüßen. In dies sonst keinem Verwandten der Gefangenen zugänglichen Gefängnis wußte sich Claire Eingang zu verschaffen. Sie legte Männerkleider an und kam mit einem Lebensmitteltransport in die Festung. Durch List und Ueberredung fand sie Einlaß in die Zelle des Bruders, den sie zur Flucht antrieb. Sie wechselte mit ihm die Kleidung und übergab ihm den Passierschein, mit dem er ungefährdet den Königstein verlassen konnte, von wo er, mit Mitteln durch die edle Schwester versehen, in's Ausland flüchten konnte.

Kaltblütig und besonnen hatte Claire, damals 26 Jahr alt, ihren Plan

vorbereitet und in's Werk gesetzt. Doch als der Bruder nun von ihr Abschied genommen und sie allein in dem Kerker zurückblieb, da wurde ihr die Nacht zur Ewigkeit. — Die Furcht, daß der Bruder in die Gewalt der Wächter käme — und ihr Opfer vergeblich sei, regte sie so auf und erfüllte sie derartig mit Sorge, — daß am anderen Morgen ihr Haar gebleicht war.

Als diese That dem König Friedrich August hinterbracht wurde, befahl dieser zwar sie frei zu lassen, doch nur um die Untersuchung gegen sie einzuleiten. Sie büßte ihren Opfermut durch viermonatliche Haft im Schlosse zu Hubertusburg und nach ihrer Befreiung wurde ihr der Aufenthalt in Sachsen untersagt.

Claire von Glümer ließ sich mit einer Freundin aus Dresden, Fräulein Auguste Scheibe, in Wolfenbüttel nieder und führte dort als Schriftstellerin ein still zurückgezogenes, befriedigendes Leben; dabei hörte sie nie auf für die Begnadigung ihres Bruders zu wirken, bis diese endlich 1859 erteilt wurde.

Als Uebersetzerin aus dem Französischen und Englischen leistete sie hervorragendes, wie in Novellen; in der ersteren Eigenschaft verdanken wir ihr besonders „Die Geschichte meines Lebens" von George Sand, die sie treu und lebenswarm wiedergegeben hat.

Von ihren eigenen Werken zeichnen sich durch naturwahre Schilderung, Gehaltreichtum und Formvollendung besonders aus: „Aus der Bretagne," „Novelle aus der Béarn," „Frau Domina" 1873 und „Lutin und Lutine" 1884. Von ihr erschienen: „Fata Morgana" 1850, „Aus den Pyrenäen" 1854, „Mytologie der Deutschen" 1856, „Berühmte Frauen" 1857, „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient" 1862, „Düstre Mächte," „Erlöst" 1867, „Liebeszauber" 1870, „die Augen der Valois" 1871, „Alteneichen" 1877, „Dönninghausen" 1880, „Vom Webstuhl der Zeit" 1882, „Ein Fürstensohn," „Zerline," „Auf Hohenmoor," Novellen 1888, „Alessa," „Keine Illusionen" 1889. Von Übersetzungen gab Claire von Glümer heraus: George Sands „Findling," „Claudia," „Musikantenzunft;" Swifts Briefe an Stella; Turgenjew's „Väter und Söhne" 1883; Loufrey's „Geschichte Napoleons;" Daudet: „Frommont jr. und Risler sen.;" O. A. Feuillet: „Die Verstorbene."

Nachdem König Johann zur Regierung gekommen war, gestattete er ihr die Rückkehr nach Dresden, wo Claire von Glümer noch lebt. Der Prinz-Regent von Braunschweig hat der noch rüstigen Schriftstellerin im Jahre 1890 eine Präbende zugewiesen, damit sie ihren Lebensabend ohne Sorgen genieße. Claire hat diese Fürstengabe nicht angenommen, was ihren edlen Stolz charakterisiert.





MATHILDE WEBER.

Mathilde Weber

Geboren 1829.

Unter den Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland für erweiterte Erwerbsthätigkeit und unbeschränkte Berufswahl. nimmt Frau Professor Mathilde Weber, geb. Walz einen hervorragenden Platz ein! Ihr ganzes Leben und Wirken hat sie den höchsten sozialen Aufgaben der Frau gewidmet und durch eine Verkettung der glücklichsten Lebensverhältnisse ist es ihr gelungen, ihren lobenswerten Eifer für die gute Sache durch Wort, Schrift und That zu bethätigen und eine Fülle des Guten zu schaffen und anzuregen, sowohl für ihre Heimat, als auch für die weitesten Kreise.

Mathilde Weber wurde als Tochter des damaligen Gutsbesitzers Walz, am 16. August 1829 auf dem Schweizerhof bei Ellwangen in Württemberg geboren. Die Kinderjahre verbrachte sie mit ihrer Schwester und ihrem Bruder hier auf dem isoliert, in waldreicher Gegend gelegenen Landgut, harmlos und fröhlich, in ungebundenem Umherstreifen durch Wald und Wiesen, wodurch ihr Körper sich gesund und kräftig entwickelte und sich ihrem Wesen eine Frohnatur einprägte, die ihr noch im Matronenalter einen fesselnden Reiz giebt.

Mathilde Weber erzählt aus ihrer Jugendzeit: Bis zu meinem 14. Jahre lebten meine Eltern in sehr bescheidenen Verhältnissen auf dem Gute Schweizerhof. Wir erhielten allen Unterricht von den Eltern selbst. Es war damals noch nicht gestattet, ohne Weiteres die Kinder der Volksschule zu entziehen. Mein Vater entschloß sich daher ein Examen als Volksschullehrer abzulegen, um den Beweis zu liefern, daß er die Fähigkeiten dazu besitze und alljährlich mußten wir uns einer Schulprüfung unterwerfen, die stets vorzüglich bestanden wurde. Ich lernte mit meinem

Bruder Latein und Geometrie beim Vater und der Bruder mit mir Französisch, Klavierspielen, Nähen und Stricken bei der Mutter. Erst als mein Vater die Stelle eines Oekonomierates auf dem Schloßgute Ellwangen erhielt, kam ich in eine höhere Töchterschule. Hier zeigte es sich, daß ich durch den elterlichen Privatunterricht meinen Altersgenossinnen weit voraus war. Und doch, wie verschieden war ihre und meine Lehrzeit dahingeflossen.

Welch herrliche, ungebundene Kindheit lag hinter mir! Wie pflanzte sich in meine Seele die Liebe zur Natur und das Verständnis für das Leben und die Sorgen des Arbeiterstandes. Wie unendlich dankbar bin ich den teuren Eltern für die Mühe, die sie sich mit unserer geistigen und humanen Bildung gegeben! Wenn der Abend heran nahte, umgaben wir den Vater, der hochgebildet und kenntnisreich uns in die Elemente der Chemie und Physik und Geschichte einweihte, oder wir saßen am Familientisch und lasen abwechselnd aus guten Büchern vor, welche die strebsame Mutter stets bereit hielt; wie oft sagte sie: „der Gesellschaft guter, nützlicher Bücher habe ich viel zu danken!"

Auch der Fantasie war viel Nahrung gegeben, wenn um das alte Schloß an Herbst- und Frühlingsabenden der Sturmwind tobte, die langen Glasgallerien unheimlich klirrten, da versammelten wir uns im Turm bei der alten Verwalterin, die noch die Tage des Glanzes im Schlosse gesehen, als dort der Fürstbischof residierte und später Prinz Jerôme Napoleon dort ein Jahr gefangen saß. Da lebten in ihren Erzählungen die Tage der Vergangenheit wieder auf, da füllten sich die Säle und Höfe wieder mit ritterlichen Mannen und lieblichen Frauengestalten und unsere Fantasie fand reichlichen Stoff all die Geschichten auszuarbeiten.

Auch an geselligen Freuden, wie an Verehrern fehlte es nicht und nicht selten erhielten meine Schwester und ich — unter den Fenstern des Schwedenthurms, wo unser Wohnzimmer lag, Serenaden, denn damals waren die jungen Männer noch romantisch gesinnt — und ein treuherzig gemeintes Minnelied im Mondenschein, womit man seiner Herzenskönigin huldigte, war nichts seltenes.

Zur Charakteristik meines Vaters muß ich noch hinzufügen, daß er uns die „Verehrer" so fern als möglich hielt, ja selbst die aufrichtigsten Bewerbungen wies er unwirsch zurück, was mit seinem sonst so wohlwollenden Wesen nicht in Einklang stand. Fragten wir ihn nach dem Grund, so antwortete er: „Freut Euch, Ich mag Euch nicht verlieren!" Und dennoch sollte die Zeit nicht fern sein, wo dies geschah."

Das Elternhaus Mathildens war nicht allein eine Stätte des Friedens, der Liebe und des Glückes, sondern auch der ausgedehntesten Gastfreundschaft.

Und den beiden zu Jungfrauen schön erblühten Mädchen fehlte es in der gebildeten Geselligkeit der Beamtenstadt nicht an Anregung aller Art, was nicht ausschloß, daß sie der Mutter in allen häuslichen Arbeiten fleißig mithelfen mußten. Von den trefflichen Eltern lernten die Kinder die Gabe der richtigen patriarchalischen Behandlung der Dienstboten; in der Familie blieben dieselben 20—30—50 Jahre im Dienst.

Im Jahre 1850 wurde ihr Vater Direktor der landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim. Hier bewohnte die Familie die Räume, in denen Franziska von Hohenheim mit Herzog Karl von Württemberg gelebt hatte. An Stelle des Herrn Walz wurde Dr. Heinrich Weber, Sohn des Gerichtspräsidenten Weber in Tübingen, Oekonomierat in Ellwangen. Der junge ernste Mann wurde von der lebhaften, heiteren Mathilde bezaubert. Ein besonderes Ereignis festigte schnell seinen Entschluß, sie als Gattin zu wählen.

Bei einer Ausfahrt, auf welcher die Pferde, einen steilen Abhang niederrennend, den Wagen und seine Insassen in höchste Gefahr brachten, rettete Mathilde, welche die Zügel führte, dieselben durch ihre Ruhe und Geistesgegenwart. Bald nach diesem Abenteuer warb Weber um ihre Hand.

Im Mai 1851 wurde die Vermählung Heinrich Webers mit Mathilde Walz gefeiert und an der Seite ihres Gatten kehrte die junge Frau in ihre Heimat, Schloß Ellwangen, zurück, wo sie drei Jahre ungetrübtesten Glückes verlebten. Schon als Mädchen hatte das Schloß, welches ehemals eine fürstliche Probstei war, mit seiner Geschichte und seinen Bildern von Canaletto ihrer regen Fantasie reichen Stoff zu erzählender Darstellung gegeben, und in ihren späteren Reisebildern und Novellen bildet es oft den Hintergrund der Handlung und Ellwangen mit seinen gegensätzlichen Figuren spielen wiederkehrend in denselben eine Rolle.

Das Jahr 1854 brachte eine große Wandlung in das Leben des jungen Ehepaares.

Heinrich Weber wurde als Professor der Landwirtschaft nach Tübingen berufen.

Nun eröffnete sich für Mathilde eine neue Welt. Der Verkehr mit den Professorfamilien wurde ein äußerst reger, auch die Studierenden fanden in ihrem Hause eine gastliche Stätte und es währte nicht lange, da wurde die Frau Professor bald einer der Mittelpunkte des geselligen Lebens in der Universitätstadt. Ihre geistige Frische, ihr heiterer Geist und ihre gemütliche Liebenswürdigkeit, sowie eine ungewöhnliche Gastfreundschaft zogen Jung und Alt an. Ihr Haus, dem freilich die Kinder fehlten, wurde durch Freunde stets belebt.

Doch ihr thatkräftiges Wesen sehnte sie sich nach weiterer Bethätigung und auch diese Befriedigung wurde ihr, als im Jahre 1857 ihr Ehemann das Rittergut Bläsiberg pachtete, welches neben den Tübinger Studenten auch einigen jungen Landwirten, die er in das Haus aufnahm, Gelegenheit zur praktischen Ausbildung bot. Mathilde stellte sich sofort die Aufgabe, an deren Erziehung mitzuwirken und mütterlich die ihrer hauswirtschaftlichen Fürsorge Anvertrauten zu pflegen, wodurch sie den Grund zu dankbarer Anhänglichkeit legte. Dabei bemühte sie sich auch dem großen Dienstpersonal das Leben angenehm zu machen und dieses geistig und sittlich zu heben. So z. B. las sie diesem im Winter einmal in der Woche vor und erweckte ihre Teilnahme für jedes außergewöhnliche Ereignis im Vaterlande oder in der Geschichte und hielt darauf, daß sie selbst nützliche Bücher lasen. Als echte Gutsfrau hielt Mathilde eine

Hausapotheke und ihre natürliche Begabung machte, daß ihr ärztlicher Rat nicht allein von den Hausgenossen, sondern von der ganzen Nachbarschaft gern gesucht wurde.

Viel Wert legte sie darauf ihren Leuten Feste zu bereiten, wozu die Ernte und andere ländliche Abschnitte und das Weihnachtsfest reichlich Gelegenheit boten.

Im Kriegsjahr 1870 wurde Heinrich Weber Rektor der Universität. Als solcher verantwortlich für die Universitätskasse, welche mehr als drei Millionen Mark enthielt, mußte er diese vor den Kriegsgefahren in Sicherheit bringen und flüchtete mit diesem Schatz in die Schweiz. Mathilde begründete mit Professor Niemeyer in Tübingen den Sanitätsverein und übernahm als Sanitätsvorsteherin die Leitung eines Baracken-Lazaretts. Acht Wochen übte die Frau Professor diese Thätigkeit mit aller Aufopferung aus, bis sie von der Diphteritis ergriffen wurde, die ihrem Wirken während des Kriegsjahres eine Grenze setzte.

Ein Jahr später kaufte sich das Ehepaar das trauliche Haus an der Neckarhalde, in welchem es in glücklichster Vereinigung bis zu Heinrich Weber's Tode, im Anfang 1890, lebte und das noch heute von Mathilde Weber bewohnt wird.

Die reizende Villa liegt am Ende der Neckarhalde; Weinlaub umrankt sie, sowie die Veranda und die Bogengänge des Gartens, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen erhebt und Statuen schimmern aus dem Laube hervor.

Mathilde Weber schuf dies kleine Paradies aus einem öden Weinberg und blieb stets ihr eigener Gärtner, wie sie einst meiner Tochter, welche zum Besuche bei ihr weilte, erzählte: „Sehen Sie, liebes Fräulein, wenn ich Erholung zwischen meiner vielseitigen Beschäftigung benötige, dann mähe ich den Rasen, beschneide die Bäume, veredle die Rosen u. s. w. und beweise durch meine viel bewunderten Gartenanlagen, wie gut sich unser Geschlecht zu Gärtnerinnen eignet."

Mathilde Weber ist eine stattliche Erscheinung, groß und kräftig gebaut, mit leuchtenden, wohlwollenden und forschenden Augen und würdigen Gesichtszügen, welche das Gepräge innerer Zufriedenheit und edler Gesinnung zeigen. Um die hohe Stirn rahmt sich das dunkelblonde, gewellte Haar — und die Nase blickt kühn und mutig in die Welt. Die Frau Professorin hat stets ihren schwäbischen anheimelnden Dialekt beibehalten, der ihrer Ausdrucksweise, selbst in den öffentlichen, klar durchdachten Vorträgen, etwas originelles und gemütliches giebt.

Schon in den Jahren vor dem Kriege hatte Mathilde Weber mit Teilnahme von den allseitigen Bestrebungen hervorragender Frauen gehört, welche bemüht waren, das weibliche Geschlecht zu heben und sein herabgedrücktes Loos durch erweiterte Erwerbsarbeit und Berufswahl zu verbessern. Sie war Mitglied des allgemeinen deutschen Frauenvereins und auch die Verfasserin dieses Werkes wurde damals von ihr aufgesucht und trat mit ihr in freundschaftliche Beziehungen, die beide Frauen fortan verband.

Nach dem Muster der Reutlinger Frauenarbeitsschule, um welche sich die allzu früh verstorbene Frau Dr. Zeller so große Verdienste erworben, begründete Mathilde Weber eine solche in Tübingen. Kaum war ihre gemeinnützige Thätig-

keit auf ein bestimmtes Gebiet gelenkt, so erweiterte sie dieselbe, indem sie die Anregung zu einem Nähverein für arme Wöchnerinnen und Kranke gab, auch beteiligte sie sich als Vorstandsmitglied beim Krankenverein, der Kinderbewahranstalt und der Industrieschule für arme Mädchen, mit welcher schon seit 30 Jahren eine ähnliche Einrichtung verbunden war, wie bei den in jüngster Zeit in vielen Städten errichteten Mädchenhorten, in denen die Schülerinnen, während deren Eltern auf Arbeit sind, die freien Stunden in angemessener Beschäftigung zubringen.

Mathildens gesellige Natur wurde durch diese Unternehmungen für Bedürftige in Anteilnahme an Unglücklichen und Verlassenen nicht beeinträchtigt. Das Weberische Haus blieb ein Eldorado für Geselligkeit und Gastfreundschaft, und zahllose Studenten aus allen deutschen Gauen bewahren ein dankbares Andenken an diese heiteren und anregenden und belehrenden Stunden.

Indes war der Schwäbische Frauenverein unter Vorsitz des Fräulein Ammermüller in Stuttgart ins Leben gerufen und als Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu diesem getreten. Als Delegierte dieses Vereins wurde Frau Professor Weber nach Berlin zum 25jährigen Jubiläum des Lette-Vereins im Jahre 1880 erwählt und entsendet.

Hier umpfing die leicht zu Thaten entflammte Frau neue Anregungen, wo die bedeutendsten Frauen Deutschlands sich unter dem Präsidium der deutschen Kronprinzessin Victoria, späteren Kaiserin Friedrich versammelt hatten. Zu neuem Schaffen ermunterten sie die freundschaftlichen Beziehungen, in welche sie hier zu thatkräftigen, humanen und geistvollen Frauen trat, welche den Ideenkreis der mit ihrem Manne schon vielgereisten Frau bedeutend erweiterten.

Als sie heimkehrte, stellte sie es sich zur Aufgabe, Propaganda für die Befreiung der Frau von Vorurteil und Gewohnheit zu machen. Sie erzählte von der Beteiligung der Kronprinzessin an den Frauenbestrebungen, wodurch sie von vornherein die Furcht vor der „Emanzipation und ihren gefürchteten Folgen" benahm. Sie setzte den Hebel der Reform an, wo er am meisten not that, zur Hebung des Loses der Armen und Arbeiterinnen. Sie begründete den Armen- und Beschäftigungsvereins, welcher später das Recht einer juridischen Person erhielt. Sie suchte die Privatarmenpflege durch diesen Frauenverein mit der behördlichen in Verbindung zu bringen, indem zu den Sitzungen der 25 Comiteedamen je ein städtischer und ein kirchlicher Armenpfleger hinzugezogen wurden, so daß dies Hand in Hand gehen bedeutend zum Ausgleich der Notverhältnisse beitrug. Es war die erste deutsche von Frauen geleitete Privatarmenpflege in Tübingen.

Einmal auf diesem Wege humanen Wirkens, wußte der Mutterwitz Mathildens und ihr unermüdlicher Schaffenstrieb ihr immer neue Ideen zur Herbeischaffung von Mitteln zu geben, um die von ihr geplanten guten Werke zu fördern.

So veranstaltete sie außer den bekannten Bazaren sogenannte öffentliche Gerümpelauktionen, wohin nach allgemeinem Aufruf alle Bewohner der Stadt

Ueberflüssiges aus ihren Wohnungen zum Besten der Sache hingaben, die dann verauktioniert wurden. Der Humor und die Teilnahme der Studenten trug stets wesentlich zum Gelingen bei.

Aus dem Erlös dieser Gerümpelauktion ließ Mathilde Weber zwei Häuser für je sechs brave Arbeiterfamilien erbauen, deren Einrichtung sie im Verein mit ihrem Gatten und ihren Freunden vervollständigte und durch Vorträge wohlwollender Professoren noch Gärtchen hinzufügen konnte.

Im Jahre 1885 begründete sie mit Frau Pfarrer Plank einen Martha- oder Sonntagsverein, wo im Winter in gut geheizten Räumen 40 bis 80 Mädchen von 15 bis 18 Jahren aus dem Arbeiterstand von 4 bis 6 Uhr zusammenkommen, lesen, singen, spielen, Vortrag hören und so eine anregende Unterhaltung haben.

Im Jahre 1887 trat auf Anregung der Frau Professor der Tübinger Frauenbildungsverein, der sogenannte Mittwochverein, zusammen, welcher Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins wurde.

Während all dieser regen Vereinsthätigkeit und den Besuchen und Vorträgen bei Frauentagen und anderen Wanderversammlungen, wie z. B. die des deutschen Armenpflegevereins, des Vereins für Volksbildung u. A. m., setzte Mathilde Weber neben ihrer überaus wachsenden Korrespondenz in Sachen der Frauensorge auch ihre schriftstellerischen Arbeiten fort.

Schon im Jahre 1877 hatte sie „Reisebilder einer deutschen Kleinstädterin“ veröffentlicht, in denen sie ihre Reisen nach Baden-Baden, London, Paris, Venedig, Neapel &c. schilderte. Im Jahre 1878 folgten Plaudereien über Paris, als Frucht ihrer Reise dorthin. Im Jahre 1882 trat sie mit ihrer Schrift: „Ueber die sozialen Pflichten der Familie“ zuerst für die Frauenbewegung ein, 1883 folgte: „Die Mission der Hausfrau“. Nach einer Pause von drei Jahren erschien von ihr: „Ueber die hauswirtschaftliche Erziehung der Mädchen weniger bemittelter Stände.“ — Dazwischen gab sie 1887 „Lazarettbilder“ und „Novellen“ heraus und „Über die Erziehung der Stützen der Hausfrau.“ Eine ihrer bedeutendsten und erfolgreichsten Arbeiten ist die 1888 erschienene Brochüre „Aerztinnen für Frauenkrankheiten“. In dieser Schrift stellt sie das medizinische Studium der Frau und ihr ärztliches Wirken als eine sanitäre und moralische Notwendigkeit dar, als eine Wohlthat für die leidende Frauenwelt. — Um sich selbst von dem Wesen und Treiben weiblicher Studierender zu überzeugen, machte sie einen Ausflug nach Zürich und schilderte den Besuch bei den weiblichen Studierenden in einem Werkchen 1888, welches bestimmt sein sollte, die Vorurteile gegen dieselben zu widerlegen.

Ihr letztes veröffentlichtes Werkchen ist ein „Leitfaden für junge Dienstboten“ 1889. Dazwischen erscheinen kleine Artikel in verschiedensten Zeitschriften.

Im selben Jahr veranstaltete Mathilde Weber einen Bazar, um ein Stift für alleinstehende ältere Damen zu errichten. Mit unermüdlicher Sorge widmete

sie sich den Vorbereitungen zu diesem Unternehmen, mit größter Hingebung seiner Ausführung. Sie erlebte aber auch die große Freude, durch Vermächtnisse und Geschenke, wie durch den Erfolg ihres Bazars die Mittel geschaffen zu haben, um bald mit Zustimmung des Bazarkomitees als Eigentum des Hilfsvereins ein Haus zum Frauenheim erbauen und einrichten zu lassen, in welchem so manche Wittwe, so manches ältere, alleinstehende Mädchen einen sorgenfreien Lebensabend und eine Heimat finden soll!

Die Heranbildung von Dienstmädchen ist die schwierige Aufgabe, mit welcher Mathilde Weber sich neuestens abmüht. Sie geht auch mit dem Plan um, eine Dienstbotenschule zu schaffen. Der gleich ihr gemeinnützig wirkende Gatte hatte die erste ländliche Haushaltungsschule gegründet als Vorsitzender der Landwirt-Vereine.

Im Jahre 1889 wurde Mathilde Weber, als Vorsitzende der Tübinger Frauenvereine, Abgeordnete zum Königsjubiläum. Sie sowohl, als die verdienstvolle Vorsitzende des Stuttgarter Frauenbildungsvereins wurden vom König von Württemberg mit dem Verdienstkreuze des Olgaordens ausgezeichnet, schon vorher hatte Professor Weber den Adel erhalten. So sehen wir die liebenswürdige, einfache, echt schwäbische Frau hochgeehrt und anerkannt für allseitig segenvoll bethätigte Nächstenliebe, begabt mit dem Talent, sich Mitarbeiterinnen zu schaffen und jederzeit die Vorzüge Anderer anerkennend.

Ihre Bestrebungen für erweiterte Rechte und gesetzliche Gleichstellung der Frau hat der Norden Deutschlands früher gewürdigt, als der Süden.

Sie ist seit 1885 Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und trat zu dessen Vertreterinnen in freundschaftlichste Beziehungen. Auch wurde sie von anderen Vereinen in ihre Kommissionen gewählt und zu Berathungen herangezogen.

Ihre engere Heimat hat stets ihre Gemütstiefe gewürdigt und sah in ihr das Bild der Helferin bei jeglichem Elend, — und das Bild der Treue in Freundschaft und Gesinnung. Obgleich sie das Mutterglück entbehrt hat, nahm sie jedes fremde Kind, besonders die bedürftigen, an ihr Herz. Sie kennt als Mitvorsteherin der Volkskinderschule jedes Tübinger Kind und jedes Kind kennt „Frau Weber," und kleine Leute finden bei ihr stets offenes Herz und offene Hand.

So sind auch arme Kinder ihre täglichen Tischgäste, und öfter ist sie von jungen Mädchen umgeben, die sie im Häuslichen unterweist.

Aber auch der Schmerz sollte diesem überaus glücklichen Leben nicht erspart werden.

Zum letzten Weihnachtsfeste überraschte und erfreute sie ihren Gatten, der sie in allem Guten ermunterte und an all' ihrem Thun freudigen und ratenden Anteil nahm, mit einem von ihr verfaßten Buche „Fünf Novellen", die vorher schon zerstreut, meist aber in der „Deutschen Hausfrauenzeitung" erschienen waren, für die sie, besonders in früherer Zeit Beiträge geschrieben hatte.

Das Weihnachtsfest 1889, zu dem etliche 30 Kinder geladen wurden, und den Jahresübergang zu 1890 sah Mathilde Weber noch in der Fülle ihres Glückes. Wenige Wochen später raubte ihr der Tod den teuren Lebensgefährten. Heinrich Weber's Scheiden war ihr erster, ihr härtester Schmerz!

Hatte sie doch an ihm den treuesten Freund, dessen Ansicht sie bei allem, was sie that, als höchste Instanz anzurufen gewohnt war, dem sie ein reines Lebensglück und die volle Entfaltung ihres Wesens und Thuns verdankte. Durch sein Augenleiden Abends am Lesen gehemmt, las sie ihm 39 Jahre lang sehr viel vor, namentlich Nationalökonomie, Geschichten und sozialpolitische Werke und politische Zeitungen, wodurch sich ihre Kenntnisse immer mehr erweiterten. Seine letzte That für Frauenwohl war sein Auftreten als Abgeordneter in der Ständekammer als Verfechter der Petition um Zulassung der Frauen zum medizinischen Universitätsstudium, wofür der Allgemeine Deutsche Frauenverein eine Palme auf seinen Sarg legte. — —

Nicht in thatenlosen Klagen wird Frau Professor Mathilde Weber den Schmerz über den heißgeliebten Gatten Herr über sich werden lassen, sondern in seinem Andenken, nach seinem Sinn wird sie fortwirken, und in der Arbeit für das allgemeine Wohl, in der sich bethätigenden Nächstenliebe Trost und Kraft finden, um Gutes und Lichtvolles zu schaffen, so lange ihr zu leben vergönnt ist.



Helene von Hülsen (Gräfin Häseler)*)

geb. 1829.

Graf Eduard Häseler und seine Gattin Adolfine, geb. v. d. Knesebeck hatten schon zwei Kinder im zarten Alter verloren, als ihnen am 16. Februar 1829 auf ihrem Landsitz Blankenfelde ein Töchterlein geboren wurde, das schon um dieser vorhergegangener Verluste wegen freudig begrüßt ward, obwohl dem Vater ein Sohn und Erbe des Fideikomis erwünschter gewesen wäre.

Helene, so nannte man die Kleine, verlebte die erste Kindheit in den einfachsten Verhältnissen. Ein zweistöckiges, bequemes Landhaus mit dem Blick auf den Wirtschaftshof mit einer uralten Linde, — das war ihr elterliches Heim. Vor dem Fenster ihres, nach der Gartenseite zu gelegenen, Kinderzimmers standen einige Linden und Akazienbäume, deren Rauschen und Duft im Sommer das Kind mit Wonne erfüllten. Diese Bäume waren ihr wie liebe Freunde. Sie liebte es, wenn der Sturmwind in ihrem Laube oder durch die schneebeladenen Aeste heulte und wenn die Sonne durch die frühlingsgrünen Blätter spielte. So wurde die Liebe zur Natur früh durch den beständigen Landaufenthalt in ihr genährt.

Gräfin Häseler widmete sich ausschließlich ihrem Töchterchen mit zärtlicher Hingebung. Spielend unterrichtete sie es und übte, vom dritten Jahre an, ihr Gedächtnis, indem es täglich sechs französische Vokabeln lernen mußte. Auch das Strickzeug wurde Helene schon in diesem zarten Alter als Zügel unbändiger Lebhaftigkeit in die Hand gegeben und die tägliche Aufgabe, auf deren Erfüllung streng gesehen wurde, entlockten dem Kinde viele Thränen.

*) Nach autobiographischen Notizen.

Doch die ungeachtet ihrer Strenge leidenschaftlich von Helene geliebte Mutter achtete nicht auf deren Unlust und erweckte in ihr das energische Streben nach Pflichterfüllung, die ihr für's ganze Leben eingeprägt wurde.

Vom sechsten Jahre an erhielt das Mädchen regelmäßigen Unterricht von dem Pfarrer des Ortes, Prediger Kallenbach, einem hochgebildeten, vortrefflichen Mann, gemeinschaftlich mit seinen eigenen Söhnen und Töchtern, wodurch, da diese zum Teil älter waren, ihr Ehrgeiz mächtig angeregt wurde, da sie stets mit ihnen im Wissen gleichen Schritt halten wollte. In Religion, deutscher Ausarbeitung und Geschichte ging dies ganz gut, doch in deutscher Grammatik zog sie sich manchen Tadel zu, und der gute Prediger, der sie sehr liebte, ließ es nicht an ernsten Mahnungen fehlen.

Das erste große Ereignis ihres Lebens war eine Reise nach Franzensbad mit ihren Eltern 1834. Auf derselben geriet sie durch ihre Wildheit zweimal in Todesgefahr — in Tarand in einen Abgrund zu stürzen, in Teplitz überfahren zu werden. Diese größere Reise mit ihren mannigfachen Eindrücken verfehlten nicht auf die geistige Entwicklung und die Fantasie des Kindes einzuwirken. Am meisten aber trug zu ihrer Anregung ihr Großvater bei, Bruder des Feldmarschall von dem Knesebeck. Er erzählte ihr oft aus seiner Jugendzeit, von dem Feldzug von 1793 und den Befreiungskriegen und war nicht minder bedacht, ihren heißen Wissenstrieb zu befriedigen und ihre Liebe zur Natur zu kräftigen.

Kam sie zu ihm von Blankenfelde nach dem 3/8 Meilen entfernten Jähnsdorf, so pflegte er, je nach der Jahreszeit, auf allerlei Freude für sie zu sinnen. Im Winter den Stuhlschlitten, in dem sie sich selbst vom Hügel hinabgleiten mußte, wobei das Umwerfen nicht beachtet wurde. Im Frühling das Steigen der Papierdrachen, der Sprung über Hindernisse, wie über die von ihm selbst geschnitzte Bank, im Sommer und Herbst die Spaziergänge, die Obsternte u. s. w. Köstlicher Gewinn war es, wenn der alte Herr mit dem achtjährigen Mädchen schon Schiller zu lesen begann, dann Walter Scott und sie dann immer weiter in die Litteratur aller Länder einführte.

Der Greis hatte bis zu seinem 86. Jahre die frische Empfindung des Jünglings und lebte in einer Welt der Ideale, welche nächst dem Umgang mit seinen Kindern und Enkeln das Interesse seines Lebens bildeten.

Kein Wunder, daß der edle Greis das Ideal seiner Enkelin wurde und sie bis zu ihrer Einsegnung und drüber hinaus am meisten beeinflußte.

Am 28. Mai 1843 wurde sie, erst 14 Jahre alt, in der Kirche zu Blankenfelde konfirmiert, da sie bereits voll erwachsen war.

Von da ab fuhr Helene zwei Mal wöchentlich nach dem drei Stunden entfernten Berlin, wo sie vom 12. bis 16. Jahre Zeichenunterricht bei Professor Raabe, Musik bei Professor Kullack, Tanzunterricht bei Frau Taglioni erhielt.

Diese Fahrten nach der Residenz und die Lehrstunden waren Lichtpunkte für das lebhafte Temperament des heranwachsenden Mädchens und brachten Abwechselung in das monotone Landleben, das nur noch durch Ausflüge nach dem

Seebad Swinemünde und nach der Lausitz auf das Gut ihres Großvaters, väterlicherseits, Graf Häseler, unterbrochen ward. —

Im Sommer 1845 nahm König Friedrich Wilhelm IV. kurzen Aufenthalt in Blankenfelde während des Manövers, und in Folge dessen wurde Helene als 17jähriges Mädchen im Januar 1846 am Hofe in Berlin eingeführt. Hier wirkte sie auf einem Maskenball in der Darstellung einem Musäus'schen Volksmärchens mit, als Adlerbraut, während Prinz Wilhelm, der nachmalige König und Kaiser, ihren Vater vorstellte. Dies Ereignis gab Veranlassung, daß sich der Fürst bei jeder neuen Begegnung scherzhaft daran erinnerte und sie zur Hochzeit mit Herrn von Hülsen, am 6. August 1849, mit seinem Bilde als Broche und einem Handschreiben, als Expapa unterschrieben, hoch erfreute.

Im Jahre 1847 machte Helene mit ihren Eltern eine Reise nach der Insel Föhr, wo König Christian von Dänemark nebst seiner Gemahlin Karoline weilte, und ländliche reizende Feste unter einem Strohdach gab, deren sich Helene gern im späteren Leben erinnerte.

Im selben Jahr siedelte die Gräflich Häselersche Familie nach Berlin über, um die Erziehung der Kinder zu vollenden. Helene erhielt Unterricht bei Professor Schottmüller in Litteratur, Geschichte, Geographie, und dieser geistvolle Lehrer wußte ihre Liebe zur Poesie und Kunst bis zur leidenschaftlichen Begeisterung zu steigern. In jener Zeit versuchte sie sich in Gedichten und tagebuchähnlichen Erzählungen.

Für solch geistige Beschäftigungen war ihr besonders günstig, daß während der Revolution von 1848 Graf Häseler mit seiner Familie nach Blankenfelde in die Stille des Landlebens flüchtete. Hier lernte Helene im September ihren späteren Gemahl, Botho von Hülsen, kennen, der damals Regimentsadjutant beim Regiment Kaiser Alexander war. Von Schleswig heimkehrend, woselbst er verschiedenlich gefochten, lag er unweit Blankenfelde zwei Monate lang in Quartier und wurde bald allabendlich Gast in Helenens Elternhause. Während es in der Welt draußen stürmte, kümmerte man sich hier wenig um die drohenden Wetterwolken am politischen Himmel. Herr von Hülsen hatte viele gesellige Talente, sang sehr schön, und Helene begleitete ihn dazu am Klavier, seine bedeutende Persönlichkeit zog sie ebenso an, wie ihn ihre Schönheit und ideale Natur, und schon am 11. November schlossen sie den Bund der Herzen, der durch die Vermählung am 11. August 1849 besiegelt wurde.

Helenens Großvater, Herr von dem Knesebeck, und der Feldmarschall Wrangel geleiteten sie auf dem mit Blumen bestreuten Weg zur Dorfkirche in einem Festeszuge von 60 Personen, bei dem köstlichsten Wetter zu Fuße. Prediger Ballenbach, der sie getauft, unterrichtet und eingesegnet hatte, vollzog nun auch die Trauung. Eine Reise nach Polen und Litthauen, die Herr von Hülsen bald darauf mit seiner jungen Frau unternahm, führte sie in ganz neue Verhältnisse ein, dann kehrten sie geistig angeregt und durch Liebe beglückt nach Berlin, wo

sie ihre Häuslichkeit begründeten, welche ein Jahr später durch die Geburt einer Tochter erweitert wurde.

Im Juni 1851 wurde Herr von Hülsen General-Intendant der Königlichen Hofbühnen. Dieser Wirkungskreis ihres Gatten erschloß Helene eine ihr bis dahin fremde Welt, die ihrem innersten Wesen unendlich sympathisch war. Das Leben und Weben in der Kunst, der sich alljährlich erweiternde Umgang mit bedeutenden Künstlern und interessanten Persönlichkeiten aus den verschiedensten Lebenskreisen, alles dieses fesselte und entzückte sie dergestalt, daß es sie die vielen Dornen, die aus dem neuen Berufe ihres Gatten auch für sie neben den Rosen wucherten, meistens leicht übersehen ließ. Nur eine schwere Krankheit, in der sie nach der Geburt ihres ältesten Sohnes Dietrich 1852 und 1853 nahezu aufgegeben war, — schnitt ihr lange allen äußeren Verkehr und den Besuch des Theaters ab, was sie um so schmerzlicher berührte, als es sie zugleich auch Abends stets von ihrem Gatten trennte. Erst 1855, nach der Geburt einer zweiten Tochter, gesundete sie, und im Jahre 1859 folgte derselben noch ein zweiter Sohn. In diesem ganzen ersten Jahrzehnt ihrer Ehe hielten Helene die Pflichten des Hauses und der Familie so ganz gefesselt, daß sich kaum ein Gedicht, kaum eine poetisch gestaltete Erinnerung darin findet. Nur Reisen, deren sie 1856 eine größere nach der Schweiz und Oberitalien mit ihrem Manne unternahm, wurden beschrieben, und Tagebücher geführt, was für sie von je her großen Reiz hatte. Erst 1860, nach dem Tode ihrer teueren Großvaters, und nachdem eine Kette herber Prüfungen in Erkrankung der ihrigen über sie fortgezogen war, fand ihr Kummer über so manchen Verlust erneut poetischen Ausdruck. Sie schrieb mehrere lyrische Gedichte, um die man sich im Familienkreise stritt, ohne auch nur einen Gedanken an deren weitere Verbreitung zu hegen, bis sie ihr Gatte, ganz wider Erwarten, dazu ermutigte. So übergab sie darauf hin, und auf das freundliche Zureden einer litterarischen Autorität den ersten Band gesammelter Gedichte der Oeffentlichkeit, unter dem Titel: „Aus Herz und Leben", dem alsbald, gleichfalls im Verlage des Herrn von Decker, ein Band Novellen und Skizzen (1867) und dieser Gedichte 1869 folgten. Die überraschend günstige Aufnahme, welche diese ersten Versuche bei der Gesamtkritik und dem Publikum fanden, beglückte sie, und spornte sie zu rastlosem Weiterstreben. So erschien dann „Ungesucht—Gefunden" bereits 1871, und „Aus alter und neuer Zeit" 1873 im Verlage von H. Henri Sauvage (Plansche Buchhandlung), so wie auch 1874 ihr erster Roman: „Traum und Wahrheit", wiederum bei H. v. d. Decken. Auch in New-York eröffnete sich ihr nunmehr ein Doppelverlag, der eine Novelle „Sie hat es gewollt" und eine „Reise nach Schweden" brachte, nachdem ihr von dort bereits mehrere ihrer, in's Englische und Französische übersetzten Gedichte, in Compositionen zugeschickt worden waren. Auch hier wurden dieselben vielfach komponiert, z. B. „Ständchen" von Kapellmeister Eckert, „Morgenempfindung" von Katharina Braun.

Von 1880 bis 1890 erschienen von Helenens Arbeiten: „Elisar", Roman

1880, „Nemesis“, Roman 1883, „Bilder aus der modernen Welt“, Roman 1884, „Einst und jetzt“ 1883, „Unter zwei Königen“ 1888.

Letztgenanntes Werk, (im Verlage von Richard Eckfteins Nachfolger, Berlin, ist ein Denkmal, das Helene von Hülsen ihrem am 30. September 1886 dahingeschiedenen Gatten setzte. Das Buch, mit seinem Bilde geschmückt und die Erinnerungen an Botho von Hülsen enthaltend, kann zugleich als eine Autobiographie Helenens betrachtet werden. Sie betrauerte in dem Dahingeschiedenen den zärtlichsten Gatten, den treuesten Vater. Die geradezu überwältigende Teilnahme aber, welche sich bei seinem Leichenbegängnis und nach seinem Tode bekundete, zeigt, daß die Welt diesen Verlust aufrichtig mit betrauerte. Dem Buche der Frau von Hülsen ist ein autographierter Brief des Kaisers Friedrich, als Kronprinz, beigefügt, den ich hier zum Abdruck bringe, weil er die größte Anerkennung Hülsens und zugleich die liebevolle Art des edlen Schreibers zeigt, in der er die trauernde Witwe zu trösten sucht.

Portofino bei St. Margherita, Genua.
d. 1. Oktober 1886.

Hochverehrte gnädigste Frau!

Ich versetze mich im ganzen Herzen in Ihre Trauer angesichts des Verlust's den Gott über Sie verhing, und komme Ihren wir Ihrer Kinder Schmerz mit Ihnen zu teilen, gleichzeitig aber auch im Namen meiner Frau deren aufrichtigstes Beileid auszusprechen.

Wie ich's bereits telegraphisch sagte, sind wir durch Hülsen's Heimgang völlig überrascht worden, da wir von keiner Erkrankung Ihres Gemahl's gehört hatten, und bleibt uns nur die Hoffnung, daß sein Ende ohne Qualen, ohne einen schmerzvollen Abschied von den Seinigen erfolgte.

Betrachte ich die eben vollendete Laufbahn Hülsen's, so gedenke ich gleichzeitig in Dankbarkeit der musterhaften Hingebung, mit welcher er mehr als dreißig Jahre hindurch in einem Beruf voller Schwierigkeiten, Sorgen und Ansprüche im Dienste zweier Monarchen getreulich ausharrte, und sage, daß ehrende Anerkennung demjenigen gebührt, der seine besten Kräfte einer Kunstrichtung widmete, mit welcher er sich wie verwachsen fühlte!

Wie lebhaft muß ich aber in diesem Augenblick jener ersten Zeiten gedenken, wo Sie, gnädigste Frau, ihn kennen lernten, dann ihm die Hand reichten, und ich so zu sagen Zeuge der Stiftung Ihrer Häuslichkeit war. Bei meinem bald darauf erfolgenden Abgang zur Hochschule erfreuten Sie mich durch ein Mitgefühl, in welchem Sie mir dann stets von Neuem Beweise lieferten.

Aber ich folgte von jener Zeit ab, mit immer gleichbleibenden Gesinnungen den Ereignissen Ihres Lebens, so daß heute, wo ich Sie von Schmerz tief gebeugt weiß, es mir zur Pflicht wird, mich Ihnen zu nahen.

Mein Gebet zu Gott erfleht Stärke für Sie und Ihre Kinder, ins-

besondere dann, wenn, nach den Gemütsbewegungen dieser Tage, die Gewöhnung an die eingetretene Leere und an das vereinsamte Leben an Sie herantritt.

Mit den unwandelbaren alten Gesinnungen bin ich, meine gnädigste Frau,

Ihr sehr ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ach, wie so bald sollte die Welt den herrlichen Fürsten verlieren, der diese warmherzigen Worte geschrieben! Ihm aber war es nicht beschieden, „ohne Qualen, ohne schmerzvollen Abschied von den Seinigen und dem auf ihn hoffenden Volke aus dem Leben zu gehen!

Frau von Hülsen hat leider durch den Tod ihres Gatten nicht den letzten herben Schicksalsschlag erfahren. Wenige Jahre darauf sah sie eine verheiratete Tochter, Mutter mehrerer Kinder ins Grab sinken!

So ist der Lebensabend der ehedem so glücklichen Frau ein getrübter, an schmerzlichen Prüfungen reicher. Aber die Nachsonne menschlichen Glückes, die Erinnerung an all das Gute, das ihr die Vergangenheit brachte — möge ihr freundlich auf weiteren Wege leuchten.



Jenny Hirsch.*)

Geb. 1829.

Wenn alleinstehende Frauen sich durch eigne Kraft einen Lebensweg bahnten, der sie an ein Ziel führte, wo ihnen die Selbstachtung und Selbsterhaltung und die Wertschätzung der Welt wurde, so ist dies um so erfreulicher, je größere Schwierigkeiten sie zu überwinden hatten. Unter diesen Frauen gebührt Jenny Hirsch eine hervorragende Stelle. Sie wurde im Jahre 1829 am 25. November in Zerbst im Herzogtum Anhalt geboren, war das älteste Kind ihrer Eltern, denen noch eine Tochter und ein Sohn geboren wurde, und verlor die Mutter sehr früh, da dieselbe bei der Geburt des Bruders starb. Eine schon hochbetagte Großmutter sorgte, so gut es eben gehen wollte, für das leibliche Wohl der Kinder, die sich im übrigen viel selbst überlassen blieben, da die Geschäfte des Vaters ihn vielfach vom Hause fern hielten. Glücklicherweise hatte Zerbst den in jener Zeit noch seltenen Vorzug eine ausgezeichnete Töchterschule zu besitzen, welche Jenny von ihrem siebenten bis zum fünfzehnten Jahre besuchte und welche ihr bei Begabung und Lerneifer eine Ausbildung gab, auf deren Grund sich vortrefflich fortbauen ließ. Allerdings war es mit diesem Fortbauen zunächst mißlich bestellt, denn ihre Umgebung war der Ansicht, daß sie weit eher zu viel als zu wenig gelernt habe, und daß es sich für ein Mädchen in ihren Lebensverhältnissen wenig schicke, sich mit den Büchern zu beschäftigen. Sie mußte in dem Schnittgeschäfte des Vaters, das sich im Hause befand, thätig sein, obwohl sie wenig Neigung und noch weniger Geschick dafür besaß, und im Haushalt mit Hand anlegen.

Inzwischen starb die Großmutter, die Vermögensverhältnisse, die nie glänzend gewesen waren, verschlechterten sich, das Geschäft wurde aufgelöst, die Geschwister kamen aus dem Hause und Jenny, die beim Vater blieb und ohne Hilfe einer Magd die kleine Wirtschaft besorgte, suchte durch Anfertigung feiner Handarbeiten etwas zu erwerben. Charakteristisch für die Anschauungen der kleinen Stadt und der Lebenskreise, denen sie angehörte, ist es, daß ihr damals gar nicht der Gedanke

*) Nach autobiographischen Notizen.

kam, daß ihre Begabung und ihre Kenntnisse sich in einer anderen für sie befriedigenderen Weise verwerten lassen dürften. Wenn sie, trotzdem die genannte Thätigkeit ihre Zeit in Anspruch nahm, doch noch Sprachen trieb und las und lernte, so that sie dies verstohlen und wagte namentlich nicht mit ihren kleinen poetischen Versuchen hervorzukommen, da ihr diese das erste mal, wo sie sich davon etwas merken ließ, Verweise und Spott und Hohn eingetragen hatten. Nach dem Tode des Vaters erbat sie vom Herzoglich Anhaltischen Konsistorium die Erlaubnis, in Zerbst eine kleine Privatschule, in welcher Knaben und Mädchen in den Anfangsgründen unterrichtet wurden, einzurichten, und es ist ein schönes Zeugnis für den Liberalismus der Behörde, daß man ihr, der Jüdin, dies, nachdem sie ihre Befähigung durch Probelektionen in der Herzoglichen Töchterschule dargethan, gestattete, ohne irgend eine Einschränkung daran zu knüpfen. Drei Jahre gingen ihr in dieser Lehrthätigkeit, neben welcher sie noch viele Privatstunden erteilte, dahin, dann nahm ihr Leben plötzlich eine überraschende Wendung. Durch eine Bekannte, welche wiederum mit dem Begründer und Besitzer der Frauenzeitung „Der Bazar“ in Berlin bekannt war, waren diesem einige ihrer litterarischen Arbeiten eingesandt worden, dieselben wurden angenommen und gedruckt und einige Monate später erging an sie die Anfrage, ob sie sich entschließen könne, nach Berlin überzusiedeln und eine Stellung bei der Redaktion des Bazar mit einem ihr damals recht hoch erscheinenden Jahresgehalt anzunehmen. Berlin war ihr kein fremder Ort, denn dort lebten noch die Eltern und zahlreiche Verwandte ihrer verstorbenen Mutter und sie war selbst wiederholt dort zum Besuch gewesen. So nahm sie das Anerbieten an, trat im Februar 1860 in die Redaktion ein und verblieb daselbst bis zum April 1864, von welcher Zeit an sie sich ohne ein bindendes Verhältnis litterarisch beschäftigte und viel aus dem Französischen, Englischen und später auch aus dem Schwedischen übersetzte. Die Uebersetzung von Stuart Mill's Subjection of Women (Hörigkeit der Frau) gehört zwar einem anderen Lebensabschnitt an, mag aber hier sogleich genannt werden.

Der Lebensgang, den Jenny Hirsch genommen, brachte es naturgemäß mit sich, daß sie ein lebhaftes Interesse für die Bestrebungen zur Erweiterung der Bildung und der Erwerbsgebiete der Frauen haben mußte. Sie bethätigte dasselbe zunächst durch den Besuch des ersten Frauentages in Leipzig, dem der Allgemeine deutsche Frauenverein seine Entstehung verdankt, redigierte ganz kurze Zeit mit Frau Louise Otto Peters in Leipzig das Organ desselben „Neue Bahnen“, trat aber zurück, um sich dem inzwischen in Berlin entstandenen Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes, dem nachmaligen Lette-Verein, zu widmen. Siebzehn Jahre gehörte sie demselben, neben seinem Begründer und ersten Vorsitzenden, Präsident Lette, dann neben dessen Nachfolgern, Professor von Holtzendorff und Frau Schepeler-Lette, als Schriftführerin an und weihte dem Verein einen so großen Teil ihrer Zeit und Kraft, daß ihr schriftstellerisches Wirken, besonders auf belletristischen Gebiete, dadurch beeinträchtigt ward. Was sie in dieser Zeit schrieb, bezog sich zum großen Teil auf die Frauenfrage, wie

sie auch das Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine „Der Frauenanwalt“, während der elf Jahre seines Bestehens, von 1870 bis 1881, redigierte.

In ihrer Eigenschaft als Schriftführerin des Lette-Vereins wohnte sie den Verbands- und Frauentagen in Berlin, Darmstadt, Hamburg, Wiesbaden, Lübeck und Breslau bei und hatte öfter die Ehre von der Protektorin, der damaligen Kronprinzessin, jetzigen Kaiserin Friedrich, empfangen zu werden.

1883 hatte sie sich veranlaßt gesehen, das Amt als Schriftführerin niederzulegen. Welch bittere Erfahrungen diesem Schritt vorangegangen sein müssen, erkennt man aus Jenny's Entschluß, seit jener Zeit jeder Vereinsthätigkeit zu entsagen. Unbedingt verbleibt ihr das unbestrittene Verdienst, sehr viel mitgeholfen zu haben, daß der jetzt so blühende Lette-Verein so vorzüglich organisiert ward, so daß auch nach ihrem Rücktritt das nur weiter ausgebaut werden durfte, was sie so trefflich und mit so großer Mühewaltung mit angebahnt hatte. Die Thätigkeit im Lette-Verband und die Übersetzung des Werkes von Stuart Mill: „Die Hörigkeit der Frau“ sind nicht zu unterschätzende Bausteine, welche Jenny Hirsch zur Förderung der Frauenbewegung zutrug und der von ihr redigierte „Frauenanwalt“ kann als eine Chronik aus dem Frauenleben von 1870—81 betrachtet werden, aus der viel interessante Thatsachen zu schöpfen sind.

Jenny Hirsch lebt jetzt zurückgezogen in Berlin ihren Verwandten und zahlreichen Freunden, ist Mitarbeiterin an einer Reihe von Zeitschriften und hat auch mehrere Erzählungen in Buchform veröffentlicht. Unter ihrem eigenen Namen erschien: „Fürstin, Frau, Mutter!“, unter dem Pseudonym F. Arnefeldt: „Befreit“. „Der Väter Schuld“. „Schwere Ketten“. „Die Erben“ u. a. m.

Im Jahre 1887 trat sie in ein freundschaftliches Verhältnis zu mir und in die Redaktion der von mir geleiteten „Deutschen Hausfrauenzeitung“. In dieser ihr liebgewordenen Thätigkeit lerne ich Jenny's hohe Begabung für schriftstellerische, kritisierende und redaktionelle Arbeiten immer mehr schätzen, wie auch ihren hervorragenden Ordnungssinn und ihre Pünktlichkeit in allen Dingen, so daß das Zusammenarbeiten mit ihr eine Freude ist. Noch wertvoller ist es mir, einem so tüchtigen Charakter freundschaftlich nahe getreten zu sein, da wir uns bis dahin vollständig fremd gegenüber gestanden hatten.

Jenny Hirsch hat in ihrem Innern in der Jugend sowohl, als im gereiften Alter manche Täuschung zu überwinden, manche Entsagung zu verschmerzen gehabt, — aber sie verstand es, sich auf eigene Füße zu stellen und sich eine behagliche, von Freunden besonders unter ihren Colleginnen gern gesuchte Häuslichkeit zu schaffen, aus deren friedlicher Ruhe die litterarischen Arbeiten ihres unermüdlichen Fleißes hervorgehen. —



Marie, Freifrau von Ebner-Eschenbach

geb. 1830.

Mit Bild.

Eine Schriftstellerin, welche selbst die strengsten männlichen Kritiker als die vortrefflichste und hervorragendste in der schöngeistigen Litteratur unserer Zeit bezeichnen, eine Frau, der man nachrühmt, alle Tugenden des Weibes ohne dessen Schwächen zu besitzen, ist Frau Marie von Ebner-Eschenbach. Als Tochter des gräflichen Ehepaars Dubsky erblickte sie das Licht der Welt am 13. September 1830 zu Zdischlawitz in Mähren. Ihre Geburt kostete der Mutter das Leben und die ersten Jahre ihrer Kindheit wurden von einer edlen Großmutter geleitet, bis eine Stiefmutter sie in ihre Obhut nahm. Allein auch diese starb nach vierjähriger Ehe, und als Marie zehn Jahre alt war, verheiratete sich Graf Dubsky das dritte Mal. Zum Glück für die geistige Entwickelung des so früh im Schmerz geprüften Mädchens war diese dritte Gemahlin ihres Vaters eine hochgebildete Frau, welche Marie, die bis dahin unter dem Einfluß einer französischen Erzieherin gestanden hatte, mit den Werken deutscher Klassiker bekannt machte.

Mit Begeisterung versenkte sich Marie in die Dichtungen der Geistesheroen der Nation und fand sich angeregt, selbst poetische Versuche zu machen. Mit 13 Jahren begann sie bereits kleine Dramen zu schreiben und hatte die kühne Idee, das Theater zu reformieren und wieder zur Vorliebe des Klassischen zurückzuführen.

Obgleich Marie keine öffentliche Schule besuchte, wurde ihr ein ausgezeichneter deutscher Unterricht zu teil, von dem ihre Arbeiten zeugen, die immer feiner in der Ausdrucksweise, immer eleganter und gewandter im Stil wurden und sich durch Gedankentiefe auszeichneten. Zur Jungfrau erblüht, gab sie sich immer



MARIE v. EBNER-ESCHENBACH.

mehr ihren litterarischen Studien hin. Geistig hervorragend, gemütvoll und liebenswürdig, mit seelenvollem Gesichtsausdruck, gewann sie als siebenzehnjähriges Mädchen die Neigung des damaligen Hauptmanns, späteren Feldmarschallslieutenant, Baron Ebner von Eschenbach, für den auch ihr Herz in Liebe schlug. In dem bedeutungsvollen Jahre 1848 fand ihre Vermählung statt. An der Seite des hochbegabten Mannes, der einer der tüchtigsten österreichischen Genie-Offiziere ist, führt Marie seit 32 Jahren eine überaus glückliche Ehe. Ihr Gemahl fördert und versteht ihr geistiges Schaffen und erfreut sich an ihrem stets wachsenden Ruhme.

Von ihren Dramen erschienen 1860 das Trauerspiel Maria Stuart, das sich durch die Gönnerschaft Eduard Devrient's mehrere Jahre auf dem Repertoire des Hoftheaters zu Karlsruhe hielt, ebenso Marie Roland, Trauerspiel, 1867. Die Lustspiele Dr. Ritter, Männertreue und die Veilchen erlebten mehrere Aufführungen auf kleinen Bühnen, aber den echten Lorbeer errang sich Marie von Ebner-Eschenbach erst durch ihre erzählenden Dichtungen. 1872 erschien das Märchen: Die Prinzessin von Banalien, 1875 ein Band Erzählungen, 1876 Bosena, 1880 Aphorismen, 1881 Neue Erzählungen, 1883 Dorf- und Schloßgeschichten, 1885 Zwei Comtessen, 1886 Neue Dorf- und Schloßgeschichten, 1887 Das Gemeindekind, 1888 Miterlebtes.

In all diesen Schöpfungen zeigt sich Marie von Ebner-Eschenbach als feinfühlende Frau und echte Künstlerin. Die von ihr geschilderten Charaktere interessieren, weil sie nach dem Leben gezeichnet sind, ihr Humor ist herzerquickend und durch all ihre Schriften weht ein edler, reiner Herzensadel. Ihr Stoffgebiet ist eng begrenzt, es ist ihre eigene Lebenssphäre, aber sie weiß derselben immer neue praktische und interessante Seiten abzugewinnen, ihre Gestaltungskraft malt immer neue Typen, neue Verhältnisse innerhalb des begrenzten Rahmens und die Probleme, die sie sich selbst aufgiebt, löst sie mit der ihr eigenen Lebensweisheit. Sie schildert die österreichische Aristokratie, ihr Leben, ihre Conflicte unter einander und ihr Verhältnis zu den Untergebenen. Sie hat die Vorzüge ihrer Geburt dazu benutzt, um sich über die traditionellen Vorurteile zu erheben und mit ungetrübtem Blick sieht sie um sich, um das Treiben der Großen und Vornehmen eben so trefflich darzustellen, wie das der Kleinbürger und Armen.

Paul Heyse sagt von ihren Schriften: So viel Feinheit und Seelenadel, Heiterkeit und Ernst, ein so sicherer Takt in der Durchführung der scharf gezeichneten Charaktere, die bei aller grotesken Komik nie die feinen Linien der Natur überschreiten und uns in der glücklichen Stimmung zwischen Lachen und Rührung erhalten, wir wüßten in der That der Novelle (die Freiherren von Gemperlein) nicht viel ähnliches in der heutigen, freilich sehr armen humoristischen Litteratur an die Seite zu setzen.

Ernst Wechsler, der in seinen „Wiener Autoren“ ein längeres Kapitel über Marie von Ebner-Eschenbach geschrieben hat, in dem er eingehend jedes einzelne ihrer Werke bespricht, sagt von denselben: „Die Schöpfungen der Ebner-Eschenbach sind samt und sonders edle, höhere, gesteigerte Natur, da findet man nichts Unwahr-

scheinliches, nichts Raffiniertes, nichts Gemachtes, keine Pose, sondern nur warm quellendes Leben. Bei dieser Dichterin könnte man schier das Tadeln verlernen. Sie schreibt unwiderruflich echt, künstlerisch wahr, tief erschütternd, herzerheiternd. Er nennt ihre Schriften innerhalb der Grenzen eines kleinen Stoffgebietes, in der sie eine reiche blühende Welt geschaffen, eine Zierde im Kosmos der Litteratur!"

An ihrem 60. Geburtstag, den 13. September 1890, wurden Frau von Ebner-Eschenbach allseitig wohlverdiente Huldigungen. Es ist so selten, daß die Männerweit den Leistungen der Frau gerecht wird, daß ich mir nicht versagen kann, den Brief hier zuzufügen, den die Schillerstiftung bei dieser festlichen Gelegenheit an die Gefeierte richtete:

„Am 13. d. begehen Sie Ihren Geburtstag. Nicht Sie allein sind zu beglückwünschen, auch wir beglückwünschen uns, daß dieser Festtag, an dem die deutsche Welt freudig teilnimmt, uns Gelegenheit bietet, einer langher still gehegten Bewunderung und Verehrung für Ihren schöpferischen Geist, Ihre herzdurchglühten Werke Ausdruck geben zu dürfen. Die klassische Epoche der dichterischen Kunst in Oesterreich ist vorüber. Die Heroen, welche sie heraufbeschworen haben, sind nicht mehr, und das von Jenen glorreich emporgehaltene Banner ist im Neigen begriffen. Sie haben es mutigen Herzens erfaßt, damit sichtbar werde, daß in dem seit Nibelungenzeiten sangvollen Oesterreich die Kunst des Dichters noch lebt. „Die dem Gotte dienen, sind geschützt," sang Hellas' Dichter. Es wird sein Segen lange auf Ihnen ruhen und Sie kräftig erhalten, um uns mit immer neuen Strahlen Ihres Geistes zu erwärmen und zur Ehre unserer Heimat, zur Freude der deutschen Welt deren goldenen Litteraturschatz zu vermehren."

Frau von Ebner-Eschenbach hat das seltene Glück, daß ihr Leben außerordentlich still, friedlich und harmonisch in den denkbar geebnetsten Verhältnissen verlief und der Seelenfrieden, den sie empfindet, spricht sich nicht allein in der Objektivität ihrer Schreibweise aus, sondern macht auch ihre persönliche Erscheinung zu einer ungemein wohlthuenden, reizvollen. Das Glück ihres Lebens und ihres Schaffens hat sie aber weder selbstsüchtig, noch hochmütig gemacht und das ist ihr schönster Schmuck, daß sie alle Anerkennung verdient, die ihr im reichen Maße wird, denn wie in ihren Werken tritt auch in ihrem Wesen das rein Menschliche und dabei hoheitsvoll Vornehme des Seelenadels und der Herzensgüte erwärmend und leuchtend hervor. Möge es ihr vergönnt sein bis in ein hohes Alter, schöpferisch thätig zu sein und uns noch viele ihrer Gedankenschätze mitzuteilen.



Antonie Biel

geb. 1830, gest. 1880.

Eine Künstlerin, die zugleich alle Elemente einer hochgebildeten und begabten Frau in sich trug war die zu früh dahingeschiedene Sophie Antonie Biel.

Sie wurde am 21. Januar 1830 zu Stralsund geboren, als jüngste Tochter eines dortigen Ratsherrn. Von einer begabten Mutter empfing sie früh die erste Anweisung zum Zeichnen und erhielt später bei einem tüchtigen Lehrer gründlichen Zeichenunterricht. Sie war von zartester Gestalt und Gesundheit — aber der helle Geist in ihr ließ sie früh mit Sicherheit den Beruf erkennen, von dem sie nie abwich. So finden wir sie in sehr jugendlichen Jahren schon eifrig mit dem Bleistift beschäftigt, den sie bis zu ihrem letzten Tage mit fast unvergleichlicher Meisterschaft führte. Der unermüdliche Fleiß, das stets gewissenhafte Studium ihrer jungen Jahre legte den Grund zu ihrer Meisterschaft, obschon die verspätete Einführung in den Gebrauch der Farben ihr in anderer Richtung hinderlich wurde. Antonie Biel's äußeres Leben floß so ruhig dahin, daß von besonderen Ereignissen nicht viel zu berichten ist. Es bestand, kurz gesagt, in einer ununterbrochenen Hingabe an die Kunst. Diese bildete den Kern ihres Daseins und war ihr eine unversiegbare Quelle der Freude und Befriedigung. In einem Alter, wo bei Vielen die Hände beginnen matt zu werden — die Ideale verblassen — war sie noch frisch und unermüdet, ja noch mehr, sie fühlte sich so künstlerisch angeregt und empfindungsfähig, wie vorher zu keiner Zeit ihres Lebens. —

Antonie war etwa sieben Jahr alt als ihr Vater starb und einundzwanzig

*) Nach biographischen Mitteilungen von G. Archer.

als sie ihre Mutter verlor — aber der Himmel schenkte ihr eine zweite Mutter in ihrer ältesten Schwester Johanna, welche mit zärtlicher Hingabe und festem Glauben an der Schwester Talent sich ihr widmete. Sie begleitete Antonie auf ihren Kunstreisen und war in allen Dingen ihr guter Engel. Später in Berlin pflegte Antonie einem kleinen Kreis naher Freunde gern von ihrem einstigen Leben in Stralsund zu erzählen. Wie viel hatte sie, die tapfer sich Durchkämpfende, von dem kleinlichen Tadel des Altjungfertums (und nicht nur des weiblichen!) zu leiden gehabt! Sie mußte ihre begrenzten anspruchslose Studien unter Protest fortsetzen, und um den allgemeinen Argwohn zu beschwichtigen, zuweilen in den von ihr gehaßten Kaffeegesellschaften erscheinen. Sie mußte den Leuten versichern, daß sie sich nie zu „der Schande“ des Geldverdienens herablassen würde! Ob Antonie es wollte oder nicht, es kam doch dazu — und wie ein Kind freute sie sich über jedes verkaufte Bild! Um diese Zeit gewann sie einige Uebung in der Oelmalerei. Wahrscheinlich war es nach ihrem ersten sehr kurzen Besuch in Berlin 1857, wo sie ein paar Monate in Prof. Schirmer's Atelier malte, daß ein Bild vollendet und nach Berlin zur Ausstellung geschickt werden konnte. Es wurde angenommen! Dieser entscheidende Schritt blieb ein tiefes Geheimnis, das sie nur mit der Schwester teilte. — Alles dies pflegte Antonie mit dem feinsten Humor von der Welt zu erzählen. Der Erfolg, den dieses erste Wagnis gehabt, vereint mit wachsender Ungeduld der kleinlichen Ueberwachung eines engen Kreises zu entfliehen, bestimmte die junge Künstlerin kühn die Fesseln zu durchbrechen, welche sie bisher festgehalten hatten. Demgemäß verpackten die Schwestern ihren kleinen Haushalt, behielten jedoch ein Absteigequartier in Stralsund, zu dem sie aber nie auf längere Zeit zurückkehrten. So verließ Antonie Biel ihre Vaterstadt — aber die Linien und Farbentöne der heimatlichen Gegend hatten sich ihr tief eingeprägt. Diesen ersten Eindrücken blieb sie unentweglich treu. Sie sah die unromantischen Formen und grauen Töne mit poetischem Auge an, und ihr Pinsel gehorchte mit liebevoller Treue. Diejenigen, welche Strand- und Küstenlandschaft in der Nähe von Stralsund und auf der Insel Rügen kennen, werden in Antonie Biel's Bildern das Charakteristische jener Gegend auf's Schönste wiedergegeben finden. Ihr künstlerisches „Ich“ wurzelte dort und litt kein Verpflanzen. Selbst die feurigsten Schilderungen der italienischen Landschaft, wie z. B. des hohen Reizes der römischen Campagna, vermochten nicht den Wunsch einer Studienreise dorthin in ihr anzuregen. Sie wich eben nicht von dem ihr innerlich bestimmt vorgezeichneten Wege ab. Jede Regung von Eitelkeit, die sie leicht zu unberufenen Versuchen hätte verleiten können, war ihr fremd. Hierin könnte man eine gewisse Beschränktheit sehen — doch war es vielmehr eine weise Selbstbeschränkung, die bei ihrer körperlichen Schwäche doppelt wichtig war. Diese vollkommene Klarheit über die Ausdehnung und Grenzen ihrer Kraft, verlieh ihrem ganzen Auftreten bei aller Sanftmut eine Festigkeit, die ihre Wirkung auf andere nicht verfehlte. Die ruhige Festigkeit, verbunden mit einer nach allen

Seiten hin strengen Selbstkritik, gab ihrem Wesen einen sicheren Halt. Ihre Studien in Oelmalerei machte sie zuerst im Atelier des Prof. Schirmer in Berlin. Hier blieb sie damals nur kurze Zeit, da sie, obgleich in der Malerei eine Anfängerin, sich doch ihre eigenen Anschauungen über die Auffassung der Natur gebildet hatte. Nach Schirmer machte sie Prof. Lessing in Düsseldorf zu ihrem Führer und Ratgeber. Von Düsseldorf folgte sie Prof. Lessing nach Karlsruhe, bald nach seiner Uebersiedelung dorthin.

Professor Lessing lehnte es ab, sie als Schülerin anzunehmen, willigte aber ein ihr Atelier in unregelmäßigen Zeiträumen zu besuchen. Dies sagte Fräulein Biel's Individualität vollkommen zu, und es währte nicht lange, so interessierte ihn seine Schülerin mächtig.

Auf jeden Winter folgten drei bis vier Monate, wo sie außerhalb unermüdlich ihre Naturstudien machte — im Harz — im Schwarzwald — am Chimsee — in der Schweiz — in Schweden. Aber ihre natürliche Neigung brachte sie immer wieder zu ihrer Heimat zurück.

Vom Jahre 1860 an stellte sie ziemlich regelmäßig ihre Bilder aus und fand bald nicht nur unter Künstlern und Kritikern aufrichtige Anerkennung, sondern gewann sich auch im größeren Publikum viele warme Verehrer, denen es kaum begreiflich zu machen war, daß A. Biel nicht Anton, sondern Antonie bedeutete.

Unsere Künstlerin übereilte sich nie in der Produktion ihrer Bilder. Das verbot einfach ihre sehr schwächliche Gesundheit. Durch eine Reihe von Jahren verlor sie wenigstens einen Tag jede Woche durch heftige Migräne — dies nur beiläufig, wie sie selbst es behandelte. — Jedes einzelne Bild bedeutete für sie einen Schritt weiter, denn Antonie betrachtete sich als „Student", und in keinem Augenblick spielte sie mit der Kunst. Und wahrlich, betrachtet man eine Reihe ihrer Bilder aus verschiedenen Jahren, so staunt man bei aller Aehnlichkeit in den Motiven über die Riesenfortschritte in Auffassung und technischer Behandlung. Bei aller Ruhe kam aber zu Zeiten der Rausch der Begeisterung über sie und dann ging die Arbeit im schnellsten Tempo von Statten — dann malte sie zwei oder drei Bilder zu derselben Zeit. Doch kehrte bald die strenge Kritik wieder ein und Manches wurde verworfen und unzählige Skizzen wanderten unrettbar in den Ofen.

Im Jahre 1866 war Paris ihr Reiseziel. Sie pflegte zu sagen, sie habe in Paris erst verstanden was Malen eigentlich sei. Sie hat dort kopiert und hauptsächlich durch das Sehen der Kunstwerke gelernt.

Der Aufenthalt dauerte nur ein paar Monate und wurde später noch zweimal auf kurze Zeit wiederholt. In Paris erhielt sie die eigentliche Kunsttaufe — hier begann für sie bei vollem Bewußtsein der lange beharrliche Kampf mit der Technik, welchen sie mit wahrem Heldenmut bis zu ihrem Lebensende geführt hat! Mit welchem mächtigen Erfolg, das zeigen am besten die letzten Bilder.

Das aber was in uns die größte Bewunderung erregen muß, ist ihre Kraft, den Pariser Einflüssen gerecht zu sein, ohne jedoch im mindesten das zu verlieren, wofür sie das tiefste Verständnis besaß — „the modesty of nature“. Mag es ihr zum Vorwurf gemacht werden, daß es ihr an Kühnheit oder an Mannigfaltigkeit der Motive fehlte, dafür war auch nicht eine Spur von Effekthascherei bei ihr zu finden! Dies will heute viel sagen! In ihrer eigenen Meinung war sie die demütigste Dienerin der Natur, es sei aber hinzugefügt: „sie war auch eine ihrer hingebendsten und wahrhaft liebevollsten!“

Im Jahre 1866, nach jenen Studienreisen, die sie so unendlich bereicherten, schien es Antonie unmöglich in ihre Heimat zurückzukehren. Ein größerer Kreis, größere Sympathie waren notwendig für sie geworden. In einer glücklichen Stunde faßte sie und ihre Schwester den Entschluß, fortan Berlin zu ihrer Winterheimat zu machen. Sie lebte nun einige sehr glückliche Jahre, bis der Tod der Schwester im April 1871 erfolgte und diese Trauer ihre ganze spätere Lebenszeit überschattete. Fast schien es, als ob Antonie diesen Schlag nicht überstehen würde, ihre zarte Gesundheit hatte eine zu starke Erschütterung erlitten. Zwei oder drei Jahre vergingen, ehe sie sich von diesem Unglück erholte, dann schien sie einen neuen Pakt mit dem Leben geschlossen zu haben und die Kunst wurde ihr teurer als je. Allein wollte und konnte sie jedoch in Berlin nicht bleiben, und wieder kehrte sie nach Düsseldorf zurück, wo sie einen sehr angenehmen Kreis fand. Hier blieb sie zwei Winter und machte Figurenstudien. Von nun an ist es nicht mehr die Poesie der Landschaft allein, die von der Leinewand spricht — ein anderer Ton begleitet sie, der des einfachen Lebens jener Strandbevölkerung. Sie verstand es auch der, doch eigentlich untergeordneten Staffage, eine zarte Innerlichkeit zu verleihen. Wie rührend ist jene Gruppe schwerbeladener Fischerleute, die im Schatten einer dunkeln Regenwolke heimwärts wandern zu ihrem Dorfe, welches im hellsten Sonnenschein vor ihnen liegt. Ist es nicht wie ein Hinüberwandern in ein lichteres Dasein? Welch ein Humor liegt auf der anderen Seite in manchen ihrer Kindergestalten, selbst wenn nichts als der Rücken von ihnen zu sehen ist!

Wie interessant auch ihre Figuren waren, so bleibt sie doch unübertroffen auf ihrem eigensten Gebiet: — Strand mit weitem Horizont — Dünen — ein Küstenstrich mit Land und Wasser, die sich um den Besitz streiten — ein weiter bewölkter Himmel voll Bewegung und Ereignissen — und mit welch feuchter Flut sucht das Wasser den Strand. —

Seit ihrer frühsten Jugend hatte sie das „Oeffne dich Sesam“ des Genies gefunden, nämlich fest auf das Ziel gerichtete, unermüdliche Arbeit! Keine Anstrengung war zu groß, und selten ist eine so strenge Selbstkritik geübt worden. Sie erwarb sich einen ehrenvollen Namen, aber sie hatte auch den vollen Preis dafür mit ehrlicher Arbeit gezahlt. Als sie starb, hatte sie ein volles, wahres, befriedigtes Leben gelebt. — Die letzten fünf Jahre wohnte sie bei Verwandten, geschützt und doch ganz unabhängig. Oft schien sie wieder froh und heiter, indes

widmete sie sich immer ausschließlicher der Kunst. Ihre Bilder wurden alle verkauft, meistens an Kunstvereine. Wenige sind in Berlin geblieben. Eins der größten und schönsten ist im Besitz des Kaisers. Noch kürzlich wurden einige nach England verkauft. —

Im Winter 1878—79 kränkelte sie viel; eine Kur in Ems hatte nicht den gehofften Erfolg. Beim Beginn des Winters fand man sie wieder mit dem alten Eifer an ihrer Staffelei beschäftigt. In einem Briefe vom 27. November 1879 schreibt sie: „Mein Kopf ist jetzt ganz voll von neuen Bildern, von denen wenigstens einige heraus müssen und da ist für weitere Dinge nicht viel Platz.“ In einem anderen vom Januar 1880 heißt es: „So habe ich verworfen und geändert, bis ich es nun weiß, besser kann ich es nicht und somit bin ich fertig . . . . . Das Leben ist doch schön, wenn man Freude an seiner Arbeit hat! Zu vielen anderen Dingen komme ich nicht — doch freue ich mich, daß ich wieder die Kraft habe, die ganzen Tage und oft auch die Abende zu zeichnen, ohne Anstrengung zu spüren.“ Noch auf ihrem Sterbebett waren ihre Gedanken mit ihrer Arbeit beschäftigt, sie sagte zu ihren Pflegerinnen, wenn sie wieder hergestellt wäre, dann würde sie zeigen, wie viel besser als jemals sie zu malen verstände — Alles wäre ihr klar geworden. — Die Arbeit war ihr in der That Religion. Und so ging ihr Geist die irdischen Schranken durchbrechend, welche nie vermocht hatten seine Schwingen zu lähmen, zu jener Vervollkommnung ein, die sie hinieden mit so andachtsvollem Eifer, in Demut und seltenem Fleiß erstrebt hatte. Herzbeutel-Wassersucht machte ihrem Leben am 2. April 1880 ein Ende.

Dem Bilde, welches ich von ihrer gänzlichen Hingabe an die Kunst zeichnete, möchte ich noch hinzufügen, wie echt weiblich Antonie Biel in ihrem Wesen war. Ordnung und Sauberkeit war die Regel ihres Lebens. In den Schränken und Schiebfächern der musterhaftesten Hausfrau kann es nicht ordentlicher aussehen, als es in denen der Künstlerin aussah. Auch liebte sie weibliche Handarbeiten und verstand die Nadel geschickt zu gebrauchen. Was sie noch mehr als Frau auszeichnete war ihre, oft mit Opfer und Anstrengung verbundene Bereitwilligkeit zu helfen, Rat zu geben, gesunkenen Mut wieder aufzurichten. Viele Stunden widmete sie diesem Liebesdienst, ohne zu ermüden. Einige jüngere Mitglieder ihrer Familie, welche sich mit der Kunst beschäftigen, wissen davon am besten zu berichten — aber auch viele Andere, deren Dank über das Grab hinaus ihr nachfolgt. — In ihrer Rede, in Benehmen und Umgangs-Formen zeigt Antonie die vollkommen gebildete Frau: zurückhaltend und exclusiv nur in dem Sinn, daß sie sich stets die Freiheit vorbehielt, ihren Umgang selbst zu wählen. Wo ihre volle Achtung gewonnen war, zeigte sie sich offen, frei und warm — und im Verkehr mit ihr sympathischen Personen, kam die natürliche Innigkeit und Kindlichkeit ihres Herzens zum liebenswürdigsten Ausdruck. So wurde ihre Gesellschaft von Vielen hochgeschätzt. —

Die „Frauenfrage“ als solche war noch nicht angeregt, als Antonie Biel

begann ihr Talent auszubilden — nichts kam ihr zu Hülfe, um ihren Pfad zu ebenen. Der entscheidende Schritt, den sie that, als sie ihre Heimat verließ, um einem höheren Rufe zu folgen, war eine Heldenthat und stand damals vereinzelt da — während heut zu Tage Frauen von Talent und Fleiß, ermutigt durch die öffentliche Meinung, freie Bewegung, Entgegenkommen jeder Art, von allen Seiten auftauchen! Sie gehört zu denen, die den Weg bahnten!

Fräulein Biel war ein ausgezeichnetes Mitglied des Vereins der Künstlerinnen in Berlin, dem sie seit seiner Gründung angehörte. Am Morgen des 5. April, als ihre irdische Hülle zu ihrer Ruhestätte nach Stralsund überführt werden sollte, erschien eine Deputation des Vereins, um seinem geliebten und verehrten Mitgliede eine letzte Ehre zu erweisen und legte die Palme auf ihren Sarg.



Georgiana Archer*)

geboren 1827, gestorben 1882.

Eine der idealsten Frauengestalten, in welcher sich ein männlich ernster Geist mit zartester und tiefster Empfindung für das Gute und Schöne vereinigte, war „Miß Archer“, wie sie allgemein von ihren Zeitgenossen genannt wurde.

Ihrer schöpferischen Thätigkeit verdankt Berlin sein erstes Lyceum für das weibliche Geschlecht, den Sanitätsverein für Lehrerinnen und die Anregung zum Verein für häusliche Gesundheitspflege.

Ihr Leben giebt den glänzendsten Beweis, des Kämpfens und Erringens aus eigener Kraft, trotz all der äußeren Hemmnisse, welche der alleinstehenden Frau in den Weg traten. Der kosmopolitische Zug ihres Charakters, nicht nur dem eigenen Vaterlande, sondern der Gesamtheit ihres Geschlechtes, ihre Kraft zu widmen, zeigt sich in ihrem Lebensgang. Schottin von Geburt, brachte sie den besten Teil ihres Lebens in Deutschland zu — und fand in der Fremde im Süden ihr Grab, wo sie Genesung suchte und den Tod fand.

Fremd kam sie zu uns nach Deutschland, aber uns gehörte sie und uns ließ sie ihre unsterblichen Schöpfungen!

Georgiana Archer wurde am 27. September 1827 in Edinburg ge-

*) Quellen: Die Gedächtnisreden von Professor Lazarus, Frau Ulrike Henschke und Notizen von Marie Kemy.

boren. Ihr Vater, ein Arzt, war altsächsischer Abkunft, ihre Mutter, eine geborne Gregory, stammte von dem keltischen Geschlechte Mac Gregor, dem der geächtete Freibeuter Rob Roy angehörte. Die Charaktere der beiden Eheleute Archer schienen jedoch dieser Herkunft wenig zu entsprechen. Der Vater war leichtlebig wie ein Kelte, die Mutter hingegen streng religiös und von einem Ernste, der sonst den Schotten eigen ist.

Trotz ihrer Strenge und Heftigkeit, die wohl auch mit ihrem leidenden Zustande zusammenhing, übte die Mutter einen trefflichen Einfluß auf ihre Kinder, deren Erziehung sie noch vom Krankenbette aus leitete, doch war es wohl auch ihr Beispiel, das Georgiana im zwölften Jahr von einem, alle anderen Neigungen ausschließenden religiösen Drange beherrschen ließ. Erst in reiferen Jahren verlor sich jener Zug oder wurde vielmehr zu einem gesänftigten, aber innigen religiösen Sinn, dem jedoch alles Krankhafte fern lag.

Es verblieb ihr jener Fantasiereichtum, welcher der Gegenwart und Wirklichkeit gern entflieht, um sich dem Fernen, Großen, Erhabenen hinzugeben. Bis in das späteste Alter besaß sie jene Kunst des Vergessens jeder gegenwärtigen Not und Last, um sich mit heiterem Geiste an der Gesellschaft Anderer oder an dem Schönen in Natur und Kunst zu erquicken und so neue Kraft zu pflichtenreicher Thätigkeit zu gewinnen.

Früh lernte sie den Schmerz und die Entbehrung kennen, denn mit 14 Jahren wurde sie vater- und mutterlose Waise. Von ihren vier Geschwistern war der älteste Bruder, damals 20 Jahr alt, angehender Künstler, Maler; dennoch übernahm er in aufopfernder Weise die Sorge für seine jüngeren Geschwister, da der Vater gar kein Vermögen hinterlassen hatte. Was Tüchtigkeit und die Liebe vermag, bewies dieser Jüngling, aus dem einer der angesehendsten Historien- und Portraitmaler Englands geworden ist.

Georgina besuchte mit ihrer Schwester eine Privatschule in Edinburg, scheint derselben jedoch nicht viel Wissen gedankt zu haben, so daß ein reger Lernbetrieb es ihr als Notwendigkeit erscheinen ließ, sich bessere und gründlichere Kenntnisse anzueignen. Kaum zur Jungfrau erwachsen, trat sie in das Haus einer kranken Dame zu deren Unterstützung im Häuslichen, wie in der Erziehung der Kinder. Doch nicht allzu lange blieb sie in dieser Stellung ging vielmehr zu einer Tante in Edinburg bei der sie schon nach dem Tode der Eltern Aufnahme gefunden. Es war ihr nämlich lebhaft zum Bewußtsein gekommen, wie mangelhaft und ungenügend ihre bisherige Erziehung gewesen und so trieb die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Ausbildung in die Ferne.

Im Jahr 1851 ging sie zu diesem Zwecke nach Deutschland, und zwar nach Lüneburg, wohin ihre Schwester folgte. Beide erhielten Unterricht bei dem Gymnasiallehrer Dr. Schuster, (jetzigen Direktor des Realgymnasiums in Hannover), mit dem sich die Schwester Sarah 1853 vermählte.

Georgiana begleitete ihre Schwester nach Klausthal, wohin deren Gatte versetzt wurde, blieb eine Zeit lang bei ihr, kehrte nach Edinburg zurück — und dann wieder 1857 nach Deutschland, um sich dauernd in Berlin niederzulassen.

Damals hatte ich das Glück sie kennen zu lernen.

Eine mir befreundete junge Malerin, Fräulein Anna Krause schwärmte damals von „Miß Archer“ wie von einer Heiligen und führte mich bei derselben ein. Georgiana Archer wohnte mit ihrer Freundin Rosa Smith zusammen, eine überaus schöne junge Irländerin, für die sie sich in wahrhaft ergreifender Weise aufopferte. Diese, seit mehreren Jahren kränkelnd, wurde von ihr auf das liebreichste gepflegt, ja mit Ausnahme der Stunden, in denen Miß Archer für sich und die Freundin Geld verdienen mußte, wich sie nicht von ihrer Seite. Ihre Freundschaft hatte die Glut der Liebe und die Fürsorge der Mütterlichkeit angenommen, sie arbeitete rastlos für die Freundin, die gleich ihr unbemittelte Lehrerin war. Sie sprach ihr Trost zu, erheiterte sie auf dem Krankenlager, verschaffte ihr jede Linderung und als der Zustand der unheilbaren Krankheit sich verschlimmert hatte, brachte sie die Freundin in einer eigens dazu gebauten Wiege in ihre Heimat, wo sie bei ihr ausharrte, bis sie ihren Leiden erlag.

Nie werde ich den Anblick vergessen, als ich das bescheidene Heim der Miß Archer 1857 betrat, das aus 2 kleinen Stuben bestand, als ich mit Anna Krause im Vorzimmer wartete — und im Rahmen der Thür Rosa Smith gestützt auf Georgiana Archer erschien. Welche rührende und dabei sympatische, herzerhebende Schönheit — dieser beiden Frauengestalten! Dreiunddreißig Jahre sind darüber hingegangen, aber ich glaube sie noch zu sehen, die schlanke, zarte, anmutige Georgiana, das liebe, holdselige Antlitz von goldblonden Locken umrahmt und auf sie gestützt, an Größe sie überragend und leicht zu ihr geneigt, Rosa Smith, in ihrer erhabenen ernsten Schönheit, Iphigenia gleichend. Die hohe Gestalt die verklärten, resignierten Gesichtszüge, das blauschwarze Haar, welche deren durchsichtige weiße Haut noch mehr hervorhob! Die Schönheit dieser beiden Frauen war seelisch, war ehrfurchtgebietend.

Im Jahre 1857 veröffentlichte Miß Archer ein Büchlein unter dem Titel: Flowers and Moonshine by Dudu. Die Widmung an ihre kleine Nichte Annie erklärt den angenommenen Kindernamen. Es sind Märchen, die an Anderssen erinnern, oft phantastischer Art. Die Erzählung, welche das Buch einleitet: Das Wunderknäuel, zeigt uns schon die werkthätige Liebe der Verfasserin, die darin lehrt, wie praktisch man es anfangen kann, mit geringen Mitteln Gutes zu thun. Georgiana fand in Berlin bald festen Boden als gesuchteste Lehrerin. Die Kron prinzessin Viktoria übertrug ihr den Unterricht ihrer Kinder in ihrer Muttersprache. Sie verkehrte in den gebildeten Familien und betrachtete es als ihre Aufgabe die Interessen ihrer Heimat mit dem Lande ihrer Wahl zu verknüpfen, wozu hauptsächlich die unter ihrer lebhaften Mitwirkung gegründete deutsch-englischen Gesell-

schaft beitrug. Diese hatte hauptsächlich den Zweck die nationalen Gegensätze zu mildern und die gegenseitigen Vorurteile tilgen zu helfen.

In ihrer Eigenschaft als Lehrerin erfuhr Miß Archer, daß wie in Großbritannien so auch in Deutschland das Leben der Mädchen vom Ausgang aus der Töchterschule — sehr öde, ihre Bildung sehr lückenhaft, ihr Wissen ohne alle Vertiefung blieb. Der Gegensatz in der Bildung beider Geschlechter war so groß, der Abstand so weit und das Bedürfnis der Zeit so dringend, der weiblichen Jugend den Born einer wissenschaftlichen Bildung — schon für den natürlichen erziehlichen Beruf zu geben, daß sie beschloß, eine Anstalt zu begründen, welche reformierend hier eintrat.

Miß Archers Natur war die Begeisterung, diese wurde eine Macht durch die sie den größten Einfluß auch auf Andere gewann.

Geleitet und angeregt durch die Kronprinzessin, welche der neuen Anstalt mit ihrem Namen Schutz und Glanz verleihen wollte, hat Miß Archer es mit sicherer Hand unternommen das Viktoria-Lyceum zu errichten. Sie selbst suchte die Männer auf, die sie zum Vorstand und solche, die sie als Lehrkräfte für das Werk gewinnen wollte. Ihre sanfte, aber eindringliche Beredsamkeit siegte, wohin sie kam.

Ihre anmutige Schönheit, die sie wie eine dahinschwebende Lichtgestalt erscheinen ließ, imponierte, gerade weil sie so echt weiblich blieb. Und wie sie lichtvoll war, so auch voll Wärme für das, was sie erreichen wollte, fern von jeder Selbstsucht und jedem materiellen Interesse leitete sie das Viktoria-Lyceum, das am 14. Januar 1869 eröffnet wurde. Es begann mit vier Vorlesungen, denen siebenzig jüngere und ältere Zuhörerinnen beiwohnten; als Miß Archer 1882 starb, war das Lyceum bei siebenundzwanzig verschiedenen Kursen im Wintersemester von nahe an 900 Schülerinnen besucht.

Miß Archer wußte Lehrende und Lernende gleich an das Lyceum zu fesseln, aus dem „ein Strom von Bildung sich über die weibliche Welt Berlins ergoß“, wie Professor Lazarus in seiner Gedenkrede an ihrem Grabe sich ausdrückte.

Als die zehnjährige Feier des Bestehens des Viktoria-Lyceums stattfand, gab sowohl die Kronprinzessin, als das Kuratorium, an dessen Spitze der Herzog von Ratibor, Wirkl. Geh. Justizrat Dr. v. Gneist und Professor v. Holtzendorff damals standen, wie auch die Schülerinnen Miß Archer die dankbarste und verehrungsvollste Liebe zu erkennen.

In mehreren Städten Deutschlands fand das Lyceum Nachahmung.

Als Vortragende wußte Miß Archer höchst anregend zu wirken; sie hatte die Eigentümlichkeit meist in Bildern und Gleichnissen zu sprechen, ging mit pädagogischem Takt auf die Bedürfnisse ihrer Zuhörer ein und verband mit dem Ernst und der Begeisterung für den zu lehrenden Gegenstand oft übermütig sprudelnden Humor.

Ihr wohlwollendes Herz sah die unsichere Lage der deutschen Lehrerin, für deren treue Hingabe noch kein Schutz in Krankheitsfällen gegeben war.

Mit dem erratenden Blick echter Menschenliebe las sie in den bleichen Zügen mancher Lehrerin die verschwiegene Geschichte des kärglichen Lebensunterhaltes, der physischen Erschöpfung und des pflegebedürftigen Körpers. Und so schuf sie, die selbstlose Idealistin, mit treuen Helferinnen den Sanitätsverein für Lehrerinnen, eine Organisation, aus der eine Fülle von Liebesthätigkeit hervorging. Der schüchternen aber doch warmen Aufforderung Miß Archers folgten willig die Aerzte und erklärten sich zur unentgeltlichen Behandlung armer Lehrerinnen bereit. Treulich sorgt ein Kreis von Damen als Vereinsmitglieder für Stärkung, wo es Not thut. Durch die nach dem Tode der Miß Archer ihr zum Andenken errichtete Miß Archer-Stiftung werden kranken Lehrerinnen Badereisen ermöglicht.

Ein durch segensvolle Wirksamkeit und durch Bethätigung der Liebe so reiches Leben sollte nicht nur Verehrung, sondern den Trost der hingebendsten Freundschaft finden. Fräulein Marie Remy, die rühmlichst bekannte Blumenmalerin, war jene Freundin, die Miß Archer seit vielen Jahren innig nahe gestanden hatte, mit der sie die wärmste Liebe verband und die ihr dieselbe Aufopferung zeigte, wie sie einst von Georgiana Archer ihrer Freundin Rosa Smith gewidmet war. Miß Archer hatte durch übermäßige Anstrengung der Kräfte ihren zarten Körper aufgerieben und mußte so schwer es ihr wurde, im Jahre 1882 die Vorlesungen unterbrechen, die sie am Lyceum gehalten, und von aller Arbeit ausruhen. Sie wurde von den Aerzten nach Godesberg, später nach Pyrmont und endlich nach Montreux geschickt. Fräulein Marie Remy begleitete sie auf all diesen Reisen, mußte jedoch nach einiger Zeit zu ihren Berufsgeschäften nach Berlin zurückkehren. Die einsam in Montreux zurückgebliebene Kranke wagte es bei ihrer Selbstlosigkeit lange nicht, die Freundin, nach der sie so sehnlich verlangte, zu sich zu rufen, aber ihre Briefe, bald voll schmerzlicher Sehnsucht, bald voll stürmischer Zärtlichkeit, bald wieder überschäumend in heitrer Laune, ließen dennoch den nahen Tod ahnen, und so überwand Marie Remy alle Hindernisse, um nach Montreux zu ihrer Freundin zu eilen.

Noch ward es ihr vergönnt, einige Tage mit ihr zu verleben, um ihr durch ihre Gegenwart einen letzten Sonnenblick der Liebe zu bereiten, bis Georgiana am 21. November 1882 in ihren Armen sanft entschlief. Fern von der Stätte ihres segensreichen Wirkens ruht Miß Archer auf dem Friedhofe von Territet Montreux, dicht bei der englischen Kirche, aber ihr Andenken wird fortleben bei Allen, welche ihr im Leben näher getreten, und ihre guten Werke werden noch Tausenden zum Segen gereichen.

Einen Monat nach ihrem Tode, am 17. Dezember 1882, wurde eine Todtenfeier für Miß Archer in dem festlich geschmückten Saal der Sing-Akademie zu Berlin begangen, wie sie sonst nur zu Ehren eines Fürsten, eines großen Staats-

mannes, eines Gelehrten oder eines Künstlers von Weltruf stattfindet. Der Kronprinz und die Kronprinzessin des Deutschen Reiches waren mit ihren Kindern erschienen, Hof- und Staatsbeamte des höchsten Ranges, Vertreter der städtischen Behörden, Professoren der Universität hatten sich eingefunden, und doch war der Name der Dahingeschiedenen sowohl in Deutschland wie in ihrem Vaterlande nur engeren Kreisen bekannt gewesen. Professor Lazarus hielt die Gedenkrede, welche mit den Worten schloß: Miß Archer hat die Tage ihres irdischen Daseins gelebt im Wirken, sie wird für immer leben im Werke, das sie geschaffen hat.



Johanna Spyri

geboren 1827.

Johanna Spyri, die beliebte Schweizer Jugendschriftstellerin, wurde am 12. Juni 1827 in dem kleinen Bergdorfe Hirzel bei Zürich geboren. Ihr Vater war der Arzt Heusser, ein rastlos arbeitender, äußerst energischer Mann, durch dessen Beruf schon die Familie mit den verschiedenartigsten Menschen in Berührung kam.

Das geistige Leben und die Seele des Hauses war die liebevolle, fromme, durch und durch poetische Mutter, Meta Heusser. Johanna wuchs im Kreise der Geschwister, der ebenso zahlreichen Pfarrhauskinder und einer noch viel zahlreicheren Gesellschaft von Gespielinnen auf, verließ auch ihr Heimatdorf erst, als sie sich mit einem, ihrem Hause längst nahestehenden Jugendfreunde, dem Rechtsanwalt Spyri 1852 vermählte, mit dem sie seitdem in Zürich lebt. Ihr erstes Werk schrieb sie im Kriegsjahre 1870 auf den Vorschlag eines Freundes zu Gunsten der Diakonissen-Krankenkasse. Der Erfolg desselben ermutigte sie zu weiteren Arbeiten, zu denen sich in jüngster Zeit viele Jugendschriften gesellten.

Die meisten derselben erschienen bei Perthes in Gotha: Ein Blatt auf Vronys Grab (E.), 1871. — Geschichten für Kinder und auch solche, welche Kinder lieb haben; 1.—9. Bd., 1879—1884 (Inhalt: 1. Heimatlos. — 2. Aus nah und fern. — 3. Heidis Lehr- und Wanderjahre. — 4. Aus unserm Lande. — 5. Heidi kann brauchen, was er gelernt hat. — 6. Onkel Titus' Landaufenthalt. — 7. Kurze Geschichten. — 8. Wo Gritlis Kinder hingekommen sind. — 9. Gritlis Kinder kommen weiter). — Im Rhonethal (E.), 1880. — Am Sonntag (E.), 1881. — Verschollen. — Sina, Erzählung, 2. Aufl. 1885. — Johanna, Arthur und Squirrel 1888. — Aus den Schweizer Bergen 1889.



Therese Focking

geboren 1828.

Therese Focking, die zweite Tochter des Kaufmanns Georg Focking in Danzig, erblickte das Licht der Welt am 8. Juni 1828. Das Haus Focking zu Danzig entspringt einer alten, wohlrenommierten und vermögenden Kaufmannsfamilie; doch die kleine Therese sah nichts mehr von dem lebhaften Treiben des Geschäftes. Nicht in der abwechslungsreichen Sphäre des commerciellen Lebens, wo der Handelsherr die Sorge und Unruhe des Geschäftes in die Familie überträgt, wurde sie erzogen, sondern in der einsamen Stille eines Landgutes, das ihr Vater bei Dirschau gekauft und welches, nach ihm benannt, nun „Georgenthal“ heißt. Hier verlebte Therese Focking den größten Teil ihrer Kindheit und Jugend.

Doch frühe schon trat das Schicksal mit seinen herben Prüfungen an sie heran. Eine Augenentzündung, von der sie als Kind heimgesucht wurde, raubte ihr das rechte Auge und schwächte die Sehkraft des linken. Der Verlust des einen Auges fand später den äußerlichen Ersatz durch ein künstliches, das Niemand ahnen läßt, daß nimmer das rosige Licht des Tages von ihm aufgesaugt zu werden vermag. Kein Wunder, daß dieses Unglück von bedeutsamem Einfluß auf ihre ganze Entwickelung gewesen, und ein Gefühl der Hochachtung, der aufrichtigsten Bewunderung wird rege in uns, wenn wir sehen, wie Therese Focking die Widrigkeiten des Geschickes bekämpfte und, ein kühner Steuermann, die gefährlichen Wogen des Lebens, die frühe an ihr Lebens-Schifflein schlugen, energisch durchsegelte.

Nachdem sie auf Georgenthal die erste Unterweisung in den Elementar-

gegenständen des Unterrichts erhielt, besuchte sie später in Danzig drei Jahre lang die höhere Töchterschule, um schließlich wieder ihre völlige Ausbildung durch Gouvernanten zu erhalten.

Die Kleine mußte erst sehen lernen; anfangs hielt man sie daher vom Lernen zurück. Nicht aus der Bibel lernte sie lesen, sondern aus dem — Theaterzettel, dessen große Buchstaben für die schwache Sehkraft der armen, kleinen Therese die beste Eignung hatten. In kurzer Zeit aber machte sie ihrem Leselehrer, ihrem Großvater, durch prächtige Fortschritte viel Freude und alle Ehre. — Leider waren die Bücher nicht in der großen Theaterzettelschrift gedruckt, und Therese Focking mußte daher von einzelnen Unterrichtsfächern ausgeschlossen werden. Das betrübte die lernbegierige Kleine gar sehr, und in ihrer kindlichen Naivetät ging sie zu den Buchhändlern und bat sie, ob diese nicht für sie die französischen und englischen Bücher mit großen Buchstaben drucken möchten. Die Arme wurde ausgelacht. — Jedoch das Auge gewöhnte sich durch energisch fortgesetzte Uebungen so, daß Therese Focking das Vaterunser in der Größe eines Pfennigs schreiben konnte, und fähig war, die kleinste Perlschrift zu lernen.

Ein von Verwandten an ihre Eltern gerichteter Brief, in welchem die Sorge um Theresens Zukunft ausgesprochen war, ob vielleicht der Aufenthalt in einer Blindenanstalt für sie am zweckmäßigsten sei, fiel in ihre Hände und gab ihrer Geistesrichtung eine ernste Wendung. Der Gedanke von Anderer Güte abhängig, vielleicht als unbequemes, unnützes Mitglied dazustehen, machte ihr schlaflose Nächte. Sie rang oft mit Gott im Gebet, er möge ihr das eine Auge erhalten und ihre Geisteskraft stärken, damit sie als nützliches Mitglied der Gesellschaft ihren Platz ausfüllen und für das Wohl anderer thätig wirken könne. Selbständig und frei wollte sie aber sein. Nie hat sie sich über den Mangel des Augenlichtes beklagt, sie fühlte es wohl, daß sie den Weg durch das Dunkel zum Licht sicher gefunden habe. Ich bekenne es offen, schrieb sie mir in einem Briefe, daß es mir sehr schwer wurde den Vergnügungen der Welt, Bällen u. s. w. zu entsagen. Jede Zurücksetzung, und ich hatte deren manche, verletzten mich tief, und ich mußte meine ganze Energie zusammennehmen, um gegen Bitterkeit anzukämpfen, denn ich sah, wie unleidlich sich solche Menschen machen. Es gelang mir vieles, sehr vieles, durch Gottes Gnade. Ich lernte mich an dem Glücke Anderer freuen, als wäre es mein eigenes; ich wurde glücklicher und zufriedener mit jedem Jahre, ich durfte nicht über verfehltes Lebensglück, über ein unbefriedigtes Dasein klagen.

Schon im 14. Jahre erwachte in ihr ein eigentümlicher Schaffenstrieb, der zunächst in kleinen literarisch-dramatischen Arbeiten seinen Ausdruck fand. Sie verfaßte kleinere Theaterstücke, die sie im Vereine mit ihren jüngeren Geschwistern zur Aufführung brachte. Als ihr Vater ihre Vorliebe für diese Arbeiten sah, schüttelte er bedenklich den Kopf. Er wollte keinen Blaustrumpf zur Tochter haben und hieß die schaffensfreudige Therese statt Komödien schreiben in die Küche gehen und ihm mit eigener Hand ein gutes Abendbrot bereiten. Das

kränkte die kleine Literatin dermaßen, daß sie im ersten Ausbruch ihrer Verzweiflung in die Küche lief und — mit all' ihren poetischen Jugendwerken ein schreckliches Auto-da-fé bereitete.

Gespräche der Eltern über das Schicksal ihres Kindes brachten die kleine Therese, so jung sie war, schon auf ernste Gedanken über Erziehung. Sie merkte bald, daß sie ihres Unglücks wegen und ihre jüngere Schwester Emilie durch ihr extravagantes Wesen gewissermassen die Sorgenkinder der Familie waren. (Emilie Focking studierte später in Baltimore Medizin und bekleidet nun die Stelle einer Hofzahnärztin der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, sie ist an Dr. Wiede verheiratet.)

Dieser Umstand, sowie das Unglück mit dem Auge machte in Therese Focking bald eine ernstere Anschauung reifen. Von munterem Temperamente und den Vergnügungen sehr zugethan, erfuhr sie wegen ihres physischen Leidens von ihren Gespielinnen manche Zurücksetzung; sie zog sich daher von den Vergnügungen der Jugend zurück, ging in das Haus ihres Oheims, des Gutsbesitzers Focking, in die Nähe von Danzig, und daselbst verblieb sie fünf Jahre, beschäftigt mit dem Unterricht ihrer Cousinen.

Durch Unvorsichtigkeit kam jedoch die junge Lehrerin in Feuersgefahr, das ihr nicht unbeträchtlichen Schaden brachte, ja ihre Nerven dermaßen angriff, daß sie den Unterricht einstellen mußte. — Sie kehrte wieder zurück in's Elternhaus. Bald aber wurden ihr die teueren Eltern entrissen und nun, da sie sich allein sah, waren auch die Pläne der Jugend gereift und gediehen. Sie ging als Erzieherin abermals nach Dirschau, und zwar in das Haus des Dr. Hiller. Hierselbst weilte sie drei Jahre; sodann gründete sie in derselben Stadt den ersten Kindergarten.

Anfangs stieß diese Unternehmung auf viele Widersacher, bald aber erkannte man deren Wert, wußte der Gründerin Dank, und rasch vergrößerte sich das kaum begonnene Institut. Die schärfsten Gegner der Sache waren namentlich Aerzte und Lehrer. Mehrere geistvolle, von tiefem, pädagogischem Wissen zeugende Schriften, Resultate ihrer nunmehr langjährigen Erfahrung, die zum großen Teil in Familien- und Fachzeitschriften Abdruck fanden, zum Teile noch als Manuskripte, harren noch der Veröffentlichung.

Neun Jahre lang verbrachte Therese Focking in stillem Glück und anspruchsloser Zufriedenheit in dieser von ihr selbst geschaffnen Stelle. Sie machte interessante Beobachtungen der kindlichen Natur und hatte dazu die allergünstigste Gelegenheit, da sie die meisten der ihr anvertrauten Kinder von der Wiege her kannte und sie später immer noch beobachtete. Außerdem ist Therese Focking „wirkliche" Tante von über vierzig Neffen und Nichten, die Kinder ihrer neun verheirateten Geschwister. Da kann man wohl Kinderstudien machen. Ihre diesbezüglichen Aufzeichnungen, ungemein wertvoll in pädagogischer Hinsicht, sind litterarische Arbeiten, die sich gleichwohl durch Klarheit des Stils als durch Gewandheit der Sprache, wie durch einen eigentümlich kindlich-poetischen Hauch

auszeichnen, der ihren Erziehungsschriften einen besonderen Reiz verleiht. So in den Büchern: „Buntes Allerlei aus dem Kinderleben und dem Kindergarten“. Wie herzig liest sich das alles, wie spricht aus dem naiven Kinderton, den die Verfasserin so natürlich anzuschlagen versteht, der tiefere Verstand, das reinste, edelste Gemüt. Wie interessieren die mannigfachen Jugend-Erinnerungen, die die Kindergärtnerin aus ihrem eigenen Leben genommen. Sie versteht es, Poesie in das Kinderleben hineinzulegen und Bilder aus dem Kindergarten und dem Hause zu malen. Therese Focking ist eben die echte Kindergärtnerin, die Auserwählte unter den vielen berufenen.

Großen Einfluß gewannen auf sie die auf den Fröbel-Versammlungen gemachten Bekanntschaften, vor Allem die mit Herrn Dr. Benfey und mit der geistvollen Frau Dr. Henriette Goldschmidt aus Leipzig.

Im Jahre 1877 schloß Therese Focking ihren Kindergarten in Dirschau und ging nach Leipzig, wo sie die von Frau Dr. Goldschmidt veranstalteten wissenschaftlichen Lehr- und Unterrichtskurse besuchte und in ihrem Kindergärtnerinnen-Seminar weilte. — Im Herbste des Jahres 1878 ging sie, von stetem Wissensdrange getrieben und sich voll der gestellten Aufgabe widmend, nach Dresden, um die Vorträge der Frau Baronin von Marenholtz-Bülow zu hören und ebenfalls in dem unter ihrer Leitung stehenden Kindergärtnerinnen-Seminar zu hospitieren.

Frau v. Marenholtz-Bülow regte Therese Focking dazu an, die Fröbel'schen Mutter- und Koselieder in leichterer, den Mütter zugänglicher Weise wiederzugeben.*) So wurde denn dies Buch bei J. Klinkhardt, Leipzig, zu Weihnachten 1879 veröffentlicht und fand die freundlichste und aufmunterndste Begrüßung, die lobendsten und schmeichelhaftesten Urteile seitens der gesammten Kritik. Fröbel — so schrieb man darüber — versuchte in seinen „Mutter- und Koseliedern“ die Methode der ersten erziehlichen Thätigkeit anzugeben. So wertvoll diese Lieder nun nach Inhalt und Form sind, so erwiesen sie sich doch dem Verständnisse aller Mütter nicht leicht zugänglich und haben aus dem Grunde auch keine solche Verbreitung gefunden, als sie verdienten. Daher erscheint es als ein höchst dankenswertes Unternehmen, daß Therese Focking die Fröbel'schen Mutter- und Koselieder einer Umarbeitung unterzogen hat und sie in einer leichter faßlichen Weise den Müttern darbietet. Die Verfasserin hat sich in das Kindesherz hineingelebt, seine Regungen und Gedanken belauscht und weiß diejenigen Saiten zu berühren, welche die reinsten und kindlichsten Töne geben. Aus all' ihren Liedern spricht tiefe Innigkeit des Gefühls und herzliche Kinderlust. —

Bald folgte — im Sommer 1880 — ein zweites Buch der fleißigen Schriftstellerin: „Rätselbuch für Kindergarten und Haus“ bei Schlicke, Leipzig, und zu

---

*) Dasselbe unternahm Frau Lina Morgenstern in ihrem Werke „Das Paradies der Kindheit“. 5. Aufl. bei Pichlers Wwe., Wien. 1889.

Weihnachten desselben Jahres ein drittes: „Unsere Kleinen", bei Otto Spamer, Leipzig.

Die Rätsel in dem ersterwähnten Werke sind so innig gedacht und poetisch formuliert, daß sie sich der Fröbel'schen Methode auf das Passendste anschließen.

„Die Macht des deutschen Volksliedes", ein Melodram von viel Schwung poetischer Kraft und mit Geschick gearbeitet, das in Leipzig, Eisenach und Magdeburg bereits aufgeführt wurde, ferner ein Festspiel zu Fröbels Geburtstag, dramatisierte Märchen, von denen wir eines, allerliebst dialogisiert, „Rotkäppchen" gelesen, sind noch nicht im Druck erschienen.

Eines ihrer besten Bücher ist „Das Kind in der Natur" Anschauübungen für Kindergarten, Schule und Haus, erschien 1882 bei Maurer & Greiner, Berlin.

Die scharfe Kritik, welche ihre Fröbelfibel, eine auf Fröbel'schen Grundsätzen beruhende Schreib-Lese-Methode unter der antifröbelianisch gesinnten Lehrerwelt hervorrief, veranlaßte sie die Schriftstellerei eine Zeitlang einzustellen und sich nach London in das Haus eines alten Jugendbekannten, des Fabrikanten Jebens, zu begeben, dessen Tochter sie erzog, und wo sie bis zu seiner Wiederverheiratung blieb.

Seit ihrer Rückkehr sind verschiedene kleinen Jugendschriften erschienen: „Was Tante Therese den Kindern erzählt." „Für die liebe Kinderwelt." „Aus dem Tierleben". „Der Geburtstag der Zwillinge".

Therese Focking lebt seit einem Jahre in dem „Frauenheim" in Lichterfelde. Doch ist sie stets die hilfreiche Tante und Freundin geblieben, die bald nach England, bald nach Danzig und in andere Städte gerufen wird, um treuen Beistand zu leisten, wo man einer liebevollen Beraterin und Stütze bedarf; auch arbeitet sie noch immer litterarisch. Obwohl fast erblindet, ist der Wunsch ihrer Jugend in Erfüllung gegangen. Sie ist trotz ihrer auf einem Auge beruhenden Sehkraft ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden, in Liebe wirkend, durch Nächstenliebe ihrer Vereinsamung entgegenstrebend. So gewann sie Selbstachtung und die Achtung der Welt, Lebensfreudigkeit und Zufriedenheit. Sie besitzt eine große Anzahl von Freunden und Freundinnen, denen sie Liebe giebt und von denen sie Liebe empfängt.



Auguste Schmidt

geb. 1833.

Um die deutsche Frauenwelt hat sich Auguste Schmidt große Verdienste erworben, indem sie unermüdlich für die Fortbildung der weiblichen Jugend gewirkt und als Vorsteherin eines großen Erziehungsinstitutes in viele hunderte junger Mädchenherzen Begeisterung für edles Streben und gediegene geistige Entwicklung gelegt hat. Hervorragendes leistete sie als Mitbegründerin und zweite Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereines und des Leipziger Frauenbildungsvereines, den sie durch ihre zündenden Reden bei dessen Wanderversammlungen förderte, wie sie überhaupt für die Frauenfrage als Meisterin des Wortes mit überzeugender Wärme und Überzeugungstreue zu werben wußte.

Ein Blick auf den Lebensweg dieser begabten Frau zeigt uns als den Inhalt ihres Daseins Arbeit, frohe Pflichterfüllung und die treue Sorge für andere: eine schöne Mission, welche durch reichen Erfolg gelohnt wurde.

Auguste Schmidt ist am 3. August 1833 als die Tochter eines preußischen Artilleriehauptmanns in Breslau geboren und hatte das Glück, unter der Leitung einsichtiger und liebevoller, aber auch strenger Eltern aufzuwachsen. Im Jahre 1842 wurde ihr Vater als Major nach Posen versetzt, und Auguste besuchte dort die königl. Luisen-Schule, welche unter Leitung des Direktors Barth stand, der ihr während der ganzen Dauer ihres Schulbesuches die freundlichste Fürsorge widmete. In den Ostertagen von 1848, als Auguste die Schule verließ und confirmiert wurde, brach in der Provinz Posen ein blutiger Rassenkampf aus, der erst nach Monaten, als die Polen in mehreren Treffen unterlegen waren sein, Ende erreichte. Das junge Mädchen, welches diese auf-

regende Zeit des Kampfes miterlebte, wurde dadurch frühzeitig auf die brennenden Fragen der Zeit aufmerksam, und zum Nachdenken darüber hingeführt. Auf Wunsch des Vaters wie aus eigenem Antrieb trat Auguste am 1. Oktober 1848 in das Lehrerinnenseminar ein, obgleich man zu jener Zeit dem angesehenen Stabsoffizier die Genehmigung zu diesem Schritt beinahe verübelte. Der verständige Mann ging jedoch von dem Grundsatze aus, daß jede seiner Töchter sich für einen Beruf ausbilden solle, um möglichst gegen die Wechselfälle des Lebens geschützt zu sein. 1850 nahm er seinen Abschied und kehrte mit den Seinen nach Breslau zurück; die junge Lehrerin trat nach glänzend bestandenem Examen zuerst eine Stellung als Erzieherin an, wirkte jedoch später einige Jahre als Lehrerin an einer Privatschule zu Rybnik in Oberschlesien und dann in Breslau an der städtischen Maria-Magdalenenschule.

So reifte ihre pädagogische Bildung und Arbeitskraft mit dem wachsenden Umfang ihrer Aufgaben, und sie begann sich nach einem selbständigen Wirkungskreise zu sehnen. Sie legte daher die Prüfung für Vorsteherinnen ab und übernahm die Latzel'sche höhere Töchterschule, die unter ihrer Leitung zu neuer Blüte gelangte. Allein ihre Gesundheit litt unter der übermäßigen Anstrengung, und sie sah sich genötigt, ihr Amt 1861 in andere Hände zu legen, um sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit kam sie nach Leipzig und lernte dort den Schuldirektor Dr. Vogel kennen, welcher sich damals mit dem Plane trug, eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen zu errichten, und nur durch seinen bald nachher erfolgten Tod an der Ausführung dieses Projektes verhindert wurde. Durch Probelektionen, welche Auguste Schmidt auf seine Veranlassung an der 1. Bürgerschule abgehalten hatte, war sie sehr vorteilhaft in den Leipziger Schulkreisen eingeführt worden, und Frl. von Steyber, die Inhaberin eines hervorragenden Erziehungsinstituts, übertrug ihr 1862 den Unterricht in Litteratur und Ästhetik. Gefesselt von der herzgewinnenden Liebenswürdigkeit dieser ebenso gütigen wie geistreichen Dame, widmete Auguste Schmidt bald der Anstalt ihr vielseitiges Talent und fühlte sich überhaupt in den geistig belebten Kreisen von Leipzig ungemein wohl. Auch an den Annehmlichkeiten eines überaus harmonischen Familienlebens fehlte es ihr nicht, da nach dem Tode ihres Vaters im März 1863 auf ihre Bitte die Mutter mit zwei Schwestern nach Leipzig übergesiedelt waren. Im April 1870 übernahm Frl. Schmidt bei dem Hinscheiden ihrer gütigen Freundin auf deren Wunsch die v. Steyber'sche Anstalt, welche sie nun seit 20 Jahren in rühmlichster Weise fortgeführt hat.

In den Winterhalbjahren von 1863/64 und 1864/65 versammelte sie durch eine Reihe hochinteressanter Vorträge aus den Gebieten der Litteratur- und Kunstgeschichte einen großen Kreis von Zuhörerinnen um sich, und im Februar 1865 gründete sie in Gemeinschaft mit Frau Luise Otto-Peters und Fräulein Ottilie v. Steyber den Leipziger Frauenbildungsverein, aus dem der Deutsche Allgemeine Frauenverein hervorging, dessen gemeinnützigen Zwecken die von Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt herausgegebene Zeitschrift „Neue Bahnen“ als Organ dient.

Auguste Schmidt ist eine tapfere Kämpferin für die Arbeitsberechtigung der Frauen auf allen Gebieten, sie erkennt in der Erziehung zur Arbeit und dadurch zur Selbsterhaltung die beste Hüterin der Sitte und der weiblichen Würde.

Auf dem Frauentag 1868 in Braunschweig hielt Auguste Schmidt den ersten öffentlichen Vortrag außerhalb Leipzig über die Gründung und Bildung von Frauenvereinen. Im Oktober 1869 in Kassel hatte sie den einleitenden Vortrag an der dort tagenden dritten General-Versammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Im November desselben Jahres wurde sie und Frau Dr. Goldschmidt als Delegierte zur Versammlung des Vereins für erweiterte Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts erwählt, welcher eine Zusammenkunft in Berlin berufen hatte. Auf derselben wurde der Verband der deutschen Frauenvereine gegründet, dem jedoch der Allgemeine Deutsche noch nicht beitrat.

Auguste Schmidt hatte damals Gelegenheit in Berlin auch der allgemeinen Lehrerversammlung beizuwohnen und im Verein mit Marie Calm aus Kassel gab sie die Anregung zur Begründung des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen und später des Feierabendhauses für Lehrerinnen.

Am Schluß desselben Jahres petitionierte sie mit dem Vorstand des Allgemeinen deutschen Frauenvereins bei der Sächsischen Ständekammer für 1. die Errichtung eines Seminars für Volksschullehrerinnen, 2. Anstellung von Lehrerinnen in den Volksschulen, 3. Anstellung von Lehrerinnen der Gymnastik in den Mädchenschulen, 4. Erweiterung des Lehrcursus in den Hebeammeninstituten, 5. für Streichung des Wortes: männlich in § 12 des Sächsischen Preßgesetzes, welches bis dahin lautete: Die verantwortliche Redaction von Zeitschriften dürfen solche männliche Personen führen 2c.

Ich führe diese Punkte an, um zu zeigen, wie es mit der Stellung der Frauen vor dem Gesetze noch vor 28 Jahren ausgesehen hat? In den folgenden Jahren 1871 hielt Auguste Schmidt auf der Generalversammlung in Leipzig einen Vortrag über das Wesentliche und Unwesentliche in der Frauenfrage, 1872 in Eisenach über den „gegenwärtigen Stand der Frauenfrage“, 1873 in Stuttgart über „Pflicht und Notwendigkeit der Selbsthilfe“, 1875 in Gotha über „die Ziele der deutschen Frauenbewegung“, 1876 in Frankfurt a. M.: Was wir wollen und warum wir es wollen! 1877 in Hannover „Ueber die Stellung der Frau zur Kunst;“ 1879 in Heidelberg „Ueber die Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, 1880 als Delegierte zum Verbandstag deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine, 1881 in Lübeck über „Unsere Reform-Bewegung“, 1883 sprach Auguste Schmidt in Breslau als Delegierte zum Verbandstage des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, noch im selben Jahre in Düsseldorf über „Unser Programm“, 1887 in Augsburg über „die Teilnahme der Frauen an der Armen- und Krankenpflege“.

Zu Ehren des 25jährigen Bestehens des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, von dem aus alle Frauenbildungsvereine in Deutschland als Zweige ge-

gründet wurden und um dessen Bestehen Auguste Schmidt sich ein so hervorragendes Verdienst erworben hat, begründete Professor Dr. F. M. Wendt in Troppau, einer der eifrigsten Förderer der Frauenbildung, eine Bibliothek von Frauenwerken, die er Luise Otto- und Auguste Schmidtstiftung nannte. Eine zweite wohl verdiente Anerkennung ward Auguste von dem Verein für Lehrerinnen, der sie auf seiner Generalversammlung in Friedrichroda zu Pfingsten 1890 zur Ehrenpräsidentin ernannte. Auch das 25 jährige Jubiläum als Lehrerin gab Veranlassung, die Verdienste Augustens auf der so segensreichen pädagogischen Laufbahn von Seiten der Eltern und Schülerinnen in den weitesten Kreisen anzuerkennen und die verehrte Schulvorsteherin zu feiern, welche durch ihr Leben und Wirken zeigt, daß auch die alleinstehende Frau voll und befriedigt ihren Wirkungskreis in der Gesellschaft auszufüllen und sich Selbstachtung und die Achtung der Welt zu erringen vermag.



Rosa Petzel

geboren 1832.

Rosa Petzel hat sich um ihre Berufsgenossinnen ein großes Verdienst durch die erste Anregung zur Stiftung des „Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen“ zu Berlin erworben, in dessen Kunstschule auch den Mädchen und Frauen die ihnen von den meisten Akademien verwehrte Gelegenheit geboten wird, sich in ernstem, gründlichem Studium zu Malerinnen auszubilden. Die heute gültigen Statuten des bereits seit zwanzig Jahren bestehenden Vereins sind noch dieselben, welche Rosa Petzel damals für ihn entworfen hat. Als Künstlerin ist sie besonders um ihrer Bildnisse willen geschätzt, und unter diesen wieder zeichnen sich die in Pastellfarben gemalten durch Glanz und Wärme des Colorits sowie durch virtuose Behandlung aus.

Ihre Jugendschriften haben ihr die Liebe der Kinder und die Anerkennung der Pädagogen eingetragen. Ihre Geburtsstätte ist ein Dorf an der Havel Schollene bei Rathenow, wo ihr Vater als Pastor wirkte. Sie wurde ihm als sein drittes Kind geboren und nach ihr kam noch eine Schwester. Von allen Geschwistern hatte nur Rosa das Maltalent ihres Vaters geerbt. Ihre erste Anregung fand sie in dem Bilde ihrer Mutter, das ihr Vater gemalt hatte! Der Gedanke „wie glücklich muß es machen, solche Kunst auszuüben,“ regte sie zu ihren ersten Zeichenversuchen an. Leider lagen die Verhältnisse zu ungünstig, um ihr Talent früh auszubilden. Die Pastorenfamilie lebte fast fern von allem Verkehr in dem Dorfe, aus dem damals kaum fahrbare Wege nach anderen Orten führten.

So kam es, daß Rosa 18 Jahr wurde, ehe sie ein wirkliches Kunstwerk und den ersten Künstler an seiner Staffelei arbeiten sah. Erst viel später war es ihr vergönnt nach Berlin zu kommen, wo sie eine Zeit lang versuchte, auf eigene Hand im Museum nach alten Bildern zu malen.

Aber sie lernte bald genug das Unzulängliche dieses meisterlosen Studiums einsehen und schätzte sich glücklich, den Unterricht Clara Oenicke's, J. Schrader's und Oskar Begas genießen zu können und durch Gustav Richter beraten und belehrt zu werden.

Um diesen Unterricht genießen zu können, fing sie an Kindergeschichten zu schreiben und sich durch deren Verwertung die Mittel zu verschaffen. Sie nahm das Pseudonym Martin Claudius an und schrieb meist für das Töchter-Album und Herzblättchens Zeitvertreib.

Im Jahre 1873 ging sie nach München um unter Flüggen die Pilotyschule durchzumachen. Hier blieb sie bis 1874 um wieder nach Berlin zurückzukehren, wo sie sich als Portraitmalerin wohlverdiente Anerkennung erworben. Rastlos vorwärts strebend, studierte sie 1877—79 bei Karl Gussow, um dessen Manier kennen zu lernen. Außer als Bildnismalerin erwarb sie sich ein kleines Vermögen durch Copieren alter Meister. — Auf die Kunstausstellung hatte Rosa ihr erstes Bild im Jahre 1862 gegeben. Im Jahre 1866 hatte Rosa den Verein der Künstlerinnen und Kunstfreunde mit einigen Freundinnen begründet, und auf der ersten GemäldeAusstellung, welche von diesem Verein 1867 veranstaltet wurde, erhielt Rosa Petzel für ihre Bilder die silberne Medaille, welche die Kronprinzessin als Preis dem Unternehmen gestiftet hatte.

Der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreunde ist vom höchsten Wert für die Beteiligten, die bis dahin von ihren männlichen Genossen bei allen Ausstellungen sehr stiefmütterlich behandelt worden, auch bestand bis dahin keine Veranstaltung kranken und armen Berufsgenossinen zu Hülfe zu kommen, unendlich viele führten ein entbehrungsreiches, vereinsamtes Leben.

Der Verein hat den Zweck der gegenseitigen Förderung und Unterstützung und der Ausbildung von Schülerinnen im Zeichnen und Malen.

Er unterhält eine Zeichenschule, deren Zweck: Ausbildung von Zeichenlehrerinnen, sowie für solche Damen, welche sich der Kunst und Kunstindustrie widmen wollen. Honorar-Ermäßigungen und Freistellen werden nach Maßgabe des Statuts gewährt.

Jedes Jahr hat der Verein eine öffentliche Ausstellung und welch vortrefflichen Einfluß er auf das tüchtige ernste Streben der Mitglieder übt, zeigt sich in dem Aufschwung den die Malerei als Berufsstudium bei Frauen genommen hat. Wir haben jetzt Meisterinnen in der Malerei, welche die strengste männliche Kritik vertragen können. Der Verein hat außerdem den löblichen Zweck der geselligen Vereinigung, um die alleinstehende Collegin vor Verein-

samung zu schützen. Einmal im Winter giebt er seinen Mitgliedern ein Costüme-Fest, welches zeigt, daß ein gesunder Humor auch in diesem weiblichen Künstlervölkchen herrscht. An demselben dürfen nur Frauen und Mädchen teilnehmen, Männer sind verbannt; aber als solche verkleidet, und ihre Rolle als Tänzer übernehmend, erscheint manche der Malerinnen und Bildhauerinnen um in Aufführungen und witzigen Darstellungen lebender Bilder mitzuwirken.

Rosa Petzel wohnt seit einigen Jahren mit ihrer Schwester in Berlin, immer gesucht als Bildermalerin und eifrig bemüht die Interessen der Berufsgenossinnen zu fördern. So geht von ihr die Anregung aus, dem von ihr begründeten Verein ein eigenes Haus zu errichten, in welchem ein treu geselliges Zusammenhalten den alleinstehenden Künstlerinnen die Familie ersetzt.



Marie Calm

geb. 1832, gest. 1887.

Allen Zeitgenossen, die sich mit den Bestrebungen für die Verbesserung der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechtes beschäftigten und Teilnahme für die gründliche und höhere Bildung der Frauen hegen oder selbst an ihr mitwirken, wird der Name Marie Calm als einer der eifrigsten, thätigsten Vorkämpferinnen in Deutschland wohlbekannt sein. Heiter und schaffensfroh wirkte sie, bis der Tod sie allzufrüh von ihrer Arbeit fortrief.

Marie Calm war in der kleinen Residenzstadt Arolsen am 3. April 1832 als Tochter eines Kaufmanns geboren, der zugleich das Amt des Bürgermeisters in der Stadt vertrat.

Sie erzählte wohl zuweilen mit Stolz, wie viel Talente aus ihrer kleinen Vaterstadt hervorgegangen, wie der Bildhauer Rauch, der Maler Kaulbach, die Dichter Stieglitz u. A. m. Nun gehört auch sie zu den bevorzugten Naturen, die dem Heimatsboden zur Ehre gereichen.

Nach einer gut erlangten Schulbildung und aufs sorgfältigste von ihren Eltern erzogen, erwählte sie, ihrer innigen Neigung nach, das Lehrfach als ihren Beruf und wurde zunächst Hilfslehrerin in der Töchterschule, die sie selbst besucht hatte, geleitet von Frl. Speyer, deren segenvolles Leben von Marie Calm später in den „Neuen Bahnen“ geschildert wurde. Zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache sandten sie die Eltern auf ihren dringenden Wunsch ein Jahr nach Genf in das Institut von Frau Gotar. Mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, nahm sie dann eine Stelle als Erzieherin nach England an, in der sie

drei Jahre verblieb. Es war eine Zeit, auf die sie mit Vorliebe zurückblickte, auch blieb sie mit ihren Zöglingen all die Jahre ihres Lebens in freundschaftlichem, brieflichen Verkehr.

Auf ein Jahr kehrte sie alsdann in's Vaterhaus nach Arolsen zurück. Da bat sie eine Jugendfreundin, die sich nach Rußland verheiratet hatte und die auf kurze Zeit nach der Heimat gekommen, sie nach Ostende zu begleiten. Das Zusammensein war ein gegenseitig so erfreuliches, daß Marie sich entschloß, die Freundin nach Moskau zu begleiten. Dort blieb sie drei Jahre und leitete die Erziehung der Kinder der Freundin.

Der Tod des Vaters rief sie 1861 nach Arolsen zurück. Mit reichen Lebenserfahrungen und erweitertem Gesichtskreis vermochte sie nicht in der kleinen Stadt lange unthätig zu verharren. Sie nahm die ihr angebotene Stellung als Vorsteherin einer höheren Töchterschule in Lennep an, wohin dann ihre geliebte Mutter und die einzige Schwester mit ihr übersiedelten. Doch befriedigte sie hier der Aufenthalt wenig. Sie gab nach zwei Jahren die Schule auf und begab sich wieder nach England, während Mutter und Schwester nach Kassel übersiedelten. Bei ihrer Rückkehr von Großbritannien nahm Marie eine Stelle als Lehrerin in der Festerschen Schule an.

Kaum hatte Marie Calm von der Begründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gehört, als sie sich ihm mit Begeisterung anschloß. Zum ersten Mal besuchte sie den von diesem zum zweiten Mal einberufenen Frauentag zu Pfingsten 1867 in Leipzig und wohnte auch dem darauf dort tagenden Schriftstellertag bei. Damals hatte sie sich schon mehrfach in Schriften unter dem Pseudonym Marie Roland versucht.

In welchen Kreis Marie auch trat, gewann sie Freunde durch ihr liebenswürdiges, formvollendetes Wesen, ihre Bildung und Teilnahme an allem Geistigen. Von kleiner, zierlicher Gestalt, sinnigen Gesichtszügen und anmutigen, echt weiblichen Bewegungen, erschien sie stets jugendlich, wozu auch ihr wohlklingendes, helles Organ beitrug, so daß ein Berichterstatter, der ihren Vortrag auf dem Frauentag in Hannover schilderte, sie als eine „noch sehr junge Dame“ bezeichnete, obwohl sie damals über 40 Jahr alt war.

Dabei möchte ich besonders erwähnen, daß Marie Calm nie versucht hat, sich durch Kleidung oder andre Mittel jugendlicher darzustellen, sie war vielmehr in ihrer Erscheinung stets dem Alter und den Verhältnissen nach, anspruchslos aber von großer Nettigkeit. Die Jugend lag bei ihr in der Frische des Geistes und Gemütes, in der freudigen Schaffenslust als Lehrerin, Schriftstellerin und Förderin der Frauenbestrebungen.

Im Jahr 1867 begründete sie, angeregt durch den Allgemeinen Deutschen Frauenverein, eine Fortbildungsschule für confirmierte Mädchen. Auf dem Frauentag 1868 in Braunschweig schlug sie vor, den nächsten in Kassel abzuhalten. Durch ihr begeistertes Vorgehen wußte sie denselben zu einem der glänzendsten und wirkungsreichsten zu gestalten, und der aus demselben hervorgehende Frauen-

bildungsverein in Kassel nahm unter ihrer Leitung als Vorsitzende einen bedeutenden Aufschwung und entflammte die Frauen der Stadt auch zu anderem, gemeinnützigen Wirken.

Lange Zeit unterrichtete Marie an der von ihr begründeten Fortbildungsschule und entfaltete auch außerdem in Kassel eine reiche Lehrthätigkeit.

Zu Pfingsten 1869 ging Marie Calm mit Auguste Schmidt und Fräulein Weyrowitz als Delegirte zum deutschen Lehrertag nach Berlin, wo sie wesentlich zur Mitbegründung des Vereins deutscher Lehrerinnen beitrugen. Ihre nächste litterarische Arbeit war „Die Stellung der deutschen Lehrerinnen", die 1870 als Broschüre bei Ludwig erschien.

Nun wurde sie in den Vorstand des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gewählt und blieb dessen treues Mitglied bis zum Tode. Besondere Verdienste erwarb sie sich um dessen Erweiterung und die Verbreitung seiner Grundsätze. Wo immer der Verein seine Wanderversammlungen zu halten gedachte, wurde sie als Pionier vorausgeschickt und wußte immer mit sicherem Blick und feinem Takt einige Personen herauszufinden, die der Begeisterung für die Sache fähig waren und die bereit waren, ein Empfangscomitee zu bilden. So gelang es ihrem anspruchslosen, liebenswürdigen Wesen stets den Frauentagen eine Stätte vorzubereiten.

Seit 1881 gab Marie jede Lehrthätigkeit auf, und lebte fortan nur der schriftstellerischen Thätigkeit. In jenem Jahr hatte sie nämlich die geliebte Mutter verloren, mit der sie ein sehr behagliches Heim geführt. Nun suchte sie, der Vereinsamung zu entfliehen, in größeren Reisen Zerstreuung, sie weilte jedes Jahr einige Wochen bald in der Schweiz, bald in England, noch im letzten Jahr in Paris und kam alljährlich zu den Vereins-Konferenzen nach Leipzig und zu den Wanderversammlungen der Frauentage.

Bis zum Jahr 1887 erfreute sie sich einer guten Gesundheit. Da plötzlich klagte sie über rheumatische Schmerzen. Sie hatte die aufmerksamste häusliche Pflege, da ihre verheiratete Schwester, Frau Oberlehrer Dr. Hornstein, mit ihr in einem Hause wohnte. Doch der Zustand verschlimmerte sich, und am 22. Februar endigte eine Herzlähmung ihr Leben ohne Kampf, ja ohne Bewußtsein des nahen Todes in unmittelbarer Nähe ihrer Schwester, die auch keine Gefahr ahnte. Nach ihrem Verlust zeigte sich wie sehr sie nicht allein von dem großen Kreise ihrer Freunde in Kassel, sondern von allen geliebt wurde, mit denen ihr Wirken sie bis in ferne Städte und Länder hier zusammengeführt hatte. Als Schriftstellerin hat Marie Calm Anerkennenswertes, besonders in erziehlichen Schriften geschaffen: „Weibliches Wirken", „Blicke ins Leben", „Die Sitten der guten Gesellschaft".

Eine Reihe von Skizzen und Erzählungen bekunden ein hübsches Formtalent, eine scharfe Beobachtungsgabe und anmutige Schilderung, mit feinem Humor gewürzt. Sie verstand es ernste, oft bittere Wahrheiten in ein scherz-

haftes Gewand zu kleiden, was auch ihren Vorträgen ein eigenartiges Gepräge gab und sie zur geschätzten Mitarbeiterin vieler Zeitschriften machte.

Von ihren Romanen sind die bekanntesten „Leo", „Durch Arbeit frei", „Echter Adel", „Bellas Blaubuch", „Er und Sie". Ein Jahr vor ihrem Tode ward Marie Calm noch der Vorzug, in eine Commission des deutschen Schriftstellervereins gewählt zu werden, deren Zweck es war, eine Verschmelzung mit dem Schriftstellerverband anzubahnen. Im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte ist Marie Calm ihrem Wirken entrissen worden. Des Alters Lasten und das schmerzliche Empfinden der schwindenden Kräfte ist ihr erspart worden. Ihr Andenken aber wird nicht nur in der Mitwelt, sondern in den Segnungen fortleben, welche die Frauenbewegung künftigen Geschlechtern ausgesäet hat.



Erminia Fuà-Fusinato

geboren den 5. April 1834, gestorben den 30. September 1876.

Zu den hervorragendsten Dichterinnen des jungen Italiens, welche für die Befreiung und Einigung ihres Vaterlandes geschrieben haben, gehört Erminia Fuà-Fusinato. Sie hatte sich die Erziehung der weiblichen Jugend, ihre sittliche und geistige Hebung als Ziel ihres Strebens gesetzt; es war dies eine um so verdienstlichere Aufgabe, als dafür noch wenig geschehen war und besonders die vornehmen jungen Mädchen im allgemeinen eine nur auf das Aeußere gerichtete Erziehung erhielten, um sich in der Gesellschaft elegant und oberflächlich unterhalten und mit Anstand bewegen zu können. Noch schlimmer stand es in den mittleren und unteren Klassen, welche durch den Einfluß der Geistlichen nur die elementarste Bildung erhielten und kaum schreiben und lesen lernten. Erst nach Entstehung des neuen Königreichs Italien erkannten alle Einsichtigen, daß, nach Befreiung und Einigung des Vaterlandes zunächst auf eine bessere Volkserziehung hingewirkt werden mußte.

Hatten die früheren Regierungen im Verein mit der Geistlichkeit die entgegengesetzten Grundsätze befolgt, um die Masse besser unterdrücken zu können und sie in schmachvoller Unwissenheit zu lassen, so suchte man jetzt mit verdoppeltem Eifer alles Versäumte nachzuholen, und die Edelsten der Nation widmeten dem großen Erziehungswerke ihre Kräfte.

Zu ihnen gehörte Erminia Fuà! Sie wurde am 5. Oktober 1834 in Rovigo von wohlhabenden jüdischen Eltern geboren, die bald nach der Geburt das Kindes nach Padua übersiedelten. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung, mußte aber neben wissenschaftlichem Unterricht, den sie erhielt, schon von Jugend

an in der Wirtschaft mithelfen. Früh schon regte sich in Erminia der Patriotismus. Padua stand damals unter österreichischer Herrschaft, und jedesmal, wenn sie österreichischen Soldaten auf der Straße begegnete, zeigte die junge Patriotin ihren Unwillen. Erminia las leidenschaftlich gern, oft bis tief in die Nacht hinein, aber nur die Werke klassischer Dichter und Bücher wissenschaftlichen und politischen Inhalts. Gegen Romane hatte sie eine wahre Abneigung. Schon in ihrem 12. Jahre schrieb sie kleine Gedichte, welche ungewöhnliches Talent verrieten.

Die Ereignisse des Jahres 1848 gaben all ihrem Denken eine bestimmte Richtung und ihren Poesien ein durchaus nationales Gepräge. Nun erst gab sie sich ernsten Studien hin und erhielt im Verkehr mit geistreichen Männern und Frauen, zu denen der Dichter Maffei und die Schriftstellerin Brenzoni gehörten, viel geistige Anregung. In ihrem 19. Jahre veröffentlichte sie die erste Sammlung ihrer lyrischen Dichtungen unter dem Titel: „versi i fiori“ welche wie alle ihre späteren Werke Aufsehen erregten. In dieser Zeit lernte sie die Werke Arnoldo Fusinato's kennen, dessen heitere und satyrische Dichtungen einen ebenso überwältigenden Eindruck auf das empfängliche Gemüt des jungen Mädchens machten, als später seine wehmütigen und traurigen Lieder, in denen der Dichter seinen tiefen Seelenschmerz über die Wiederkehr der Fremdherrschaft im Vaterlande aussprach und später über den Tod seiner jungen, zärtlich geliebten Gattin. — Erminia sprach zu einem Freunde, den Fusinato von Castle Franko aus öfters besuchte, den Wunsch aus, Arnoldi kennen zu lernen; dieser aber lehnte wiederholt die Bekanntschaft ab, weil er ein Vorurteil gegen schriftstellernde Damen hatte. Endlich, als ein Unwetter eines Tages seine Rückkehr nach Castle Franko verzögerte, gab er den Bitten des Freundes nach und ließ sich zu Erminia, die in ihrem Elternhause weilte, führen. Das junge Mädchen war damals eine ideale Erscheinung; das edle Antlitz mit der hohen Denkerstirn war durch seelenvolle Augen belebt; ihre Stimme hatte einen melodischen angenehmen Klang und mehr noch als ihre Schönheit, fesselte ihn ihr natürliches einfaches Wesen, ihre jungfräuliche Bescheidenheit bei einer so reichen dichterischen Begabung. Erminia war stets von Blumen umgeben; diese duftenden Kinder der Natur verschönerten das Dasein der Dichterin, der man keine größere Freude bereiten konnte, als durch eine frische Blumenspende auf ihrem Schreibtisch. Aus ihrer Begeisterung für Fusinato wurde eine feurige Liebe, die sie zu einem Cultus erhob und die Fusinato aufrichtig und innig erwiderte. Ihrem Bündnis stellten sich jedoch die größten Schwierigkeiten entgegen; die Verschiedenartigkeit der Religion war eine der unüberwindlichsten. Um Fusinato's Gattin zu werden, schied Erminia aus dem Judentum und wurde Katholikin.

Nachdem im August 1856 in aller Stille die Trauung vollzogen war, wurde Erminia von Arnoldo nach Castle Franko der Mutter seiner ersten Frau zugeführt, mit der er bis dahin zusammen gelebt hatte. Erminia wurde der alten Frau eine zweite Tochter, beide fühlten sich zu einander aufs Innigste hin-

gezogen, und als nach einigen Jahren die alte Dame starb, segnete sie noch auf dem Todtenbette Erminia, deren Liebe ihr den Lebensabend verschönte.

Im Juni 1857 schenkte Erminia ihrem ersten Kinde das Leben; ihr Mutterglück wurde bald durch die politischen Ereignisse getrübt. Der Krieg von 1859 brachte der Lombardei die Befreiung von der Fremdherrschaft. In Venedig wurde der Druck unerträglich. Erminia sah ihre liebsten Freunde und Verwandten in den Kerker geschleppt; ihr Schwager, Clementi Fusinato wurde zu 16jähriger Zwangsarbeit verurteilt. Ihr Gemüt war tief niedergebeugt.

Im Jahre 1860 wurde sie und ihr Gatte gezwungen, Venedig zu verlassen, sie gingen nach Castle Franko zurück, wo Erminia der Erziehung ihrer Kinder lebte und sie besonders in patriotischen Gesinnung kräftigte. Der Umgang mit den eigenen Kindern veranlaßte sie zu pädagogischen Studien, sie gab ihre ersten kleinen Bücher in Prosa heraus „Erziehungsschriften“ und „Neujahrsgeschenke einer Mutter“; in beiden zeigte sich ihr gewandter hoher Geist, tiefe Gedanken und eine anmutige, Jedem verständliche Sprache. Mit Jubel begrüßte sie die Befreiung Venedigs und seine Wiedervereinigung mit dem Königreich Italien; dennoch war ihre Freude nicht ungetrübt, da die Italiener sich nicht selbst befreit hatten, sondern fremden Waffenthaten ihre Unabhängigkeit verdankten.

Nachdem Rom die Hauptstadt Italiens geworden, errichtete die neue Regierung daselbst eine Schule zur Ausbildung von Lehrerinnen; sie berief zur Leitung derselben Erminia Fusinato und Gianina Milli; die Letztere deren Lebensbild wir bereits gebracht hatte sich auch seit Jahren als begeisterte, opferfreudige Patriotin hervorgethan. Von Vaterlandsliebe beseelt, sprach sie in begeisterten Worten kühn und unerschrocken und feuerte ihre Zuhörer zu thatkräftigem Handeln an.

Mehrere Jahre, nachdem die beiden Frauen Erminia und Giannina an der neuen Lehranstalt gemeinsam gewirkt hatten, berief die Municipalbehörde Signora Fusinato an die Spitze der neu begründeten, ersten höheren Töchterschule in Rom. In beiden Stellungen fand Erminia ihre vollste Befriedigung in hingebender Pflichttreue. Ihren Schülerinnen war sie Lehrerin und mütterliche Freundin zugleich, von allen geliebt und verehrt; sie wußte die Jugend ebenso durch ihren Geist, wie durch ihr gütiges Wohlwollen zu fesseln; so erwarben sie sich unter ihrer Leitung tüchtige Kenntnisse und Veredlung des Gemüts. Ihre freien Stunden widmete sie ihrer Familie und ihrem Haushalt und hörte nicht auf, neben ihrem Lehrberuf eine vortreffliche Hausfrau, Gattin und Mutter zu sein. Die Abende, die sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern verlebte, wurden durch ihre anregenden Gespräche zum Genuß; ihr ältester Sohn war schon zum Jüngling erwachsen, mit dem sie ernste Gespräche politischen Inhalts führen konnte, während ihr jüngstes Töchterchen noch in dem Alter stand, wo sie es spielend belehrte.

Eine große Freude wurde Erminia zu Teil, als die Municipalbehörde von Rom sie als seine Repräsentantin zu Petrarcas fünfhundertjähriger Gedenkfeier 1874 entsandte. Vor einer auserwählten Versammlung hielt sie einen Vortrag in Versen über den großen Dichter. Ein jugendliches Feuer leuchtete aus ihren

schönen Augen; ihre ganze Erscheinung war anmutig und sie errang ungeteilten Beifall.

Zwei Jahre später im August 1876 wurde Frau Fusinato von den Aerzten eines Halsleidens wegen zum Beginn der Ferien nach Venedig gesandt, um von dort in die Bäder von Lovico zu gehen.

In Venedig hatte sie eine lange Unterredung mit der Kronprinzessin von Italien Margarete, die ihren Verdiensten um die Förderung des Schulwesens in Rom aufrichtige Anerkennung zollte. Aber ehe Erminia ihre Reise fortsetzte, überkam sie plötzlich eine Todesahnung, als sie zum letzten Male die Rialtobrücke überschritt. Sie konnte sich von dem Anblick der märchenhaft schönen Stadt nicht trennen und sagte: „Leb wohl, mein schönes Venedig, wer weiß, ob wir uns wiedersehn.“

Ein kühles unbeständiges Wetter, das sie auf dem Wege nach Lovico überraschte, verschlimmerte ihr Uebel derartig, daß sie die Reise dorthin aufgab und in Arsie blieb, dem Geburtsort von Arnoldi's Eltern. Hier wurde sie mit großer Liebe empfangen. Die städtische Kapelle begrüßte sie bei ihrer Ankunft und spielte bei ihrer Abreise. Die ganze Einwohnerschaft strömte herbei, um sie kennen zu lernen. Noch einmal wurde sie hier zu Poesien begeistert; sie schrieb „Die Emigranten“, angeregt durch die Landleute, welche sie von ihrem Fenster aus die Schiffe besteigen sah, um nach Amerika auszuwandern. Im Anblick der Heerden, welche von den Bergen herunterstiegen, schrieb sie ihr Gedicht „Die Hirten“, und nachdem sie der Scene beigewohnt, wo junge Leute zur Aushebung ausgerufen wurden, schrieb sie „Die Conscribierten.“ Am 27. September war sie nach Rom zurückgekehrt, um Vorbereitungen zur Wiedereröffnung ihrer Schule zu treffen, aber schon am nächsten Tage erkrankte sie an der Bronchitis, und am 30. September entriß ein plötzlicher Tod die edle Frau allzu früh ihrem segensreichen Wirken.



Rosa Bonheur

geb. 1822.

Wie in der Schriftstellerei ist es auch in der Kunst den Frauen gelungen, den Beweis zu liefern, daß, sobald ihnen Gelegenheit zur Ausbildung ihrer Fähigkeiten wird, diese bis zur Vollkommenheit entwickelt werden können, so daß sie Leistungen zu schaffen vermögen, die denen des Mannes ebenbürtig sind.

Die Vorurteile, welche die Männer und zum größten Teil auch die Frauen gegen wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten der Frauen haben, schwinden in demselben Grade, in dem tüchtige, hervorragende Litteratur- und Kunstwerke aus weiblichen Händen hervorgehen.

Zu den Frauen, die sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, gehört Rosa Bonheur, die berühmte Tiermalerin. Sie entstammt einer Künstlerfamilie, deren bedeutendstes Mitglied sie ist, geboren den 22. Oktober 1822 in Bordeaux als Tochter des Malers und Zeichners Raymond Bonheur.

Früh schon lernte das Kind den Schmerz des Lebens kennen. Als sie acht Jahr alt war, verlor sie ihre Mutter, — und kurze Zeit nachher verarmte der Vater gänzlich. Er zog 1830 mit seinen Kindern, zwei Töchtern und mehreren Knaben, nach Paris. Hier unterrichtete er seine Kinder selbst und pflanzte in ihre Herzen die Liebe zur Kunst. Rosa zeigte eine große Abneigung gegen das Lernen aus Büchern. Weit lieber ergötzte sie sich an Spaziergängen in der schönen Umgebung von Paris, wo sie ihre Liebe zur Natur lebhaft äußerte und eine scharfe Beobachterin des Tier- und Pflanzenlebens wurde.

Im Jahre 1832 wurde sie einem Pensionat übergeben, wo sie sich zwar durch ihr Zeichentalent auszeichnete, aber als Kind eines unbemittelten Vaters

mit Geringschätzung behandelt wurde. Sie bat den Vater, sie aus dieser Umgebung zu befreien, und als er sie wieder zu sich nahm, begann sie mit Eifer zu zeichnen, zu malen und zu modellieren. Einige Zeit schwankte sie, ob sie sich der Plastik oder Malerei hingeben solle, doch entschied sie sich für letztere. Sie fing an im Louvre zu kopieren und im Hause zu komponieren. Auch ihre Geschwister hatten sich der Kunst gewidmet und Alle strebten gemeinschaftlich das Beste zu erreichen.

Nach einigen Jahren ernster Studien entschloß sich Rosa sich ganz der Tiermalerei zu widmen. Sie wanderte in der Umgebung von Paris umher, wo sie Skizzen malte, auf denen ihr Lieblingstier, ein Lamm, stets angebracht war.

Oft besuchte sie den Schlachthof du Roule, um sich dort in das Studium des Tierlebens zu vertiefen. Den Erfolg ihres Fleißes stellte sie 1841 zum 1. Mal in Paris aus: Es waren zwei Kaninchen, Ziegen und Hammel gruppiert; schon damals errang sie den Beifall der Sachverständigen. Größeres Aufsehen erregten noch ihre Bilder: Ein verkäufliches Pferd und eine auf der Wiese weidende Kuhherde und andre Tiere. Immer trefflicher wurden ihre Bilder, die sich durch Naturtreue, idyllische Auffassung und glänzende Farben auszeichneten und die sie bald allein, bald mit Arbeiten ihrer Geschwister ausstellte. Ihr Fleiß brachte ihr auch goldne Früchte, so daß sie dem Vater einen sorgenfreien Lebensabend verschaffen konnte. 1848 wurde ihr auf Veranlassung Horace Vernets die erste Medaille, und von der Regierung erhielt sie als Auszeichnung eine große Vase von Sèvres. Ein Jahr später stellte sie ihr Meisterwerk, die pflügenden Stiere im Nivernais aus, die einen wahren Sturm der Begeisterung hervorriefen und für das Museum von Luxembourg angekauft wurden. Ihre berühmtesten Bilder im Laufe der Jahre sind: „Der Morgen“, „der Pferdemarkt“ 1853, der nach England verkauft wurde und „die Heuernte in der Auvergne“, 1855. Als ihr Vater im Sterben lag, ließ er sich dies Bild bringen, drückte Rosa dankend die Hand und sagte, daß ihre Künstlerschaft Sonnenblicke in sein freudloses Leben geworfen; aber auch von seinen jüngeren Kindern konnte er dies sagen, denn François Auguste, zwei Jahre jünger wie Rosa, wurde ein mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichneter Genre- und Landschaftsmaler, Jules Isidor, geb. 1827 wurde talentvoller Bildhauer und Rosa's jüngste Schwester Juliette, geb. 1830, debütierte seit 1852 in Tiermalerei und im Stillleben. Später verheiratete sie sich und führte demnach den Namen Peyrol; wie ihre Schwester war sie längere Zeit Vorsteherin einer Zeichenschule in Paris. 1867 stellte Rosa köstliche Bilder aus: Hammel am Meeresufer, der Schäfer in Béarn, Ponies von der Insel Skyr, der schottische Schäfer, eine Razzia in Schottland und die Kornernte. 1871 waren ihre besten Bilder: Schäfer auf der Weide, Frost in Fontainebleau. Von ihren 1879 ausgestellten Bildern wurden als Meisterstücke anerkannt: Der König der Wälder und Rudel Wildschweine.

Rosa Bonheur war männlich in ihrem Auftreten, trug sogar oft Männerkleider, um ungeniert ihre Studien auf Pferdemärkten und bei Jagden machen

zu können. Bei aller Energie ihres Charakters bewahrte sie sich jedoch ein gefühlvolles, edles Herz. Sie hatte eine Freundin, die unzertrennlich von ihr sie überall hin begleitete, ihre Häuslichkeit führte und sie zuletzt ganz beherrschte. Sie besaß in Fontainebleau ein Haus und Atelier, das im Kriege von 1870 und 1871 auf Befehl des damaligen Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm sorgfältig geschont wurde. Später pachtete sie ein Gut in Südfrankreich und endlich erbaute sie sich eine Villa in Nizza, wo sie ein wunderbar schönes Künstlerheim sich geschaffen. Als jedoch ihre Freundin dort gestorben, verließ sie Nizza und kehrte nach Frankreich zurück. Auch sie erhielt wie ihr Bruder 1863 das Kreuz der Ehrenlegion.



Henriette Goldschmidt*)

geb. 1825.

Der Lebensgang und die geistige Entwicklung der Frau, deren ganzes Streben es war und ist, zur Lösung einer der wichtigsten Kulturfragen beizutragen, nämlich dem weiblichen Geschlecht die höheren Bildungswege zu eröffnen, zeigt uns, daß der menschliche Geist weniger von den äußeren Einflüssen seiner Umgebung abhängt, als von dem inneren Drange, ein hohes Ziel zu erreichen.

Henriette Goldschmidt entstammt dem preußisch-polnischen Städtchen Krotoschin. Sie war das älteste der noch jetzt lebenden vier Kinder des Kaufmanns Benas. Ihre Mutter, eine geborene Laski, wurde ihr früh durch den Tod entrissen. Ein Jahr nach ihrem Tode erhielten sie eine Stiefmutter, gegen welche unkluge Verwandte schon vor ihrem Erscheinen Vorurteile einflößte.

Mag dieser Umstand hier erwähnt werden, da wohl häufig das Vorurteil gegen Stiefmütter sie zu solchen macht. Keineswegs wäre es selbst für eine gebildete, feinfühlige Frau eine leichte Aufgabe gewesen, jene Kinder zu erziehen. Eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Temperaments, eine sehr früh sich geltend machende Regsamkeit des Geistes — das Erbtheil von Vater und Mutter — hatten sich gewiß häufig in störender Weise bemerkbar gemacht.

Die zweite Mutter war die Tochter eines reichen Mannes, dem eine Stadt (Neustadt a. d. Warthe) und mehrere Güter gehörten. Als reiche Dame aufgewachsen hatte sie wohl kaum, bis sie Frau Benas wurde, sich mit Kindern beschäftigt. Ohne geistige Begabung, ohne andere Interessen, als die sich auf Wirtschaft und Garderobe bezogen, machte sie den Eindruck einer kalten, stolzen Frau.

Henriettens Vater gehörte einer Familie an, in welcher das Streben nach

*) Nach autobiographischen Notizen.

Bildung über die widrigen und eingeschränkten Verhältnisse hinaus schon in ihrem Großvater sich zeigte; bezeichnend für die damaligen Zustände war es, daß er „der deutsche Benas“ genannt wurde, mit Rücksicht auf die moderne Bildung, die er sich neben der theologisch-jüdischen angeeignet.

Von diesem Großvater erzählt Henriette Goldschmidt in den Gedenkblättern, die sie dem Andenken ihres 1888 verstorbenen Gatten, des Rabbiners Dr. Goldschmidt gewidmet hat, einige interessante Thatsachen, von denen ich eine hier wiedergebe. Mit 18 Jahren verheiratet, ging er ein Jahr nach der Hochzeit, als er Vater eines Kindes war, aus dem Städtchen Krotoschin nach Berlin — zu Moses Mendelssohn. Er wollte deutsche Bildung erwerben. Von dort kam er als Hauslehrer zu einem reichen Glaubensgenossen Rée nach Friedericia in Dänemark, wo es ihm gelang, zugleich so viele Kenntnisse in fremden Sprachen sich anzueignen, daß er dem dänischen König bei dessen Besuch in Friedericia eine französische Anrede Namens der jüdischen Gemeinde hielt — wofür man ihm das Bürgerrecht in Dänemark gab. Da jedoch seine Frau unter keiner Bedingung die Heimat verlassen wollte, kehrte er dorthin in die drückenden Verhältnisse zurück. Eine Tochter dieses verehrten Großvaters war Henriettens und ihrer Geschwister Lieblingstante. Frau Goldschmidt, so hieß sie, war eine Frau von geistiger Begabung, die Märchen und Geschichten so lebendig, anschaulich und voll Beredsamkeit zu erzählen vermochte, daß die Kinder sich Sonnabend Nachmittag bei ihr versammelten, um aufmerksam ihren Erzählungen zu lauschen und dabei mehr Anregung zu empfangen als in der jüdischen Elementarschule, und bis zum 14. Jahr in einer Töchterschule, die sie besuchten, in welcher französisch und deutsche Litteraturgeschichte gelehrt wurde.

Die häusliche Erziehung, welche Henriette erhielt, muß trotz der lückenhaften Schulbildung einen so vorzüglichen Grund gelegt haben, daß sie sich geistig ausgezeichnet entfaltete und durch Strebsamkeit und Fortbildung so gediegene Kenntnisse erlangte, daß sie in jeden Kreis, in den sie trat, als geistig hervorragende Erscheinung galt. Zu ihrer Bildung mag namentlich viel Lesen der Klassiker beigetragen haben. Henriettens Abgott war Börne, auch schwärmte sie für die politische Lyrik Herwegh's, Alfred Meißner's, Freiligrath's und Karl Beck's. Mit Feuer deklamierte sie diese Gedichte, wenngleich ihr einziges Publikum nur eine Freundin war. Die Beschäftigung mit den Geistern in den ihr zugänglichen Schriften entschädigten sie und ihre Geschwister für den Mangel der Geselligkeit und der mütterlichen Liebe, deren Sonnenstrahl erst ein Familienleben erhellt.

Kaum 18 Jahr alt verlor Henriette durch den Tod eine sehr geliebte, 10 Jahr ältere Schwester, die drei Kinder, das jüngste im ersten Lebensjahr, zurückgelassen. Sie als die älteste der noch lebenden Geschwister mußte die Sorge für den Haushalt des Schwagers, die Überwachung der Kinder übernehmen. Die Familie bewohnte das Parterre des väterlichen Hauses und so waren die äußeren Bedingungen für die Erfüllung dieser Pflichten nicht unbequem. Erst bei dem

Wegzuge nach Posen im Jahre 1849 löste sich der Haushalt des Schwagers auf und die Familie nahm das jüngste Kind mit nach Posen.

Henriette vermählte sich 1853 mit ihrem Vetter Dr. Goldschmidt, dem Sohn der erwähnten Tante.

Dieser war in Warschau als deutscher Prediger der jüdischen Gemeinde seit einer Reihe von Jahren thätig, hatte sechs Jahre eine sehr glückliche Ehe geführt, bis der Tod dieselbe plötzlich trennte. Seine drei Söhne bedurften einer zweiten Mutter, und er konnte diese nicht besser wählen, als indem er um Henriettens Hand warb.

Diese hatte die Verstorbene zwar nicht persönlich gekannt, aber was sie von ihr hörte, begeisterte sie, und so unterzog sie sich mit der Liebe einer Mutter und mit pädagogischem Takt der Aufgabe, die drei Söhne zu erziehen. Sie hatte die letzten Jahre vor ihrer Verheiratung mit ihren Eltern in Posen gewohnt. Dort besuchte sie Dr. Goldschmidt mit seinem 10jährigen Sohn und im Jahre 1853, sechs Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, folgte Henriette ihrem Gatten nach Warschau.

Aber schon damals sprach dieser den Wunsch aus, nach Deutschland zu übersiedeln. Er hatte sich und seinen Söhnen das preußische Bürgerrecht gewahrt und wünschte nichts sehnlicher, als seine Söhne deutsche Schulen besuchen, sie in Deutschland zu deutschen Bürgern erziehen zu lassen. Denn trotz der in Warschau errungenen angenehmen und angesehenen Stellung, in welcher er Liebe und Verehrung gefunden und mit den vornehmsten Familien in geselligen und freundschaftlichen Beziehungen stand, so daß auch Henriette sich davon wohlthuend berührt fand, zogen beide vor nach Deutschland zurückzukehren.

Als nun die Stelle des Rabbiners in Leipzig frei wurde, warb er um dieselbe, begab sich dorthin und wurde einstimmig gewählt.

So verließ die Familie Warschau, wo Dr. Goldschmidt 18 Jahre einen veredelnden und bildenden Einfluß auf die deutsche Gemeinde geübt hatte.

Es war ein stürmischer Tag, der 8. März 1858, als sie in Leipzig einzogen.

Hier begann für Henriette ein neues Leben. War die Stadt auch klein und kleinstädtisch, so hatte sie Schulen und Hochschulen, Conservatorien, das Gewandhaus und das Theater. Gerade daß die Stadt nicht größer war, machte geistige und künstlerische Größen leichter zugänglich. Bald sah sich das Ehepaar in einen Kreis bedeutender Menschen gezogen, in welchem Beider lebhafter Geist die mannigfachsten Anregungen erhielt. Schon ein Jahr nach ihrer Uebersiedlung hielt Dr. Goldschmidt bei einer Lessingfeier einen Vortrag als Festredner und eine besondere Genugthuung gewährte es ihm, als er, der 15. Lehrerversammlung in Leipzig beiwohnend, aufgefordert wurde, seine Ansicht über den ersten Religionsunterricht auszusprechen. Damals sagte er: Der erste Unterricht habe nur das zu betonen, was die Menschen verbinde und Alles zu vermeiden, was Zwietracht in des Kindes Seele hervorzurufen geeignet sei. Von Gott, von der Natur und dem Menschen spreche man mit dem Kinde! — Die gleichen Ansichten wurzelten auch in Henriette. Als 1864 der Frauenbildungsverein in Leipzig in's Leben trat und

ein Jahr später der allgemeine deutsche Frauenverein, schloß sie sich demselben an und ist seitdem Vorstandsmitglied desselben und eine seiner thätigsten Vertreterinnen. Auch ihr ist der Ausgangspunkt und die Grundlage aller Kultur: Daß die Arbeit wie für den Mann auch eine Pflicht und Ehre der Frau sei und daß es gelte alle Hindernisse zu beseitigen, die der Frau zur freien Entfaltung ihrer Fähigkeiten entgegenstehen.

In dieser Zeit lernte Henriette den weiblichen Apostel der Fröbel'schen Erziehung, Frau von Marenholz-Bülow, kennen. Fröbels Lehre entsprach vollständig ihrem Ideal einer menschenwürdigen Erziehung, und so begründete sie mit noch anderen gesinnungstüchtigen Frauen im Jahre 1871 den Leipziger Verein für Familien- und Volkserziehung, der, aus Frauen und Männern bestehend, sich die Aufgabe stellte, Kindergärten und solche Bildungsanstalten zu schaffen, in denen das erwachsene Mädchen nach der Schulzeit für den Erziehungs- und Mutterberuf vorbereitet wird. Dieser Verein, mit Energie von seiner Begründerin vorwärts gebracht, umfaßt mehrere Volkskindergärten und ein Seminar, an dem Frau Dr. Goldschmidt nun bald zwanzig Jahre selbst den pädagogischen Unterricht erteilt. Diese Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen, welche nun auch Kurse für Lehrerinnen hat, war die erste Stufe der weiblichen Jugend eine tüchtige Ausbildung für den natürlichen Beruf der Frau zu geben; die höchste Stufe zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung stellt das Lyceum dar, welches Frau Dr. Goldschmidt nach dem Muster des in Berlin seit 1869 errichteten begründete, seither leitet und an dem sie Vorträge hält über die Stellung der Frau bei den alten und neuen Kulturvölkern u. a. m.

Von der jüdischen Elementarschule in Krotoschin — bis zu den von ihr geleiteten wissenschaftlichen Lehrkursen, von den Idealen ihrer Jugend, die sich auf Emanzipation ihrer Glaubensgenossen beschränkten, bis zu dem Ideal ihres gereiften Alters die Befreiung der Frau von Vorurteilen, Unwissenheit und Geistesträgheit, welch ein interessanter innerer Entwicklungsprozeß, wie viel geistige Arbeit, wie viel Selbststudium!

Mit Genugthuung aber mußte es die strebsame Frau erfüllen, als auf ihren an die Stadtbehörden von Leipzig gerichteten Antrag — Fortbildungsschulen für die weibliche Jugend zu errichten, den sie in öffentlicher Rede in Gegenwart des Oberbürgermeisters und mehrerer Stadträte aussprach — solche in der That von der Stadtgemeinde begründet wurden. Die Volkskindergärten und das Seminar für Kindergärtnerinnen gehören zu den humanen Anstalten, die der von Henriette Goldschmidt gegründete Verein geschaffen. Von größerer Bedeutung ist das, ganz aus ihrer eigenen Initiative hervorgegangene Lyceum für Damen, das — eine Schöpfung des Vereins — einem besonderen Curatorium unterstellt ist. Die von Fröbelianern so häufig ausgesprochene Meinung, der Erziehungsberuf des weiblichen Geschlechts erheische eine besondere Vorbereitung, soll hier verwirklicht werden. Das Lyceum in Leipzig ist das einzige in Deutschland, das mit einem Volkskindergarten in Verbindung steht. Das Lyceum hat 1. Unterrichts-

kurse für junge Damen, 2. Vorträge für die reifere Frauenwelt, 3. Lehrkurte im Zeichnen und Modellieren. — Auch bethätigt sich Fr. Goldschmidt als öffentliche Rednerin nicht nur in Versammlungen des allgemeinen deutschen Frauenvereins und des Lette-verbandes, sondern in Bildungs-Vereinen von Männern, die sie nach verschiedenen Städten hinriefen. In diesen Vorträgen behandelt sie mit Vorliebe die Frauen-frage als Kulturfrage, „die Frau im Zusammenhang mit dem Volks- und Staats-leben.“ Die Stellung des Kindergartens in dem Organismus der Fortbildungs-anstalten für die weibliche Jugend ꝛc. In Buchform erschien von ihr nur ein Werk: Ideen über weibliche Erziehung.

Im Familienleben sich glücklich fühlend, stand Henriette ihrem Manne treu und fürsorglich zur Seite; ihm ebenbürtig an Geist und Gemüt, mit ihm strebend und teilnehmend an seiner Arbeit, bis er nach fünfzigjähriger Berufsthätigkeit die Leidenstage der Krankheit und Altersschwäche durchzumachen hatte, die durch die aufopfernde Pflege seiner Gattin gemildert wurden. Sein Lebensende war ein sanftes, ruhiges Hinüberschlummern ohne Kampf und Trennungsschmerz. Henriette Goldschmidt setzte dem teueren Lebensgefährten ein würdiges, von Liebe erzeugtes Denkmal in den bereits erwähnten Gedenkblättern. Nach seinem Tode findet sie den einzigen Trost in liebevoller Hingabe an ihre Werke einer veredeln-den Mädchenerziehung.



Lina Ramann

geb. 1833.

Eine eigenartige weibliche Erscheinung in dem Musikleben der Gegenwart, eine Bahnbrecherin auf dem Gebiete des Unterrichtes, und Vertreterin der neuen Richtung in der Musik ist Lina Ramann.

Sie stammt aus dem sonnigen Franken. Wo der Main sich lieblich dahinwindet zwischen fruchtbaren Feldern, Rebenhügeln und Gärten, — das ganze Land ein Garten selbst mit breitgeästeten Obstbäumen, die oft den Segen gar nicht zu tragen vermögen, dort liegt ihr anmutiger Geburtsort: Mainstockheim. Ihr Vater war Landbesitzer. Den Namen ihres Großvaters finden wir in Schillers Briefwechsel mit Körner als den des Weinhändlers, der unseres Schiller Hauptlieferant war. Der Sohn erbte Besitz und Geschäft und die Erinnerungen an Schiller gaben ihm einen gewissen Nimbus.

In Folge seines Geschäftes reiste Ramann viel. Als Musikliebhaber lernte er Weber und Spohr persönlich kennen und wußte Manches daheim von ihnen und ihren Werken zu erzählen; oft brachte er neue Noten mit, ohne doch weiter in seiner Familie den musikalischen Sinn zu pflegen. Seine Frau hatte ihm 6 Kinder geschenkt, dazu gab ein großer Hausstand mit eigenem Haus, Weinberg und Garten genug Arbeit. Das älteste Kind, ein Mädchen, starb früh. Lina, am 24. Juni 1833 geboren, war die zweite Tochter, und es folgten noch drei Brüder und eine Schwester. Die Mutter war leidend und so blieben die Kinder sich viel selbst überlassen. Mit dem ländlichen Schulunterricht ward

*) Quelle: Luise Otto Peters.

wenig erreicht, die lebhafte kleine Lina lernte mit 5 Jahren fast von allein lesen und schreiben, eben so wie die Schrift auch die Noten und übte die kleinen Finger gern am Klavier. Die liebliche Natur, die sie umgab, und die Freiheit, sie zu genießen, machten ihre Kindheit zu einer glücklichen. Sie war da eine aufmerksamere und sinnigere Beobachterin als in der Schule. Einmal wollte sie die Sonne aufgehen sehen, schlich sich da in einer Sommernacht heimlich aus dem Schlafgemach in den Garten. Es währte lange, ehe die Sonne kam — mit gefalteten Händen fand man am Morgen die Kleine unter Blumen schlafend im Sonnenschein. Da ihre Mutter viel krank war, mußte sie schon manche häusliche Geschäfte übernehmen und anordnen, was immer zur Zufriedenheit geschah. Gewissenhaft erfüllte sie jede derartige häusliche Pflicht, aber ihr Hauptinteresse gehörte der Musik. Daheim saß sie am liebsten am Klavier, bemächtigte sich aller neuen Noten und wo ihre kleinen Finger nicht ausreichten, suchte sie selbst nach harmonischer Ergänzung. Mit zehn Jahren studierte sie heimlich Generalbaß. Auf ihr dringendes Bitten hatte sie ab und zu Klavierunterricht, wenn ein musikalischer Seminarist sich im Dorfe aufhielt — aber sie sollte da meist Tänze spielen, was ihr wenig genug gefiel.

Zu ihrer Konfirmation bereitete sie sich selbst mit vor durch das Lesen von Thomas a Kempis. So vertiefte sie sich in sich selbst, unbelehrt und ungestört und legte den Grund zu ihrem eigenartigen in sich selbst gefestigten Charakter.

Andächtig lauschte sie immer auf das Geläut der Glocken, zumal beim Sonnenuntergang und in der Kirche war es das Orgelspiel, das sie am meisten erhob. Für den Gesang hatte sie stets weniger Interesse als für die Instrumentalmusik.

Eine Zeitlang war sie dann in Arnstadt bei ihrer Großmutter und lernte hier das Leben in Thüringen kennen. Aber die erste größere Stadt, in welche sie kam, war Nürnberg. Als sie dieselbe zum ersten Male sah, ahnte sie wohl nicht, daß dies ihre künftige Heimat und die Stätte ihres Wirkens werden würde. Sie wohnte damals bei einer Tante, Frau Amtmann Günther im Rathhausgäßlein. Als sie im September 1849 dahin kam, war Nürnberg noch das ganze altehrwürdige „Reliquienkästlein des deutschen Reichs“, von einem Mauergürtel und uralten Bäumen umgeben, — dazu die herrlichen Kirchen und Denkmale aus der Blütezeit mittelalterlicher Kunst! — das Alles machte gewaltigen Eindruck auf sie.

Lina war 17 Jahre alt geworden, als ihre Eltern 1850 nach Leipzig übersiedelten und den höchsten Wunsch ihrer Tochter nach gediegenem Musikunterricht erfüllten. Für ihre ganze Lebensbahn war es entscheidend, daß sie denselben bei Lysinka Brendel erhielt, der Gattin des Musikschriftstellers und Redacteurs der „Neuen Zeitschrift für Musik,“ später Professor am Conservatorium in Leipzig.

Als Pianistin Lysinka Trautmann (eine Deutschrussin aus Moskau) war Frau Brendel eine Schülerin Fields, eine geachtete Conzertspielerin von Ruf, und wenn sie nach ihrer Verheiratung die Conzertreisen und das öffentliche Spielen aufgab, so blieb sie doch als eine der ersten Musiklehrerinnen in Leipzig thätig, bis ihre Kränklichkeit das verbot. Das Wirken ihres Gatten teilte sie in jeder Beziehung, sie besprachen, prüften und beschlossen Alles gemeinsam und waren in allem Wirken vollständig eins. Sie öffneten ihr Haus jungen Talenten und später ward ihr Salon die erste Pflegestätte der sogenannten Zukunftsmusik. Lina Ramann blieb bis zum Tode des Ehepaars Brendel dessen Freundin. Einer so geistig strebsamen und individuell entwickelten Schülerin widmete sich dieses Paar mit dem höchsten Interesse, und es bildete sich bald das schönste Verhältnis heraus. Brendel staunte, wenn er die junge Pianistin Partituren lesend, sich namentlich in die S. Bach'sche Matthäus-Passion vertiefend fand — und mußte ihr doch begreiflich machen, wie sie vorerst Nötigeres zu lernen und zu üben habe; indes seine Frau ihr den gediegendsten Pianoforteunterricht erteilte, leitete er selbst sie an, wie sie die Lücken ihres Wissens ergänze. Mit eisernem Fleiß lernte sie und holte nach, was früher versäumt war. Aber schon 1853 fand sie sich durch Familienverhältnisse veranlaßt selbst Musikunterricht zu geben, und so ging sie nach Gera, wo sie in dem von M. Tschirch geleiteten Musikverein als Pianistin in Conzerten wie als Lehrerin gute Erfolge erzielte. Doch als sich ihre liebste Freundin nach Amerika verheiratete, begleitete sie dieselbe dahin. Es drängte sie nach neuen und weiteren Lebenskreisen. In Philadelphia gab sie Musikunterricht und spielte in Conzerten, sich mehr verdienend als sie brauchte. Ihre Urteilskraft und ihr Charakter festigten sich in der neuen Umgebung und die deutsche Gründlichkeit wie Idealität blieben ihr auch jenseit des Oceans zur Seite.

Aber auf den Wunsch ihrer Eltern, die sich inzwischen in Glückstadt niedergelassen, kehrte sie nach Deutschland zurück und gründete 1858 daselbst eine Musikschule für Damen, deren Hauptaufgabe es sein sollte, wirklich tüchtige Musiklehrerinnen zu bilden. Sie betrachtete die Musik nicht nur als Unterrichtsmittel für Ausübende und Hörende, noch als Kunst für wenige Auserwählte, sondern als ein ganz allgemeines Erziehungs- und Bildungsmittel, das mit der Pädagogik verbunden werden müsse. Sie hielt über diesen Gegenstand Vorträge, denen sie auch solche über Aesthetik und Geschichte der Musik anreihte. Sie hat dieselbe später zu ihrer Schrift benutzt: „Aus der Gegenwart.“ (Nürnberg, Schmidt).

Es erschienen ferner von ihr die Schriften: „Die Musik als Gegenstand des Unterrichts und der Erziehung.“ (Leipzig, Merseburger 1868), ferner „Allgemeine musikalische Erziehungs- und Unterrichtslehre der Jugend,“ eine Schrift, die später mehrere neue Auflagen erlebte.

Aber was sie schrieb, wollte sie auch selbst ins Leben einführen, und so eröffnete sie in Glückstadt eine allgemeine Lehranstalt für Mädchen. Um dies zu

können und zu dürfen, widmete sie sich abermals längere Zeit den eifrigsten Selbststudien und allen Disciplinen, so daß sie vor dem holstein'scher General-Superintendent Herzbruch mit glänzendem Erfolg ein Examen bestand, das ihr die Genehmigung zur Errichtung einer Lehranstalt wie die erwähnte verschaffte. Sie nahm Welt-, Kunst-, Litteratur-, Musik-, Kirchen- und Religionsgeschichte in ihren Lehrplan auf, dabei die pädagogische Anthropologie mit der musikalischen Methodik verbindend; Ideen, die in ein allgemeines Ziel münden, eine Methode, die ihr System dem Werdeprozeß des Lebens abgelauscht und nachgebildet hatte.

Alles gestaltete sich nach ihren Wünschen, es fehlte nicht an Schülerinnen, nicht an Anerkennung ihres Wirkens: — aber da brach der Krieg zwischen Dänemark und Deutschland aus — alle Ausländerinnen verließen Glückstadt, die Lage ward immer kritischer. Lina Ramann sah sich genötigt, ihre Anstalt zu schließen und Glückstadt zu verlassen. Nach kurzem Zwischenaufenthalt in Leipzig eröffnete sie mit einer gleichgesinnten Freundin und Kollegin Ida Volkmann aus Tilsit (Schülerin des Conservatoriums in Leipzig) am 18. November 1865 eine Musikschule in Nürnberg.

Hier fand sie einen schönen Wirkungskreis, hier war es ihr vergönnt im Mai v. J. das 25jährige Jubiläum ihrer Musiklehrthätigkeit zu feiern.

So ist Nürnberg und das altehrwürdige Haus am Albrecht Dürer-Platz der Schauplatz eines gedeihlichen Frauenwirkens im Reich der Tonkunst geworden. Es wird einem wohl, wenn man diese Stätte betritt, in der edles weibliches Walten im Dienst der Kunst herrscht und überall Harmonie wie im gewählten Beruf, so auch in der ganzen häuslichen Einrichtung und im treulichen Zusammenleben verbreitet. Der Blick aus den altehrwürdigen Fenstern fällt hinüber zur Dürerstatue und grüßt den Meister der Schwesterkunst, da steht die erhabene Sebaldskirche, der heilige Bau des Mittelalters, weihevoll tönen die Klänge der Orgel herüber, feierlich läuten die Glocken — und damit auch der Humor nicht fehle, so sieht und hört man dicht daneben noch das „Bratwurstglöckle,“ dem kein Fremder ohne Einkehr vorübergeht.

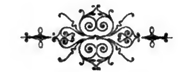
Aber nicht allein in dieser Schule gipfelt Lina Ramann's Wirken. Als Musikschriftstellerin führte sie eine männliche Feder. Es erschien von ihr eine Broschüre: „Bach und Händel“ (Leipzig, Weißbach 1868) und 1874 (Weimar, J. Kühn: „Franz Liszt's Oratorium Christus, eine Studie zur zeit- und musikgeschichtlichen Stellung desselben. Zum 50jährigen Künstlerjubiläum des Componisten.“

Im Jahre vorher hatte sie der Aufführung des „Christus“ in Weimar beigewohnt und den tiefsten Eindruck davon empfangen. Liszt selbst hatte sie schon früher in Brendels Hause kennen gelernt, wo er oft verkehrte, und nun trat sie ihm noch näher. Ihre erwähnte Schrift machte in den betreffenden Kreisen so großes Aufsehen, daß sie die Aufforderung erhielt, eine Biographie Liszt's zu schreiben. Mit Begeisterung erfaßte sie diesen Gedanken, dem Liszt selbst freudig

seine Zustimmung gab. Mit Empfehlungen von ihm versehen, machte sie in Italien ihre Studien und empfing das reichhaltigste Material, das sie zugleich mit philosophischem Blick und sympathischer Tiefe zu gestalten verstand, wie der 1881 erschienene 1. Band des Werkes: „Franz Liszt als Künstler und Mensch" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) beweist.

Dieser 1. Band ist bereits ins Englische übersetzt und hat in England und Amerika beinahe noch größeren Erfolg als in Deutschland. Nach Liszt's Tode gab sie den 2. Band heraus.

Liszt besuchte jedes Jahr einmal seine verständnisvolle Anhängerin und Freundin in Nürnberg und widmete ihrer Musikschule sein wärmstes Interesse.



Einige berühmte Bildhauerinnen.

Helena Bertaux, geb. Hébert

geb. 1825.

Die berühmteste Bildhauerin Frankreichs ist Helena Bertaux, die Gattin des zwei Jahr jüngeren französischen Bildhauers Leon Bertaux, die Tochter des Pierre Herbert, geboren 1825. Schülerin ihres Vaters und Dumonts zeigte sie schon früh ein hervorragendes Talent und machte sich 1849 durch zahlreiche ideale Bilderwerke bekannt. Die ersten derselben veröffentlichte sie unter dem Pseudonym Allelit.

Im Jahre 1857 stellte sie ihre ersten beiden Werke in Alabaster unter ihrem eigenen Namen aus, und zwar einen Weihkessel, geschmückt mit den Figuren des Glaubens, der Hoffnung und Keuschheit. Dieses Modell wurde dreifach größer in Bronze ausgeführt und dem Ministerium für die Kirche St. Gratien übergeben und 1859 ausgeführt.

Seit jener Zeit hat sich Frau Bertaux bei allen Kunst-Ausstellungen von Paris beteiligt. Im Jahre 1863 erhielt sie eine Anerkennung für ein Bas-Relief, die Himmelfahrt Maria's darstellend und 1864 eine Medaille für die Statue, einen jungen Gallier vorstellend, von vorzüglicher Ausführung. Ihre weiteren Werke: die vier Jahreszeiten, von denen „der Winter“ 1861 den Preis erhielt, „die befehlende Liebe“ 1885. Eine Nymphe, umgeben von 6 Kindern, eine köstliche Gruppe, welche als Krönung einer Fontaine gedacht ist, kam als solche an einen Brunnen in Amiens. „Die Schiffahrt“, ein großes Bas-Relief,

kam an den neuen Flügel der Tuillerien, an deren Wasserseite der heilige Mathias und der heilige Philippus für das Portal der Kirche St. Laurent in Paris. Madame Bertaux zeichnet sich besonders in Kinderfiguren aus.

Im Jahr 1880 fertigte sie für das Stadthaus in Paris die Statue des Malers Chardin in Stein und eine Büste Cardons in Bronze.

1881 und 1882 führte sie auf Bestellung der Regierung für die Gallerien der Oper in Paris die Marmorbüsten von Sophie Arnould und Francois Boucher aus. Seit dieser Zeit arbeitete sie eine große Anzahl Bas- und Haut-Reliefs und Büsten für Private. Endlich stellte Frau Helene Bertaux im „Salon“ ein Meisterwerk aus „Psyche unter der Herrschaft des Geheimnisses“, eine Marmorgruppe, welche die Regierung für das Museum in Luxemburg ankaufte. Sie erhielt auch für diese köstliche Arbeit eine Medaille erster Klasse.

Außer ihren zahlreichen schöpferischen Arbeiten, eröffnete die Künstlerin einen Kursus für Bildhauerei, an welchem Jahr aus Jahr ein zahlreiche Frauen und Mädchen teilnehmen. Ihr ausgezeichnetes Lehrtalent offenbarte sich an ihren Schülerinnen, von denen viele bereits als selbständige Künstlerinnen schätzenswerte Leistungen im jährlichen „Salon“ ausstellten.

Im Jahre 1881 begründete Frau Bertaux den Verein für Malerinnen und Bildhauerinnen. Diesem widmet sie all ihre freie Zeit, um der alleinstehenden kämpfenden Künstlerin beizustehen, aufkeimende Talente zu fördern und in einer jährlichen Ausstellung den Wettstreit unter den Künstlerinnen zur Vervollkommung der Leistungen zu bringen. Die 10jährige Thätigkeit des Vereins zeigt sich dem weiblichen Talent außerordentlich günstig.

Frau Bertaux ist Vorsitzende und Mittelpunkt dieses Vereins und bringt dessen Verwaltung die größten Opfer an Zeit und Kraft.

Im Jahre 1889 wurde Frau Bertaux vom Minister der Landwirtschaft und des Handels als Gründerin und Präsidentin des Vereins der Künstlerinnen zum Congreß der Werke und Einrichtungen für und von Frauen delegiert. Dort lernte ich sie kennen, und hörte, wie sie die Interessen der Künstlerinnen wahrnahm und die Forderungen derselben an das Ministerium der schönen Künste in einer Petition formulierte. In einer öffentlichen Versammlung wurden später im Oktober 1889 Unterschriften zu dieser Petition gesammelt, welche eine gleiche künstlerische Ausbildung der Frau verlangte, wie die des Mannes und die gleichen staatlichen Stipendien. Der Direktor der schönen Künste nahm die Petition entgegen und berief eine Commission zur Prüfung derselben. Diese kam am 8. Mai 1890 zusammen. Frau Bertaux wurde zu derselben eingeladen. Die Sitzung fand in der Kunstschule unter dem Vorsitz von Paul Dubois statt. Nach eingehender Prüfung und Debatte wurden die Wünsche der Petenten anerkannt und der oberste Rat beschloß im Prinzip das Verlangen des Vereins der Malerinnen und Bildhauerinnen zu erfüllen und den Frauen die gleichen Vorteile künstlerischer Ausbildung zu gewähren, wie den Männern und sie bei Preisaufgaben gleich zu berücksichtigen.

Mit diesem glänzenden Resultat hat eine Bewegung von höchster Bedeutung

einen riesigen Fortschritt zur socialen Gleichstellung der Geschlechter in Frankreich gethan. In nächster Zukunft wird die talentvolle Frau ohne Benachteiligung den Wettstreit mit dem Talent des Mannes aufnehmen können und Gelegenheit haben, zu beweisen, ob sie bei gleicher Ausbildung auch gleich Gutes zu schaffen im Stande ist. Zeigt sich dann noch ihre Inferiorität, so wird es wenigstens keine Folge gesellschaftlicher Zurücksetzung sein.

Frau Bertaux ist noch in voller Rüstigkeit des künstlerischen Schaffens und ist unermüdlich in der Fürsorge für den Verein zum Wohle der Künstlerinnen.

Von deutschen Bildhauerinnen können wir Frau Bertaux nur **Elisabeth Ney**, geb. 1830 in Berlin, zur Seite stellen.

Mit ausdauerndem Kampf setzte sie es als Schülerin von Rauch durch, in der Akademie in Berlin aufgenommen zu werden. Ihre Arbeiten zeichnen sich durch geistvolle Charakterisierung aus. Berühmt sind ihre Portraitbüsten von Jakob Grimm 1863, Mitscherlich, Garibaldi, Joachim, Arthur Schopenhauer, Graf Bismarck 1867 und die großartige Figur des gefallenen Prometheus. 1870 zog sie von Berlin nach München, und dort saß ihr in ihrem Atelier König Ludwig II. zu seiner Statue.

Die berühmteste amerikanische Bildhauerin ist **Florence Freemann**, eine Schülerin des jüngeren Bruders von Horace Greenaugh. 1861 zog sie nach Italien, bildete sich ein Jahr unter Hiram Powers, gründete dann ein Atelier in Rom, wo sie seitdem arbeitet. Unter ihren ebenso poetischen wie originellen Schöpfungen der Idealplastik sind die bekanntesten: eine Büste des Engels Sandalphon nach Longfellos Gedicht, ein schlafendes Kind, Relief der sieben Wochentage, ein Kaminsims mit einer Darstellung aus der Sage vom Talfest und der Statue der kleinen Thekla mit dem verwickelten Strang.

Eine andere berühmte amerikanische Bildhauerin ist Miß **Harriet Hosmer**, geb. 1831 in Waterlow-Massechusetts. Sie zeigte schon in der Jugend großes Talent zum Modellieren, trat in das Atelier von Stevenson in Boston und studierte in St. Louis Anatomie. Nach der Rückkehr machte sie eine Büste von Napoleon nach Canova und das ideale Bild „der Abendstern“. 1852 zog sie nach Rom, bildete sich hier unter Gibson weiter und fand allgemeine Anerkennung z. B. Oenone 1855, Marmorstatue, die schlafende Beatrice Censi 1857, Puck auf einem Pilz, kolossale Statue der Zenobia in Fesseln, die Statue des amerikanischen Staatsmannes Thomas Benton. Der 1865 auf der Dubliner Ausstellung preisgekrönte Faun, dem später der erwachende Faun folgte. Ein Denkmalentwurf Abraham Lincolns für Boston.



Kaiserin Eugenie

geb. 1826.

Die Frauen des 19. Jahrhunderts sollen nicht nur die Lichtseiten der weiblichen Natur und des weiblichen Charakters zeigen, sondern auch deren Schatten. Daher zögere ich nicht eine Frau hier zu erwähnen, deren plötzlicher Sturz aus der Höhe des Erdenglücks eine Folge eigener Schuld — aber auch die härteste Strafe des Geschickes ist. Die Würde, mit der die ehemalige Kaiserin der Franzosen ihr Unglück trägt, muß das Mitgefühl selbst derer erwecken, die sie verurteilen.

Eugenie, Marie von Montijo wurde am 5. Mai 1826 zu Granada geboren, als Tochter des Grafen Manuel Fernandez von Montijo, Herzogs von Peneranda und der Maria Maniela Kirkpatrik von Closeburn. Väterlicherseits stammt sie von einer edlen alten Familie Porta-Carrero ab, durch ihre Mutter, obgleich in Andalusien geboren, von einer schottischen katholischen Familie. Die Erziehung, welche Eugenie von einer leichtsinnigen leidenschaftlichen Mutter erhielt, und ihr Temperament der heißblütigen Spanierin sind zwei Thatsachen, mit denen wir bei Beurteilung ihres Wesens und Charakters rechnen müssen. Das Leben, das sie in der Umgebung ihrer Mutter führte, war dazu angethan alles Edle, alles Gemütvolle in ihr nicht nur zu ersticken, sondern gar nicht aufkommen zu lassen, was sie oft schmerzlich später bedauerte. Ihre hinreißende Schönheit, ihre bezaubernde Anmut benutzte die Mutter in ihr Gefallsucht und Leichtfertigkeit zu nähren. Unter dem Namen einer Gräfin von Téba, den sie auch mit Recht führte, machte die Mutter mit der Tochter häufig Reisen nach England und Frankreich, so daß sie den größten Teil der Jugend ohne stetigen Unterricht verbrachte.

1851 erschienen Eugenie mit ihrer Mutter bei den Festen des Prinz-



KAISERIN EUGENIE.

Präsidenten Louis Napoleon in Paris, wo erstere die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Anmut auf sich zog. Da Napoleons Bewerbungen um Prinzessinnen aus alten Fürstenhäusern mißlangen, nachdem er durch den Staatsstreich Kaiser geworden, — so gab er seiner Neigung und Leidenschaft für Eugenie nach und erklärte am 22. Januar 1853 dem Ministerrat, daß er sich mit der Gräfin v. Téba vermählen werde. Am 30. Juli 1853 wurde die Trauung in der Notre-Dame-Kirche vollzogen. Am 16. März 1856 schenkte Eugenie ihrem Gemahl einen Thronerben, der die Namen Eugen, Louis, Jean, Joseph erhielt.

Eugenie begleitete ihren Gemahl auf seinen Reisen durch Frankreich und 1855 nach England zum Besuch der Königin Viktoria.

Bei einer längeren Abwesenheit des Kaisers 1859, während des italienischen Feldzuges, übertrug er ihr die Mitregentschaft und führte sie in dieser Eigenschaft den Vorsitz im Ministerium. Im Jahre 1869 übernahm sie die Vertretung des kaiserlichen Gemahls bei Eröffnung des Suez-Kanals. Sie verweilte bei dieser Gelegenheit einige Wochen in Aegypten und machte dann am 16. bis 18. November auf einem französischen Schiffe die Eröffnungsfahrt von Port Said über Ismaile nach Suez mit.

Ihr Einfluß auf den kaiserlichen Hof in Frankreich war damals ein durchaus tadelnswerter. Sie führte übermäßigen Luxus ein, verschwenderische Geselligkeit, ein übelberüchtigtes Protektionswesen, verschaffte schlüpfrigen Gesängen und Spielen Eingang in die Tuillerien und brachte dadurch die französische Regierung in Verruf. Dennoch war sie Herrscherin der Mode und nicht allein die Industrie Frankreichs, sondern die aller civilisirten Länder richteteten sich nach dem Geschmack der Kaiserin Eugenie.

Die Erfolge Preußens 1866 erweckten in Eugenie den Geist der Intrigue. Sie stellte sich an die Spitze der Kriegspartei. Als fanatische Katholikin suchte sie in der Wiederaufrichtung der weltlichen Macht des Papstes und in der Erweiterung seiner geistlichen Macht ihre Lebensaufgabe, und da sie der Meinung war, daß die Napoleonische Dynastie sich nur durch einen glücklichen Eroberungskrieg am Rhein halten könne, trieb sie dazu gegen Preußen zu handeln. Ihr Plan mit Spanien eine Allianz zu schließen und die französischen Truppen in Rom durch spanische ablösen zu lassen, um jene im Krieg gegen Preußen zu verwenden, scheiterte an der spanischen Revolution von 1868. Isabella suchte als Exkönigin von Spanien eine Zuflucht in Biarritz, wo Eugenie sie begrüßte und sie gastlich aufnahm.

Im Jahre 1870 soll sie die drohende Kriegsrevolte heraufbeschworen haben. In der eilften Stunde bedauerte sie ihren verderblichen Einfluß — und sagte zu einem Mitglied des Senats, der über Krieg und Frieden beriet „Allez empêcher la guerre!“ — Aber mit vernichtender Macht traf sie das Wörtlein „zu spät!“

Als der von ihr abgesandte Senator das Zimmer verlassen hatte, traf ihr Ohr schon das wilde Geschrei des Pariser Volkes — von den Tuillerien „vive la guerre.“

Die Würfel waren gefallen, um den wankenden Thron schäumten die kriegs-brausenden Wellen, die sich bald in Strömen von Blut ergossen.

Für die Dauer der Abwesenheit des Kaisers vom 23. Juli an wurde ihr die Regentschaft übertragen. Am 24. Juli begab sie sich zur Flotteninspektion nach Cherbourg. Auf die Nachricht von der Niederlage am 6. August erließ sie am 7. eine Proklamation an das französische Volk, dem sie versprach, die Fahne Frankreichs in jeder Gefahr zu verteidigen. Mit Zustimmung des Kaisers nahm sie am 9. August die Entlassung des Ministeriums Ollivier an und übertrug dem Grafen Palikao die Bildung des neuen Kabinets. In Gemeinschaft mit Palikao erklärte sie sich aufs Entschiedenste gegen Napoleons Rückkehr und den Rückzug der Armee Mac Mahons von Chalons nach Paris. Sie beharrte auf dem Zuge gegen Metz und verschuldete so zum großen Teil die Katastrophe bei Sedan.

Als die Nachrichten von dort zu ihr drangen, suchte sie Rettung darin, daß sie Thiers die Leitung der Regierung anbot. Der kluge Staatsmann lehnte den Antrag ab. Da unterzeichnete Eugenie am 4. September ein Dekret, welches ein vom gesetzgebenden Bürger zu ernennenden Rat (Conseil) der Regierung und die Nationalverteidigung ankündigte. Palikao ernannte sie zum Generalstatthalter dieses Conseil.

Aber die Revolution war nicht mehr aufzuhalten. Eugenie mußte noch am selben Tage aus den Tuillerien fliehen.

In Begleitung ihrer alten Sekretairin Mme. de Breton und eines Hofbe-amten kam sie glücklich aus der Stadt, erreichte auch den kleinen Hafenplatz Dan-ville und schiffte sich am anderen Tag nach England ein.

„Il faut se faire à toutes les situations!“ sagte sie — als sie in die Ver-bannung ging. Hier traf sie ihren Sohn mit dem sie am, 24. September nach Chiselhurst ging, in die Nähe Londons. Hier vereinigte sich auch ihr Gatte, der Exkaiser mit der Familie am 20. März 1871, als er aus der Gefangenschaft auf der Wilhelmshöhe bei Kassel entlassen ward. Krank kehrte er heim und litt, bis er am 9. Januar 1873 in Folge einer Steinoperation starb.

Eugenie lebte fortan nur der Erziehung ihres Sohnes. Mit ihm ging sie im Sommer 1874 nach Arenenberg, der Napoleonischen Besitzung im Canton Thurgau. Hier äußerte sie zu einer Nachbarin, Frau v. Breidenbach: „C'ètait bien triste de perdre un trône, triste de perdre mon mari, mais il est encore là!“ und dabei zeigte sie mit zärtlichen Blicken auf den Prinzen, der im Garten umher-ging. Wehe, sie ahnte nicht, wie so bald sie auch diesen Trost verlieren sollte Seinetwegen nahm sie lebhaften Anteil an den Ereignissen in Frankreich, ver-kaufte ihre Juwelen und gab viel Geld her, um die Napoleonische Partei zu stärken. Die Beziehungen zu ihrem Vetter Jerome wurden aber von Jahr zu Jahr schlechter.

Der Sohn Napoleons, Lulu genannt, besuchte nach des Vaters Tode die Kriegsschule zu Woolwich. Bei Eintritt seiner Großjährigkeit wurde er am 16 März 1874 von der bonapartistischen Partei feierlich als Napoleon IV. begrüßt und zum Haupt und Prätendenten erklärt.

Der junge Napoleon war edel angelegt. Es hielt ihn nicht in der Verbannung. Um seinen Mut als künftiger Erbe Frankreichs zu bethätigen, verließ er die Mutter und ging nach Afrika, sich am Kampf gegen die Zulus zu beteiligen; — dort fand er einen grausamen Tod.

Oberst Cary, dem Eugenie den Sohn auf die Seele gebunden, hatte ihn verräterischer Weise seinem Schicksal überlassen, als die Feinde ihn überfielen.

Cary sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und es wäre ihm schlecht ergangen, wenn nicht Eugenie, die Mutter des Ermordeten, die man für herzlos und leichtfertig hielt, sich vom Krankenlager aufgerafft hätte, auf das sie der Kummer um den dahingeschiedenen Sohn geworfen, — um an die Königin von England eine Bitte für Cary zu thun: „Lassen Sie Cary nichts geschehen mir zu Liebe, er soll seiner Familie erhalten bleiben, ich sehe Gottes Hand in meines Sohnes Tod!“

Dies schrieb die tiefgebeugte Mutter, eine Stunde, nachdem ein Brief Cary's an dessen Frau ihr gebracht worden, in welchem der Ueberfall und die Katastrophe geschildert werde und in dem es dann hieß: „Ich hatte an nichts mehr gedacht, als an die Flucht Dir und meinen Kindern zu lieb.“ — Seit des Sohnes Tod lebte Exkaiserin Eugenie in Peareborongh, umgeben von Andenken ihres Sohnes — wie eine Einsiedlerin — ohne Wunsch — ohne Hoffnung, selisch und körperlich gebrochen, — die Blumen pflegend, welche das Mausoleum umgeben, welches sie ihren beiden Toten — Vater und Sohn errichten ließ.



Anna Schepeler-Lette

geb. 1829.

Wer mit der Geschichte Berlins vertraut ist, der wird den Namen: Präsident Lette mit Ehrerbietung nennen. Er war der Schöpfer und Leiter einer größeren Anzahl guter Werke, geeignet und bestimmt, das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern. Aus einem diesem Zweck geweihten Zentralverein gingen alle seine anderen Anregungen hervor. Er gehörte zu den damals seltenen Männern, welche erkannten, daß die Zeit, für das weibliche Geschlecht neue Bahnen zu eröffnen, gekommen sei. Ihm verdanken die Frauen in Berlin die ersten mutigen und thatkräftigen Schritte zu erweiterter Erwerbsthätigkeit und Fortbildung!

Wenn es schon des Lebens wert ist, in seinen Werken unsterblich fortzubestehen, ist der Gedanke hochbeglückend, Kinder zu hinterlassen, die das, was die Eltern ausgesäet, weiter pflegen, mit Verständnis, Liebe und Energie fortsetzen, und zu höchster Entfaltung bringen.

Ein solcher Vorzug ist dem hochverdienten Andenken des Präsidenten Lette zuteil geworden.

Seine älteste Tochter ist es, welche den von ihm 1866 begründeten Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, der bald nach seinem Tode den Namen „Letteverein" erhielt, zur höchsten Blüte zu bringen sich zur Lebensaufgabe machte, und diese Aufgabe glänzend, ja über alle Erwartungen hinaus, praktisch zum Segen vieler Tausende erfüllte, während eine jüngere Tochter des Präsidenten Lette, Marie Fischer, in ihrem ganzen Wesen und Thun mehr den Idealismus des Vaters darstellt.

Anna Lette wurde am 19. Dezember 1829 zu Soldin in der Neumark

geboren. Ihre trefflichen Eltern gehörten dem gebildeten Mittelstand an, der Vater war Staatsbeamter und erzog seine Kinder in ehrenhaften, sittlichen Grundsätzen. Ihre Jugendjahre verlebte Anna in Frankfurt a. O., und später in Berlin, an welche Orte ihr Vater versetzt wurde.

Im Jahre 1848 wurde Präsident Lette zum Abgeordneten ins deutsche Parlament gewählt, und nahm, als er dorthin ging, seine älteste Tochter mit. Ob sie an den politischen Bewegungen der damaligen so aufregenden Zeit teilnahm, ist mir nicht bekannt, wohl aber, daß hier in der alten deutschen Krönungs- und freien Reichsstadt sich ihr Geschick erfüllte. Anna lernte den Großhändler Karl Schepeler kennen und lieben, und reichte ihm die Hand zum glücklichen, leider all zu kurzen Ehebunde.

Schon in den ersten Jahren hatte Frau Schepeler-Lette schwere Schicksalsschläge zu tragen. Mehrere Kinder starben ihr bald nach der Geburt, dann ergriff ihren Gatten eine schleichende Krankheit, die ihm zwölf Jahre Qual und Schmerz bereitete, bis ihn der Tod erlöste. Während seiner Leiden war seine Gattin sein Trost, seine aufopfernde Pflegerin, seine Freundin und Beraterin. Ihre Aufmerksamkeit gehörte dabei ebenso ihrem großen Hausstande, als dem blühenden Geschäft des Gatten. Die Erkrankung und der Tod ihrer Mutter rief sie ins Vaterhaus zurück, wohin sie so oft später eilte, als man ihrer Hülfe bedurfte. Nachdem ihr Gatte dahingeschieden war, gab sie ihren Wohnsitz in Frankfurt a. M. auf. Zunächst wandte sie sich nach Dresden, wohin sie besonders die Liebe für die Kunst zog. Im Jahre 1866 siedelte sie auf des Vaters Wunsch nach Berlin über — und begann sich an seinem Wirken zu beteiligen.

In jenem Jahre hatte Präsident Lette den Verein zur Förderung weiblicher Erwerbsfähigkeit begründet, und nächst Jenny Hirsch stand ihm Anna Schepeler treu stützend bei dieser Organisation zur Seite.

Aber nicht lange mehr sollte der edle Mann sich der Entwicklung seines Werkes erfreuen. Er erkrankte. Monate lang war Frau Schepeler und eine andere noch im Hause lebende Schwester seine unermüdliche Pflegerin, bis der Tod am 3. Dezember 1868 den edlen Greis von seinen Leiden erlöste.

Professor von Holtzendorff übernahm den Vorsitz im Letteverein, den er bis zu seiner Übersiedelung nach München leitete, dann wurde Frau Schepeler als Vorsitzende gewählt, und trat damit in das öffentliche Leben ein.

Ihre volle Kraft und Zeit dem Verein hingebend, hatte sie das Glück, eine große Anzahl tüchtiger Männer und Frauen als Mitarbeiter zu gewinnen, mit deren Beihülfe es ihr gelang, den Letteverein und seine Anstalten zum Muster aller ähnlichen Bestrebungen zu gestalten.

Daß die deutsche Kronprinzessin, später auch als Kaiserin Friedrich, den Verein unter ihr Protektorat nahm, und rege Teilnahme für seine Vorsitzende, wie für seine Anstalten jederzeit bekundete, trug nicht wenig zu seiner großartigen Entwicklung bei.

Das Lettehaus in der Königgrätzerstraße, das schönste Denkmal, welches

dem Geiste des Vaters von der Willens- und Thatkraft der Tochter und seiner Verehrer gesetzt ist, umfaßt die Gewerbe- und Handels-, die Zeichnen- und Porzellanmalerei- und die Kochschule des Vereins, das Viktorastift, als Pensionat, und das Bureau. Die Setzerinnenschule befindet sich in Janke's Druckerei, ein zweites Haus in der Elisabethstraße umfaßt die Haushaltungsschule für ärmere Mädchen. Außerdem besitzt der Letteverein verschiedene Stiftungen zum Wohle erwerbender Frauen.

Im Jahre 1876 ging Frau Schepeler als Abgesandte des Vereins nach Philadelphia zur Weltausstellung, um Unterrichtsmittel und Unterrichtsanstalten Amerika's kennen zu lernen und das für gut erkannte in der Heimat zu verwerten.

Im Jahre 1869 hatte der Letteverein unter Professor v. Holtzendorff eine öffentliche Versammlung der Frauenerwerbsvereine nach Berlin berufen. Hier traten die verwandten Bestrebungen zu einem Verbande zusammen, welcher den Namen annahm: Lette-Verband deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine. Berlin wurde zum Vorort und der Letteverein zum geschäftsführenden Ausschuß gewählt. Frau Schepeler behielt bis heute den Vorsitz des Verbandes und der Verbandstage, die alle zwei Jahre in je anderen Städten stattfinden.

Das Organ des Verbandes war der „Frauenanwalt“, den Jenny Hirsch redigierte, bis derselbe wegen mangelnder Teilnahme der Frauen 1882 einging.

Frau Schepeler hat das seltene Glück, daß sie nicht allein ihr Werk zur größten Blüte entfaltet sieht, sondern daß ihr die allgemeine Anerkennung ihrer Zeitgenossen wurde, die sich besonders an ihrem 60. Geburtstage durch mannigfache Auszeichnungen bekundete; namentlich wurde ihr ein Fonds von 10 000 M. überreicht, den sie zur Pensionskasse für Lehrerinnen und andere Angestellte des Vereins bestimmte.

So wird auch ihr Andenken segensvoll fortleben in dem treugepflegten Werke.

Frau Marie Fischer-Lette, eine jüngere Schwester der vorigen, die sich der Malerei widmete und als sie verwitwet wurde, einige Jahre in England lebte, wirkt für die Vereine der Friedensgesellschaften und für den internationalen Bund zur Hebung der Sittlichkeit durch Wort und Schrift.



Frau Dr. Henriette Tiburtius-Pagelsen

geb. 1834.

Die meisten Vorurteile gegen das Studium und den Erwerbsberuf der Frau begründen sich auf die Phrase: Es läßt sich ein Beruf, welcher die volle Kraft eines Mannes bedarf, nicht von der Frau ausführen, ohne daß ihre natürliche Bestimmung dadurch verfehlt oder geschädigt wird. — Wenngleich in unserer Zeit unzählige Beispiele diese Vorurteile widerlegen, bestehen sie nicht allein unter der großen Masse fort, sondern gerade unter den sogenannten Gebildeten, die jedoch vieles nachsprechen, was sie nicht beweisen können, und selten ein selbstständiges Urteil auf Grund von Erfahrungen sich bilden. Beispiele allein sind maßgebend, denn was eine Frau bei ernstem, energischen Streben vermag, das müssen viele vermögen, wenn sie ähnliche Ziele verfolgen. Besondere Beachtung und Verehrung verdient aber die Frau, die als Pionier ihren Schwestern den Weg zeigte und nachdem sie ihr Ziel erreichte, nicht aufhört, für Verwirklichung der Ideale zu arbeiten und ein musterhaftes Frauenleben darzustellen. Ein solch weiblicher Pionier ist Henriette Tiburtius, die erste Frau, welche in Deutschland als Zahnarzt praktizierte.

Im Jahre 1834 wurde dem Predigerpaare Pagelsen zu Westerland auf der Insel Sylt eine Tochter geboren, welche den Namen Henriette erhielt. Als sie sechs Jahre alt war, wurde der Vater nach dem südlichen Holstein versetzt, wo die Kindheit und Jugend unserer Heldin in einem kleinen Kirchdorfe gleichmäßig und ohne viel Anregung verfloß. Mit ihr wuchsen noch 3 Geschwister frei und zwanglos auf, besuchten keine Schule und genossen nie einen andern Unterricht, als bei dem Vater, der ein ausgezeichneter Pädagoge war und alle freie Zeit

seinen Kindern widmete. Das Jahr 1848 brachte für Schleswig-Holstein die erste Erhebung und den Krieg mit Dänemark, der mit seinen Wechselfällen auch das stille Pfarrhaus mehr oder weniger erregte. Besonders war Henriettens junges, leidenschaftlich patriotisches Herz ergriffen; im Wachen und im Traume dachte sie an das Schicksal ihres Landes, und den Schmerz über das schmähliche Ende des Krieges glaubte sie nie überwinden zu können. Obgleich sie sich selbstverständlich im Hause beschäftigen mußte, so fand sie doch wenig Geschmack an diesen Arbeiten, Flachsspinnen und Buttermachen ausgenommen, und beklagte oft, daß sie nicht als Knabe geboren worden; trotzdem mußte sie, als sie in ihrem 19. Jahre an einen Landmann Hirschfeld, in der Nähe von Kiel verheiratet wurde, einen großen Haushalt in allen Details selbstthätig führen. Die Ehe mit diesem Landmanne war keine glückliche, da er einen unseligen Hang nach geistigen Getränken nicht überwinden konnte; und als er endlich den Folgen dieser Neigung erlag, blieb Henriette mit gänzlich zerrütteter Gesundheit mittellos zurück. Da die Ehe kinderlos geblieben, konnte sie gesetzlich keine Ansprüche an den vermögenden Schwiegervater machen, dieser meinte, durch ihren praktischen Sinn würde sie schon Existenzmittel finden. Diese von Allen, welche die Verhältnisse kannten, so getadelte Härte sollte für die energische Frau zum Segen werden.

Nachdem sie mehrere Jahre im Hause ihres Schwagers, der Arzt im Hannöverschen gewesen, geistige und leibliche Pflege gefunden, fühlte sie sich stark genug einen eigenen Wirkungskreis zu gründen. Gern nahm sie deshalb die Einladung einer verheirateten Freundin nach Berlin an, die mit ihr glaubte, eine Stellung als Vertreterin der Hausfrau müßte sich bei ihrer Erfahrung leicht finden lassen. Allein bei diesem Suchen wurde es ihnen erst klar, wie sich das Verhältnis des Angebotes zur Nachfrage stellt und wie wenig Berufsarten den gebildeten Frauen erschlossen sind. Dieser Gedanke verließ sie nun nicht mehr, und als zwei provisorisch übernommene Stellungen ihr gezeigt hatten, daß ihre unabhängige Natur sich eine andere Bahn suchen mußte, beschloß sie, ein neues Feld für Frauenthätigkeit zu erobern, indem sie einen Beruf wählte, auf dem sie durch öftere und heftige Schmerzen immer wieder hingewiesen wurde, nämlich den „Zahnarzt“ zu werden.

Jedesmal, wenn sie an einem andern Orte die Hülfe eines solchen in Anspruch nehmen mußte, kam ihr der Wunsch, es möge dies doch durch Frauenhand geschehen können. Freunde billigten den Plan und gewährten materielle Hülfe. Im Herbste 1866 fing sie an, sich technisch vorzubereiten, doch interessirte sie dieser Teil weniger als der wissenschaftliche und operative, zu dessen Aneignung ihr hier jede Gelegenheit versperrt war. Sie entschloß sich, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Rate des hiesigen amerikanischen Zahnarztes Dr. Abbot zu folgen und in Amerika ein regelrechtes Studium durchzumachen. Nachdem Frau Hirschfeld sich im preußischen Kultus-Ministerium die Erlaubniß gesichert hatte, bei ihrer Rückkehr, nach bestandenem Examen in Berlin praktizieren zu dürfen, ging sie nach Philadelphia. Dort langte sie nach 14tägiger Fahrt an und begab sich nach

dem Dental-Kollege. Hier jedoch fand sie Schwierigkeiten, die sie nicht erwartet hatte. Keine einzige Frau studirte daselbst, und die Professoren nahmen mit sichtbarem Erstaunen die Meldung der deutschen Dame auf. Zwei gaben nicht ihre Zustimmung, zwei enthielten sich der Stimme und von den letzten zwei Zustimmenden gab Dr. Truman, als der bedeutendste Lehrer, den Ausschlag, indem er sich entschieden für die Aufnahme der Schülerin aussprach, und Henriette durfte studieren.

Interessant ist ein Brief, den die Studentin um diese Zeit nach Berlin schreibt. Es heißt unter Anderem darin:

„Nach meiner erfolgten Aufnahme ging Alles vortrefflich. Professoren und Studenten waren freundlich und rücksichtsvoll gegen mich. Freilich wurde es mir zuerst recht schwer, so allein mit den Männern in den Vorlesungen zu sein, oder in dem großen Klinikraum, von Allen beobachtet und umstanden, zu operieren; allein der Gedanke, daß mein Erfolg wahrscheinlich andere Frauen zur Nachahmung anfeuern und ich somit den deutschen Schwestern zum Nutzen sein werde, stärkte mich und ließ mich jede Schwierigkeit überwinden. — Ich habe die Argumente meiner Gegner durch Thatsachen widerlegt. Auf Fragen, ob es denn möglich sei, daß eine Dame Zahnarzt werden könnte, antworteten die Studierenden so günstig, daß ich mehr Patienten bekam, als ich annehmen konnte. Namentlich brachte man Kinder zu mir, wodurch sich meine oft im Kollege ausgesprochene Ansicht bewahrheitete, daß Frauen am besten geeignet seien, Zahnärzte der Kinder zu werden. Man interessirt sich hier sehr für mich und möchte mich hier halten, aber meine Mission ist nicht in Amerika, sondern in dem alten guten Deutschland."

Nach zweijährigem Studium und glücklich gemachtem Examen kehrte sie im Jahre 1869 nach Deutschland zurück, um die sich selbst gestellte Aufgabe zu erfüllen. Der Erfolg der Praxis war von Anfang an über Erwarten gut; auch wurde ihr die große Freude, daß mehrere Damen nach ihr in Amerika studierten und in der Heimat lohnende Praxis gefunden haben. Im Jahre 1872 reichte Frau Hirschfeld einem langjährigen Freunde, dem Dr. Tiburtius, die Hand zu einer zweiten Ehe, die ihr all das Glück bringen sollte, was ihr in der ersten versagt war. Zwei liebliche, gesunde, muntere Kinder erblühten den Eltern; diese ergänzen sich in innigem Verständnis und gegenseitiger Würdigung. An den traulichen Winterabenden aber findet Frau Dr. Tiburtius immer noch Zeit, einen Kreis gediegener Freunde um sich zu sehen, welche in anregender Geselligkeit sich hier zusammenfinden.

Wer die einfache, zierliche, bescheidene Frau in ihrer Praxis beobachtet, muß die Leichtigkeit ihrer Hand, die sichere Ruhe, die große Sauberkeit und Gewandheit und — die ausdauernde Arbeitskraft bewundern, Eigenschaften, welche geeignet sind, Vorurteilsvolle zu entwaffnen, welche meinen, daß der Beruf eines Zahnarztes am wenigsten für eine Frau sich schicke, da er ohne Marterwerkzeuge nicht ausgefüllt werden könnte.

Wer ihre wohlgeordnete Häuslichkeit und ihre wohlerzogenen Kinder kennt,

aus denen zwei strebsame Jünglinge geworden sind, der wird bekennen müssen, daß der häusliche und mütterliche Beruf sich wohl mit dem eines Zahnarztes vereinigen läßt, ohne daß einer unter dem anderen leidet. Aber das Leben der Frau Dr. Henriette Tiburtius giebt noch eine weitere Lehre.

Diese edle Frau hat nicht nur einen Musterhaushalt, in dem sie außer mit ihrem Gatten und den Söhnen und ihres Mannes Schwester, der rühmlichst bekannten Frl. Dr. Franziska Tiburtius zusammen in Liebe und Frieden lebt, sie hat nicht nur den glänzendsten materiellen Erfolg in ihrer Praxis, deren täglich wiederkehrenden achtstündigen Anstrengungen sie seit 20 Jahren bei einem an und für sich zarten Körper erträgt, sondern sie bethätigt ihr mitfühlendes, großes Herz an einer Reihe von Werken der Liebe und Barmherzigkeit für hilfsbedürftige Kranke.

So war sie Mitbegründerin des Frauenvereins zur Rettung und Erziehung minorenner entlassener weiblicher Sträflinge,*) ein Verein, der später sich die Aufgabe stellte, arme schulentlassene Mädchen in einem Heim zur Ausbildung für die Hauswirtschaft aufzunehmen, dessen zweite Vorsitzende Frau Dr. Tiburtius noch ist; sie war Mitbegründerin des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit, welcher das „Mägdehaus-Börse“ in Berlin errichtet hat, Mitbegründerin des Versorgungshauses, das den Zweck hat, aus der Entbindungsanstalt hilflos entlassene Mädchen und ihre Säuglinge aufzunehmen und zu pflegen, mit der Bedingung, daß die Mädchen vor diesem Fall unbescholten waren.

In ihrem Wohnhaus errichtete sie mit Hülfe von Freunden eine kleine Krankenstation, wo sie unentgeltlich diejenigen armen Frauen verpflegen läßt, welchen es in ihrer Häuslichkeit an Pflege gebricht und die doch nicht Aufnahme in einem Krankenhaus finden. Diese Krankenstation hängt zusammen oder wurde veranlaßt durch die Poliklinik das Frl. Dr. Franziska Tiburtius und Frl. Lehmus, von deren Persönlichkeit und Lebenslauf ich hier gleich Einiges einfügen will.

Frl. Dr. Franziska Tiburtius

geb. 1843,

gehört auch zu den Frauen, die den sittlichen Mut hatten, alle Hindernisse zu überwinden, um ein hohes Ziel zu erreichen. Zu Bisdamitz, einem kleinen Landgut auf der Insel Rügen, nahe bei Stubbenkammer im Jahre 1843 geboren, wuchs Franziska bis zu ihrem neunten Jahre unter neun Geschwistern auf, von denen jedoch drei Brüder im jugendlichen Alter hinstarben. Der Vater starb, als Franziska zwölf Jahre alt war. Dieser frühe Verlust machte sie ernst und gab ihrem Geschick eine andere Wendung.

Sie wurde in eine Privatschule nach Stralsund geschickt, wo sie die Befähigung erhielt, Erzieherin zu werden. Erst 17 Jahre alt, nahm sie eine Stelle in einer adligen Familie Vorpommerns an. Ihr Beruf gab ihr volle Befriedigung, es machte ihr Freude, Kenntnisse zu verbreiten, die sie sich angeeignet, sie

*) Begründet von Lina Morgenstern 1880.

nahm innig Teil an der sittlichen und geistigen Ausbildung ihrer Zöglinge und fand in der Familie sympathisches Entgegenkommen, ja sie schloß mit Eltern und Schülerinnen Freundschaft für's Leben. Um die heranwachsenden Kinder ihrer, mit einem Geistlichen, verheirateten Schwester zu erziehen, kehrte sie in die eigne Familie zurück. Von ihrem Schwager, einem in klassischen Sprachen tüchtigen Gelehrten, erhielt sie auf ihre Bitte Unterricht im Lateinischen und in der Mathematik, verband jedoch mit diesem Streben noch keinen bestimmten Zweck, vielmehr war ihr Wunsch, eine höhere Töchterschule zu errichten, weshalb sie ihr Lehrerinnenexamen machte, welches sie mit dem Prädikate „sehr gut“ bestand.

Nach demselben zog sie, ihre Weltanschauung zu erweitern und gründliche Kenntnis des Englischen zu erlangen, im Frühling 1870 nach England.

Ihr Bruder, der Oberstabsarzt Dr. Tiburtius, hatte sich in dieser Zeit mit Frau Dr. Hirschfeld in Berlin verlobt, deren Tüchtigkeit als Zahnärztin ihm die größte Bewunderung einflößte.

Als eifrige Verfechterin der Berechtigung der Frau für den ärztlichen Beruf hatte diese zuerst den Gedanken in ihm angeregt, die intelligente Schwester, gerade weil sie Pädagogin sei, zum medizinischen Studium zu bestimmen. Dies that Dr. Tiburtius um so lieber, als er nun im Kriege Gelegenheit gehabt hatte, das Talent vieler Frauen in Behandlung und Pflege der Kranken kennen zu lernen.

Anfangs konnte sich Franziska schwer entschließen, dem Vorschlag des Bruders beizustimmen. Sie war zu bescheiden, um sich die Fähigkeit zuzutrauen, mit Ausdauer Studien eines so ernsten Berufs zu beginnen und zu vollenden.

Während des Krieges 1870—71 wurde ein lebhafter Briefwechsel, diese Angelegenheit betreffend, zwischen Bruder und Schwester geführt. Endlich entschloß sich letztere auf seinen Plan einzugehen. Da erkrankte Dr. Tiburtius am Typhus in Orleans und war drei Wochen für seine Familie verschollen.

Seine endliche Rückkehr nach Deutschland veranlaßte Franziska, England zu verlassen, sich mit dem Bruder zu vereinen und sich von ihm, — in der Zeit seines Urlaubs zum Vorexamen vorbereiten zu lassen, das sie beim Eintritt in eine Hochschule zu bestehen hatte.

Im Herbste 1871 war sie so weit, mit Einwilligung ihrer Mutter nach Zürich auf die Universität zu gehen.

Fünf Jahre ernster Studien in 9 Semestern zeugen von der Charakterstärke dieser vom 29. bis 34. Lebensjahre als Studentin arbeitenden Frau, die sich mit Energie und Konsequenz in ihre Berufsarbeiten vertiefte.

Am 16. Februar 1876 promovierte sie und erhielt mit dem Zeugnis „Sehr gut“ die Doktorwürde.

Behufs weiterer Ausbildung ging sie nach Dresden, wo sie ein halbes Jahr an der Königlichen Entbindungsanstalt unter Geh. Rat Dr. Winkel als dessen Assistent arbeitete, eine Stellung, die ihr zugleich mit Frl. Dr. Lehmus in

liberalster Weise von dem Direktor zugewiesen wurde. Ein halbes Jahr später ließ sie sich in Berlin als Aerztin nieder, einige Monate, nachdem Frl. Dr. Lemus dies bereits gewagt hatte.

Die Hoffnung beider Frauen, auf Grund ihrer vorzüglichen Studien-Zeugnisse zum Staatsexamen zugelassen zu werden, erfüllte sich nicht. Ihre mehrfachen Gesuche wurden einfach abgewiesen. Es wurde ihnen nach preußischer Gewerbefreiheit nur gestattet, zu praktizieren, doch dürfen sie keinen amtlichen Akt ausüben, wie z. B. Ausschreiben von Geburts-, oder Totenscheinen. Trotz dieser Steine, die man von behördlicher Seite den beiden Aerztinnen in den Weg legte, welche nur die „Behandlung von Frauen und Kindern" übernahmen, erwarben sie sich das vollste Vertrauen all derer, die sich ihrer Pflege überließen, ja noch mehr, sie erwarben sich das Vertrauen und die Achtung tüchtiger Aerzte, die nicht zögerten, Konsultationen mit ihnen am Krankenbett zu haben.

Im Juni 1877 errichteten die beiden Aerztinnen eine Poliklinik für unbemittelte Frauen und Mädchen.

Wie sehr diese Anstalt ein fühlbares Bedürfnis befriedigte, zeigt die Statistik. Vom Jahre 1877 bis 1890, also in 13 Jahren, wurden in derselben behandelt: gegen 14 000 Patienten.

Nicht ohne tiefe Bewegung kann man in dieser Poliklinik weilen, wo so zahlreiche unglückliche Frauen Hülfe und Rat suchen, und nicht allein beides finden, sondern auch noch oft beschenkt mit Erfrischungen und Arzeneien in ihr Heim ermutigt heimkehren.

Im Winter 1890 hat sich diesen beiden Aerztinnen eine junge Kollegin, Frl. Dr. Bluhm, zugesellt, auch diese hat in Zürich promoviert. Wie schon erwähnt, hat Frl. Dr. Tiburtius eine gemeinschaftliche Wohnung mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin, wo die drei ärztlichen Personen in schönster Harmonie mit einander leben und sich gegenseitig zu fördern suchen.

Frl. Dr. Franziska Tiburtius hat im Verein mit der bedeutenden Pädagogin, Frl. Helene Lange, im Jahre 1889 Realkurse für sich fortbildende Damen eingerichtet, als Vorbereitung zum Berufsstudium. Dieselben stehen unter dem Schutze der Humboldtakademie und des mit ihr verbundnen wissenschaftlichen Centralvereins.

So sucht Frl. Dr. Tiburtius nicht nur Frauen und Mädchen ärztliche Hülfe zu bringen, sondern ihnen auch die Wege zu ebnen geistig sich fortzubilden.

Das Wesen des Frl. Dr. Tiburtius ist von mildem Ernst und erweckt nicht allein das größte Vertrauen der Patienten, die ihre weit über Berlins Grenzen hinausgehende Praxis bilden, sondern sympathisch fühlt sich Jeder von der liebenswürdigen, bescheidnen, einfachen Art und Weise angezogen, mit der dieser weibliche Arzt Würde, echte Weiblichkeit, männliche Entschlossenheit und Selbstständigkeit vereinigt.

Unter den Zahnärztinnen, welche gegenwärtig in Berlin leben, ist außer Frau Dr. Tiburtius noch eine von großer Bedeutung. Es ist

Frl. Dr. Elvira Castner

1844 in einer kleinen Stadt Westpreußens, als Tochter eines Apothekers geboren, wuchs sie im Hause ihrer gut gestellten Eltern inmitten einer großen Kinderschar auf, erst in kleinstädtischen, dann ländlichen Verhältnissen, als ein überaus lebhaftes, reich begabtes Kind.

Während Anfangs hergebrachter Weise der erste Unterricht von einer Erzieherin gegeben wurde, ließen die Eltern, um die Tochter nicht zu früh aus dem Hause geben zu müssen, sie den Unterricht mit einer Anzahl Knaben teilen, welche ein energischer, schulmännisch gebildeter Landpfarrer um sich versammelte. Mit diesen Knaben studierte das heranwachsende Mädchen eifrig jene Wissenschaften, welche Mädchen bis dahin nicht gelehrt wurden, und zwar mit einem Eifer, den man bei dem weiblichen Geschlecht zu bemerken pflegt, wo es sich um den Wettkampf mit Knaben handelt.

Im Alter von 15 Jahren trat dann Elvira Castner in's Seminar von Posen, unter Leitung des Seminardirektor Barth und mit 17 Jahren bestand sie ihr Examen als Lehrerin.

Der Beruf als Lehrerin und Erzieherin befriedigte Elvira vollauf, aber ein Halsleiden zwang sie zum Aufgeben dieses Berufes und dem Beispiel der Frau Dr. Tiburtius-Hirschfeld folgend, erwählte sie das Studium der Zahnheilkunde. Nachdem der Widerstand der Familie glücklich besiegt war, eilte sie 1876 nach Baltimore, wo sie unter Leitung bedeutender Männer, wie Gergas, Harris, Wilkerson u. a. m. die entsprechenden Studien machte, das Examen ablegte und die amer. Doktorwürde erhielt.

Sie kehrte dann nach Deutschland zurück, trat erst als Vertreterin der Frau Dr. Tiburtius in Berlin während einer Reise derselben ein und ließ sich dann selbstständig hier nieder.

Ihre Geschicklichkeit und Gewandheit erwarben ihr eine so zahlreiche Kundschaft, daß sie ihre Mutter und ihre Schwestern zu sich nahm. Eine derselben, die jüngste, Anna, nachdem auch sie 4 Jahre als Lehrerin thätig gewesen war, wurde von ihr als Technikerin ausgebildet und nach Amerika auf die zahnärztliche Hochschule geschickt. Als sie nach bestandenem Examen wieder nach Deutschland zurückkehrte, ließ sie sich in Frankfurt a. O. nieder, vertrat dann ein Jahr die erkrankte Collegin Frl. Dr. von Bremen in Köln und ist jetzt Assistentin der älteren Schwester.

Elvira Castner ist es durch ihren Fleiß und ihre Energie nicht allein gelungen, sich und den Ihrigen ein gemütliches Heim zu gründen, sondern sie hat sich bereits ein kleines Grundstück bei Berlin gekauft, auf dem sie einen Ruhesitz für ihr Alter sich zu gründen hofft, und später eine Obst- und Gartenbauschule für Frauen anzulegen gedenkt.

Wie Frau Dr. Tiburtius, giebt auch sie sich in ihren freien Stunden der gemeinnützigen Thätigkeit in Vereinen hin und wirkt als Schriftführerin im Verein für Erziehung und Rettung schulentlassener armer Mädchen und in anderen wohlthätigen Werken mehr. So hat Elvira Castner sich eine geachtete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft erworben und kann zufrieden auf ihre Laufbahn zurückschauen.

Drei Jahre früher als diese, hatte Emilie Focking aus Danzig in Baltimore ihr Examen als Zahnärztin absolviert, den Doktorgrad erlangt und sich zuerst in ihrer Vaterstadt, später als sie sich mit Zahnarzt Dr. Wiede verheiratete, in Schwerin niederließ. Nachdem sie hier einige Jahre gemeinschaftlich mit ihrem Gatten praktiziert, siedelten sie nach Lübeck über. Frau Dr. Wiede-Focking erwarb sich die Liebe ihrer zahlreichen Patienten und hatte schöne Erfolge in ihrem Beruf, aber ihr Lebensglück wurde durch die Untreue ihres Gatten getrübt — so daß sie sich im Jahre 1890 mit schwerem Herzen zu einer Scheidung von ihm entschloß, da ihre Frauenwürde ein längeres Zusammenleben nicht ertrug. Emilie Wiede-Focking ist eine Schwester der in diesem Werke geschilderten Therese Focking.

In Berlin praktizieren noch Frl. Dr. Knopp und Frl. Dr. Präß.

Als Zahnärztinnen in Deutschland wirken außer den genannten: Fräulein Wilke, geb. 1841 in Pommern, Tochter eines Oberförsters, die auch erst Lehrerin war, ehe sie zur Zahnheilkunde überging, sie machte Studien und Examen in Philadelphia 1872—74 und ließ sich als Zahnarzt in Königsberg in Pr. nieder. Später heiratete sie Herrn Günther, gab aber ihre Praxis auf und lebt auf ihrem Besitztum in Oliva. Elise v. Heyden aus Pommern, die 1876 in Baltimore graduirte und in Stettin praktiziert, Frl. Adolfine Petersen, Tochter eines Advokaten in Rostock, geb. 1847, die sich auch erst als Lehrerin ausbildete, und nachdem sie in Pommern und Westpreußen als Erzieherin Stellung gehabt, als solche nach England, Frankreich und später mit einer reichen Familie nach Amerika ging. Auf dem Schiffe lernte sie Frl. Elvira Castner kennen, die sie überredete mit ihr nach Baltimore zu gehen, um Zahnarzt zu werden. Beide studierten dort zusammen, machten auch eine gemeinschaftliche Fahrt nach dem Niagara, befreundeten sich innig, legten zusammen das Examen ab und kehrten auf einem Schiffe von New-York aus zusammen nach Europa. Seit Oktober 1878 ist Frl. Dr. Petersen in Hamburg als geachteter Zahnarzt thätig.

In Frankfurt a. M. praktizieren 2 Zahnärztinnen: Frau Dr. Schulze-Hein und Frl. Dr. Benckhard. In Mecklenburg-Schwerin fungiert Fräulein Anna Grieffenhagen als Zahnarzt, in Straßburg i. E. Frl. Dr. Emerich, in Thorn Frl. Dr. Kynast, in Wiesbaden Frl. Dr. v. Dömming, in Elberfeld Frl. Dr. Schneegans, in Stralsund Frl. Dalmer, in Königsberg Frl. Dr. Bonin, in Hannover Fr. Dr. Schmeling, in Görlitz Frl. Dr. Jakoby, in Düsseldorf Frl. Dr. Dietrich, in Dresden Frl. Dr. Schröder, Frl. Dr. Carsten in Lübeck. (Als tüchtige Technikerin praktiziert in Erfurt Frau Dr. Hensel und in Königsberg Fr. Dr. Reimann.) Alle diese Töchter Deutschlands, die in ihrem Wirken

ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen, mußten nach Amerika, über den Ocean, um ihre Ausbildung zu erlangen, die ihnen die Heimat noch verweigert.

Schlimmer noch geht es der deutschen Aerztin, die zwar in Frankreich, der Schweiz und England studieren kann, aber für ihren ausübend n Beruf selten auf dem Heimatsboden eine Stätte bereit findet, weil sie von Staatswegen nicht als Gelehrte, sondern nur als Gewerbetreibende angesehen wird. So kommt es, daß deutsche Aerztinnen auswandern, wie Dr. Anna Dahms, die in Manchester eine erfolgreiche Praxis ausübt.

Seit 1864 an wurde das medizinische Studium in der Schweiz, in Frankreich, England, Rußland, Schweden, Italien, Spanien und Rumänien auch Frauen gestattet. In Rußland wurde seither diese Erlaubnis widerrufen, aber neuerdings erteilt und sogar medizinische Kurse von der Regierung eingerichtet. Nur Deutschland zwingt seine Töchter ins Ausland zu gehen. Die Zahl der Damen, welche in diesen Ländern Medizin studieren und die ärztliche Praxis ausüben, ist eine sehr große. So haben in Rußland in dem Dezennium 1872 bis 1882: 1081 Damen Medizin studiert, von denen 700 das Doktordiplom erlangten. Amerika zählt gegenwärtig über 3000 Aerztinnen, und auch in Asien, Afrika und Australien ist die Zahl derselben eine nicht unbeträchtliche. Diese Zahlen, welche von Tag zu Tag noch zunehmen, sind ein Beweis für das Bestehen eines dringenden Bedürfnisses nach weiblichen Aerzten. Aber nicht nur die äußere Erfahrung, auch innere Gründe sprechen für dieses Bedürfnis. Die Frau hat schon eine angeborene und unaustilgbare Neigung zur Arznei und Heilkunde, die man besonders an Familienmüttern beobachten kann. Das weibliche Zart- und Schamgefühl fordert gebieterisch einen weiblichen Arzt für Frauenkrankheiten, und auch das Kind läßt sich lieber von einer Frau als von einem Manne behandeln. Die Frau eignet sich auch vorzüglich zum Augenarzte und zur Operateurin, wie es Frau Dr. Kerschbaumer in Salzburg und die Gemahlin des bayerischen Prinzen, Dr. Karl Theodor, beweisen. Aufmerksame Beobachtung, große Gewissenhaftigkeit, peinliche Genauigkeit und Pünktlichkeit, unermüdlicher Fleiß, beharrliches Studium und gutes Gedächtnis, alle diese schönen Eigenschaften, welche das Studium der Medizin bedingt, besitzt die Frau in demselben Maße wie der Mann. Auf allen Gebieten, zu denen die Frau neben dem Manne zugelassen wird, leistet sie oft Hervorragendes, Ebenbürtiges. Die weiblichen Aerzte leiten Spitäler, Polikliniken und Sanatorien, sie bekleiden amtliche Stellungen mit dem besten Erfolge. Auch physisch sind sie den Anforderungen des Berufes gewachsen, wie dies Florence Nightingale mit ihren Gefährtinnen und jene fünfundzwanzig russischen Studentinnen bewiesen haben, die den Krieg im Jahre 1877 mitmachten.

Ich möchte diese Skizze über die deutschen Aerztinnen und Zahnärztinnen nicht schließen, ohne eines Ausspruches des Professor Dr. Hermann v. Meyer zu gedenken, der in einem Aufsatz über das Studium der Frauen im Herbst 1890 aus seinen Erfahrungen als Lehrer an der Züricher Hochschule, schreibt:

„Die Frage, ob die Zulassung der Frau zum medizinischen Studium be-

rechtigt sei, mußte unbedingt bejaht werden. Die geäußerten Befürchtungen, ob Anstand und Sittlichkeit durch das beständige Zusammensein von jungen Männern und Frauen in den Hörsälen und bei praktischen Uebungen der guten Zucht schädlich sein könne, und namentlich die nötige Aufmerksamkeit auf das Studium stören, haben sich als unhaltbar erkennen lassen. Es sei beachtenswert, daß alle solche Auseinandersetzungen von Universitäten kommen, an welchen sich keine weiblichen Studierenden befinden, und welche sich überhaupt ablehnend gegen die Aufnahme derselben verhalten.

In seiner langjährigen Thätigkeit als Professor der Anatomie sei Herr Professor v. Meyer reichliche Gelegenheit zu Beobachtung und Erfahrung geworden, er habe niemals das Zusammenstudieren der weiblichen und männlichen Studenten störend gefunden, im Hörsaal wie bei den praktischen Uebungen herrschte stets ruhiger Anstand und taktvolles Benehmen. Die Studentinnen zeigten in ihrer Erscheinung und in ihrer gebildeten Haltung weder emanzipiertes, noch blaustrumpfliches Wesen; in Bezug auf Ernst und Erfolg waren die meisten mustergültig zu bezeichnen, und namentlich zeichneten sich Viele durch feine und saubere Arbeit in den praktisch anatomischen Aufgaben aus."

Nach Ansicht des Professor v. Meyer läßt sich die Bewegung zu Gunsten des medizinischen Studiums der Frauen nicht mehr aus der Welt schaffen. Die Erfahrung hat vielmehr gelehrt, daß weibliche Aerzte eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten vermögen und unberechenbaren Segen stiften können.

So wollen auch wir hoffen, daß Deutschland nicht länger ungerecht gegen seine ernst strebenden Töchter bleibt.



Nina Güthner, geb. Freiin Fuchs

geb. 1835.

Auf Schloß Bimbach in Baiern erblickte Nina am 25. August 1835 das Licht der Welt. Ihr Vater Freiherr Franz Lothar von Fuchs war ein hochbegabter Mann, dessen Namen in weiten Kreisen mit hoher Achtung genannt wurde. Er huldigte ebenfalls den Musen und einige seiner sinnigen Gedichte sind noch in der Familie erhalten.

Die Mutter, eine Bürgerliche, besaß den reinsten Seelenadel, hohe Schönheit des Körpers, vorzügliche Talente, ganz besonders für Musik, und eine wahre Nachtigallenstimme. Zwei Knaben waren den Eltern geschenkt, ehe Nina erschien, und sie ward daher als angenehme Abwechslung freudiger begrüßt, als es den armen Mädchen gewöhnlich bei ihrem Eintritt in's Leben sonst geschieht.

Nach zwei Jahren kam noch ein Schwesterlein, dann begann die schöne junge Mutter zu kränkeln. Um sie zu retten, führte sie der Gatte nach dem Süden, allein sie fand dort nur ein Grab, fern von ihren Kindern.

Nina zählte erst drei Jahre, als die Mutter schied. Der Abschied prägte sich aber tief in ihr Gedächtnis ein, und noch heute erinnert sie sich der lieblichen Züge ihrer Mutter, der holden Gestalt und der Thränen, mit welchen sie benetzt wurde.

Im Jahre 1842 schritt der Freiherr von Fuchs zur zweiten Ehe mit der Schwester der verstorbenen Gattin. Aus dieser Ehe entsprossen noch zwei Knaben und ein Mädchen, für welche Nina schon in früher Jugend fast mütterliche Gefühle hegte. Die Kinder waren ihr das Liebste auf der Welt. Sie hatte keine Freude am Spiel und die Puppen waren ihr entleidet, dagegen war es ihr Lust, sich mit den Kleinen zu beschäftigen, sie zu warten, zu pflegen und zu unterhalten. Für die Halbgeschwister dichtete sie ihre ersten Lieder, für sie improvisierte sie Märchen und Erzählungen in Versen und gewann dadurch nicht blos die Kinderherzen, sondern auch jene der Eltern und Freunde des Hauses.

Die Dichterin Desbordes, geborene Brentano, welche in Würzburg lebte, wo die Familie Fuchs die Wintermonate zubrachte, besang Nina in liebenswürdigen

Versen und ermahnte sie auch ferner gleich zu bleiben, wofür sie ihr die Liebe aller guten Menschen versprach. Aehnliche Strophen richtete auch Graf Lentheim der ebenfalls dichtende Schwiegersohn der Desbordes, an das Kind.

Die Erziehung Ninas glich jener aller adeligen Fräuleins in Franken. Die Eltern lebten abwechselnd auf den Gütern des Freiherrn oder in Würzburg. Einige Wochen der schönen Jahreszeit wurden gewöhnlich auch zu einem Aufenthalt in den lieblichen fränkischen Bädern Kissingen oder Brückenau benützt. Der Unterricht ward von verschiedenen Kräften erteilt, die Eltern hielten eine französische Gouvernante und ließen Nina und ihrer Schwester den Elementar- und Musik-Unterricht von Lehrern geben. Mit fünf Jahren las Nina geläufig deutsch und französisch, mit 12 Jahren beherrschte sie beide Sprachen vollkommen und fing an ihre Erzählungen und Lieder auf Wunsch der Eltern bald in der einen Sprache, bald in der andern niederzuschreiben. Um Gewißheit zu erlangen, ob Nina's Talent der Aufmunterung würdig sei, sendete der Freiherr von Fuchs eine Auswahl ihrer Lieder an den Dichter Emanuel Geibel, derselbe äußerte sich sehr freundlich über die jugendliche Dichterin. Der Vater freute sich fast mehr als Nina über dieses Urteil und sandte ihre Arbeiten an verschiedene Redaktionen, wie Jahres-Zeiten in Hamburg, damals redigiert von Feodor Wehl, Museum in Leipzig, damals redigiert von Robert Prutz.

Die Lieder wurden aufs freundlichste angenommen. Nina war aber zu schüchtern, ihren eigenen Namen preiszugeben und unterzeichnete ihre ersten Lieder als Nina von Waldburg.

Als sie 15 Jahre zählte, engagierten die Eltern eine einst renommierte und dabei höchst achtbare Dame vom Theater für die Sommermonate und ließen den Kindern Unterricht im Tanzen erteilen. Nina lernte aber nicht blos tanzen, sondern auch deklamieren und Theaterspielen von der Künstlerin, und letztere behauptete, sie würde, wenn sie sich der Bühne widmete, eine glänzende Laufbahn erzielen.

Dem fröhlichen Sommer auf Schloß Bimbach folgte aber ein trauriger Winter in Würzburg. Ninas Augen erkrankten, ein düsterer Schleier verhüllte ihr die ganze Welt, und die Eltern besorgten Erblindung des Lieblings. Die berühmten Aerzte Würzburgs wurden zu Rat gezogen und geboten neben Anderen, daß das Mädchen geistig und körperlich hungern müsse. Ersteres dünkte Nina fast noch härter als das zweite. Sie durfte gar nicht arbeiten, begrüßte die nach langen Wochen erteilte Erlaubnis, ein wenig stricken zu dürfen, mit Jubel, wie das köstlichste Geschenk.

Im Frühling war der Schleier vor den Augen lichter geworden, vollständig verzog er sich nie wieder; Nina durfte aber endlich ausgehen, das Theater besuchen und begann ihre Gesangsstudien, um ihre weiche und doch mächtige Stimme auszubilden. Mit 18 Jahren ward sie in die Welt geführt. Sie tanzte und unterhielt sich gerne, vergaß aber nie ihre Studien darüber, sie übersetzte mit Vorliebe aus dem Englischen, wie aus dem Russischen, zu letzterem wurde ihr

durch den Umgang mit vornehmen Russinnen, die sich in Würzburg aufhielten, Gelegenheit geboten.

Nina war hübsch und viel umworben. Ihr Vater wünschte eine glanzvolle Heirat, allein das Herz des Mädchens sehnte sich nur nach einem bescheidenen stillen Glück.

Die Liebe blieb ihr lange fremd, die zärtliche Anhänglichkeit für die Familie besonders für die schön erblühte Schwester Emma, genügten ihr. Die liebliche Schwester besang sie in vielen Liedern.

Im Jahre 1859 vermählte sie sich mit dem bayerischen Ingenieur-Hauptmann Christof Güthner nach ihrer freien Wahl und Neigung. Das Glück der Ehe war aber gleich im Anfang durch den Tod des geliebten Vaters getrübt. Der Freiherr Franz Lothar von Fuchs starb wenige Wochen nach Ninas Vermählung, und die junge Frau erkrankte aus Kummer und erholte sich erst nach Monaten. Ein anderer Verlust griff noch tiefer in ihr Herz ein. Nina liebte die Kinder leidenschaftlich und entbehrte es schmerzlich, daß ihre sonst sehr beglückende Ehe kinderlos blieb. Endlich nach sieben Jahren ward ihr das heiß ersehnte Mutterglück. Ein reizendes Mädchen ward ihr geschenkt und schien zuerst herrlich zu gedeihen, aber plötzlich erkrankte die holde Kleine an einer Lungenentzündung und starb nach qualvollen Leiden.

Alle Lebensfreude war mit dem Kinde von der Dichterin genommen, erst als das unerbittliche Schicksal ihr neue schwere Prüfungen auferlegte, fand sie die Kraft, den alten Schmerz zu überwinden.

Im Kriegsjahr 1871 stürzte ihr Gatte mit dem Pferde und lag ein ganzes Jahr zwischen Leben und Tod darnieder. Seine Frau pflegte ihn ganz allein und hatte die Freude ihn genesen zu sehen, wenn er auch nie mehr diensttauglich wurde und seinen Abschied fordern mußte.

Bald nach der Vermählung war der Hauptmann Güthner nach Neu-Ulm versetzt worden und dort lebt Nina noch an der Seite des Gatten und feierte vor Kurzem ihre silberne Hochzeit.

Von Nina Güthners Arbeiten sind bis jetzt erschienen: Ein Bändchen Balladen bei Naumann in Leipzig 1886, ein Lustspiel „die Wahl“ bei Rulem in Leipzig 1878 (dasselbe ward an verschiedenen Bühnen mit Erfolg aufgeführt und z. B. in München innerhalb sechs Wochen achtzehnmal wiederholt); ein Roman „das Henkerstöchterlein von Ulm“ bei Parisius in Berlin 1882 und eine Erzählung für die reifere Jugend „die Schwanenjungfrauen“ bei O. Spamer in Leipzig 1885.

Außerdem ist Nina Güthner Mitarbeiterin in vielen Journalen, mehr als fünfzig Erzählungen wurden von ihr in den besten Journalen aufgenommen („Ueber Land und Meer“, „Illustrierte Welt“, „Wiener Allgemeine Zeitung“ „Deutsche Hausfrauenzeitung“ Berlin, und viele andere).

Marie Konstantinowna Zebrikowa

geboren 1835.

Der Lebenslauf dieser tapferen Frau ist nicht nur an und für sich interessant, als der einer der hervorragendsten russischen Schriftstellerinnen unserer Zeit und der mutigsten Frau, sondern dient auch einigermaßen zur Charakterisirung der russischen Verhältnisse und geistigen Entwickelung seit dem Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. In der Geschichte der Frauenfrage und Emanzipation in Rußland ist Frl. Zebrikowa's Wirken und Streben ein leuchtendes Gestirn.

Als Material dieser Biographie dienen persönliche Mitteilungen, welche Frl. v. Zebrikowa im Jahre 1889 einem mir befreundeten jungen Russen machte.

Ihr Vater, Konstantin Zebrikow, wohnhaft in Kronstadt, war Marineoffizier und Verwalter der kaiserlichen Werkstätten. Streng orthodox und von gewissenhafter Redlichkeit, jeglichen Bestechungen unzugänglich, erhielt er dafür von seinen Kameraden den Schimpfnamen „sobaka na sene" („Der Hund auf dem Heu" aus der Krilow'schen Fabel, in welcher der Hund auf dem Heu sitzend selber nichts genießt und auch Anderen nichts abgiebt.) Die Mutter war gleichfalls sehr orthodox und von allen Begriffen und Ideen des russischen Frohndienstes damaliger Zeit durchdrungen. Marie wurde im Jahre 1835 geboren. Das Gehalt ihres Vaters war anfangs noch gering, weshalb die Kleine ihren ersten Unterricht von der Mutter in französischer Sprache und vom Vater in russischer erhielt. Wie bei Nadeschka Durowa, bei welcher der erste Erzieher der Soldat Astachow war, so war auch hier der bedienende Soldat Pankow von größtem Einfluß auf ihre Kinderjahre; er flößte ihr schon in diesem Alter Volks- und Freiheitsliebe ein, welche

nachher die Grundlage ihrer ganzen Gesinnung und ihres Wirkens blieb. Nicht selten geschah es, daß man Marie und ihre jüngere Schwester für irgend eine Ausgelassenheit zu Brot und Wasser verurteilte und ihnen den Ausgang aus dem Hause verbot. Dann brachte ihnen Pankow im Geheimen das Mittagsessen, fabrizierte ihnen Spielzeuge und erzählte ihnen Märchen aus dem Volksleben, um ihnen ihre Einsamkeit zu erleichtern. Dafür hatte Marie den guten Soldaten sehr gern, und als er endlich seine Dienstzeit absolviert hatte und entlassen wurde, war der Abschied von ihm für die 13jährige Marie sehr schmerzlich. Pankow diente auch als Hauptfigur des Helden in der später erschienenen Erzählung unserer Schriftstellerin: „Der alte Pansnuty", in der literarischen Sammlung: „Die Ameise". So bewahrte Marie ihrem ersten Freunde ein treues Gedenken. Aus der Kinderzeit Mariens verdient noch folgendes erwähnt zu werden, was sich tief in die Kinderseele eingeprägt hat. Bei dem Empfange eines großen Quantums von Hanf für die Marinewerkstätten weigerte sich ihr Vater, diese Lieferung anzunehmen, da sich der Hanf als faul erwies. Der Befehlshaber Zebrikow's jedoch, welcher bestochen war, wurde böse und drohte ihm, seiner Parteilichkeit wegen zu entlassen! Der standhafte Zebrikow blieb aber bei seinem Entschluß, den Hanf nicht anzunehmen. Der Befehlshaber drohte ihn wegen Ungehorsamkeit dem militärischen Gerichte zu übergeben, jedoch auch dieses schüchterte den braven Zebrikow nicht ein. Die Mutter sammt der älteren Tochter weinten und baten den harten Mann doch seine Familie zu schonen, aber nichts half! Auf die bitteren Thränen der Frau antwortete er: „Wenn ich meine Stelle verliere, so ist es Gottes Wille; ich kann auch als einfacher Matrose mein tägliches Brot verdienen. Wenn die Kinder herangewachsen sein werden, sollen sie dem Vater wenigstens keine Vorwürfe machen können, daß er niederträchtig gehandelt hat. Falls sie aber mit mir unzufrieden sein sollten, so würde ich von ihnen nichts mehr wissen wollen." Der Vater wurde auch wirklich entlassen und wurde nun der Gegenstand der Verehrung der kleinen Marie, welche in ihm einen Helden sah. Die materiellen Verhältnisse der Familie gestalteten sich sehr traurig. Sie mieteten bei einer Bäuerin ein kleines Hüttchen auf der kronstädtischen Landzunge. Die Tochter der Bäuerin, ein sehr frommes, gutes Mädchen, welches an langjähriger Lähmung darniederlag und in der ganzen Umgegend unter dem Volke als Heilige galt, so daß man sie in verschiedenen Fällen um ihren Rat befragte, erfüllte Marie, die ohnedem streng orthodox erzogen wurde, mit dem Hang zur Frömmigkeit bis zum Fanatismus. Sie betete stundenlang, wobei sie Thränen vergoß und verschiedene Halucinationen hatte. Als rettendes Mittel gegen diese Exaltationen dienten die Zusammenkünfte mit anderen Kindern, Knaben und Mädchen der Umgegend, welche dann auch sehr oft mit Schlägereien endeten. Als Marie 9 bis 10 Jahre alt war, ging sie oft in einem dunklen Baumgang, am Ufer des Meeres gelegen, spazieren, wo sie die Erscheinung der weißen Meerfrau erwartete und zugleich durch den Anblick des großen Wassers Geist und Gemüt erhoben fühlte. Die traurige materielle Lage der Eltern hatte aber auch ihre guten Seiten

und übte auf Marie einen heilsamen Einfluß aus. Als Letztere hörte, daß die Eltern die Unmöglichkeit beklagten, einen Lehrer zu engagieren, versuchte sie selbstständig zu lernen und machte dabei gute Fortschritte. Sie hörte vor Allem aufmerksam den Gesprächen älterer Personen zu und ärgerte sich, wenn ihre Eltern untereinander leise und mit traurigem Tone sprachen, wie von einem großen Geheimnisse. Hauptsächlich geschah dieses nämlich jedesmal dann, wenn ihr Vater eine Nachricht von seinem Bruder Nikolai erhielt. Letzterer gehörte zu der sozialpolitischen Partei der sogenannten „Dekabristen" (Decembristen), welche der Kaiser Nikolaus I. streng verfolgt hatte. Nikolai Zebrikow verbrachte mehrere Jahre als Verbannter in Sibirien. Sein Bruder, Mariens Vater, war ein harter Gegner dieser — seiner Meinung nach — verblendeten Partei, welche jedoch die besten und hervorragendsten Männer der russischen Gesellschaft als Mitglieder zählte. Trotzdem fand Konstantin Zebrikow, daß der Kaiser die Dekabristen zu hart bestraft hatte und erlaubte sich, selbstverständlich nur bei sich zu Hause, gegen den Kaiser zu murren. Aber gleich darauf eilte er zum Heiligenbilde, um seine Sünde zu bekennen gegen den Gesalbten des Herrn gedacht und gesprochen zu haben. Das ganze Leben Konstantin Zebrikow's war ein innerlicher Kampf zwischen redlichen, menschlichen Idealen und den Forderungen der rechtgläubigen Kirche, welche er nicht zu versöhnen vermochte, ein Kampf, welchen er auch seiner Tochter Marie hinterließ. Indessen hatten sich die Verhältnisse des Herrn Zebrikow gebessert. Er bekam einen höheren Rang und bekleidete eine bessere Stellung. Marie konnte jetzt von guten Lehrern Unterricht nehmen, und beim Studium literarischer Werke erfuhr sie die Falschheit der Ideen und Prinzipien, die rings um sie herrschten. Es war im Jahre 1848—49. Unter den vorgeschrittenen Russen machte sich eine Gährung gegen die Leibeigenschaft bemerkbar. Mariens Lehrer äußerte sich zuweilen gegen die Letztere, aber sobald Marie anfing ihn mit Fragen zu bestürmen, beeilte er sich die Leibeigenschaft zu rechtfertigen, indem er sie als notwendige und wohlthätige Vormundschaft über das rohe Volk bezeichnete. Solche Urteile erweckten in Marie quälende Fragen und Bedenken, auf welche sie nirgends Antwort fand. Sie kam zu der Erkenntnis, daß Eltern und Lehrer Vieles vor ihr verbargen und ihr die volle Wahrheit nicht enthüllen wollten. Die Bekanntschaft mit einer englischen Familie, in welcher Marie Unterricht in englischer Sprache erhielt, regte das junge Mädchen noch mehr zum Denken an. Hier hörte Marie zum ersten Male die Worte: öffentliches Gericht, Parlament, die Wahl ꝛc., indem viel über Politik debattiert wurde. Als 15jähriges Mädchen erhielt Marie keinen Unterricht mehr, da man fand, daß sie sich schon alles das angeeignet hatte, was zur Bildung eines jungen Mädchens aus gutem Hause gehörte. Marie fing jetzt an Bücher zu lesen und, wie sie sich selbst ausdrückt, „verschlang" sie die verschiedenen poetischen Werke und Klassiker. Ihre Lieblinge waren Göthe, Schiller, Shakspeare und Byron. Sie führte ein Tagebuch und dichtete auch Lieder. Die Mutter fand diese ersten Versuche unserer Schriftstellerin albern und für ein Mädchen als unpassende Beschäftigung. Sie warf alle dichterischen Versuche, deren

sie habhaft werden konnte, ins Feuer. Nicht so dachte Mariens Onkel, der Bruder der Mutter, ein talentvoller, jedoch dem Trunke ergebener Mann. Er erkannte schon in diesen ersten Versuchen des jungen Mädchens die zukünftige Schriftstellerin und sagte ihr ein paar Worte, welche sich tief in ihrer Seele einprägten: „Mariechen, das ist eine Gabe Gottes, bewahre sie das ganze Leben hindurch in ihrer Reinheit.“ Marie selbst jedoch erlaubte sich trotzdem nicht von einer schriftstellerischen Laufbahn zu träumen. Im Jahre 1855 siedelte die ganze Familie Zebrikow nach St. Petersburg über. Hier begann für Marie ein neues Leben. Die Gesellschaft, in der sie sich bewegte, bestand fast ausschließlich aus Marineoffizieren und deren Familien. Der Vater war in der Wahl seines Bekanntenkreises sehr streng und vorsichtig, so daß in diesem engen Kreise Marie sich anfangs gelangweilt fühlte. Bald darauf entstanden aber in Rußland große Veränderungen, welche ihren Einfluß auch auf das Privatleben ausübten. Kaiser Nikolai I. starb, und mit ihm wurde sein politisches Programm begraben. Die neue mildere reformatorische Regierung des Kaisers Alexander II. begann, und Alles kam in Bewegung. Viele Dekabristen wurden begnadigt, es wurde ihnen die Rückkehr aus der Verbannung gestattet. Unter ihnen befand sich auch der Onkel Mariens, Nikolai Zebrikow. Er kam nach St. Petersburg und übte auf seine junge Nichte den stärksten Einfluß. Sie hatte sich in ihm einen schlechten gottlosen Menschen vorgestellt, einen Feind des Thrones und der Kirche, welcher das Verderben seines Vaterlandes suchte. Marie fürchtete sich anfangs vor ihm, versuchte ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen und seine Seele zu retten, wurde aber selbst nach kurzer Berührung mit ihm seine ergebenste Anhängerin Sie ließ sich durch die außerordentliche Güte seines Charakters, seine standhaften Ueberzeugungen erobern, in welchen Marie eine Harmonie des ihrigen fand. Indessen hatten in Rußland die Bewegungen zu Ende der fünfziger Jahre begonnen. Der freie Geist und die Idee der Volksbefreiung, deren Keime sich schon in der Epoche Katharinas der Großen bemerkbar machten, welche aber nachdem wieder tief schlummerten, fing jetzt an mit der Besteigung des Thrones durch Alexander II. volle Früchte zu tragen. Ueberall herrschte ein erneutes Sehnen und Streben nach höherem geistigen Leben, nach Bildung, nach Gleichheit aller Stände und Konfessionen, hauptsächlich aber nach Befreiung des Volkes von der Leibeigenschaft zu seiner geistigen Erhebung. Die Litteratur kam dieser Strömung zu Hilfe; es bildete sich eine neue litterarische Schule, welche das Volksleben poetisirte, den Bauer in seiner „Sermjaga und Lapten“*) als patriarchalisch und sittlich reine Gestalt darstellte. Die Jugend begeisterte sich an neuen Idealen und träumte von Vereinigung mit dem Volke und von Gleichberechtigung der Geschlechter. Es wurden in den beiden Residenzen Sonntags- und Abendschulen eröffnet, zu denen auch Frauen und Mädchen der Zutritt gestattet wurde. Selbstverständlich erfüllten alle diese Bestrebungen, welche von dem besten Teil der gebildeten russischen

*) Grobes Bauerntuch; Bastschuh.

Gesellschaft erteilt wurden, auch die Seele unserer begabten und zu allem Guten und Schönen begeisterten Marie. Sie besuchte regelmäßig die Vorlesungen der Professoren und studierte eifrig wissenschaftliche Werke. Am liebsten war ihr das damalige freisinnige russische Organ „Kolokol" (die Glocke) und der bekannte russische Schriftsteller Herzen. „Beim Lesen des Werkes „s' towo berega" (Vom jenseitigen Ufer) — schreibt Frl. Zebrikow, — erfüllten meinen Busen Schauder, und es erfaßte mich ein heißes Streben für die Erhebung meines Volkes mitzuwirken." Auf ihren Geist und ihr Gemüt war auch das Werk „Du développement des idées révolutionères en Russie" von mächtiger Wirkung. Ihr Onkel entlieh von ihr dieses Werk, um es seinem Freunde — v. Brychenew — zum Lesen zu geben. Letzterer las die von Marie auf dem Rande des Buches verzeichneten kritisierenden Bemerkungen und äußerte sich: „Sogar junge Mädchen lesen jetzt, verstehen und begeistern sich an solchen Werken. Sie werden sehen, daß wir nach Verlauf einiger Jahrzehnte ein ganz anderes Rußland haben werden."

Die konservative Mutter Maries konnte sich mit den neuen Ideen des Zeitgeistes nicht versöhnen, und verhinderte Marie möglichst am Studium. In dem Teile der Gesellschaft, in welchem man der neuen Strömung nicht huldigte, zirkulierten über die moderne Jugend, besonders aber über die jungen Mädchen verschiedene Anekdoten. Man spottete über die intime Freundschaft der eleganten, gebildeten Damen mit Bäuerinnen, Köchinnen und Wäscherinnen, und man fand, daß diese Vernichtung der Stände und das öftere Zusammentreffen der beiden Geschlechter bei den Vorlesungen den jungen Mädchen gefährlich werden könnte. Dies trug noch mehr dazu bei, daß Maries Mutter auf keinen Fall ihrer hübschen jungen Tochter gestatten wollte, als Lehrerin in die Sonntagsschulen einzutreten, welche hauptsächlich bestimmt wären, arme Frauen und Mädchen unentgeltlich zu unterrichten. Wie Marie Konstantinowa später gesteht, würde sie der Mutter Verbot nicht verhindert haben, in den Sonntagsschulen zu unterrichten, die Aufgabe erschien ihr zu schwierig, da sie sich nicht genug vorbereitet hielt.

Bis zum Jahre 1868 that Marie viel für ihre weitere Ausbildung, las viel Bücher und bildete ihre Ueberzeugungen stets unter der Leitung und dem Einflusse ihres Onkels, des genannten Nikolai, aus, als dessen Schülerin Marie sich gern bekennt. Ihre litterarischen Versuche wurden in verschiedenen Redaktionen nicht angenommen, jedoch verlor Marie den Mut nicht, und von innerlichem Lerntriebe bewegt, setzte sie ihre Uebungen fort. Endlich erschien im Jahre 1868 ihr erster Artikel unter dem Titel: „Naschi babuschky" (Unser Großmütterchen), und erregte bald Aufsehen — nicht wegen seines Inhalts —, sondern weil man sich vielmehr in dem Namen der Verfasserin geirrt hatte, indem man annahm, daß die von ihr anonym erschienenen Artikel aus der Feder einer anderen, in litterarischen Kreisen bekannten Dame stammen. Ermuntert durch die günstige Aufnahme ihrer Arbeiten in der gebildeten Gesellschaft, fing sie von diesem Momente ihre systematische schriftstellerische Thätigkeit an, was in Rußland, wegen Strenge der Censur, mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft ist. Im Jahre 1862

ging Marie sowohl als Reisegefährtin ihrer Tante, als auch als Lehrerin von deren Enkel nach dem Auslande. „In der Fremde“, so schreibt Frl. Zebrikow, „gefiel mir hauptsächlich die Schönheit der Natur; ich schätzte die dortige entwickelte höhere Kultur, wurde aber schmerzlich berührt von der Beschränktheit, dem Egoismus und der Niedrigkeit der Gesellschaft; es ist allerdings wahr, daß ich nur Touristen kennen lernte. Mich frappirte die Unwissenheit, welche Alle in Bezug auf Rußland zeigten.“ — Sie beschrieb ihre Reiseeindrücke in der Erzählung: „Von Bingen bis Köln.“

Im Jahre 1872 übersetzte sie aus dem französischen das Buch: „Mémoires d'une Idéaliste“, welches aus deutscher Feder von Frl. v. Meysenburg stammt. Als diese Uebersetzung erschien, confiscierte sie die Censur und erhob gegen Marie einen Prozeß. Damals existierte noch in Rußland ein öffentliches Gericht und besondere Regeln für litterarische Prozesse. Der Prokurator fand nichts Widergesetzliches an dem Buche. Die Behörde sandte ihm das Werk zum nochmaligen Durchlesen, jedoch fand er auch dieses Mal nichts mit dem Gesetze im Widerspruch Stehendes. Dann erschien ein neues Gesetz, nach welchem die von der Censur confiscierten Werke nicht mehr der Kompetenz des öffentlichen Gerichtes angehörten, sondern der Untersuchung des Ministerrates der Volksaufklärung unterlagen, dessen Gutachten entscheidend war. Marie war damals im Auslande und eilte zurück, um persönlich die Erlaubnis zum Erscheinen ihres Buches zu erwirken. Sie kam in die Hauptverwaltung für Drucksachen und wendete sich an einen Beamten mit den Worten: „Wann werde ich mein Buch erhalten?“

„Das Buch wird in den Rat des Ministers geschickt werden,“ antwortete der Beamte.

„Aber dazu haben Sie kein Recht. Mein Buch erschien noch als die ehemaligen Regeln galten und das Gesetz, wie bekannt, hat keine zurückwirkende Kraft!“

„Wir leben unter einer monarchistischen Regierungsform.“

„Das ist sehr traurig für mich . . . . mein Buch wird nicht freigegeben werden.“

Der Beamte warf ihr einen strengen Blick zu.

Die Censur war stets besonders streng gegen alle Schriften von Marie Zebrikowa. Ihre Artikel, sowohl Kritiken — als auch belletristische Sachen, welche in verschiedenen Journalen und Blättern erschienen, erregten stets allgemeines Aufsehen und wurden mit Sympathie aufgenommen. Der Reienfolge nach ist Frl. Zebrikowa die dritte, aber dem Talente nach und der Bedeutung ihrer Werke entschieden die erste Schriftstellerin in Rußland, besonders was ihre Kritiken betrifft.

Marie war immer unzufrieden mit den von ihr verfaßten litterarischen Arbeiten. Immer schien es ihr, als könnten die Themata besser entwickelt, schöner bearbeitet und ausgelegt werden. Ihr ästhetischer Geschmack, ihr moralisches Gefühl empörten sich gegen jede Entstellung, jeden Fehler und jeder Unwahrheit, sei es in der Kunst, Litteratur oder in sozialen Ideen. Liberal im höchsten

Grade richtete sie die Pfeile ihrer Kritik mit besonderer Energie gegen den Konservatismus, zu welchem selbstverständlich die herrschende Klasse der Gesellschaft gehörte. Deshalb war ihr die Censur auch stets feindlich gesinnt, obgleich sie es auch verstand, ihre Schriften in nicht anstößiger — das Gesetz verletzender Form herauszugeben. Die Censur fügte ihr große materielle Verluste zu, indem sie ihr den Druck vieler ihrer Sachen verbot und schon erschienene Schriften konfiszierte. Als sie sich einst bei einer solcher Gelegenheit an den Redakteur des bedeutenden, jetzt nicht mehr existirenden, russischen Journals „Vaterländische Schriften" mit den Worten wandte: „Können Sie mir vielleicht erklären, warum ich so verfolgt bin? Andere sind talentvoller und können viel mehr als ich, trotzdem haben sie nicht so viel zu erleiden," erhielt sie zur Antwort: „Für das Gift Ihrer Feder, Fräulein!"

Indessen ist Frl. Zebrikowa keineswegs eine Gegnerin der Regierung; sie sehnte sich nach Reformen, welche nur auf legalem, friedlichem Wege zu erlangen sind, bemühte sich mit all ihren Kräften auf die von sozialistischen Ideen begeisterte russische Jugend einzuwirken, um dieselbe vom Terrorismus abzubringen. Als sie sich im Jahre 1872 eine zeitlang in der Schweiz, namentlich in Zürich, aufhielt, war dort die Agitation der russischen Emigranten und Studierenden beiderlei Geschlechts sehr stark. Revolutionäre Schriften wurden von dort aus nach Rußland geschickt, viele höllische Pläne und Attentate ausgearbeitet. Die Agitation verstärkte sich, als die russische Regierung die Auslieferung des bekannten Revolutionärs Netschaew von der schweizerischen forderte. Marie ging von einer Pension zur andern — von einem Studentenquartier zum andern und riet der Jugend von dieser Agitation und überhaupt vom fruchtlosen Revolutionismus ab, welche nicht nur kein Heil bringen, sondern vielmehr das Ungemach vermehren würden. Die exaltierte Jugend aber vernahm diese Stimme nicht, sondern gab ihr noch obendrein für die häufigen Besuche der Studenten- und Studentinnennester den Spottnamen: „Nasedka" (Gluckhenne). Einige erlaubten sich sogar, der Schriftstellerin, die stets bei all ihrem Wirken und in ihren Schriften nur uneigennützig dachte, mit frecher Stirne ins Gesicht zu sagen: „Die nur mit der Feder sich beschäftigende Klasse, zu welcher Sie ja auch gehören, thut ja doch nichts; schreiben Sie um das Bogenhonorar nur ruhig weiter!"

Gegen Ende der siebziger Jahre wuchs die Agitation zu Gunsten der höheren Frauenbildung. Die Initiative dieser Bewegung hatte eine andere russische Schriftstellerin, Frau Eugenie Konradh, gegeben, welche dem Kongreß der Naturforscher im Jahre 1866 eine Petition überreichte, in welcher sie die Mitwirkung der Kogreßglieder zur Zulassung der Frauen in die Universitäten aufforderte. Als aber Graf Tolstoi, Minister der Volksaufklärung, einen diesbezüglichen Vorschlag ablehnte und infolge dessen in St. Petersburg private Abendlehrkurse für Frauen entstanden, in welchen Naturwissenschaft, Mathematik und historische Gegenstände vorgelesen wurden, nahm Frl. Zebrikowa an dieser Entwicklung eifrigsten Anteil, bis es ihr und anderen Frauen gelungen war, einen

ganze Gesellschaft zur Gründung und Erhaltung einer aus diesen Abendkursen hervorgegangenen „Höhere Frauenkurse“ benannten und von der Regierung genehmigten Lehranstalt zu gewinnen. In dem Komitee dieser Gesellschaft verblieb Marie als Mitglied vom Jahre 1878 bis 1888, d. h., bis zur Aufhebung der „Höheren Frauenkurse.“ Zum Besten dieser Lehranstalt übersetzte sie und gab im eigenen Verlage Folgendes heraus: „Geschichte des XIX. Jahrhunderts.“ „Mischelek,“ „Der Emil des XIX. Jahrhunderts“ und verschiedene Romane.

Marie Zebrikowa hat sehr viel geschrieben, jedoch eine Übersicht ihrer Schriften gehört nicht hierher, sondern einem anderen, bibliographischen Werke. Hier wollen wir nur erwähnen, daß Frl. Zebrikowa jahrelang Mitarbeiterin der bedeutendsten russischen Journale und Zeitungen war, wie z. B.: „Vaterländische Schriften,“ „Europäischer Bote,“ „Die That,“ „Russischer Reichthum,“ „Neuheiten“ und verschiedene andere Organe. Sie leitete einige Jahre die bibliographischen Abschnitte in der „Nedelja,“ redaktionierte vier Jahre den „Kindergarten,“ welcher seit 1877 unter dem Titel: „Erziehung und Unterricht“ erscheint. Ihr, nach dem englischen bearbeitetes Werk: „Die Frauen der amerikanischen Revolution“ ist höchst interessant und belehrend geschrieben und genießt große Popularität. Von kleineren Aufsätzen erregten ihre Artikel über ausländische Litteratur Aufsehen und zwar: „Frauentype“ von Spielhagen, Aufsätze über Schelly, George Sand, Auerbach und Ackermann, die Frauengestalten in den Werken des Grafen Tolstoi, desgleichen Gontscharow's ꝛc. Frl. Zebrikowa schreibt selbst, daß sie folgende ihrer Aufsätze: „Zur Frage der Liebe und ihrer Moral“ (erschienen als separate Broschüre) und über das bekannte Werk: „The women Question in Europe“ von Stanton, besonders schätzt.

Im vorigen Jahre (1889) erschien im Odessaer Blatt eine Reihe von ihr höchst talentvoll geschriebener Feuilletons über die Arbeiterfrage und über: „Die Anstalten für höhere Bildung der Frauen in Rußland, ihre Entstehung und Entwicklung.“ Die letzten Aufsätze sind von um so größerer Wichtigkeit, da die Verfasserin selbst, wie schon erwähnt, seit der Entstehung dieser Anstalten zur Entwicklung derselben, als eifrigstes Mitglied mitwirkte.

Wenn wir einen kritisierenden Blick auf alle ihre Schriften werfen, so müssen wir sagen, daß vor allem alle ihre Schriften von innerer Wärme und Unparteilichkeit durchdrungen sind. Ihre Aufsätze über verschiedene soziale Fragen zeugen von großer Gelehrsamkeit und Sachkenntniß, und wären sie nicht von ihr unterzeichnet, so könnte man annehmen, dieselben entstammten der Feder eines geschickten und erfahrenen Staatsmannes. Im Leben sowohl wie als auch in der Litteratur tritt sie immer als Anhängerin der progressiven Ideen und Freundin aller Unglücklichen und Bedrückten auf. Ihre Schriften sind bei der russischen Jugend beliebt und das ist, kann man sagen, der beste Beweis für ihre idealen Bestrebungen.

Frl. Zebrikowa ist unverheiratet und erfreut sich in ihrem ziemlich vorgerücktem Lebensalter bester Körper- und Geistesfrische. Daß sie einen besonders

mutigen Charakter besitzt, bezeugt ihre letzte That, — das allbekannte Schreiben an den Zaren! —

Dasselbe ist so epochemachend, daß ich es hier im Wortlaut bringe:

„Majestät! Die Gesetze meines Vaterlandes bestrafen die freie Rede! Alles, was es Ehrenwertes in Rußland giebt, muß sehen, wie der Gedanke von einer willkürlichen Verwaltung verfolgt wird. Wir sind Zeugen der moralischen und physischen Niedermetzelung der Jugend und der Beraubung und Knutung eines Volkes, welches sprachlos dastehen muß. Die Freiheit aber, Sire, ist die Grundnotwendigkeit eines Volkes, und früher oder später wird die Stunde schlagen, wo die Bürger, nachdem ihre Geduld unter dieser Vormundschaft erschöpft ist, ihre Stimme erheben werden, und dann wird Ihre Autorität nachzugeben haben . . . . Die russischen Kaiser sehen und hören nur, was ihre Beamten, die Tschinovniki, sie sehen lassen. Die letzteren bilden die dicke Scheidewand zwischen dem Zaren und dem russischen Zemstvo, d. h. den Millionen, welche keine Beamten der Regierung sind. Das furchtbare Ende Alexanders II. hat einen Schatten auf Ihre Thronbesteigung geworfen. Man sagte Ihnen, daß dieses Ende die Folge der freiheitlichen Ideen sei, und deshalb flüsterte man Ihnen ein, Rußland zur düsteren Epoche Nikolaus I. zurückzuführen. Man schreckt Sie durch das Gespenst der Revolution, welche Ihre Monarchie stürzen würde, und doch ist dieses gegenwärtig und in einem solchen Lande, wie Ihres, eine reine Täuschung. Nach der Katastrophe am 1. März hofften die Zarenmörder selbst nicht auf die Zusammenberufung einer konstituierenden Versammlung. Die Feinde des Zaren sind hingerichtet worden. Jeder folgt blind dem Willen des Monarchen. Warum zerstört die Regierung denn jede Spur der von Alexander II. geplanten Reformen? Nicht diese Reformen schufen die Terroristen, sondern die Mängel solcher Reformen, ihre Unzulänglichkeit. Man diktiert Ihnen die Politik Nikolaus I., weil dieselbe die Selbstherrschaft Ihrer Minister nnd Beamten begünstigt . . . Es giebt keine Strafen mehr für Erpressungen und Ueberschreitungen der Amtsgewalt. Jeder Gouverneur ist ein Autokrat in seinem Distrikt, jeder Ispravnik einer in seinem, jeder Stanovoi einer in seinem Kanton und jeder Ovriadnik einer in seinem Dorfe . . . Könnten Sie, wie der Kalif in der Fabel, unsichtbar durch die Städte und Dörfer schreiten und das Leben des russischen Volkes kennen lernen, so würden Sie das Elend sehen. Sie würden begreifen, daß die von Tausenden von Soldaten, von Legionen von Leuten, von einem Heere von Spionen gehaltene Ordnung keine ist, sondern nur administrative Anarchie . . . Der ärmere Adel und das Bürgertum ist erbittert über die jüngsten Erlasse, wodurch die Hochschulen und Universitäten jungen vermögenslosen Leuten verschlossen sind. Alle Maßregeln dieses Ministers gehen auf Erstickung der Erziehung hin. Dieselben drücken jedoch nur den Terroristen neue Waffen in die Hand. Jedes Schulkind wird einsehen, welch' tiefer Gegensatz zwischen den Handlungen der Regierung und den Lehrern der heiligen Schrift besteht. Die Erfahrungen der letzten Regierung müssen Ew. Majestät gezeigt haben, daß eine Politik der Verfolgung ihren Zweck nicht erreicht. Der Tag wird kommen, wo die Verfolgung des Rechtes zu denken, nur als ein böser Traum erscheint. Ich fürchte aber, daß dieser Tag mit Flammen und Strömen Blutes hereinbrechen wird. Ihr ganzes System stößt die Unzufriedenen in das Lager der Revolutionäre selbst diejenigen, welche einen natürlichen Abscheu gegen Blut und Gewalt haben. Wegen eines unvorsichtigen Wortes, des Besitzes eines aus Neugierde angenommenen revolutionären Schriftstückes, wird ein junger Mann, ein bloßes Kind, für einen politischen Verbrecher erklärt. 14 jährige Knaben sitzen in Einzelhaft als politische Verbrecher. In Rußland werden Leute auf 12 Jahre nach Sibirien verbannt für Vergehen, die in Oesterreich mit

2 Wochen Gefängnis gebüßt werden. Ich habe Abscheu vor Blutvergießen. Wenn man aber sieht, wie wegen Blutvergießen auf der einen Seite Dekorationen verteilt werden, während auf der andern Seite Strick und Galgen stehen, so begreift man die Anschauungen junger, begeisterter, heldenmütiger Jünglinge. Neben den drakonischen Strafen der Gerichte bestehen die administrativen, wodurch die Regierung diejenigen Feinde los wird, gegen welche keine genügenden Beweise vorliegen. Auf folgende Weise werden Deportationsbefehle abgefaßt: „Obgleich kein Beweis zur Verurteilung des — vorliegt, so wird er doch nach — verbannt." Es heißt, daß Ew. Majestät Unterschrift solche Befehle ziert. Die politischen Gefangenen sind die Opfer der Willkür der Beamten. Jeder Wärter, jeder Etappenoffizier kann die unglücklichen Gefangenen, die Frauen und Kinder berauben, schlagen und foltern. Alle Beschwerden sind nutzlos. Und doch verfehlen alle diese terroristischen Maßregeln, die mit administrativer Verbannung beginnen und mit dem Galgen endigen, ihr Ziel. Die Zahl der politischen Verbrechen wächst nur dadurch. Die Phantasie der jungen Leute gewöhnt sich an Verbannung und Hinrichtung, und die Ursache dieser politischen Vergehen bleibt in den politischen und sozialen Zuständen festgewurzelt. Eine Regierung, welche sich mit Mitteln verteidigt, die von jedem sittlichen Gefühl verdammt werden, wie administrative Verbannung, Spione, Knuten, Galgen und Blutvergießen, lehrt die Revolutionäre den jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt. Die Politik Nikolaus I. hat Rußland viel gekostet. Der Krimkrieg zwang Ihren Vater, diese Politik zu ändern; ist eine gleiche grausame Lektion nötig, um Ihnen die verrotteten jetzigen Zustände darzulegen? Ihre Rettung hängt von der Rückkehr zu den Reformen Ihres Vaters ab. Freiheit der Rede, Unverletzlichkeit der Person, Versammlungsfreiheit, öffentliche Gerichtspflege, allgemeiner Volksunterricht, Unterdrückung der Beamtenwillkür, Einberufung des Zeniskosobor oder nationalen Parlaments, hierin besteht die Rettung. Ein Wort von Ihnen, und wir haben in Rußland eine friedliche Revolution, welche eine leuchtende Seite der Geschichte bilden wird . . . Sie, Sire, sind der mächtigste Monarch der Welt, ich bin nur ein Atom unter Millionen von Wesen, deren Schicksal wie meines in Ihren Händen ist. Dennoch zwingen mich mein Gewissen, mein Recht und meine Pflicht als Russin, auszusprechen, was mir auf dem Herzen liegt, und zu sagen, was ich gesagt habe."

Frau Zebrikowa war sich des für sie Gefährlichen ihrer Schrift wohl bewußt. Sie schrieb vor Absendung an den Zaren darüber an den dänischen Schriftsteller Brandes, es sei ihr innere Notwendigkeit, dem Kaiser die Wahrheit zu enthüllen, obwohl sie wüßte, welches Schicksal sie darauf erwarte. Brandes möge sorgen, daß ihre Schrift vom König von Dänemark gelesen werde und dieser bei seinem Schwiegersohn für Reformen des russischen Beamtentums fürspreche.

Was sie erwartet geschah. Sie wurde verhaftet und später nach dem Städtchen Yavensk transportiert, wo außer ihr noch 15 Gefangene interniert sind. Das Städtchen ist 1200 Werst von Moskau, 1500 von Petersburg entfernt, im Nord-Osten Rußlands und steht außer aller Verbindung mit der übrigen Welt!

Möchte die tapfere Frau bald aus der Gefangenschaft befreit und ihrem schriftstellerischen Wirken wiedergegeben werden zum wahren Heile ihres Vaterlandes und ihrer Landsleute.



Emilie von Breidenbach*)

geb. 1838.

Baron Freiherr von Eisendecker hatte seine Gattin verloren, die ihm ein dreijähriges Töchterchen hinterließ. Er wählte seinem Kinde eine zweite Mutter, eine Liévländerin. Doch auch diese schied aus dem Leben, nachdem sie ein Töchterchen geboren hatte. Dieses, welches nach ihr den Rufnamen Emilie erhielt, wurde im ersten Lebensjahre in Pflege nach Genf gegeben, wo sie bis zum dritten Jahr verblieb. Das kleine Mädchen hatte ein ungemein zärtliches Gemüt und eine unbezwingbare Sehnsucht nach Mutterliebe.

Als Emilie sieben Jahre alt war, verheiratete sich ihr Vater zum dritten Mal.

Diesmal war es eine Wittwe, Mrs. Strong, eine Engländerin, die er auf der Reise nach Florenz kennen gelernt.

Charakteristisch ist, wie verschieden die beiden Schwestern der neuen Mama entgegenkamen. Die Ältere, damals elf Jahr alt, war empört, eine Stiefmutter zu bekommen. Von Natur kalt, hochmütig und verschlossen, sah sie ihr mit dem Mißtrauen entgegen, daß ihr nun des Vaters Liebe werde entzogen werden. Die kleine Emilie dagegen hatte eine so große Sehnsucht nach einer Mama, daß sie freudig dem Augenblick entgegensah, da diese erscheinen sollte.

Bis zu ihrem dreizehnten Jahr blieb Emilie im Elternhause, eine sorgfältige Erziehung erhaltend. Dann wurde sie in Erziehungsanstalten nach Genf und Dresden zu Frl. Jung gegeben, wo sie ihre Ausbildung besonders in Sprachen, Musik, Zeichnen erhielt.

Schon als Kind trug sie auf dem Klavier so gut vor, daß sie den Gästen vorspielen mußte. Da geschah einmal etwas, das recht charakteristisch sowohl für ihren Vater, wie für sie selbst war. Die zwölfjährige Emilie kannte keine größere Freude, als den Armen zu geben. Da traf sie eines Tages ihr Vater mit sehr armen Kindern, denen sie von ihren Sachen schenkte und dabei liebreich mit ihnen sprach. Zornig riß er sie am Arme fort und sagte: „Bettlerkind, du bist nicht meine Tochter!“

---

*) Quelle: nach autobiographischen Notizen.

Am selben Abend wurde Gesellschaft erwartet, Emilie sollte vorspielen und hatte dazu ein neues, schönes Kleid erhalten.

„Zur Strafe spielst du heut im alten Kleide mit aufgewickelten Locken,“ sagte der Vater. Da half kein Widerspruch. So geschah es.

Die Damen und Herren, welche sich an dem Spiel des Mädchen ergötzten, umgaben es und sagten: „Du, was ist denn das, du kommst im Morgenkleid mit aufgewickelten Locken?“ „Ich bin bestraft!“ „Warum?“ „Ich habe mit Bettlerkindern gesprochen und ihnen was gegeben.“ Da küßten und herzten sie die Damen, wickelten die langen, schönen blonden Locken auf und sagten: „Das ist nicht schlimm, behalte nur das gute Herz!“

Mit den Eltern machte Emilie öfters Streifzüge durch die Schweiz, wiederholte Reisen durch Italien, wo sie als 11jähriges Kind die Revolution von 1849 mit erlebte und in fast täglichen Beziehungen zu der Herzogin Louise v. Parma in Lucca kam.

Die Reisen, so wie das Leben, umgeben von schönen Landschaften entwickelten schon früh ihren Sinn und ihr Verständnis für die Schönheiten der Natur, während sie die Musik eifrig pflegte, Litteraturstudien machte und sich in fremden Sprachen vervollkommnete.

Nachdem Emiliens Schwester Julie als dritte Frau den Wirkl. Geh. Rat Baron von Breidenbach, hessischen Gesandten in Stuttgart geheiratet hatte, machte Emilie mit ihren Eltern eine Reise nach England. Hier in Bagneris de Bigorre, wurde sie innig befreundet mit Lady Lucan's schwerkranken Tochter, Lady Elisabeth Bingham, die auf die religiösen Anschauungen und ihre Gemütsrichtung einen bleibenden Einfluß gewann. Ihr Tod — sie starb an der Schwindsucht, war für die Freundin ein großer Schmerz, dem in einer kurzen Spanne Zeit ein weit größerer folgte. Die zweite Mutter, welche bis dahin so liebevoll über sie gewacht hatte, der sie mit innigster Kindesliebe anhing, wurde vom Schlage getroffen. Sechs Wochen lag sie gelähmt und sprachlos — nur einen Satz vermochte sie zu sagen „I am happy!“ Ein neuer Schlaganfall erlöste sie von ihren Leiden. — Emile hatte die treueste Freundin ihres Lebens verloren. Sie fühlte sich unaussprechlich vereinsamt, denn vor dem Vater fürchtete sie sich, da er sie nie verstanden und ihre Charaktere zu verschieden waren.

Sie begleitete ihn nach Paris, wo er schwer erkrankte. Die behandelnden Aerzte hatten der Tochter über den Zustand die wenig tröstliche Aussicht gegeben: „C'est une maladie qui finit en suicide où en folie!“

Und mit diesem Kranken reiste Emilie allein, in Begleitung eines Kammerdieners. Sie brachten den nächsten Winter in Baden zu. Das folgende Jahr ließ sich Herr von Eisenbecher mit Emilie in Mannheim nieder. Die Schwester, Frau von Breidenbach, in Stuttgart gab in dieser Zeit einem Söhnlein das Leben — und starb. Wieder begab sich der Vater mit Emilie auf Reisen, da auch ihre Gesundheit eine sehr schwankende geworden, ihr Gedanke bei Tag und Tag war die mutterlose Waise der Schwester.

Nachdem sie bald in Italien, bald in England (Torquay) gewesen, traf sie ein neuer Schmerz, der Vater verheiratete sich zum vierten Mal! Da begann für Emilie eine harte Kampfzeit. Die Stiefmutter war lieblos und strebte danach sich von der Tochter zu befreien, trotzdem diese sich durch gewissenhafte Pflichterfüllung um ihre Liebe bewarb. Fast fünf Jahre führte diese nun ein beklagenswertes Leben im Vaterhause, bis sie endlich der Wunsch bestimmte, ihrem verwaisten Neffen eine Mutter zu werden, ihrem Schwager, Herrn v. Breidenbach die Hand zu reichen.

Die Zeit der Brautschaft, die anderen Mädchen die rosigste ist, wurde Emilie durch die Herzlosigkeit ihrer Stiefmutter zur Qual.

Der erste erhebende Moment war für die 25jährige junge Frau, als der Dampf sie an der Seite ihres Gatten dahintrug.

„Nun soll alles anders werden. Ich will meinem alternden Gemahl, der schon so viel Leid erfahren, seinen Lebensabend erhellen, dem Kinde meiner Schwester eine echte Mutter sein!“

Ach, — sie wußte nicht, wie viel herbes Leid ihrer noch harrte.

Ihre neue Familie bestand aus einem Sohne erster Ehe, Karl, des Vaters Stolz, der Hauptmann im Genie-Corps in Oesterreich war, einer verheirateten Tochter, Frau v. W., mit zwei Kindern und aus dem siebenjährigen Fritz. So ward das junge Mädchen — zugleich Frau, Mutter und Großmutter.

Die Stellung ihres Mannes als Gesandter eröffnete Emilie die Hofkreise Süddeutschlands, welche ihr Veranlassung zu Charakterstudien und interessanten Beobachtungen gaben, welche sie später in ihren Schriften verwertete.

Ein harter Schlag traf die Ehegatten durch den tragisch-jähen Tod des geliebten Sohnes Karl.

War dieses Ereignis schon geeignet die schwankende Gesundheit der jungen Frau zu untergraben, so geschah dies um so mehr, als trotz der fürsorglichsten Erziehung der Charakter und das Wesen des jüngsten Sohnes Fritz alle Untugenden annahm, die für seine fernere Laufbahn fürchten ließen.

Eigene Kinder waren Emilie versagt. Als dieses ihr zur Gewißheit wurde, that sie sich selbst das Gelübde: die Armen sollen meine Kinder sein!

Während ihrer siebenjährigen Ehe in Stuttgart übte sie mit Hülfe der braven Schwester Therese Heinrich viel Gutes aus.

Wenn ihre fein angelegte Natur auch von ihrer Umgebung nicht verstanden wurde, so tröstete sie die Liebe und Anerkennung ihres Gatten, den sie jedoch im November 1882 verlor. Fortgesetztes Herzeleid, welches sein unwürdiger Sohn Fritz Herrn v. Breidenbach bereitete, war die Ursache seines jähes Todes durch einen Herzschlag. Die Erschütterung hatte derartig auf Emiliens Nerven gewirkt, daß die Aerzte einen Aufenthalt in Meran vorschlugen.

Nach dem ersten qualvollen Monat empfand die Wittwe den segensvollen Einfluß der sie umgebenden Natur, und sie raffte sich, in der ihren Charakter

eigentümlichen Weise auf, um in geistiger Arbeit ihrem Leben einen neuen Anhalt zu geben.

Die Frucht dieser ersten schriftlichen Aeußerung ihrer Gefühlsstimmung waren „Natur und Lebensbilder“, Verlag von Ißleib, Berlin 1885. Bei der Rückkehr aus Meran im Frühling 1883 war Emilie veranlaßt, sich ein neues Heim zu gründen. Ihre Sehnsucht zog sie nach der alten Heimat an den Bodensee. Sie siedelte sich versuchsweise auf dem Schloß Louisenberg bei Mannenbach am Untersee im Canton Thurgau an, das sie einige Jahre später kaufte. Ein freundliches Schloß, umgeben von wohlgepflegtem Blumengarten, mit bezauberndem Ausblick auf den Untersee und lieblichem Ufer und Buchten, wurde ihr neues Heim. In diesem vom herrlichsten Wald umrahmten Eldorado fand Emilie ihren inneren Frieden und die freudigste Schaffenslust.

Hier studiert sie die Sitten des Schweizervolkes, wie wir es in der gemütlichen Erzählung „Das Bärgli Hus Vreneli“ (Fried, Nachfolger in Berlin) geschildert finden.

Hier beschäftigt sich ihr liebreiches Wesen mit jedem Bedürftigen im Dorfe, jedes Kind kennt sie beim Namen und jedes Mütterchen grüßt sie als die „gute Excellenz“, von der man weiß, daß kein Bittender vergebens an ihre Thür pocht, und daß aus ihrem Flickkorb die segensreichsten Arbeiten für arme Wöchnerinnen und arme Kinder zum Weihnachtsfeste hervorgehen.

In der ländlichen Stille schuf sie die Erzählung „Sybillas Traum“, in welcher Dichtung und Wahrheit eigener Erlebnisse verwebt sind. „Drei Novellen“ erschienen im Jahre 1889 und enthalten ebenfalls Episoden aus ihrem Leben. Während des Winters unternimmt Frau v. B. monatelange Reisen, die sie besonders nach England hinführten, wo bis zum Jahre 1889 noch ihr Vater lebte.

Die häufigen Besuche Englands waren meist philanthropischen Werken gewidmet, besonders war es Barnardo, der Retter unglücklicher Kinder, dessen persönliche Bekanntschaft und sein Wirken in dem zweiten Teil zu Sybillas Traum geschildert wird, welcher den Titel führt „Aus meiner Mappe.“

Anregend wirkten in London auf Emilie die bekannten Wohlthäterinnen Mrs. Meredith, Mrs. Raynard und die Frau des Philanthropen Barnardo &c.

In Torquay, dem Paradies des südlichen Englands brachte sie mehrere Winter zu. Hier lebte ihre beste Freundin Miß Fanny Gumbleton, die trotz eines sehr zarten Körpers ihr ganzes Leben der Philanthropie widmete.

Hilfreich stand Emilie ihr in Allem zur Seite; die zwei Freundinnen erfaßten eines Tages den Gedanken, ein kleines Heim für arme heimatlose, der Schwindsucht unrettbar verfallene Mädchen zu gründen. Ein Komitee wurde gebildet, man sammelte jährliche Beiträge und im Jahre 1885 wurde ein kleines Heim für sechs Kranke eröffnet.

In dem eben erschienenen Werkchen Emilie v. Breidenbach „Drei Monate in England, ein philanthropischer Rundgang“, schildert sie auch unter dem Titel: „Das Entstehen eines Liebeswerkes und dessen Fortgang“ die ganze Geschichte

des Heim von Torquay, dieses ihr so teuer gewordenen philanthropischen Werkes, das sie auch aus weiter Ferne behütet und bewacht.

Die freundschaftlichen Verbindungen mit den Badischen, Württembergischen und Hohenzollernschen Höfen gewährten Frau v. Breidenbach manch angenehme Abwechselung und während des Sommers bietet ihr gastliches Eldorado gar mancher interessanten Persönlichkeit einen höchst angenehmen Aufenthalt. Aber ihr gutes Herz empfängt nicht nur Freunde, sondern sie ladet Erholungsbedürftige ein, ihre Ferienzeit auf dem Louisenberg zu verbringen, so nimmt sie abwechselnd Diakonissinnen bei sich auf, von denen ich eine kennen lernte, Schwester Therese aus Stuttgart, die gar viel des Guten in Krieg und Frieden gewirkt und ihr Leben den Kranken, den schutzlosen Mädchen, den verlassenen Kindern gewidmet hat.

Frau v. Breidenbach ist seit mehr als zwanzig Jahren von zwei treuen Gesellschafterinnen umgeben, zwei Schwestern Mathilde und Lina Walcker, von denen die erstere durch ihre reizenden Gedichte*) und Jugendschriften auch in weiteren Kreisen bekannt ist. Sie und Lina führen in Eintracht den musterhaften Haushalt, in welchem bis auf die Dienerschaft Alles harmonisch erscheint. Der behagliche Besitz, die ländliche Abgeschlossenheit, geistvolle Unterhaltung und der Fleiß, der hier herrscht, machen Schloß Louisenberg zu einer Stätte des Friedens. Frau Emilie von Breidenbach ist in ihrem 52. Lebensjahre eine anmutige, noch jugendlich elastische Gestalt, mit angenehmen, von dunkelblondem Wellenhaar umrahmten Gesichtszügen, aus denen die blauen Augen wohlwollend und freundlich Jeden anschauen, von prickelnder Lebhaftigkeit in Bewegung und Ausdruck, fesselt sie durch dramatische Darstellungen ihrer Erzählungen ihre Zuhörer, und die fast kindlichen Aeußerungen ihres gesunden Humors nach vielen trüben Lebenserfahrungen geben das beste Zeugnis für die Frische ihres Wesens, das zu sagen scheint: Langeweile kenne ich nie; denn die Liebe, die da helfen will, findet immer neue Arbeit."



*) In 2 Bänden erschienen bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



LUISE

GROSSHERZOGIN VON BADEN.

Luise

Großherzogin von Baden.

Geboren 1838.

Ein leuchtendes Vorbild der Frauenwelt, eine an Geist, Gemüt und Thatkraft würdige Tochter der Kaiserin Augusta ist Luise, Großherzogin von Baden, geboren den 3. Dezember 1838, als das zweite Kind des damaligen Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin, der Prinzessin Augusta.

Unermüdlich im Wirken für das Wohl der Menschen und besonders für die Veredelung des weiblichen Geschlechtes hat sie eine Zentralisation gemeinsamer Arbeit für edle Ziele im Lande Baden geschaffen, die alle Veranstaltungen umschließt, welche die Heranbildung der weiblichen Jugend zu segenvoller Arbeit und Berufsthätigkeit bezwecken.

Nichts entzog sich ihrer Aufmerksamkeit, was die Frauenbewegung unserer Zeit in Bezug auf Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit zur Erscheinung bringt. Wo sie ein gutes Samenkorn sah, verpflanzte sie es in das ihrer und ihres edlen Gemahls Obhut anvertraute Land, und ein besonderes Verdienst noch erwarb sich diese fürsorgliche Fürstin, indem sie den ländlichen Verhältnissen, der Erziehung der Bauerntöchter ihre Sorgfalt zuwandte.

Die hohen Tugenden der Großherzogin Luise sind zunächst auf die mütterliche Erziehung zurückzuführen. Sie wurde zu treuester Pflichterfüllung, zum strengsten Gehorsam, zu geregelter Arbeit angehalten und an die größte Einfachheit in Kleidung und Bedürfnissen gewöhnt. Mit ihrer Zeit mußte sie haushalten, jede Stunde ausnützen, alle häuslichen Arbeiten erlernen, und früh suchte die fürstliche Mutter ihr die Neigung zu hingebender Nächstenliebe und Religiosität einerseits und andererseits zu Kunst und Wissenschaft beizubringen.

Ihre Gespielinnen wurden mit größter Vorsicht ausgewählt, nicht nur aus aristokratischen, sondern auch aus bürgerlichen Kreisen, um Prinzessin Luise schon früh mit dem Denken und Fühlen der weiteren Gesellschaftskreise bekannt zu machen.

Dem Aufenthalt der erlauchten Eltern in Berlin, Potsdam und dem schönen ländlichen Heim, dem Schlosse Babelsberg, folgte nach der Ernennung des Prinzen Wilhelm zum Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen die Uebersiedlung nach Koblenz 1850.

Bei dem festlichen Empfange am Rheinufer zeigte die fast zwölfjährige Prinzessin Luise einen reizenden Zug natürlicher Kindlichkeit: Glückstrahlend über den rauschenden Willkommengruß, mit welchem die Bewohner die hohen Ankömmlinge freudig begrüßten, vergaß sie doch nicht der mitgebrachten großen Puppe, die sie sorgsam auf dem Arme hielt, ohne eine Wegnahme zu gestatten.

Die innige Hingabe der fürstlichen Mutter an die Erziehung der geliebten Tochter zeigte ihre wohlthuende Folge in dem liebevollen Verhältnisse Beider zu einander und der vergötternden Liebe der Prinzessin Luise für ihren Vater. Der Mutter wuchs sie zu einer wahren Freundin heran und je älter sie wurde, desto inniger ward dies Verhältnis. Bezeichnend ist der Ausdruck der mütterlichen Liebe: „Sie ist der Sonnenstrahl meines Lebens!“ Der alljährlich wiederkehrende Kuraufenthalt der Prinzessin Augusta in Baden-Baden entwickelte einen herzlichen Verkehr mit der Badischen Regentenfamilie und begünstigte die Herzensneigung der Prinzessin Luise zu dem Großherzog von Baden, Friedrich Wilhelm Ludwig, den zweiten Sohn des am 24. April 1852 verstorbenen Großherzogs Leopold, welcher damals noch für seinen durch andauernde Krankheit am Regieren verhinderten älteren Bruder Ludwig die Regentschaft führte. Am 29. September 1854 fand in Koblenz die Verlobung des hohen Paares statt, die öffentliche Proklamation erfolgte am 18. Januar des folgenden Jahres, aufs freudigste begrüßt wie im preußischen, so im badischen Lande, dem diese Verbindung zu hohem Segen gereichte.

Am 20. September 1856 des Abends um ½7 Uhr begann im Königlichen Schlosse zu Berlin die Vermählungsfeier des hohen Paares, deren Festlichkeiten bis 24. September dauerten.

Reiche Gaben wurden aus dieser glücklichen Veranlassung den Armen zugewandt, nicht nur in Berlin, sondern auch in Koblenz. Hier wurde die Luisenstiftung zur Unterstützung armer Brautpaare von der mildthätigen Braut ins Leben gerufen.

Am 24. September erfolgte die wehmutvolle Trennung von der Heimat. Niemandem aber wurde der Abschied so schwer, als der Prinzessin Augusta, welche mit der einzigen Tochter all ihre Freude zu scheiden schien. Ueber Köln und Mannheim ging die Reise; mit rauschenden Festlichkeiten und dem herzlichsten Willkomm empfing am 27. September die Hauptstadt Karlsruhe die Gemahlin des geliebten Landesfürsten.

Die so glückliche Ehe wurde durch drei Kinder gesegnet. Am 9. Juli 1857 wurde der älteste Sohn, Friedrich Wilhelm (Ludwig Leopold August) in Karlsruhe geboren, am 7. August 1862 Prinzessin Viktoria (Sophie Marie) und am 12. Juni 1865 der jüngste Sohn Prinz Ludwig Wilhelm, dessen hoffnungsvolle

Laufbahn in der Blüte seiner Jugend durch den Tod am 23. Februar 1888 zerstört wurde.

Während die Erziehung der Söhne nach des Vaters Anschauungen und im Sinne der Landestraditionen geleitet wurde, war die der Tochter durch die Mutter echt deutsch, einfach und dennoch im Hinblick auf die später einzunehmende hohe Stellung, derselben angemessen. Mit gleichalterigen Freundinnen aus Adels- und Beamtenkreisen hatte Prinzessin Viktoria die Prinzessinnenschule besucht, sie hatte sich ihren heiteren, natürlichen, unbefangenen Sinn aufs Beste bewahrt, mit dem milden, opferfreudigen Sinn ihrer erlauchten Mutter und nach deren Beispiel Armen und Bedürftigen geholfen, wo immer sie konnte.

Es war eine glückliche Zeit als die jugendliche Prinzessin Luise in das badische Land gekommen war. Handel und Gewerbe blüheten und für fleißige Hände gab es überall Verdienst. Sie brachte die ersten Jahre nach ihrer Verheiratung mit dem Studium der Verhältnisse zu, beschäftigte sich mit den Wohlthätigkeitsanstalten des Landes, ihren Einrichtungen und Mängeln und den Vereinen und ihren Zwecken.

Erst der Ausbruch des italienischen Krieges 1859, die sich rasch folgenden Schläge von Magenta und Solferino mit ihren ungeheueren Opfern an Menschenleben und ihrem Gefolge menschlichen Elends riefen eine mächtige Erregung auch in Baden hervor und gaben der jungen Fürstin Gelegenheit zu thatkräftigem Vorgehen.

Sammlungen an Geld und Verbandsmitteln wurden veranstaltet. Großherzogin Luise übergab dem Minister des Innern, von Stengel, eine Denkschrift, in der sie auf mancherlei Not des Landes aufmerksam machte und den Wunsch aussprach, eine Verzweigung von Frauenvereinen durch das ganze Land gebildet zu sehen, welche sich vorläufig augenblicklich notwendige Hilfe zur Aufgabe machen und sich vorbereiten für ständige Hilfe in Zeiten der Not. Schon damals sprach die fürsorgliche Fürstin von einer innigeren Verbindung dieser Vereine mit den Behörden. Noch am selben Tag erließ der Minister eine Verfügung zur Bildung solcher Vereine und versprach ihnen wirksame Unterstützung; die Arbeit wurde rasch gefördert.

Die Aufforderung fand überall gute Aufnahme. Bis Ende des Jahres hatten sich 95 Orts-Vereine gebildet, mit 62 Amts- und 4 Kreisabteilungen.

Da der Friedensschluß das gefürchtete Entstehen eines Notstandes nicht ausbrechen ließ, wurden die gesammelten Mittel zumeist den Verwundeten des österreichischen Heeres zugewendet.

Hierauf beschloß die Großherzogin die zusammengetretenen Vereine zu einem, dem badischen Frauenverein, mit Zweigen bis in die kleinsten Ortschaften, zu organisieren, um zur Linderung aller vorhandenen Notstände und deren Verminderung zu wirken.

Mit diesem Beschluß ward ein dauerndes Hilfsheer von Frauen im ganzen Lande geschaffen, welches bis jetzt unendlich viel Gutes und Großes geleistet hat,

und immer noch hört die rastlose Fürstin nicht auf, neue Keime des Nützlichen und Erfreulichen für die Bedürftigen hinzuzufügen.

Die praktischen Resultate waren Verbesserung der Krankenpflege durch Ausbildung von tüchtigen, geschulten Krankenpflegerinnen, Errichtung kleiner Krankenanstalten als Pflegestationen und zur Lehre, Verbesserung der Hospitäler und Herausgabe einer Anleitung zur Krankenpflege. Ferner: Verpflegung mutterloser Kinder und Ausbildung von Kinderwärterinnen.

Der Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges gab den Frauenvereinen Veranlassung, einen Aufruf zu erlassen, Verbandgegenstände und Geldmittel zu sammeln, um den Verwundeten und Kranken zu helfen, und als der deutsch-österreichische Krieg 1866 alle deutschen Volksstämme in Mitleidenschaft zog, erließ die Großherzogin ein Schreiben, in dem sie den Wunsch aussprach, der badische Landesverein möge, den Beschlüssen der Genfer Konferenz gemäß, die internationale Hülfe für im Kriege Verwundete zu einer seiner Aufgaben machen.

Große Fortschritte machten in dem Zeitraum von 1866—1870 die Bestrebungen des Vereins für die Ausbildung und die Hebung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts. Nachdem bis 1869 Vorträge und Kurse für Frauen und Mädchen gehalten worden waren, wurden 1869, angeregt durch Vorträge des Herrn Prof. Dr. Emminghaus, von der Frau Großherzogin zwei Kommissionen ernannt, welche Entwürfe zu fördernden Einrichtungen für den genannten Zweck machen sollten. Den Berathungen wohnte die hohe Frau stets selbst bei.

Als sich im Januar 1872 die Landeshilfsvereine konstituirt und in den Verband der deutschen Frauen-Hülfs- und Pflege-Vereine getreten waren, ging die seither vom badischen Frauenverein in Ehren durchgeführte Aufgabe eines Landesvereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf den Landeshilfsverein über. Das Opfer, welches der Badische Frauenverein durch das Uebergeben einer seiner liebsten Aufgaben der Sache selbst brachte, kam der Stellung der Frauen hier und in anderen Ländern zu gut, da dieser Landeshilfsverein auch ein Frauenverein ist. Der badische Frauenverein erhielt nach Uebergabe seiner Depots aber andererseits eine Erweiterung seines Wirkens, indem sich ihm Vereine unterordneten und anschlossen, die eine Regelung der Armenpflege erzielten.

Nun wurde dem badischen Frauenverein eine neue bis jetzt gültige Organisation gegeben. Die oberste Spitze des Vereins bildet das unter unmittelbarer Leitung der Frau Großherzogin stehende Centralkomité, bestehend aus dem von derselben ernannten Generalsekretär, den Präsidentinnen und den Geschäftsführern der vier Abteilungen, welche sich in die verschiedenen Zwecke und Arbeiten teilen.

Der Segen des reichsten Erfolges begleitet die aufopfernde Arbeit der Großherzogin und ihrer treuen Hülfskräfte, und es ist eine Freude, die Anstalten des badischen Frauenvereins zu besuchen, welchen die Fürstin und ihr Gemahl eine unermüdliche Aufmerksamkeit schenken. Manches Lustschloß, das unbewohnt und unbenützt da lag, räumte das Großherzogliche Paar ein, als Heimstätten

für das allgemeine Wohl; so wurde die Luisenschule, so wurde die erste Volksküche in Schlössern mit umgebenden Gärten untergebracht.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich die hohe Frau um häusliche Ausbildung der Landmädchen und Krankenpflege in den Dörfern. Ihre mütterliche Fürsorge entdeckte bisher unausgefüllte Lücken in den ländlichen Verhältnissen. Auf Abhilfe sinnend gründete sie die Haushaltungsschulen für Bauerntöchter, die Molkereischulen, die Kochschulen für arme Mädchen, die wandernden und die Kinderkochkurse, die Landkrankenpflege und die Beaufsichtigung sowohl der Stadt- und Dorfvolksschülerinnen durch Frauen, als auch der armen Kinder und der Fürsorge für alleinstehende Mädchen.

Teilnahmsvoll, freudig und stets freundlich verkehrt die Großherzogin mit den Vereinsmitgliedern, wie mit den Angestellten und den Lernenden und Schützlingen.

Oft erscheint sie in den Kursen für Arbeitslehrerinnen, in den Fortbildungs- oder in den Frauen-Arbeitsschulen, in den Lehranstalten für Malerinnen und Zeichnerinnen, in den kunstgewerblichen und den Industrie-Kursen, in der Haushaltungsschule für Bauerntöchter oder beim Kochunterricht und endlich auch im Seminar für Erzieherinnen.

Sie beruft Sitzungen des Vorstandes für Unterbringung verwahrloster oder verlassener Kinder in braven Familien, für die Krippe, die Bewahranstalt, für die Arbeitsschule armer Mädchen, für den Flickverein, eine Veranstaltung der unter ihrem Schutze stehenden Armenpflege.

Oft sieht man die rastlose Frau in der Vereinsklinik, im Hospital oder bei Unterrichtskursen der Krankenwärterinnen. Immer ermunternd und anregend giebt sie alljährlich dem gesamten Pflegepersonal des Landes eine Jahresfeier, die in ihrer und des Großherzogs Anwesenheit mit Gesang eingeleitet wird und an welcher Dienstauszeichnungen, von der Großherzogin gestiftet, eigenhändig für zehn- und zwanzigjährige Dienstzeit verteilt werden. Ein gemeinsames Festmahl bildet den Schluß dieser Feier, so wie der alljährlich zu Weihnachten stattfindenden für die Krankenwärterinnen in Karlsruhe, dem gleichfalls der Großherzog und seine Gemahlin beiwohnen. An ihrem Geburtstage verteilt die edle Fürstin Prämien für langjährige Dienstzeit in der Familie.

Eine so unermüdliche, opferfreudige Thätigkeit, wie die Großherzogin sie übte, ermunterte nicht allein Frauen aus allen Gesellschaftskreisen zur Arbeit in der Gemeinsamkeit, welche ihren Werken stets neue Hülfskräfte zuführte, sondern erweckte überall Liebe und Dankbarkeit, die sich bei jeder Veranlassung zeigte.

So beim 25jährigen Regierungsjubiläum 1877, bei der Verlobung und Vermählung der einzigen Tochter, welche zugleich mit der Silberhochzeit des Großherzoglichen Paares begangen wurde und sich zu einer Landesfeier gestaltete, vom Bodensee bis zum Main, von den anmutigen Gefilden des Schwarzwaldes bis zur Rheinebene — und im Norden Deutschlands, in der Heimat der Großherzogin.

Vom 18. bis 25. September 1881 dauerten die rauschenden Feste in Karlsruhe und die Huldigungen des Volkes.

Am 20. September, dem Tage, an dem einst Prinzessin Luise mit Badens Großherzog zu reinstem Glücke war verbunden worden, war die Einsegnung des silbernen Jubelpaares und die Vermählung ihrer Tochter Victoria mit Oscar Gustav Adolph, Kronprinz von Schweden. In der Schloßkirche fand am Nachmittage die feierliche Handlung statt; an der rechten Seite der anmutigen, lieblichen Braut schritt ihr Großvater, Kaiser Wilhelm I., zur Linken der König von Schweden. Der Vermählung durch Prälat Doll folgte die kirchliche Einsegnung des großherzoglichen Jubelpaares.

Die Ausstattung der Prinzessin hatten nicht weniger als 84 badische Geschäfte und Arbeitsschulen hergestellt. Es war ein besonderer Wunsch der Großherzogin, daß die badischen Lehranstalten für weibliche Handarbeit dabei beteiligt würden und zwar von den kunstgewerblichen Kursen in der Residenz bis zu den Industrieschulen auf dem Dorfe. So sah man neben den prächtigen Stickereien aus diesen Anstalten den einfachen Waschkorb, den die blinden Mädchen in Ilmesheim gearbeitet.

Zur Erinnerung an die geschilderte Doppelfeier hatte der badische Frauenverein eine Festschrift herausgegeben, welche das schönste Denkmal für die Großherzogin Luise und all das, was sie für das Wohl des badischen Landes geschaffen, ist, da es ein umfassendes Bild aller Bemühungen des Vereins und seiner fürstlichen Beschützerin und Leiterin für die Förderung des Frauenwohls, der Armen- und Krankenpflege und der vaterländischen Thätigkeit enthält.

Außer den Schlössern in der Residenzstadt Karlsruhe und in dem reizenden tannenumrauschten Badeorte Baden-Baden dient dem großherzoglichen Paare für mehrere Sommermonate stets das liebliche Inselschloß Mainau in dem nordwestlichen Zipfel des Bodensees, dem sog. Überlinger See, der uralten Stadt Meersburg gegenüber gelegen, seit 1853 im Besitz des Großherzogs, als Aufenthaltsort. Hier empfing die badische Herrscherfamilie alljährlich den Besuch des deutschen Kaisers, der auf der herrlichen Insel einige Tage im ungestörten Zusammensein mit seinen Kindern und Enkeln, bevor er Bad Gastein aufsuchte, zu verleben pflegte. Zuweilen kam Kaiserin Augusta, um für einige Zeit auf diesem wunderbaren seeumflossenen Stück Erde Erfrischung zu finden.

In jedem Jahr zu des Vaters Geburtstag im März und der Weihnachtszeit kam das Großherzogliche Paar nach Berlin, wo es die Parterreräume des Kaiserliches Palastes bewohnte und in Innigkeit mit den hohen Eltern verkehrte.

Mit Kaiserin Augusta fühlte sich die zärtlich liebende, fürsorgliche Tochter in innigster Harmonie geeint, da sie alle ihre Bestrebungen und Lebensziele verstand und teilte. Bei jedesmaligem Aufenthalt in Berlin besuchte die Groß-

herzogin mit der erlauchten Mutter die unter deren Schutz stehenden Vereinsanstalten, namentlich auch die Volksküchen, in deren bescheidenen Räumen beide hohen Frauen dann längere Zeit verweilten, den Zauber ihrer Leutseligkeit und Teilnahme auf alle Anwesenden ausübend. Mit den Vorsteherinnen der Vereine unterhielt die Frau Großherzogin einen herzlichen Verkehr. So ließ sie auch mich bei fast jedem Besuch in Berlin zu sich kommen. Da hatte ich reichlich Gelegenheit, die liebenswürdige, anmutige, menschenfreundliche Art der Großherzogin kennen zu lernen, welche auf die eingehendste Weise sich von Allem Kenntnis verschaffte, was von Frauen für Frauen geschah und dann strahlenden Auges von dem erzählte, was ihren unermüdlichen Geist, ihr liebevolles Gemüt beschäftigte. So äußerte sie sich einmal: „Lassen Sie mich nur stets Alles wissen, was hier Gutes geschieht, damit ich es auch bei mir einführen und fördern kann." Alljährlich im März wohnte die Großherzogin den General- und Delegiertenversammlungen der vaterländischen Frauenvereine unter dem Vorsitz der Kaiserlichen Mutter bei, welche Glanzpunkte in dem Berliner Vereinsleben bildeten. Characteristisch für die Sinnigkeit der Großherzogin ist, daß sie von Beginn ihrer Ehe an ein Tagebuch über alle wichtigen Vorkommnisse geführt hat, sowohl im Familienleben, als in dem öffentlichen, und dies Tagebuch in Bild und Wort wird dereinst das wertvollste Material zur Schilderung dieses vollendet schönen Seelenlebens geben. Im Jahre 1885 vermählte sich der älteste Sohn des Großherzoglichen Paares, Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm, mit der Prinzessin Hilda von Nassau. Die junge Ehe wurde jedoch durch die Erkrankung des Erbgroßherzogs getrübt, der an Gelenkrheumatismus leidend, den Winter im Süden verbringen mußte. Hiermit begann eine Zeit der Sorge für die fürstlichen Eltern, welche nur die Vorboten harter Lebensprüfungen und tragischer Schicksalswendungen war. Diese zeigten sich im Jahre 1886 in einem beginnenden Augenleiden der Großherzogin, das eine gänzliche Erblindung befürchten ließ. Dasselbe verschlimmerte sich in den furchtbar schmerzensreichen Jahren, die nun folgten. Als die Großherzogin im Winter 1887 zu den Kaiserlichen Eltern kam, konnte man nicht ohne Wehmut ihr bleiches Antlitz und die von dunklen Gläsern bedeckten Augen betrachten, in dem sich die schwere Sorge um den erkrankten Bruder und ihr Leiden spiegelte. Monatelang war sie genötigt, in verhangenem Gemach zu verbringen! Welch eine Aufgabe für eine Frau, gewöhnt rastlos zu schaffen und zu arbeiten.

Im Februar 1888 beschloß das Großherzogliche Paar, den teuren Bruder in San Remo und den leidenden Sohn mit seiner Gemahlin in Cannes aufzusuchen. Auf dem Wege dahin wurden sie auf dem Bahnhof in Freiburg in B. von dem dort auf der Universität studierenden jüngeren Sohne, Prinz Ludwig Wilhelm, begrüßt, der von den Eltern Abschied zu nehmen gekommen war, obwohl ein leichter Katarrh ihn ergriffen hatte. Anscheinend verließen ihn die hohen Reisenden gesund. Der Aufenthalt in Italien war auf 10 Tage festgesetzt, aber selbst diese kurze Frist war all zu lang für das Eintreten eines ungeahnten, tief in das Leben des Großherzogs und der Großherzogin einschneidenden Unglücks.

Nachdem sie einige unsagbar traurige Tage in San Remo bei der deutschen Kronprinzenfamilie zugebracht und mit tiefster Betrübnis Augenzeugen des qualvollen Zustandes des geliebten Bruders gewesen waren, eilten sie nach Cannes zum Erbgroßherzog und seiner Gemahlin.

Dort traf sie die Kunde von der plötzlichen Erkrankung des Prinzen Ludwig Wilhelm, aber zugleich von deren günstigem Verlauf. Um noch einmal den geliebten Bruder zu sehen, dessen nahes Ende zu erwarten stand, nahmen sie ihren Rückweg über San Remo. Hier erreichte sie die Schreckensnachricht von der Gefährlichkeit der Krankheit des Prinzen und nach schleuniger Abreise erfuhren sie in Basel durch ein Telegramm seinen in der Nacht vom 23. zum 24. Februar erfolgten Tod! —

Wer wollte es wagen, den Schmerz der Eltern zu schildern, und deren qualvolle Empfindungen auf der Rückfahrt, die sie ans Totenbett des vor wenigen Tagen lebensvoll verlassenen Jünglings brachte!

Wer vermöchte den herzzerreißenden Anblick zu schildern — als sie den sonnigen Liebling ihres Herzens — kalt und starr wiederfanden! Wie hatten sie ihn geliebt, der sich stets durch Pflichttreue im Großen und im Kleinen ausgezeichnet und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte!

Wenige Wochen später, am 9. März 1888, schied Kaiser Wilhelm aus dem Leben.

Obgleich er ein Alter erreicht hatte, wie es wenigen Sterblichen beschieden ist, war dies für die Großherzogin, welche den edlen Vater über Alles geliebt und verehrt hatte, ein schwerer Schlag. Die Schmerzensreiche, welche erst den geliebten Sohn der Erde wiedergegeben, kam noch zur rechten Zeit, um den greisen Vater noch einmal zu sehen, zu sprechen, seinen Segen zu empfangen, und ihm die letzten Beweise ihrer Liebe zu geben und der trauernden Mutter in dieser schweren Zeit zur Seite zu stehen.

Mit Gefühlen der Bewunderung gedenken die Zeitgenossen des Heldenmutes der Großherzogin, die von jener Stunde keine andre Aufgabe zu kennen schien, als die tief gebeugte Mutter aufzurichten, deren einziger Trost sie geblieben; denn zu der Trauer um den Gemahl gesellte sich der Gram um Kaiser Friedrich, ihren unrettbar dahin siechenden Sohn!

Und in all dem Herzeleid überwanden sich beide hohen Fürstinnen, empfingen Vereinsvorstände, die Delegierten des Vaterländischen und Lazarethvereins, wohnten dessen Sitzungen bei und begannen wieder in gewohnter Weise selbstvergessende, segenvolle Arbeit. — Damals war es, als die Frau Großherzogin Luise in einer Audienz, die sie mir gewährte, die großen Worte sprach: „Wir müssen uns in Gottes Willen fügen und ergeben zu tragen suchen, was er uns auferlegt. Je ärmer wir an Liebe und Freude werden, durch den Verlust derer, die unsrem Herzen am nächsten stehen, desto mehr Liebe und Segen müssen wir im Andenken an sie für Andre, für die Menschheit ausstreuen. Der Reichtum der Liebe, den wir sonst von den nun Gestorbenen empfangen und ihnen gegeben haben, darf

nicht verloren gehen. Arbeit, Liebe und Gottvertrauen sind es allein, die uns aufrichten". Mit dem Großherzoglichen Paare weilte auch deren Tochter, die Kronprinzessin von Schweden, und ihr ältestes Söhnchen damals in Berlin, welches sie nach 6 wöchentlichem Aufenthalt verließ, um nach Stockholm zurück zu kehren. Auch die Großherzoglichen Herrschaften reisten am 30. April nach Baden zurück, wohin auch Kaiserin Augusta sich im Mai begab, um nach dem Wunsch der Aerzte die alljährlich notwendige Kur zu gebrauchen; mehr wohl noch zog sie es, in der Nähe der zärtlich geliebten Tochter und des Schwiegersohnes zu leben.

Aber nur wenig Wochen verflossen, da trat der längst gefürchtete Tod des Kaisers Friedrich ein, und sein letztes Vermächtnis, das erhabene Wort: „Lerne leiden, ohne zu klagen" wurde die Losung der beiden schwer betroffenen fürstlichen Frauen. Immer noch schienen die Prüfungen nicht zu endigen. Das Augenleiden der Großherzogin steigerte sich und zwang sie, Monate lang im dunklen Zimmer zu verharren.

Aber auch in dieser Zeit bewährte Großherzogin Luise ihren Grundsatz, daß wir nicht unser „Ich" und unser Leid zum Mittelpunkt unseres Denkens und Fühlens machen, sondern Trost in der Hingabe an die humanitären Aufgaben suchen sollen. So sagte sie in einem Schreiben an den Vorstand des badischen Frauenvereins im August 1888: „In dem immer ärmer gewordenen Leben soll mir der dreifach durchkämpfte Schmerz zu einer Kraft werden, nur um so mehr zu streben, Liebe zu üben und Anderer Not zu lindern." Im Sommer desselben Jahres, am Geburtstag ihres verstorbenen Sohnes, erließ die Großherzogin folgende Verfügung:

„Ich wähle den 9. September, um den Gedanken einer Anstalt ins Leben treten zu lassen, deren weitere Entwickelung Ich erwarte und erhoffe. In diesen letzten Monaten als Mutter, Tochter und Schwester gleich schwer heimgesucht, denke Ich an diejenigen Frauen, welche in Folge ähnlicher Prüfungen, aber in vereinsamtem Leben und mit mancherlei Sorgen kämpfend, eine Erschütterung ihrer Gesundheit erlitten haben, und, sei es zu bleibendem, sei es zu längerem oder kürzerem Aufenthalt, Heilung und Stärkung in Baden-Baden suchen. Ihnen eine Stätte zu bereiten, ist Mein Wunsch. Ich möchte eine Anstalt erstehen lassen in unmittelbarer Nähe der Heil- und Bade-Einrichtungen, eine Anstalt für Frauen gebildeter Stände, welche die völlige Ruhe eines Pflegehauses darzubieten im Stande ist, eine geordnete weibliche Krankenpflege für Leidende mit der Fürsorge verbindend, die bei minder geschwächter Gesundheit den Alleinstehenden Ruhe und Erholung gewährt. Der Verbindung dieser beiden Richtungen müßte ohne zu erhebliche Opfer für die Betreffenden in vollem Maße Rechnung getragen werden. Eine solche Anstalt wäre als Anstalt des badischen Frauenvereins zu denken, insbesondere aber als Anstalt des Frauen-Vereins zu Baden. Um dem Gedanken dieser Einrichtung näher zu treten, wünsche Ich, daß eine Kommission sich vereinige, welche die Durchführung Meines Wunsches prüft und die nötigen Vorschläge mir unterbreitet. Zur ersten Begründung eines solchen Pflegehauses bestimme Ich die Summe von 10,000 Mark. Es ist das erste Mal in diesem Herbst, daß seit 38 Jahren mein teurer Vater nicht mehr an der Seite Meiner geliebten Mutter, die mit so vielen Banden des Wohlwollens, der Güte und der Erinnerung an Baden verknüpft ist, unter

Uns weilen wird. Unserem in Gott ruhenden ersten großen Kaiser ist Mein geliebter Bruder bald im Tode gefolgt. Baden war die Geburtsstätte des teuren Sohnes, den Gottes heiliger Wille frühzeitig zu einem besseren Leben vollendend, Unserer Liebe entrissen hat. Diesen schmerzerfüllten Erinnerungen entsteigt eine um so wärmere Liebe für diejenigen unserer Mitmenschen, welche Gott auf prüfungsvolle und sorgenreiche Wege führt. Möge die geplante Einrichtung diesem lebensvolle Gestaltung verleihen! Das Andenken aber an seine Entstehung möge festgehalten werden durch den der Anstalt zu verleihenden Namen: „Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus". Gott wolle seinen Segen dazu geben!

Schloß Mainau, den 7. September 1888. **Luise**

Großherzogin von Baden.

Den Frühling und Herbst 1889 verlebte die Großherzogin mit der Kaiserin Augusta in Baden-Baden, Karlsruhe und auf der Mainau. Mitte September kam die junge Kaiserin Victoria Augusta zum Besuch, und es gereichte der Großherzogin zur freudigen Genugthuung, sie durch die Anstalten des badischen Frauenvereins zu führen und somit ein Bild der gesammten Organisation ihres weitumfassenden Werkes zu geben. In zartsinniger Weise veranlaßte sie auch die Kaiserliche Mutter, den Geburtstag auf der Mainau im stillen Familienkreise zu begehen, wohin auch Kaiser Wilhelm II. kam, um die ehrwürdige, kummervolle Großmutter zu erfreuen.

Nachdem Kaiserin Augusta im Dezember nach Berlin zurückgekehrt war, folgte ihr dahin auch alsbald die Großherzogin und ihr Gemahl! Wußten sie doch, welchen Anstrengungen die greise Kaiserin sich durch ihre unendliche Liebesthätigkeit aussetzen würde, um all die Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste zu treffen. Erhebend war es zu sehen, wie diese beiden hohen, edlen Frauen bemüht waren, das Gefühl der Trauer in sich zu verschließen, um sich gegenseitig Trost zu spenden.

In wohlthuender zärtlicher Fürsorge und Liebe umgab die Großherzogin die Mutter, der es noch vergönnt war, das Weihnachtsfest und den Jahreswechsel, umgeben von Enkeln und Urenkeln, zu verleben, die getreuen Heerführer des Landes noch einmal um sich zu sammeln, um ihnen im Geiste des verewigten Kaisers zu danken für das, was sie dem Vaterland geleistet und einen Blick in das neue Jahr zu thun, erfüllt von Hoffnung — für die glückliche Zukunft ihres Geschlechtes. — Da erkrankte sie plötzlich. Es kamen bange und schwere Leidenstage, welche die Großherzogin standhaft, gottergeben und doch tiefgebeugt und schmerzvoll am Sterbebett der edelsten Mutter zubrachte, ihre letzten Tage und Stunden erhellend durch selbstvergessende Liebe — bis der Tod sie am 9. Januar trennte. Zärtlich umschloß der Tochter Hand die der sterbenden Mutter, bis diese ihre große Seele aushauchte!

Bei allem Herzensgram traf die Großherzogin im Sinne der Verewigten nach deren Tode alle Anordnungen — und nachdem die schweren Tage der Trauerfeierlichkeiten vorüber, weilte sie noch bis zum 31. Januar in dem verödeten Elternhause, um die letzten Wünsche der Hochseligen zu erfüllen.

In der Arbeit, die ihr hieraus erwuchs, fand die trauernde Tochter die einzige Beruhigung. Aber schon sammelten sich neue Wolken an ihrem Lebenshorizont. Die Kronprinzessin von Schweden erkrankte, ihr Befinden gab zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Die Ärzte schickten sie nach dem Süden. Großherzogin Luise verließ die Stätte, in der sie eine so frohe Kindheit genossen, in die sie so gern und so oft zu den geliebten Eltern gekehrt, mit ihnen Freud und Leid teilend, die Stätte, welche für sie das Heiligste auf Erden war, das Elternhaus! Nach Karlsruhe zurückgekehrt, erließ die Großherzogin ein Schreiben an den Vorstand des Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus, dem sie eine Spende von 15000 Mark beifügte.

„Von dem Gedanken erfüllt, in den ersten Wochen nach dem Heimgang meiner in Gott ruhenden Mutter ihr geheiligtes Andenken lebendig in der Stadt unseres Landes, die sie am liebsten bewohnte, fortwirken zu lassen, habe ich mich entschlossen, diesem Wunsche durch Spendung einer Gabe Ausdruck zu geben. Es mußte mir bei Prüfung der Wohlthätigkeitsbestrebungen der Stadt Baden die Ueberzeugung entgegentreten, daß Dank dem mildthätigen Sinne ihrer Bewohner alle Anstalten in fortschreitender, gesicherter Entwickelung sich befinden und zur Gründung einer neuen keine Veranlassung vorläge.

In diesem Monat soll an einem meinem Herzen schmerzensvollen Gedächtnistage der erste Spatenstich zur Errichtung jener Anstalt gethan werden. Dieselbe soll eine bleibende Erinnerung werden an die Wunden, welche das Jahr 1888 meinem Herzen geschlagen hat. An der Entstehung und der Zukunft dieser Anstalt hat meine heimgegangene Mutter bis in die letzten Tage ihres Lebens herzlichen Anteil genommen und noch kurz vor ihrer Erkrankung der Freude über den erwählten Bauplatz Ausdruck gegeben. Die Hoffnung, welche ich hegte, das Haus einst ihrem mütterlich mitleidenden und mittragenden Verständnisse in seiner Vollendung zeigen zu dürfen, sollte nach Gottes Ratschluß unerfüllt bleiben. Mit tiefem Gefühl für das jener Anstalt zum Ausgangspunkt dienende Trostbedürfnis meines Herzens hat die Kaiserin aber ihre Güte derselben zugewendet, und mir ist dieses Bewußtsein eine Aufforderung, nunmehr auch ihr verklärtes Bild in die Reihe Derjenigen zu stellen, deren Andenken das Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus in lebendiger Nächstenliebe erhalten soll. Indem ich eine Spende im Betrage von 15,000 Mark unter dem Namen „Kaiserin-Augusta-Erinnerungsgabe zum Ludwig-Wilhelm-Pflegehause" hiermit bestimme, wünsche ich, daß dieselbe teils für die Zwecke des Baues, teils für den Betrieb der künftigen Anstalt, insbesondere zur Unterstützung hilfsbedürftiger Pfleglinge verwendet werde. Der Segen der heimgegangenen Kaiserin, welche, wie unserer gesamten badischen Heimat, so in erster Reihe der Stadt Baden mit unveränderlich liebevoller Teilnahme zugethan war, möge das Werk begleiten, das wir hier beginnen, in Erinnerung an die vierzig Jahre, während deren sie hier alljährlich unter uns weilte, und deren Gedächtnis unvergessen fortleben wird.

Karlsruhe, den 7. Februar 1890. (gez.) Luise."

Großherzogin Luise ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um das Andenken der verewigten Eltern zu ehren. Sie und ihr Gemahl wohnten am 9. März 1890 der Gedenkfeier des vaterländischen Frauenvereins zu Berlin in der Singakademie am Todestag des Kaisers Wilhelm bei.

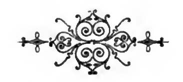
Bei ihrer Rückkehr nach Baden-Baden widerstrebte es ihrem pietätvollen Sinn, die denkwürdigen Räume des Meßnerschen Hauses, in dem Kaiserin Augusta mehr als 40 Jahre jeden Frühling und Herbst zubrachte, schon im ersten Jahr

von Fremden bewohnt zu sehen. So ließ sie in demselben die Bildnisse der Verewigten, von der frühesten Kindheit an, durch alle Lebensalter bis zum letzten Bilde auf der Totenbahre ausstellen.

Während des Sommers hatte die schwergeprüfte Frau die Freude, ihre Tochter, die Kronprinzessin von Schweden, nachdem diese aus dem Süden heimgekehrt, mit ihren Kindern in unmittelbarer Nähe zu behalten und sich allmählich erholen zu sehen. Hier und auf der Mainau, wohin sie vereint im Herbst gingen, wurde ein behagliches Familienleben geführt. Das liebevolle Gemüt der Großherzogin ging ganz in Pflege und Fürsorge für die geliebte Tochter auf und trug allen Bedürfnissen und Belustigungen der drei reizenden Enkel Rechnung. Die Großmutter empfand es als größte Freude, den beiden älteren selbst deutsche Lehrstunden zu geben und nichts Reizenderes konnte man sich vorstellen als dies wechselseitige Fragen, Erklären und das liebenswürdige Belehren, dem die Enkel mit freudiger Wißbegierde lauschten.

Aber auch während dieser Erholungszeit unterhält die Großherzogin den regsten Verkehr mit den Vorständen und Lehrern der unter ihrer Obhut stehenden Vereinsanstalten und ist unermüdlich besorgt, diese zu heben und zu fördern.

Das edle Beispiel und die segensreichen Erfolge ihres Schaffens, welche reformierend auf alle sozialen Verhältnisse wirkten und die Frauen ihres Landes in Stadt und Dorf aus der Gleichgültigkeit für das allgemeine Wohl und die Interessen des eigenen Geschlechtes gerissen und zu gemeinnütziger Thätigkeit geführt haben, sind der schönste Lohn für die edle Frau und Fürstin, die noch recht lange all ihren Werken und der menschlichen Gesellschaft erhalten bleiben möge.



Kaiserin Friedrich*)

Geboren 1840.

In dem Lebensbilde der Königin Viktoria von England, Kaiserin von Indien sind bereits die Kinderjahre der Prinzeß Royal von Großbritannien Viktoria geschildert, welche am 20. November 1840 im Buckingham-Palast zu London geboren ward.

Das glückliche, musterhafte Familienleben des königlichen Paares, das für die Erhebung und Versittlichung des englischen Volkes von so wohlthätigem Einfluß geworden ist, äußerte naturgemäß seine nächsten und unmittelbarsten Wirkungen auf das eigene Haus. Die Prinzessin Viktoria wuchs mit den Geschwistern, deren noch 7 nach ihr geboren worden, auf in einer reinen unentweihten Atmosphäre. Das Auge der Eltern bewachte ihre Schritte, leitete ihre Erziehung, die in erster Linie vom frühesten Anfang an eine wahrhaft sittliche war und sein sollte.

Die Kindheit der Fürstin floß einfach, glücklich, ohne viel äußerliche Veränderung in den festen Regeln der englischen Erziehungsart hin. Den Unterricht genoß Prinzessin Vikoria bei Lehrern und einer Erzieherin gemeinschaftlich mit der jüngeren Schwester, Prinzessin Alice.

Abwechselnd bewohnte sie mit den Ihrigen die Schlösser ihres Fürstenhauses: den Buckingham-Palast, Windsor Castle, Osborne auf der Insel Wight und Balmoral im schottischen Hochland.

Ueberall sahen sich die jungen Fürstenkinder von Kunstschätzen aller Art umgeben und der geistig so hochbegabte Vater, Prinz Albert, wußte ihre Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne zu nähren.

Je gereifter ihr Verstand wurde, desto mehr zog der Vater seine Kinder zu geistiger Arbeit heran. Auch die Liebe zur Natur wurde in ihnen genährt, indem jedes Kind einen Gartenplatz erhielt, um selbst sich in Pflanzenzucht zu üben.

---

*) Nach eigenem Quellenstudium.

Während der Belagerung von Sebastopol machte die Prinzeß Royal zum ersten Mal mit ihren Eltern eine Reise nach Paris, (die ausführlich in dem Leben der Königin Viktoria (Siehe Bd. 3, S. 32) geschildert ist).

Nach den glanzvollen und aufregenden zehn Tagen in Paris, welche die Prinzessin mit ihren Eltern am Kaiserhofe Napoleon III. zugebracht hatte, kehrten sie wieder in das trauliche Heim nach Osborne zurück, und von dort nach Balmoral. Hier waren Eltern und Kinder von jedem Zwange ihrer fürstlichen Stellung befreit. Hier war Prinz Albert „Jäger, Baumeister, Landmann und Gärtner", der seinen ganzen Kunstsinn, seine geniale Schöpferkraft in den herrlichsten künstlerischen und praktischen Anlagen offenbarte. Hier trat die Güte der Königin und Mutter in ihrem menschlich einfachen Verkehr mit ihrer Umgebung und ihrer ländlichen Nachbarschaft ungestört zu Tage.

Da trat plötzlich ein Ereignis ein, welches entscheidend für das fernere Schicksal der Prinzessin Viktoria wurde.

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen kam an den englischen Hof, um sich mit Prinzessin Viktoria zu verloben.

Ausgerüstet mit der Zustimmung seiner Eltern und der des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, warb er um die Hand der Prinzessin, die er schon früher kennen gelernt hatte.

Prinz Albert schrieb über dies Ereignis in seiner humoristischen Weise an Baron von Stockmar:

Balmoral, 20. Sept. 1855.

Nun pour la bonne bouche. Die Angelegenheit, für die Sie sich interessiren, ist heut nach dem Frühstück in ein aktives Stadium getreten. Der junge Mann hat seinen Antrag an uns gestellt, mit Erlaubnis seiner Eltern und seines Königs; wir haben ihn für uns acceptirt, doch für den andern Teil bis nach der Konfirmation zu suspendiren geboten: bis dahin soll alle Unbefangenheit und Kindlichkeit ungestört bleiben; dann im Frühjahr wünscht der junge Mann seinen Antrag ihr selbst zu stellen, vielleicht mit Eltern und verlobter Schwester zu uns zu kommen. Der 17. Geburtstag soll vorüber gelassen werden, ehe an einen Vollzug gedacht werden soll, der darum in das kommende Frühjahr fallen mag. — Das Geheimnis soll bewahrt werden tant bien que mal, den Eltern und dem Könige die Wahrheit sogleich mitgeteilt, daß junger Mann und Eltern sich gebunden, soweit sie es können, die junge Person selbst nach der Konfirmation befragt werden soll. Inzwischen wäre Manches zu überlegen; ich werde Sie bitten, bald zu uns zu kommen, damit wir mündlich verhandeln können und Ihren Rat hören. Am 28. will uns der junge Mann wieder verlassen. Er stellte sich uns dann zu Gebote. Ich schlug 14 Tage als nicht zu lang und nicht zu kurz für solchen Besuch vor. Er hat mir recht wohl gefallen. Große Geradheit, Offenheit und Ehrlichkeit sind vorzüglich hervorstechende Eigenschaften. Er ist vorurteilsfrei und im höchsten Grade wohlmeinend; spricht sich als persönlich durch Vicky sehr angezogen aus. Daß sie nichts einzuwenden haben wird, halte ich für wahrscheinlich!"

Doch schon am folgenden Tage nahm Prinz Friedrich Wilhelm Gelegenheit, auf einem Spaziergang der jungen Prinzessin eine weiße Heideblume zu überreichen,

und dabei die Hoffnung auszusprechen, daß sie ihm Herz und Hand schenken möge. —

Aus einem Briefe des Prinzen Albert an seinen Freund von Stockmar erfahren wir das Nähere über die Verlobung.

Balmoral, 2. Oktober 1855.

„Der Prinz Friedrich Wilhelm hat uns gestern wieder verlassen. Vicky hat sich wirklich ganz vortrefflich benommen, sowohl bei der näheren Erklärung am Sonnabend, als beim Abschied. Sie zeigte gegen Fritz und uns die allerkindlichste Aufrichtigkeit und das schönste Gefühl. Die jungen Leute sind heftig in einander verliebt, und die Reinheit, Unschuld und Uneigennützigkeit des jungen Mannes ist auf der andern Seite rührend gewesen. Der Thränen flossen gar viele. Während tiefe, sichtliche Revolutionen in den Gemütern der Mutter und der jungen Leute vor sich gingen, die sie gewaltig erschütterten. war mein Gefühl mehr das einer heiteren Freude und Dankbarkeit gegen Gott, daß er so viel Edles und Gutes in die rechte Bahn geleitet hat, in der es ja nur zum Lebensglück derer führen kann, denen er jene Eigenschaften gegeben hat, die ich liebe. Diese Zeilen haben nur den Zweck, den Brief Vyckis einzuschließen, in dem das Kind ihre Gefühle entwickelt!"

Leicht erklärlich ist es, daß die Verlobung, allen Anstrengungen entgegen, sie geheim zu halten, bald bekannt wurde. Die englische Presse aber schrieb in rücksichtslosester Weise gegen die Verbindung der Prinzessin Royal mit dem preußischen Fürstensohne.

Die Confirmation fand am 20. März 1856 statt; im Mai desselben Jahres besuchte der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, seine Braut in Osborne und blieb bis zum 28. Juni. Das reine Glück der Liebenden wäre bald von einem furchtbaren Unglück getrübt worden, das zum Glück noch abgewandt zu werden vermochte. Prinzeß Viktoria siegelte einen Brief an ihrem Tische — und stand plötzlich in Flammen, indem ihr Aermel am Licht Feuer gefangen hatte. Miß Hildyard saß zum Glück am selben Tische, und Mrs. Anderson gab Prinzessin Alice ihre Musikstunde in derselben Stube. Sie sprangen sogleich zu Hilfe und erstickten die Flammen mit dem Teppich vor dem Kamin. Dennoch wurde Viktoria's rechter Arm sehr verbrannt, von unter dem Ellbogen bis unter die Schulter.

Die Prinzessin bewahrte eine außerordentliche Ruhe und Geistesgegenwart im Augenblicke und großen Mut im Ertragen von Schmerzen.

Aber als der Bräutigam davon hörte, der gerade nicht im Schlosse war, geriet er in Verzweiflung. Er blieb noch drei Tage nach dem Unfall dort und reiste dann in die Heimat, während seine Eltern, Prinz Wilhelm und Prinzessin Augusta, zum Besuch des Königlichen Hofes nach London kamen.

Am 20. November überraschte Kronprinz Friedrich Wilhelm abermals seine Braut, um den vorletzten Geburtstag, den sie im elterlichen Hause erlebte, mit zu feiern.

Von England aus ging Kronprinz Friedrich Wilhelm nach Frankreich, wohin er dem Kaiser Napoleon einen Brief der Königin brachte. Das Urteil,

welches Kaiser Napoleon damals über „unseren lieben Fritz“ aussprach, als er der Königin Viktoria am 21. Dezember 1856 schrieb, lautete:

„Der Prinz gefiel mir sehr gut, und ich zweifle nicht, daß er die Prinzeß Royal glücklich machen wird, denn er scheint mir jede Eigenschaft zu besitzen, welche seinem Alter und seinem Range zukommt. Wir haben uns bemüht, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; aber ich fand, daß seine Gedanken immer in Osborne oder Windsor waren.“

Nach ihrer Verlobung arbeitete der fürstliche Vater, Prinz Albert, täglich von 6 bis 7 Uhr abends mit der Prinzeß Royal, um ihre Kenntnisse zu vertiefen und zu ihrem selbständigen Eigentum zu machen. In zwangloser Unterhaltung berührte der Prinz alle Wissenszweige, um die erworbenen Kenntnisse im Kopfe der Tochter zu ordnen. Ohne äußere Hilfe mußte sie sodann über die besprochenen oder berührten Gegenstände kurze Kompendien ausarbeiten. An diesen Abenden wurde sie auch von dem Vater, in die Welt der Politik eingeführt, um die Prinzessin auf ihre neue hohe Stellung, fern von dem gewohnten Leben in gänzlich fremder Umgebung vorzubereiten.

Nicht oft geschieht es, daß eine Königstochter mit so warmen und ungeheuchelten Beweisen allgemeiner Teilnahme aus ihrem Geburtslande scheidet, als es bei der jungen Prinzessin Viktoria der Fall war.

Am 2. Februar 1858 traten die Neuververmählten ihre Reise nach dem Continent an.

Nach dem zärtlichen Abschied vom Vaterhause fuhren die Scheidenden im offenen Wagen, begleitet von dem Vater Prinz Albert und dem ältesten Bruder, dem Prinzen von Wales, überall von den herzlichsten Zurufen der Bevölkerung begrüßt, über den Strand, durch die City auf den Weg nach Gravesend.

Das Wetter war rauh, es fiel Schnee, als sie London verließen; trotzdem harrte ihrer eine zahllose Menschenmenge, und am Bahnhofe begrüßte sie eine Ehrengarde vor einem Triumphbogen. Durch diesen bewegte sich der Zug durch einen Teil der alten Stadt zum Landungsplatz hinab. An den Kreuzwegen waren Ehrenpforten mit den Inschriften: „Lebe wohl, holde Rose von England!“ „Wir geben sie in Deinen Schutz.“ Alle Straßen waren mit Flaggen und Blumengewinden verziert, und am Landungsplatze war eine Halle weit in's Meer hinaus mit 1200 Sitzplätzen gebaut. In dieser wurde den Neuvermählten eine Adresse und der letzte Blumenstrauß überreicht, dann ging die Prozession, die Stadtbehörden voran, nach der Ufertreppe, 26 Bürgermädchen gingen neben dem fürstlichen Paare her und streuten Blumen auf den Weg, bis sie das Dampfschiff bestiegen. Die Prinzessin war so tief bewegt, daß sie gleich in ihre Kabine ging und nicht mehr sichtbar wurde, während Prinz Friedrich Wilhelm noch eine Weile auf dem Deck blieb, um den am Strande Bleibenden zu danken. Wohl eine halbe Stunde lag das Schiff am Landungsplatze, so lange dauerte der Abschied des Vaters und der Verwandten von der Prinzessin. Während dieser Pause umschwärmten zahllose Bote und kleine Dampfer die Königliche Yacht.

bis die Schaufelräder derselben sich in Bewegung setzten. Da krachten die Geschütze von Tilbury Fook und den benachbarten Höhen; — die Yacht fuhr langsam dahin, um bald in Schneewolken zu verschwinden. Bald hatten die Neuvermählten die erste Gefahr zu bestehen, indem ihr Schiff in dem Schneegestöber an ein Lichterschiff anrannte, ohne sich jedoch zu beschädigen. Aber sie konnten erst am 3. Februar des Sturmes wegen die Mündung des Flusses verlassen und kamen am selben Tage nach Antwerpen, wo sie von König Leopold, dem Herzog von Brabant und dem Grafen von Flandern begrüßt und nach Brüssel geleitet wurden.

An der preußischen Grenze bei Herbesthal wurden die Neuvermählten im Namen des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Graf Redern am 4. Februar begrüßt, des Mittags auf dem Bahnhof in Aachen von Vornehmen der Rheinprovinz.

In den Städten Köln, Braunschweig, Minden, Magdeburg, in denen Rast gemacht wurde, herrschte Jubel des Volkes. Glänzende Festlichkeiten, Vorstellungen der Behörden, der Jungfrauen, der Sängerchöre.

Am 6. Februar traf Prinz Friedrich Wilhelm, und seine Gemahlin in Potsdam ein, wo der Königliche Vater, Prinz Wilhelm in freudiger Rührung den glückstrahlenden Sohn, die anmutige Schwiegertochter auf der Bahn mit seinen Brüdern zuerst bewillkommnete, während Prinzessin Augusta, die Königliche Mutter und alle anderen Familienglieder die Neuvermählten im Marmorsaal des neuen Palais erwarteten.

Der Einzug der hohen Neuvermählten in Berlin am 7. Februar gestaltete sich zu einem Triumphzug im wahren Sinne des Wortes.

Es würde den Rahmen meines Werkes überschreiten, wollte ich jenen Einzug näher schildern, welcher um die Mittagsstunde von Schloß Bellevue das junge fürstliche Paar nach dem Schlosse trug, durch eine Feststraße, die im hellsten Sonnenschein prangte, auf welcher am Pariser Platz der Oberbürgermeister Krausnick eine Ansprache hielt — und nicht endende, weithinschallende Hochrufe der jubelnden Bevölkerung — die von beiden Seiten eine lebende Mauer bildeten, das hohe Paar feierten. Dem Einzuge folgte eine Festwoche, in welcher auch die Deputationen aller Städte und Behörden ihre Huldigungen darbrachten. Als die der Professoren in lateinischer Sprache das hohe Paar begrüßte, sagte Prinz Friedrich Wilhelm: „Meine Gemahlin versteht lateinisch, sie hat es mit ihren Brüdern gelernt!“

Nicht lange währte es, da erfuhr man, daß Prinzessin Viktoria, ganz dem Beispiel ihrer Königlichen Mutter folgend, die Zügel ihrer Hauswirtschaft selbst in die Hand genommen, und als die hoffnungsreiche Zeit erschien, in welcher an die Einrichtung einer Kinderstube gedacht werden mußte, trat der praktische Sinn, das eingehende Verständnis der Prinzessin für die Bedürfnisse des neuen Weltbürgers recht in den Vordergrund. Mit fürsorglicher Liebe traf sie selbst alle Vor-

bereitungen und erwählte selbst die Personen, welche zur Pflege und Umgebung ihres Erstgeborenen bestimmt wurden. Daß dabei vertraute, bewährte Dienerinnen aus der Heimat vorgezogen wurden, wer wollte es der jungen Frau verdenken? Doch war die Wiegefrau eine Deutsche. Auch ihr Heim suchte sie nach dem in ihrem Vaterlande einzurichten. In dem stattlichen Palast unter den Linden, welcher dem Kronprinzlichen Paar erbaut worden war, schmückte Prinzessin Viktoria ihre liebsten Wohnräume mit den Büsten ihrer verehrten Eltern und mit vielen Gegenständen, die sie an England mahnten. Auch anderen Gewohnheiten des lieben Vaterhauses blieb die Kronprinzessin treu, wenn dieselben auch zuweilen gegen das strenge preußische Hofceremoniel verstießen. Die stolze Britentochter würde sich von keinem Ceremonienmeister, von keiner Oberhofmeisterin haben wehren lassen, irgend einen erheiternden Scherz zu veranstalten oder sich selbst um die kleinlichen Sorgen des Haushaltes wie eine Bürgerin zu kümmern.

Am 27. Januar 1859 wurde das erste Kind der Kronprinzessin geboren, ein Knabe, welcher am 5. März desselben Jahres auf den Namen Friedrich Wilhelm Viktor Albert von Preußen getauft wurde.

Wohl hatte die Königin von England für den jungen Prinzen eine Wiege gesandt, aber die Großeltern hatten es nicht vermocht, dem feierlichen Taufakte beiwohnen und ihren ersten Enkelsohn begrüßen zu können.

Der größte Schmerz für die junge Mutter war wohl, ihren teueren Vater nicht mehr vor seinem allzu frühen und überraschenden Tode am 14. Dezember 1861 wiedersehen zu können, einmal weil sie wieder hoffnungsvoll der Geburt ihres zweiten Kindes entgegensah, dann aber auch, weil sie nicht so schnell benachrichtigt werden konnte.

Noch zu ihrem Geburtstage, wenige Wochen vor seinem Tode hatte sie am 21. November den letzten Brief von der Hand des geliebten Vaters erhalten. Sie war seit längerer Zeit leidend, und die Königin, so wie Prinz Albert waren in Sorge um ihre Gesundheit. Da schrieb er an sie:

„Windsor-Castle 19. Nov. 1861.

Möge sich Dein Leben, das so schön begonnen hat, so weiter ausdehnen zum Glück für Andere und zur Zufriedenheit Deines eigenen Gemütes. — Wahre, innere Glückseligkeit kann nur gefunden werden in dem wirklichen Bewußtsein des Strebens für gute und nützliche Ziele. Erfolge hängen von dem Segen ab, den der Höchste unsrem Streben verleiht. Möge dieser Erfolg Dir nie mangeln, und möge Dein äußeres Leben aufhören, Dich durch seine Stürme zu verletzen, auf welche mein trauriges Herz so oft mit schaudernder Furcht blickt. — — — Ohne die Grundlage der Gesundheit ist es unmöglich, etwas Tüchtiges zu vollbringen. Das furchtbare Ereignis in Portugal steht in seinen schroffen Umrissen vor unseren Augen. Daher sorge, daß Du Dich schonst, so daß Du in Zukunft fähig bist, mehr zu leisten.“ —

Die Königliche Tochter befolgte die väterlichen Ratschläge. Die liebevolle, sorgsame Erziehung, die sie selbst erhalten, suchte sie, mit weiser Strenge gepaart,

jetzt an ihren Kindern zu üben, die wohlthuende Atmosphäre des traulichen Familienlebens auch in ihrem Hause zu verbreiten, wobei sie durch die weltbekannte Liebenswürdigkeit ihres hohen Gemahls in jeder Beziehung unterstützt wurde.

Am Hofe freilich erregte die ungezwungene Natürlichkeit der Kronprinzessin oft Anstoß, da sie sich in das steife Ceremoniel nicht zu fügen vermochte, doch blieb sie mit Energie ihren Grundsätzen und Ansichten treu, wenn sie dadurch auch manche Unannehmlichkeit zu erleiden hatte.

1860 wurde dem Kronprinzenpaar seine erste Tochter, Charlotte, 1862 Prinz Heinrich, 1864 Prinz Sigismund, 1866 Prinzessin Viktoria, 1868 Prinz Waldemar, 1870 Prinzessin Sophie und 1871 Prinzessin Margarethe geboren.

Je mehr sich die Kinderstube mit kleinen Menschen füllte, desto ernster erfaßten die fürstlichen Eltern deren Pflege und Erziehung. Neben der Fülle der Liebe herrschte konsequente Strenge. Kronprinzessin Viktoria waltete im Hause und unter ihren Kindern fürsorglich in allen Anordnungen, welche deren körperliche und geistige Pflege anbelangte. Die Kleidung der Kleinen wurde unter ihrer Aufsicht zugeschnitten, die Nahrung nach ihrer Angabe zubereitet, und ebenso überwachte die fürsorgliche Mutter die geistige Nahrung, den Unterricht der Kinder, wie ihre Spiele. Oft am Tage machte die Kronprinzessin, (dieses wurde sie nach Friedrich Wilhelm IV. Tode 1861), einmal mindestens täglich der Kronprinz die Runde durch die Kinderzimmer. Nicht allein zwischen Eltern und Kindern, sondern auch zwischen den Ersteren und den Erziehern und Erzieherinnen der jungen Prinzen und Prinzessinnen herrschte ein lebhafter Verkehr. Der Kronprinz und die Kronprinzessin wohnten oft selbst in frühen Morgenstunden dem Unterrichte bei, und am Schluß jeden Semesters fand eine Prüfung der Kinder vor ihnen statt. Die strenge, geregelte Hausordnung, die in der Familie unseres fürstlichen Paares von jeher herrschte, kann jedem Bürgerhause zum Muster der Einfachheit und Sparsamkeit dienen. Bald nach ihrer Hochzeit, so erzählt man sich, war es der Fürstin befremdlich, daß die Hausmädchen im Volantkleid und Doppelscheitel Besen und Schippe führten, um die Zimmer zu reinigen. Eines Morgens ließ sie dieselben zu sich kommen, beschenkte jede mit einem einfachen, braunwollenen Kleide und einem weißen Häubchen, indem sie sagte, dies sei das passende Kostüm zur Hausarbeit, wie sie es wünsche. Für die Knaben begannen die Lehrstunden im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr, um 9½ Uhr waren die schwierigsten Lehrgegenstände bereits erledigt. Dann kam das Familienfrühstück, dem eine Zeit der Erholung und des Spiels folgte. Nun begann der Unterricht von Neuem bis 1 Uhr, nach diesem wurden Spaziergänge bis 3 Uhr gemacht, und dann zwei Stunden dem Lernen gewidmet. In Potsdam wurde um 2 Uhr, in Berlin um 5 Uhr das Mittagsmahl eingenommen und danach der weitere Unterricht eingeteilt. Einige Lehr- und Uebungsstunden nahmen die Schwestern gemeinschaftlich mit den Brüdern, z. B. Zeichnen, Reiten, Tanzen.

Eine ganz besondere Freude gewährte es der thätigen Fürstin, als der

Königl. Schwiegervater ihr das Kronfideikomiß Bornstädt bei Potsdam zum Eigentum schenkte, welches durch eine schattige Landstraße mit dem Garten des neuen Palais verbunden ist, in welchem der Kronprinzliche Haushalt während der Sommermonate geführt wurde. In pietätvoller Erinnerung an ihre Eltern, welche der Landschaft ein hohes Interesse zuwandten und in Osborne als die „guten Pächtersleute“ galten, welche die Wirtschaftstätten selbst beaufsichtigten und mit allen Arbeitern freundlich verkehrten, waltete und schaltete auch die Kronprinzessin als einfache Landherrin, der Kronprinz als liebenswürdiger Gutsherr auf diesem Besitz inmitten eines anmutigen Familienlebens. So hat das fürstliche Paar einen von Natur gerade nicht besonders bevorzugten Ort nicht allein zu einem der angenehmsten Sommerfrischen, sondern zu einer Musterlandwirtschaft gestaltet und gefiel sich hier im tüchtigen Schaffen, im rein menschlichen Verkehr mit den schlichten Landleuten, denen jede Hülfe gewährt wurde, der sie bedurften! Und welch einen das Gemüt bildenden Einfluß übte dieser Sommeraufenthalt auf die fürstlichen Kinder, die neben dem glanzvollen Hofleben das bäuerliche Landleben kennen lernten, im Verkehr mit der Natur blieben und dem Thun und Treiben der ländlichen Arbeiter nicht fremd sind.

Prinz Wilhelm und Prinz Heinrich wurden auf das Gymnasium nach Kassel geschickt. Schwer ward es ihnen nicht, mit den Kameraden aller Stände zu verkehren, denn das hatten sie auf ihrem Gute Bornstädt gelernt, wo die Prinzen während einer Reise ihrer Eltern nach England sogar mit ihren Erziehern in einem Amtshause wohnten, um sich, wie die fürstliche Mutter sagte, an Einfachheit und Einschränken zu gewöhnen. Auch bei den alljährlichen Kinderfesten in Berlin und Potsdam, vorzugsweise aber in Bornstädt, verkehrten die Kronprinzlichen Kinder mit denen aller andern Stände, was einen besonderen Reiz für sie hatte.

In dem Heiligtum ihres Hauses pflegte die Kronprinzessin von Beginn an, wie es ihr edler Vater gethan, die Künste, besonders Malerei und Skulptur. „Meine Frau versteht Alles!“ pflegte der Kronprinz oft zu sagen, indem er deren vielseitiger Begabung und Bethätigung ihres schöpferischen Triebes im praktischen, wie im Kunstleben huldigte.

Am preußischen Hofe ist die Liebe für die Kunst den Frauen eigen. Die verewigte Kaiserin Augusta und ihre Schwester, Prinzessin Karl, vortreffliche Blumenmalerinnen, zeigten sich als echte Töchter des kunstsinnigen Weimar. Die Frau Großherzogin Louise von Baden und die Prinzessin Friedrich Karl übten mit Vorliebe die Malerei. Unsere Kronprinzessin fand daher sympathische Anregung in dem fürstlichen Familienverbande.

Die Talente der Königstochter von England gingen weit über den Dilettantismus hinaus. Sie ließ sich ihre Ateliers in den Räumen der Paläste herrichten, wo sie unter Leitung des Professors Hagen zuerst arbeitete. Später besuchte die Kronprinzessin ungezwungener Weise die Ateliers unserer Berliner Meister, besonders die der beiden Begas, Oskar, des Malers und Reinhold des

Bildhauers, wo die hohe Fürstin bald als Schülerin Studien machte, bald von ihnen gemalt und modelliert wurde.

Doch allzuoft seit dem Jahre 1864 wurde der Frieden und die gesegnete Arbeit dieses Fürstenhauses durch den Kriegsruf unterbrochen, welcher den Kronprinzen aus dem traulichen Kreise der Familie — auf das Schlachtfeld rief. In dem Vorkampfe, welcher der berühmten Schlacht bei Düppel voranging, erhielt unser Kronprinz die Feuertaufe.

Zwei Jahre später, als Gouverneur von Schlesien ernannt, sollte er berufen sein, diese herrliche, zur Zeit bedrohte Provinz zu schützen. Mit welch widerstreitenden Gefühlen mag der edle Fürst sich der Notwendigkeit gefügt haben, den Bruderkrieg zu führen!

Zum Glück währte die peinliche Ungewißheit, das Hangen und Bangen, den Vater in Gefahr zu wissen, im „Daheim" des Kronprinzen nicht lange. Der überraschend schnelle Sieg bei Königgrätz machte dem deutsch-österreichischen Kriege ein Ende und führte unseren Kronprinzen der Heimat zu.

Aber ach, des Helden und Siegers wartete hier eine harte Probe männlichen Mutes. Während er selbst im Schlachtengetümmel der Todesgefahr entgegengesehen und ihr glücklich entgangen war, hatte die Kronprinzessin am Bette ihres Söhnchens Sigismund in Angst und Sorge geweint, gebetet, gewacht und ihm die sorgsamste Pflege gewidmet, da dieser schwer erkrankt war. Vergebens! der Todesengel erkor sich das Opfer — die Mutter mußte ihr Kindlein hingeben, ehe noch der Vater heimgekehrt war. Die Königin Augusta eilte ihrem Sohne bis Breslau entgegen, um ihm schonend die Schmerzenskunde zu bringen.

Auf den Krieg folgten vier glückliche Friedensjahre, in welchen es dem Kronprinzlichen Paare vergönnt war, sich den süßen Freuden des Familienlebens hinzugeben; in diese fällt auch die Geburt des Prinzen Waldemar am 10. Februar 1868, welche mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Vorher aber mußten die Gatten sich noch einmal um eines der schönsten Friedenswerke willen trennen, als Kronprinz Friedrich Wilhelm zur Eröffnung des Suezkanals nach Egypten ging, nachdem beide Gatten eine Reise nach Italien und Paris gemacht hatten. In dem Leben des Kronprinzen nimmt diese Orientreise einen hervorragenden Platz ein.

Die Kronprinzessin hatte am 14. Juni 1870 einem lieblichen Mägdelein das Leben geschenkt, dessen Taufpathin die unvergleichlich edle, geliebte Schwester der Kronprinzessin, die Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt wurde.

Die kleine Prinzessin, welche die Namen: Sophie Dorothea Ulrike Alice erhielt, war noch keinen Monat alt, als düstere Wolken den politischen Horizont verdunkelten, die sich in den Kriegswettern von 1870 und 1871 zwischen Deutschland und Frankreich entluden und veranlaßten, daß die kaum genesene junge Mutter den teuren Gatten wieder in den Krieg ziehen lassen mußte, diesmal um viele Monate schweren Bangens die Trennung zu ertragen.

Aber dem voranleuchtenden Beispiele der Königin Augusta folgend, fand

auch die Kronprinzessin während des nun folgenden furchtbaren Krieges ein Feld gesegneter Thätigkeit in der Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger. Der Aufruf, den die fürstliche Frau damals erließ, zeigt, daß die englische Königstochter sich nun Eins fühlte mit dem deutschen Volke. Er lautete:

„Noch einmal ruft das Vaterland seine Söhne zu den Fahnen, um für seine heiligsten Güter, für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit, zu kämpfen. Ein Feind, den wir nicht verletzten, mißgönnt uns die Früchte unserer Siege, die Vollendung des großen nationalen Werkes in friedlicher Arbeit und Entwicklung. Verhöhnt und beleidigt in dem, was ihm am teuersten ist, strömt das ganze Volk — wir haben kein anderes — zu den altbewährten Waffen, um den eigenen Herd, um die Seinen zu schützen. Tausende von Frauen und Kindern sind auf lange Zeit ihrer Ernährer beraubt. Die Sorgen des Herzens, welche sie belasten, können wir ihnen nicht nehmen; wohl aber sind wir im Stande, sie von äußerer Not zu befreien. Glänzend haben die Deutschen in allen Teilen der Welt ihre Vaterlandsliebe bewiesen, als sie angerufen wurden, dankbar die Leiden jenes Kampfes zu lindern den wir vor Kurzem zum glücklichen Ende geführt. Wohlan denn! Möge wiederum freie Liebesthätigkeit Alle vereinen, um die Angehörigen derer vor Entbehrungen zu schützen, welche Gesundheit und Leben für uns hinzugeben bereit sind. Spenden wir schnell und reichlich, damit die Streiter für das heilige Recht unseres Landes mit dem tröstenden Gedanken in den Kampf ziehen, daß das Schicksal ihrer Lieben treuen Händen anvertraut ist.

Viktoria, Kronprinzessin.

Während des Krieges übte die Kronprinzessin ihre Liebesthätigkeit in der Krankenpflege in den Spitälern zu Wiesbaden und Homburg. Dem letzteren stand Miß Florence Lees vor, eine Schülerin der Miß Nithingale. Als im Jahre 1876 die Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen in Brüssel stattfand, erhielt die deutsche Kronprinzessin die goldene Medaille für eine von ihr ausgestellte Lazaretbaracke. Helfend, ratend und tröstend sah man die hohe Frau in ihrem erweiterten Kreise wirken.

Von Sieg zu Sieg führten der Heldenvater Wilhelm, sein Sohn Friedrich Wilhelm und sein Neffe Friedrich Carl die deutsche Armee. Der entscheidenden Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons folgte die Kapitulation von Metz. Dieses große Ereignis nach der so schweren Belagerung beging König Wilhelm durch einen feierlichen Akt, indem er den Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl zu General-Feldmarschällen ernannte.

Bis zum 14. März blieb der Kronprinz auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich.

Die Kaiserproklamation am 18. Januar hat auch dem preußischen Königssohne die Anwartschaft auf den deutschen Kaiserthron gegeben und seine verantwortliche Stellung erweitert, indem auch ihm fortan das gemeinsame, vereinigte Deutschland an's Herz gelegt wurde.

Am Abend des 16. Juni 1871 umstand das jauchzende Volk den Kaiserpalast und das Kronprinzenpalais Unter den Linden. Alle wollten „unseren Fritz“ sehen, der an der Spitze der siegreichen Truppen zu der geliebten Familie der teuren Heimat wiedergekehrt war.

Endlose Hoch's ertönten, als sich der tapfere Held auf dem Balkon zeigte, an der Seite der Kronprinzessin, das jüngste Kind auf dem Arme, umgeben von allen seinen Kindern.

Nun begann wieder für unser hohes Fürstenpaar im Genusse des Friedens das schöne, erhebende Familienleben, das im kommenden Jahre durch die Geburt einer kleiner Prinzessin noch erweitert wurde. Dies frohe Ereignis wurde besonders festlich dadurch begangen, daß der Kronprinz Humbert und seine Gemahlin Margaretha von Italien kamen, um als Paten der Taufe der kleinen Prinzessin beizuwohnen. Die geschichtlichen Ereignisse der letzten Jahre hatten Italien und Deutschland zu innigen Verbündeten gemacht, und durch diesen Besuch am deutschen Kaiserhofe sollten auch die persönlichen Beziehungen noch inniger befestigt werden.

Feenhafte Feste wurden im kronprinzlichen Palais bei dieser Veranlassung veranstaltet.

Indessen wuchsen die älteren Kindern heran, geleitet von vortrefflichen Lehrern, Erziehern und Erzieherinnen. Nur einige von ihnen wollen wir hier nennen: Miß Archer und Miß Byng, die bereits beide verstorben, deren Letztere Nachfolgerin Miß Green wurde, die Obergouvernante Mademoiselle de Perpigna, Frl. Poppe, Mademoiselle Bujard. Die vortrefflichen Erzieher der Prinzen waren die Professoren Dr. Delbrück und Dr. Hinzpeter.

Auch nach den berauschenden Siegesjahren hat der Haushalt unseres Kronprinzen den Charakter der Einfachheit und der Regelmäßigkeit beibehalten. Die Kinder hatten in den hohen Eltern das herrlichste Beispiel, wie eine ideale Richtung sich mit verständnisvoller Praxis des Lebens vereinigen läßt, und daß die erste Fürstentugend, eine humane Gesinnung, allein geeignet ist, die Liebe des Volkes zu erwerben.

Die Kronprinzessin, die jetzige Kaiserin Friedrich, ist auch der Frauenwelt ein leuchtendes Vorbild geworden, in ihrer harmonischen Weise, häusliches, künstlerisches und humanes Wirken zu vereinigen.

Die Frauenbewegung hat in der Kronprinzessin eine hülfsbereite Vertreterin gefunden. Unter ihrer hohen Protektion gedieh der Letteverein für Frauenbildung und -Erwerb und erreichte eine Verzweigung von Anstalten, welche die verschiedensten Ansprüche der weiblichen Berufsbildung zu befriedigen suchen und die Sittlichkeit heben, indem sie bestrebt sind, den Frauen immer neue Erwerbsquellen zu eröffnen, für welche sie vorbereiten. Die Schulen für Setzerinnen, für Handel und Industrie, die Fortbildungs- und Dienstbotenschule sind stets Objecte besonderer Teilnahme für die Kronprinzessin gewesen, sie besuchte stets deren Prüfungen und Ausstellungen und berief oft die Vorsitzende des Vereins, Bericht zu erstatten. Ebenso förderte sie das Heimatshaus für Töchter höherer Stände, das unter ihrem Proktorat steht.

Eine der segensreichsten Anstalten, welche unter dem Schutze der Frau Kronprinzessin errichtet worden, ist das von Miß Archer (Siehe Biogr. von Miß Archer S. 229) begründete Viktoria-Lyceum, welches eine Pflegestätte ge-

diegener Bildung schuf, in einer Zeit, wo die Hörsäle der Universitäten in Deutschland der weiblichen reiferen Jugend noch immer ganz verschlossen sind.

Im Jahre 1868 sandte die Kronprinzessin Dr. Schwabe nach England, um die Entwickelung der dortigen Kunstindustrie und die Mittel zu ihrer Förderung zu studieren. Zurückgekehrt von dort, veröffentlichte er ein Buch darüber mit einem Hinweis auf die Verwertung seiner Studien für die Kunstindustrieschule im Berliner Gewerbemuseum, das bis dahin ein Privatunternehmen war, untergebracht in den unscheinbaren Räumen eines Hauses in der Georgenstraße. Die Methoden daselbst wurden verbessert: das Gesehene, die Vorlagen sollten von den Schülern schnell erfaßt und wiedergegeben werden. Die Vorlesungen behandelten jetzt nicht mehr einzelne Gegenstände, sondern wurden zu Cyklen zusammenhängender Vorträge mit Experimenten und Anschauungsmaterial. Das Handelsministerium begann sich dafür zu interessieren und errichtete nach dem Muster der Berliner Anstalt ähnliche Institute in größeren Industriestädten Preußens. Neue Erwerbungen wurden mit dem alten Besitzstande, der viele direkte Gaben des kronprinzlichen Paares enthielt, vereinigt, der Staat bewilligte große Geldsummen und Schenkungen aus anderen Besitztümern. 1879 forderte die Kronprinzessin die Professoren Lessing und Ewald auf, sie auf ihrer Reise nach England, kunstgewerblicher Studien halber, zu begleiten, und endlich am 21. November 1881 hatte sie die hohe Freude, das Prachtgebäude in der Königgrätzerstraße dem Publikum als „Deutsches Gewerbemuseum“ zu eröffnen.

Kaiser Wilhelm zeigte durch die Wahl des Eröffnungstages, dem Geburtstag der Kronprinzessin, daß er den Anteil verkünden wollte, den die Prinzessin seit vierzehn Jahren der Hebung der deutschen Kunstindustrie im allgemeinen und dem Gewerbemuseum im besonderen durch Rat und That bewiesen hatte. Jahr aus, Jahr ein hatte die hohe Frau dieser ihrer Lieblingsschöpfung das wärmste Interesse entgegengebracht; sie war es, welche die Verbindung mit der ersten derartigen Anstalt, dem Kensington-Museum in London, nicht nur vermittelte, sondern stets aufrecht erhielt.

Die umfassendste und harmonisch organisierte Fürsorge widmete die Kronprinzessin der Gesundheitspflege der Kinder aus dem Volk und der Erziehung der weiblichen Jugend in den von ihr beschützten Vereinen für Volkserziehung und Gesundheitspflege, an denen ihr hoher Gemahl denselben innigen Anteil nahm. Dieselben umschließen die Viktoria-Fortbildungsschule für Mädchen, unter der Oberleitung der Frau Präsidentin Henschke, die Ferienkolonien und das Pestalozzi-Fröbelhaus, Steinmetzstraße 16, gegründet 1873, ins Leben gerufen und geleitet von einer Großnichte Fröbels, Frau Henriette Schrader. Nach der Idee der beiden Pädagogen, deren Namen das Haus trägt, sollte hier die ganze Volksbildung, harmonisch alle Gebiete umfassend, gepflegt werden. Volkskindergarten mit Vermittlungs- und Elementarklasse, Knaben-Arbeitsschule, Mädchen-Strick- und Haushaltungsklasse, Mittagstisch für arme Kinder, Seminar zur Aus-

bildung Pestalozzi-Fröbelscher Erzieherinnen, Kochschule und Viktoria-Mädchenheim, nebst billigem Pensionat für die Schülerinnen.

Der Zweck des 1875 begründeten Vereins für häusliche Gesundheitspflege ist: Förderung der Reinlichkeit und gesundheitlicher Lebensweise, häusliche Armen-Krankenpflege, Versorgung der ärmeren Klassen mit guter Milch und Bädern zu sehr mäßigen Preisen, Ferienkolonien u. s. w. waren die Ziele desselben. Eine namhafte Summe aus der eigenen Kasse, 170 000 M. von der Spende zur silbernen Hochzeit und 120 000 M., bei gleicher Gelegenheit von der Stadt Berlin überreicht, bildeten das Grundkapital des Vereins, der sich jetzt über ganz Berlin ausbreitet und seine segensreiche Thätigkeit in allen Bezirken der Stadt durch Komitees ausübt. Ferienkolonien, Rekonvaleszentenhäuser, Kinderheilstätten, Soolbäder für Kinder, Polikliniken für Frauen und Kinder, Badeanstalten, Milchversorgungsanstalten, Kinder-Bewahranstalten, Volkskindergärten und das Viktoriahaus sind aus dieser Wirksamkeit hervorgegangen. Dieses letztere, seit 1883 bestehend, hat erst das höchste Ziel des Vereins, die häusliche Gesundheitspflege der ärmeren Volksklassen möglich gemacht — die Thätigkeit der Viktoriaschwestern unter den Armen der Stadt in Gemeinschaft mit den Ärzten, Geistlichen und Armenpflegerinnen stetig zugenommen. Häusliche Krankenpflege, Pflege in den städtischen Krankenhäusern, in der Königlichen chirurgischen Klinik, in der Universitäts-Frauenklinik, im Seehospiz zu Norderney, in den Rekonvaleszentenhäusern zu Blankenburg und Heinersdorf, Teilnahme an dem freiwilligen Militär-Sanitätsdienste, Ausbildung von Johanniterinnen sind die Aufgaben des Viktoriahauses, das zu Ende des Jahres 1890 über hundert Pflegerinnen als Mitglieder zählte — das sind die Früchte des Vereins.

Unter dem Protektorate der Kronprinzessin wurde auch die Pensionskasse für Lehrerinnen und Erzieherinnen begründet. Zu der reichen Zahl der Stiftungen, über welche Kaiserin Friedrich schon als Kronprinzessin, vereint mit ihrem Gemahl, das Protektorat übernommen hatte, gehören: die Friedrich-Wilhelm-Viktoria-Landesstiftung für Ausstattung von Brautpaaren aus dem Handwerker- und Militärstande, die Baruch Auerbach'sche Erziehungsanstalt jüdischer Waisenkinder, Viktoria- und Friedrich-Wilhelmstiftung für hülfsbedürftige Handlungsdiener u. a. m.

Ich kehre nun zum Familienleben des ersten deutschen Kronprinzen zurück.

Nachdem Prinz Wilhelm kurz vor Vollendung seines 18. Lebensjahres das Abiturientenexamen in Kassel abgelegt und sein fürstlicher Vater ihn in das 1. Garderegiment von Potsdam eingeführt hatte, bildeten sein Abgang nach der Universität Bonn und die Abreise des Prinzen Heinrich nach Kiel, um seine seemännische Laufbahn auf dem Kadettenschiff Niobe zu beginnen, tief ergreifende Abschnitte im Leben der Eltern.

Kaum ein Jahr später führte das so jugendfrische Kronprinzenpaar die

älteste Tochter Charlotte zum Traualtar, um sie mit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen zu vermählen. Am gleichen Tage und zu gleicher Stunde wurde die Vermählung der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, Elisabeth, mit dem Erbprinzen von Oldenburg begangen.

Nach den Tagen des Sonnenscheins und der Freude sammelten sich schwere Wolken des Trübsals an dem Familienhimmel des Kronprinzenpaares, welche auf Jahre hinaus das Gemüt dieser edlen Fürsten erschütterten.

Die dunklen Zeiten begannen mit den Attentaten am 11. Mai und 2. Juni 1878 auf Kaiser Wilhelm.

Dann folgten die so traurigen tief erschütternden Nachrichten aus Darmstadt, wo die Diphteritis die ganze Großherzogliche Familie ergriffen hatte und erst das jüngste Kind, dann Großherzogin Alice, die vielgeliebte Schwester der Kronprinzessin Viktoria, der furchtbaren Krankheit *) erlegen waren. Aber die entsetzliche Diphteritis forderte noch ein, dem Herzen des Kronprinzenpaares am nächsten stehendes, Opfer.

Während der rauhen Märzstürme von 1879 erkrankte an der grauenvollen Krankheit der hoffnungsvolle Prinz Waldemar. Ehe noch die Umgebung die nahe Gefahr ahnte, schlummerte er in die Ewigkeit hinüber.

Nun entbehrten die Kronprinzlichen Eltern recht schwer den damals auf dem Meere dahinfahrenden fernen Sohn Heinrich; besonders die Frau Kronprinzessin war in tiefste Trauer versenkt.

Fort von der Unglücksstätte, fort aus dem ceremoniellen Treiben des Hofes trieb es die unglückliche Mutter. In der Natur, dieser ewigen Versöhnerin aller menschlichen Schmerzen, suchte sie mit ihrem Gatten und den Kindern Trost. — Nach Italien, nach dem lieblichen Pegli, zog die Familie des Kronprinzen und dort suchten die Trauernden wieder Erhebung und Ruhe, um zu ihren unabänderlichen Pflichten heimkehren und ihrer schmerzlichen Stimmung Herr werden zu können. —

Die Geburt des ersten Enkelkindes am 12. Mai 1879, eine Tochter der Prinzessin von Meiningen, war die erste Freude, welche das tiefgebeugte Gemüt des Kronprinzenpaares hatte.

Und wahrlich, jetzt galt es, die Trauer um die Dahingeschiedenen in des Herzens tiefsten Raum zu verschließen, denn bei der Heimkehr erwartete das Kronprinzenpaar die seltene Feier der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares, und mit diesem, die ganze Nation erhebenden, Freudenfeste begann sich auch wieder der Himmel für unser geliebtes Fürstenpaar zu lichten, und in milder Wehmut lösten sich die Gefühle des Andenkens an die nie vergessenen, ewig geliebten Dahingeschiedenen auf.

Den Herbst und Winter 1879 bis in den Frühling 1880 hinein verbrachte

---

*) Siehe Biogr. der Großherzogin Alice, die nach der von Kaiserin Friedrich folgt.

die Kronprinzessin mit dem Teil der Kinder, die noch im elterlichen Hause weilten, in dem ihr während der Trauer lieb gewordenen Pegli, wo sie in stiller Abgeschiedenheit der Kunst lebte.

Mehrmals während ihres dortigen Aufenthaltes besuchte sie der hohe Gemahl, der mit seinem weltberühmten wohlthuenden Humor und seinem leutseligen Wesen sich Aller Liebe erwarb, die in seine Nähe kamen. In den ersten Monaten des Jahres 1880 verlebte die Kronprinzessin eine für ihr kunstliebendes Wesen höchst anregende Zeit in Rom, von wo auch ein Ausflug nach Neapel gemacht wurde.

Wenige Tage nach der Rückkehr des Kronprinzenpaars, welche am 21. Mai 1881 in Berlin anlangten, wurde die Verlobung des ältesten Sohnes, des Prinzen Wilhelm, mit Prinzessin Auguste von Schleswig-Holstein gefeiert, ein Bund nach dem Herzen der Eltern, welche mit der Familie der liebenswürdigen Prinzessin seit vielen Jahren ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen hatten, das bis in die Studienzeit des Kronprinzen reichte, der mit dem Prinzen Friedrich, dem Vater der Braut, welcher im Januar 1881 gestorben war, und mit Christian von Schleswig-Holstein, dessen Bruder, stets in den innigsten Beziehungen gestanden, dadurch noch befestigt, daß Herzog Christian die Schwester der deutschen Kronprinzessin, Helene von Großbritannien, heimgeführt hatte.

Am 27. Februar 1881 wurde bereits die Vermählung des Prinzen Wilhelm und seiner anmutsvollen Braut begangen, deren Pracht und Herrlichkeit lebhaft und unvergessen in dem Andenken der Zeitgenossen fortlebt.

Die Geburt des ersten Enkelsohnes am 6. März 1882 und das Fest der Silbernen Hochzeit 1883 bildeten neue Sprossen den Lebenslauf des Kronprinzenpaares glücklich zu gestalten, an dem die deutsche Nation den innigsten Anteil zeigte. Es wurden dem Jubelpaar 800 000 Mark von einem Centralcomitee zur Verfügung gestellt; die Summe wurde wohltätigen Zwecken gewidmet und außerdem spendete das Jubelpaar den Armen der Stadt Berlin 10 000 Mk.

Vier Jahre später begann die Tragödie, die mit dem all zu frühen Tode des Kaisers Friedrich endete.

Bis zum Jahre 1887 hatte Kronprinzessin Viktoria mit ihrem Gemahl abwechselnd ihren Aufenthalt in Deutschland, Italien und England genommen. Im Frühling 1887 begann der deutsche Kronprinz über Heiserkeit zu klagen. Nachdem er noch an der Feier des 90. Geburtstages seines Kaiserlichen Vaters freudig teilgenommen, stellte sich ein quälender Husten ein, gegen den eine Kur in Ems vom 14. April bis 21. Mai nichts half. Eine Operation, welche die Aerzte für notwendig hielten, unterblieb. Die ganze kronprinzliche Familie reiste nach England zum 50jährigen Regierungsjubiläum der Königin von England.

Das waren die letzten frohen Tage der fürstlichen Familie.

Das Hinzuziehen des englischen Arztes Mackenzie, — der Aufenthalt in Toblach, wo der Zustand des unglücklichen Fürsten sich noch verschlimmerte, dann

der wohlthuendere in Baveno am Lago Maggiore, wo ein zurückgezogenes Leben im engsten Familienkreise geführt wurde, nur geteilt von dem deutschen Leibarzt, dem Assisten des englischen Arztes, drei Herren und zwei Damen vom Hofe — waren Zeiten der Angst und schmerzlichen Sorge, welche nicht allein von der deutschen Nation, sondern von der ganzen gebildeten Welt geteilt wurden.

Im November desselben Jahres erklärten die Aerzte die Krankheit des Kronprinzen für unheilbar.

Wer vermöchte zu schildern, was Kronprinzessin Victoria in jenen bangen Monaten litt, wo sie den geliebten Gemahl, unter vielfachen Operationen, die entsetzlichsten Schmerzen mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen sah! Die Familie siedelte nach San Remo über, wo sie die Villa Zirio bezog.

Im Januar besuchte der Großherzog und die Großherzogin von Baden den teuren Kranken in San Remo, — aber wie furchtbar traurig endete dies Wiedersehen, da jenes Fürstenpaar telegraphisch an das Totenbett ihres vor wenigen Tagen noch blühenden Sohnes Ludwig gerufen wurden.

Bange Monde schlichen der Kronprinzlichen Familie in der Villa Zirio in San Remo dahin. Eine scheinbare Besserung trat ein, der hohe Patient erging sich mit seinem Arzt im Garten, als am 9. März die erschütternde Kunde von dem Tode des greisen Kaisers und Königs Wilhelms, seines erlauchten Vaters zu ihm drang. Es war 9 Uhr Vormittags, als ihm ein Trauertelegramm überreicht wurde, das die Aufschrift hatte: „An Sr. Majestät den Deutschen Kaiser Friedrich Wilhelm". Zwar war der kranke Fürst vorbereitet, daß der eingetretene Schwächezustand des Kaisers einen ernsten Ausgang fürchten ließ, dennoch erschütterte und bewegte ihn die Kunde so sehr, daß er das Telegramm uneröffnet auf die Platte zurücklegte.

Kaiserin Viktoria öffnete und las die Depesche.

Alsbald ward die Abreise nach der Heimat zugerüstet und schon am andern Morgen, den 10. März verließ das Kaiserpaar mit den Prinzessinnen Töchtern San Remo, um gen Deutschland zu fahren.

In San Pier d'Arena begrüßte König Humbert von Italien den geliebten Freund aufs herzlichste — tief ergriffen über Kaiser Friedrichs hoffnungslosen Zustand. In München wurden die hohen Reisenden von der Königin Mutter von Bayern empfangen. In Leipzig wohin sie Abends 7 Uhr gelangten, fanden sie das Ministerium ihrer wartend. Fürst Bismarck stieg zuerst in den Salonwagen Kaiser Friedrichs um ihm und seiner Gemahlin seine Huldigung darzubringen und auf der Weiterfahrt nach Berlin Vortrag zu halten.

Welch ein trauriger Einzug des Kaiserpaars in die Residenz.

Es war 11 Uhr Abends als sie am Ziel waren. Heftiges Schneegestöber wirbelte in die Luft und die Erde war in ein weißes Leichentuch gehüllt. Auf dem Bahnhof Westend, eine gute Stunde von Berlin, unweit des Charlottenburger Schlosses harrte dicht gedrängt eine Menschenschaar, um den geliebten

Kaiser Friedrich zu erwarten. Alles war von Sorge erfüllt. Schwerkrank vom sonnigen Süden — nach dem nordischen Winter, — welche Folge mußte dieser Wechsel dem Leidenden bringen? — Erhaben war der Moment, als der Liebling des Volkes nun ankam und ein stürmisches Hoch ihn willkommen hieß. Er aber und seine hohe Gemahlin zogen sich in das Innere des Charlottenburger Schlosses zurück. — Es ward dem Sohne nicht mehr vergönnt an die Bahre des erlauchten Vaters zu treten, — dessen Leiche eine Stunde später aus dem Kaiserpalast in den Dom hinüber geführt wurde.

Einen Tag später, am 12. März, wurde die Nation von dem Erlaß des Kaisers Friedrich begrüßt.

Noch einmal schien die Hoffnung den fürstlichen Dulder neu zu beleben. Am 28. März machte er den ersten Spaziergang im Schlosse zu Charlottenburg am Charfreitag besuchte er seine trauernde Mutter in der Reichshauptstadt.

Innigen Anteil nahm er an der Freude der Kaiserin, seiner Gemahlin, als diese am 24. April den Besuch ihrer Mutter der Königin von England empfing, und auf seinen Wunsch wurde die Vermählung des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen-Darmstadt beschleunigt. Trotzdem die Krankheit den edlen Körper immer mehr verwüstete, bezwang sich Kaiser Friedrich und wohnte der in der Schloßkapelle zu Charlottenburg vollzognen Trauung seiner Kinder bei. Wenige Tage später, am 31. Mai erfolgte die Verlegung des Hoflagers vom Charlottenburger Schloß nach „Friedrichskron“, wie der Kaiser das ehemals „Neue Palais“ unweit Wildparkstation bei Potsdam nannte. Auf dem Dampfer Alexandria ging die Fahrt die Spree hinab bis zum Havelstrom und auf diesem nach Potsdam. Von der Landungsstelle aus fuhr der Kaiser mit seiner Gemahlin in sein Königliches Geburtshaus, — das nun in wenigen Wochen sein Sterbehaus wurde. Entsetzlich ist die Erinnerung an jene Trauerzeit, wo der Aerztezwist über des Kaisers Krankheit, bis an sein Lager drang, — wo er still und stumm litt und trotz aller ärztlichen Bemühungen und der hingebenden Pflege seiner Gemahlin am 15. Juni seinen Leiden erlag.

Mit demselben Heldenmute, mit dem er dem Schlachtentode entgegengeschaut und seit Monaten gelitten, mit dem gleichen Gottvertrauen, das er stets bewiesen, harrte er auf seinem Marterbett des letzten Augenblicks.

Kein Klagelaut kam über seine Lippen, bis zum Tode getreu jenem Worte, das er seinem Sohne und Nachfolger, Kaiser Wilhelm an's Herz legte: „Lerne leiden ohne zu klagen!“

Am 13. Juni sah er noch wenige Minuten den König von Schweden an seinem Lager, am 14. den Reichskanzler Fürst Bismarck. Mit dem Ausdruck dankbaren Vertrauens erfaßte er die Hand des eisernen Ratgebers der Krone, hielt sie längere Zeit in der seinen und nahm die Rechte der Kaiserin Viktoria, die er in die des Kanzlers legte.

Es war dieser Schmerzenstag der 18. Geburtstag seiner Tochter, der Prinzessin Sophie.

Unweit dem Zimmer — in dem er einst zum Leben wachgerufen — hauchte Kaiser Friedrich seinen letzten Seufzer aus.

Kaiserin Viktoria, die während der langen, schweren Leidenszeit kaum von der Seite des teuern Gatten gewichen und ihm eine unermüdliche treue Pflegerin war, bewahrte nach seinem Tode eine heldenmütige Standhaftigkeit. In ihren Armen war der Kaiser entschlafen. An die Kaiserin Augusta, die damals in Baden weilte, ließ sie folgendes Telegramm übermitteln:

„Um Deinen einzigen Sohn weint Diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, — mit Dir arme Mutter! keine Mutter besaß solchen Sohn. Sei stolz und stark in Deinem Kummer! Er ließ Dich noch heute grüßen. Viktoria.

Seit jenen Trauertagen sind drei Jahre dahin geschwunden, indem ich diese Skizze schreibe.

Die trauernde Witwe wählte den Namen ihres teuren, vielbeweinten Gatten und nannte sich fortan Kaiserin Friedrich! Es war dies nicht allein ein Liebesopfer, sondern eine Verheißung, daß die erhabene Frau im Sinne des Dahingeschiedenen Werke der Menschenliebe und der Gemeinnützigkeit, die sie bis dahin mit ihm beschützt und gefördert hatte, auch weiterhin üben und sein Leben, Wollen und Wirken gleichsam fortsetzen wolle.

Im August 1888 verließ Kaiserin Friedrich Berlin, begab sich nach Koburg-Gotha, von dort nach Schottland und später nach Kiel zu ihren Kindern Prinz Heinrich und Prinzessin Irene, im Oktober kehrte sie nach Potsdam — und in ihr Schloß nach Berlin zurück. Hier wurde ihr am 18. Oktober durch eine Deputation der Stadtbehörden zum bleibenden Andenken an Kaiser Friedrich eine Stiftungssumme von 500 000 Mark überreicht, deren Verwendung ihrer Bestimmung anheimgegeben. Sie überwies dieselbe im Juni 1890 dem zu dieser Zeit eingeweihten Kaiser und Kaiserin Friedrich Krankenhause.

Im Dezember 1888, als Kaiserin Friedrich in England weilte, besuchte sie die Kaiserin Eugenie in Farnborough. Welch ein Zusammentreffen dieser beiden unglücklichen Frauen, so verschieden in Charakter und — Schicksal — und doch beide trauernd um verlornes Lebensglück!

Der erste Sonnenstrahl im Witwenleben der Kaiserin Friedrich war die Verlobung der Prinzessin Sophie mit dem griechischen Thronfolger; deren Vermählung war die erste Festlichkeit, der sie im November 1889 in Athen beiwohnte. Auch Kaiser Wilhelm hatte sich zur Hochzeitsfeier seiner Schwester nach Griechenland begeben.

Im Jahre 1890 besuchte Kaiserin Friedrich ihre Tochter in Athen, um ihr nach der Geburt ihres ersten Kindleins zur Seite zu stehen. Kurze Zeit nach der Heimkehr verlobte sich Prinzessin Viktoria mit dem Prinzen zu Schaum-

burg-Lippe, die Vermählung wurde am 19. November 1890 begangen. Zu der Feier kam auch die Kronprinzessin von Griechenland und Prinz Heinrich mit seiner Gemahlin. So sieht Kaiserin Friedrich, beglückt als Mutter auf ihre Kinder. Wird auch die Trauer um ihren unvergeßlichen Gemahl einen Schleier der Wehmut auf all ihre Lebensfreude werfen, so blickt sie mit dem Hochgefühl mütterlichen Stolzes auf ihren Sohn, den deutschen Kaiser Wilhelm II., der so jung und plötzlich auf den Thron berufen, in der kurzen Zeit verstanden hat, alle Schwierigkeiten zu überwinden, nach außen und innen dem großen Vaterland den Frieden zu geben und zu erhalten, selbst über den Parteien stehend, das Staatsschiff mit weiser Hand zu lenken, ein echter Sohn seiner hochherzigen Eltern sich die Liebe der ganzen Nation zu erwerben.



Alice Maud Mary

Großherzogin von Hessen und bei Rhein.

Geboren 1843, gestorben 1878.

Großherzogin Alice war das Ideal der echten Weiblichkeit; sie zeigte durch ihr Beispiel die so oft bezweifelte Thatsache, daß eine Frau bis zur Hingabe des eignen Lebens die Pflichten der Liebe erfüllen könne im Hause als Tochter, Gattin und Mutter und dennoch den offenen Sinn und die unermüdliche Kraft zu bethätigen vermag für das Gemeinwohl und zur Abhülfe der Leiden in der Gesellschaft. Ihr Wesen bedeutete vollendete Harmonie im Wollen und Thun für die höchsten menschlichen Ziele des Lebens in der Familie und in der Außenwelt.

Dem Leben einer solchen Frau und Fürstin gebührt ein Denkmal im Herzen der Zeitgenossen und der späteren Geschlechter. Ihr Bild kann nicht oft genug wachgerufen und in weiteste Kreise getragen werden.

Alice Maud Mary, Prinzessin von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen, geboren am 25. April 1843 im Buckingham-Palast zu London, ist das dritte Kind und die zweite Tochter der Königin Viktoria von England und ihres verewigten Gemahls, des Prinzen Albert.

Die glücklichen Kinderjahre der Prinzessin habe ich bereits in den Lebensbildern der Königin von England und der Kaiserin Friedrich geschildert.

Durch den Vater und die Großmutter, sowie durch die frühe Verheiratung der Prinzessin Royal Viktoria mit Kronprinz Friedrich Wilhelm stand auch Prinzessin Alice in innigster Beziehung mit Deutschland. Oft hatte sie ihre Großmutter, die Herzogin von Kent, eine geborene Fürstin von Sachsen-Koburg-Gotha in deren deutscher Heimat besucht, die nun auch die ihrige werden sollte, als sie am 30. November 1860 sich mit Prinz Ludwig von Hessen und bei Rhein, dem ältesten Sohn des Bruders des regierenden Herzogs, verlobte.

Wenige Monate nach ihrer Verlobung stand Prinzessin Alice mit ihren Eltern am Sterbebette der hochverehrten und geliebten Großmutter, der Herzogin



ALICE
GROSSHERZOGIN VON HESSEN-DARMSTADT.

von Kent. Diesem, die Familie schwer treffenden Todesfall, folgte aber der härteste Schlag, der sie treffen konnte.

Die fürstlichen Verlobten hatten den Herbst 1861 mit den Eltern und Geschwistern in Balmoral verlebt, von wo größere und kleinere Ausflüge unternommen wurden. Es war eine Zeit, von welcher Königin Viktoria in ihrem Tagebuch mit Entzücken spricht, denn die paradiesische Schöne von Balmoral mit Park und Garten, war dem schöpferischen, künstlerisch geläuterten Sinn des Prinzen Albert zu danken.

Aber kaum war die königliche Familie nach Windsor Castle zurückgekehrt, da erkrankte Prinz Albert am Typhus, dem sein durch übermäßige Thätigkeit zerstörtes Nervensystem nicht zu widerstehen vermochte.

Prinzeß Alice pflegte mit der tiefgebeugten Mutter den geliebten Vater. Sie wich nicht von seinem Lager, sie sorgte für ihn mit jener Hingabe an die Krankenpflege, die sie später so oft und aufopfernd bethätigte.

Am 14. Dezember 1861 starb der in Wahrheit angebetete Mann und Vater, Prinz Albert, dessen segensreiches Wirken ein unvergängliches Bild nachahmungswürdiger Tugenden ist.

Prinzessin Alice litt furchtbar unter diesem Verlust. Ihre um einige Monate hinausgeschobene Trauung fand am 1. Juli 1862 zu Osborne in aller Stille statt. Eben so still und prunklos war der Einzug der Neuvermählten in die neue Heimat Darmstadt, wo der Tod der regierenden Großherzogin seine Schatten auf das Leben am dortigen Hofe und in die junge Ehe warf.

Die veränderten Verhältnisse, in welche Prinzessin Alice an der Seite ihres Gemahls trat, machten sich für beide zunächst dadurch geltend, daß ihnen ein einfach bürgerliches Wohnhaus neben dem Palais der Eltern angewiesen wurde. Das häusliche, organisatorische Talent der Fürstin offenbarte sich bei dieser Gelegenheit in energischer Weise.

Mit jeder Arbeit vertraut, wußte sie die kleinen, ungenügenden Räume bald behaglich und anmutig zu gestalten und mit dem Comfort eines englischen Haushalts auszustatten; aber ihr Leben richtete sie nach den herrschenden deutschen Lebensgewohnheiten. Dennoch wurde die ungenügende Wohnung Anlaß, daß sie die ersten Jahre ihrer Ehe zum großen Teil mit dem Gemahl in England verlebte, wofür allerdings am meisten bestimmend der Wunsch der Königin von England war, welche die Tochter vorerst noch nicht entbehren wollte. So wurde auch das älteste Kind, die Prinzessin Viktoria, am 5. April 1863 zu Windsor Castle geboren, während die zweite Tochter, Prinzessin Elisabeth, am 1. November 1864 in Darmstadt zur Welt kam. Hier, wo dem fürstlichen Paare ein Palais erbaut worden war, entfaltete sich ein glückliches Zusammenleben, eine heitere Geselligkeit, eine liebenswürdige Gastfreundschaft; von hier aus gingen Anregungen aus, welche für das Wohl des engeren und weiteren Vaterlandes, wie für Wissenschaft und Kunst epochemachend werden sollten.

Der gemeinnützige Sinn der Prinzessin hatte sich schon vor 1866 kund gethan, indem sie die Begründung einer Idiotenanstalt veranlaßte.

Da brach der Krieg aus; Prinz Ludwig war mit in's Feld gezogen. Trübe und allein weilte die Prinzessin im Palais. Sie konnte sich nicht mit beteiligen an der Sorge für die Verwundeten, denn am 11. Juni 1866 gab sie ihrem dritten Kinde, der Prinzessin Irene, das Leben.

Aber bald nach dem Friedensschluß faßte sie mit Begeisterung den Gedanken, die Frauenthätigkeit, welche sie während des Krieges kennen zu lernen Gelegenheit hatte, auch während des Friedens für die Krankenpflege und die Gemeinnützigkeit zu gewinnen.

Schon im folgenden Jahr im Winter 1867 trat nach vielen mühevollen Verhandlungen und Vorarbeiten, an denen die Prinzessin Alice den hervorragendsten Anteil hatte, der Alice-Verein für Krankenpflege in's Leben.

Zugleich wurde die Aufmerksamkeit der Prinzessin auf die Frauenbewegung gelenkt, die in diesen Jahren einen mächtigen Aufschwung nahm und für die sie sofort ein klares Verständnis und ein warmes Herz hatte.

Die Aufgabe, welche die junge Frau sich fortan stellte, zum Wohle ihres Geschlechtes und zum Segen des Landes die Frauenkräfte fruchtbar für das allgemeine Wohl zu machen, sie von dem Bann der Gewohnheit und hergebrachten Vorurteile zu befreien, wurde ihr aber wahrlich nicht leicht durchzuführen. Waren ihr doch die Hände durch Rücksichten der verschiedendsten Art gebunden. Aber was sie für recht und heilsam erkannt hatte, das brachte sie auch zu Ende. Energisch und tapfer ging sie auf ihr Ziel los, keine Anstrengung scheuend, vor keiner Schwierigkeit zurückbebend, und wie ihrem verewigten Vater im Baron Stockmar ein treuer Freund und Helfer zur Seite stand, so hatte das Geschick seiner ihm so ähnlichen Lieblingstochter auch eine hochbegabte Freundin, eine unermüdliche Mitarbeiterin in Luise Büchner gegeben.

Mit dieser tüchtigen, umsichtigen Gefährtin, zu welcher noch eine zweite Helferin in der Person der Frau Geh. Ober-Konsistorialrat Strecker trat, und mit einer Anzahl gleichgesinnter Frauen aller Stände förderte die edle Fürstin ihre Vereinsthätigkeit nach allen Seiten.

Am 25. November 1868 gab Prinzeß Alice ihrem ältesten Sohn, dem jetzigen Erbgroßherzog Ludwig, das Leben.

Während Prinz Ludwig mit dem preußischen Kronprinzen der Eröffnung des Suezkanals beiwohnte, vereinigten sich im Winter 1869 Prinzessin Alice und Kronprinzessin Viktoria zu einem Aufenthalt in Cannes. Als endlich der Uebermut der Franzosen den Krieg unvermeidlich machte, empfand Prinzessin Alice mit Stolz, die Frau eines deutschen Prinzen und Soldaten zu sein.

Am 26. Juli 1870, als sie auf der Landstraße von ihrem geliebten Gatten Abschied genommen hat, schreibt sie ihrer Mutter: „Das Gefühl der Einmütigkeit und Einigkeit, welches allen Parteihader vergessen läßt, erfüllt einen mit Stolz auf den deutschen Namen!“

Der Verein zur Krankenpflege, dessen Zweigvereine sich allmälig über das Großherzogtum erstreckten, bewährte sich während des Kriegsjahres ungemein segensvoll. Er hatte bereits eine Anzahl tüchtiger Pflegerinnen ausgebildet, die ihrer Thätigkeit in den Lazaretten übten. Prinzessin Alice hatte es durchgesetzt, daß die Ausbildung und Beteiligung am Verein ohne einseitige kirchliche Beimischung geschah, vielmehr war die Hilfe und der Beitritt von Mitgliedern und Lernenden aller Konfessionen willkommen.

Prinzessin Alice trat selbständig überall helfend ein. Wie sehr die Zeitverhältnisse und die Schwere des Krieges sie belasteten, äußert sich wieder aus den Briefen an ihre Mutter: „Ich sehe und rieche nichts anderes als Wunden." Und ein andermal schrieb sie: „Das Elend ist überall groß. Ich helfe, wo ich kann. Die zwei Verwundeten im Hause kosten so viel, wie alles Uebrige zusammen; aber so lange ich durch Sparen Anderen helfen kann, muß ich es thun, obgleich ich jetzt thatsächlich nichts übrig habe!"

Inmitten dieser Sorgen und Kümmernisse genaß die Prinzessin am 7. Oktober eines zweiten Knaben, während ihr Gemahl mit seiner Division vor Metz stand. Das Kind erhielt den Namen Friedrich Wilhelm. In kurzer Zeit wieder hergestellt, widmete sich die Prinzessin von Neuem der Fürsorge für die Verwundeten und Kranken. Sie war die erste in den Spitälern, reichte selbst den Leidenden Erfrischungen und legte, wo es Not that, einen Verband an.

Bei der Kunde vom Abschluß des Waffenstillstandes schreibt sie an Königin Viktoria: „Jetzt, wo Aussicht auf Frieden und der Kampf augenblicklich vorüber ist, fühle ich eine förmliche Abspannung meiner Nerven, nach der Ueberanstrengung, welcher sie ganze sechs Monate unterzogen waren. Ich kann mir kaum vorstellen, wie es sein wird, wenn mein geliebter Louis wirder zu Hause ist — die Freude wird groß sein."

Am Schlusse des Jahres 1870 weilte sie eine kurze Zeit in Berlin, von wo ein Brief an ihre Mutter die Sehnsucht nach ihrem Gatten lebhaft zeigt „Gestern kam Feldmarschall Wrangel zu mir mit den Worten: „zu gratulieren, daß Ihr Mann ein Held ist und sich so tapfer geschlagen hat!" Ich bin sehr stolz auf all das, aber ich bin zu sehr Weib, um nicht vor Allem seine glückliche Heimkehr zu ersehnen." Auch diese kam. Das glücklich wieder vereinigte Paar folgte der Einladung des Kaisers, dem Einzug der Truppen beizuwohnen.

Die Drangsale des Krieges waren vorübergezogen, der Gemahl aus dem Felde heimgekehrt, das deutsche Reich war aufgerichtet, aber die kräftige Gesundheit der Prinzessin hatte doch gelitten, und sie ging zu ihrer Wiederherstellung mit allen Kindern in ein Seebad und von da nach England und in's schottische Hochgebirge. Schon rüstete sich die Familie zur Heimkehr, da erkrankte Prinz von Wales, wie vor zehn Jahren genau um dieselbe Zeit sein Vater am Typhus, und wieder schwebte der Todesengel über dem englischen Königshause und drohte, ein in vollster Jugendkraft stehendes Glied desselben in sein dunkles Reich zu entführen. Wieder bewährte sich die Prinzessin als ausgezeichnete

Krankenpflegerin und zugleich als die treueste Schwester, die liebevollste Tochter, als Halt und Stütze für die trostlose Königin und die verzweifelnde Prinzessin von Wales. Und dieses Mal ward ihrer Hingebung der schönste Lohn: der Prinz genas.

Mit dem Bewußtsein, ihre Schwesterpflicht in vollstem Umfange erfüllt zu haben, von der Liebe und Dankbarkeit Englands getragen, kehrte die Prinzessin nach Deutschland zurück.

Hier nahm sie ihre Vereinsthätigkeit mit neuer Lust wieder auf und hatte, während sie sich mit Ernst, Liebe und Verständnis der Pflege und Erziehung ihrer Kinder widmete, von denen die beiden jüngsten, die Prinzessinnen Alix und Marie, in den Jahren 1872 und 1874 geboren wurden, das regste Interesse für Alles, was auf den Gebieten der Kunst und Litteratur, wie auf denen der Volkswirtschaft und Humanität geschah.

Auch an dem Alice-Verein für Frauenbildung und Erwerb, dessen Protektorin die Prinzessin war, nahm sie den lebhaftesten Anteil. Er stand unter Leitung von Luise Büchner, die sich als Hauptaufgabe zunächst stellte, den Handarbeitsunterricht obligatorisch und systematisch in die weibliche Volksschule einzuführen, was ihr auch gelang.

Das Alice-Lyceum, welches während der Wintermonate Vorträge über allgemein wissenschaftliche Gegenstände den Frauen und Mädchen darbot, war das dritte Werk unter dem Protektorat der Prinzessin Alice.

Diese folgte mit regem Interesse dem Laufe der Weltbegebenheiten, pflegte das Studium der Geschichte und nahm Teil an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit.

Im Herbst 1868 wurde David Strauß auf den Wunsch der jugendlichen wißbegierigen Prinzessin, derselben vorgestellt, nicht ohne Einwendungen des einsamen Gelehrten.

Strauß schreibt über die erste Begegnung mit der Prinzessin Alice in seinen litterarischen Denkwürdigkeiten: „Des Umgangs mit Großen gänzlich ungewohnt, fühlte ich mich doch dieser Dame gegenüber gleich von Anfang an wie in einem vertrauten Elemente. Die freundliche Natürlichkeit des Entgegenkommens, die Helle des geistigen Verständnisses gleicht Alles aus.“ Die Besuche wiederholten sich und die jedesmal stundenlangen Unterhaltungen waren „Quellen der wohlthätigsten Anregung und Erfrischung für beide Teile.“ Strauß trieb damals Voltairestudien. Die Prinzessin erfuhr davon, sie wünschte, Strauß möchte ihr aus dem Manuskript vorlesen. Es sollte anfänglich ein erlesener Zuhörerkreis den Vorträgen beiwohnen, doch erkrankte der Gemahl der Prinzessin an Diphteritis, wodurch dieser Plan vereitelt wurde. „Sie bat mich zu sich — schreibt Strauß — sofern ich mich vor Ansteckung nicht fürchte, und eröffnete mir dann, da sie sich nun für Wochen so einsam sehe, so würde es ihr von besonderem Werte sein, wenn ich mich geneigt finden ließe, für meine Vorträge über Voltaire mit ihr allein als Publikum vorlieb zu nehmen. Dazu war ich sehr gern bereit.“ In

sieben Stunden wurde das Manuskript vorgelesen, wobei sich der Vortragende „durch die immer gleiche lebendige Aufmerksamkeit“ seiner Zuhörerin „belohnt sah.“ Als Strauß sein Buch für den Druck vorbereitete, hegte er den Wunsch, dasselbe der Prinzessin zu widmen, aber er wollte auch nicht aus Rücksicht auf deren hohe Stellung seiner freimütigen Teilnahme für den herkömmlich verdammten Voltaire, der ihm da und dort sogar noch nicht weit genug gegangen zu sein schien, Zwang anthun.

Die „Pflicht der Diskretion“ schien es ihm zu verbieten, bei der Prinzessin die Erlaubnis zur Widmung nachzusuchen, und so gedachte er in das für sie bestimmte Exemplar die Dedikation, wie man sie jetzt gedruckt auf dem zweiten Blatte des Buches liest, handschriftlich einzuzeichnen. „Mittlerweile ging einerseits der Druck der Schrift“, — berichtet Strauß weiter in seinen litterarischen Denkwürdigkeiten — andererseits der freundliche Verkehr mit der Prinzessin fort, die eines Tages in der ihr eigenen liebenswürdigen Art der Empfindung Ausdruck gab, wie viel sie in den zwei Jahren unseres Umganges mir an Klärung ihrer Einsichten und Festigung ihrer Grundsätze schuldig geworden.“ Mit „aufrichtiger Ueberzeugung“ hob Strauß dagegen hervor, wie „erfrischend und anregend“ ihr Verkehr auf ihn gewirkt und wie er „die Lust und den Mut“ zu seiner Arbeit über Voltaire ihr verdanke. „Es wäre hübsch, wenn Sie mir das Buch widmen würden“, erwiderte darauf die Prinzessin. Er machte nun seine Bedenken geltend, er wollte ihr die Aushängebogen bringen, damit sie den Prinzen „auf die bedenklichsten Partien aufmerksam machen und beide ihren Entschluß fassen könnten.“ Am 11. Juni 1870, nachdem er Tags zuvor die zusammengehefteten Druckbogen eingereicht, erhielt er sie bereits mit folgendem Billet zurück: „Verehrter Herr Professor! Mit Dank schicke ich Ihnen den Voltaire zurück. Mein Mann hat gestern Abend das 5. Kapitel durchgesehen und findet nicht, daß sein Inhalt maßgebend sein kann, um die Dedikation zu unterlassen. Der Wert, der für mich darin liegt, die Dedikation des Buches anzunehmen, welches so teure Erinnerungen für mich in sich birgt, wird stets größer sein, als irgend Unannehmlichkeiten, die möglicherweise daraus für mich entstehen könnten. Alice.“

Die Beziehungen zu Strauß zeigen, wie frei die religiösen Anschauungen der Prinzessin waren; in den Briefen an ihre Mutter bekundet sie inniges Gottvertrauen und christliche Ergebung in den Willen Gottes, aber „ihre Ueberzeugungen auf diesem Gebiete waren Schwankungen ausgesetzt.“ Sie hatte mit theoretischen Zweifeln „jahrelang herzhaft zu ringen“, wobei „persönliche Einflüsse, ernste und schwere Erlebnisse von entscheidender Einwirkung waren.“ Nach dem Tode ihre Sohnes (1873) ging eine Veränderung in ihren Gefühlen vor. Nachdem Zweifel an Gott sie gequält, brachte der tägliche Verkehr mit einem schottischen Geistlichen eine solche Wandlung ihrer religiösen Empfindungen hervor, daß sie fortan zum Pietismus neigte und sich mit religiösen Büchern umgab.

Die Prinzessin verkehrte viel mit der verstorbenen Kaiserin von Rußland,

welche alljährlich in Jugenheim den Sommer zu verbringen pflegte, sie rühmt an ihr die zärtliche Liebe zu ihren Kindern und die „religiöse, wahrhaft ergebene Art der Anschauung großer Trübsale“; sie hatte Kinder sehr gern und liebte es, zugegen zu sein, wenn Prinzeß Alice ihre Kleinen badete.

Die Prinzessin selbst liebte den „Kinderkultus“ nicht; das beständige Gespräch mancher Frauen über die eigenen Kinder war ihr unerträglich. Sie hielt es für besser, die Kinder nicht beständig um sich zu haben. Die Kinder sollen selbstlos, unverdorben und genügsam sein. „Daß sie in meinem Leben eine hervorragende Stelle einnehmen, als es oft in unsern Familien der Fall ist, kommt daher, daß ich nicht im Stande war, genug Personen verantwortlicher Art anzunehmen, welche sie immer beaufsichtigt hätten: aus diesem Grunde bleiben viele Dinge ungeschehen, wenn ich sie nicht thue, und sie würden darunter leiden. Ich gehöre gewiß von Natur nicht zu den Frauen, welche vor allem Weib sind, aber die Verhältnisse haben mich gezwungen, Mutter in des Wortes wahrer Bedeutung wie in jeder anderen Familie zu sein und mußte mich dafür einschulen — ich versichere es Dich, denn dazu waren viele kleine Selbstverleugnungen notwendig.“ Ein ander Mal schrieb sie: „Ich fühle ganz dasselbe wie Du, hinsichtlich der Verschiedenheit des Standes und wie es vor allem für Fürsten und Fürstinnen von Wichtigkeit ist, zu wissen, daß sie nicht besser als Andere sind, noch höher als Andere stehen, es sei denn kraft eigenen Verdienstes und daß ihnen nur die doppelte Pflicht obliegt, für Andere zu leben und ihnen ein Beispiel zu geben, gut und bescheiden zu sein — und ich hoffe, meine Kinder werden so heranwachsen.“ In einem anderen Briefe: „Sehr richtig sagst Du, welch ein Fehler auf Seiten der Eltern es ist, ihre Töchter nur mit dem wesentlichen Ziel, sich zu verheiraten, aufzuziehen. Es soll dies ein hervorragender Zug in der englischen Erziehung der höheren Klassen sein. Es soll mein Bestreben werden, meine Mädchen aufzuziehen, ohne daß sie dies als den einzigen Gegenstand für die Zukunft suchen, und daß sie fühlen, ihr Leben ebenso gut auf andere Weise ausfüllen zu können. Eine Heirat um der Heirat willen ist gewiß der größte Mißgriff, den eine Frau machen kann. Ich weiß, welch ein alles beherrschendes Gefühl das der Hingebung an die Eltern ist; so lange als ich im elterlichen Hause war, erfüllte es meine ganze Seele, und es ist auch jetzt noch in einem hohen Grade der Fall, und Heimweh hört auch nach noch so langer Abwesenheit nicht auf.“

Unter den letzten Briefen der Großherzogin ist auch ein Schreiben an den neuen Erzieher des Erbgroßherzogs, in welchem sie demselben mitteilt, wie sie ihren Sohn erzogen zu sehen wünschte. Er solle werden: „ein Edelmann im vollsten Sinne des Wortes, ohne Prinzendünkel, bescheiden, unegoistisch, hülfreich, mit jenen Eigenschaften, welche vor allem die englische Erziehungsmethode zu entwickeln strebt: Pflichtbewußtsein, Ehrgefühl und Wahrheitsliebe und der Achtung vor Gott und dem Gesetz, die allein wahrhaft frei machen.“

Im Herbst 1872 fand der Verbandstag deutscher Frauenbildungs- und Erwerbvereine in Darmstadt statt. Dieser wurde von der hohen Protektorin der

Darmstädter Vereine in zuvorkommendster Weise aufgenommen. Bemüht, wo es irgend anging, eine Vereinigung und Verständigung ihrer alten und neuen Heimat zu vermitteln, hatte die Prinzessin hervorragende englische Philanthropinnen dazu eingeladen, unter ihnen die auch nun heimgegangene Miß Carpenter und Miß Oktavia Hill, deren Buch über Armenpflege später in Alicen's Auftrage in's Deutsche übersetzt und von ihr selbst mit einer Vorrede versehen ist. Die englischen Damen wohnten im Palais, den übrigen Delegirten bereitete die Prinzessin in echt weiblicher und wahrhaft fürstlicher Weise einen Empfang, der Allen unvergeßlich bleiben wird. Sie und ihr Gemahl öffneten ihnen die Säle ihres Palais und hießen sie daselbst als Gäste willkommen; in langen Privatunterredungen unterhielt sich die Prinzessin mit den Einzelnen über das, was erreicht sei und was erstrebt werden könne und müsse, und dann führte sie Bevorzugte in ihre Kinderzimmer und ließ sie einen Blick in ihr schönes, harmonisches Familienleben thun. Bei den Verhandlungen war sie die aufmerksamste Zuhörerin. Sie verließ sie nur in den Pausen, um alsdann ihre Mutterpflicht an der erst wenige Monate alten Prinzessin Alix zu üben, denn auch darin diente sie, gleich ihrer Schwester, der Kronprinzessin des deutschen Reichs, den deutschen Frauen zum Vorbild, daß sie ihre Kinder selbst nährte.

Bei Veranlassung des Verbandstages war auch mir das unvergeßliche Glück zu Teil geworden, die edle Fürstin persönlich kennen zu lernen.

Ihre äußere Erscheinung war fein, von einer gewissen Zartheit, elastisch und dabei hoheits- und würdevoll in jeder Bewegung. Bei aller natürlichen Ungezwungenheit, mit der sie Jedermann begegnete, verleugnete sie doch nie die Fürstin. Ihr Gespräch war lebhaft, rasch von einem Gegenstand zum andern übergehend, immer auf ernsthafte, redenswerte Dinge gerichtet

Sie führte mich nach einem längeren Gespräch, in dem sich bekundete, wie unterrichtet sie von allen Frauenbestrebungen unserer Zeit war, in ihre Kinderstube. Das jüngste Baby, die erst viermonatliche Alix, lag lieblich und schön in einem auf einer Bank stehenden Tragekorb.

„Sie erstaunen, daß mein Kind keine Wiege hat: Es muß mir allnächtlich in's Schlafzimmer getragen werden, da ich es selbst nähre, da wäre eine Wiege unbequem!“ so sagte die liebenswürdige fürstliche Mutter.

Auch die anderen Kinder wurden uns gezeigt. Das Herz ging Einem auf, wenn man diesen prächtigen Kinderkreis gesund, einfach und natürlich erzogen, sich um die blühende Mutter schlingen sah, wenn man überall hörte, welch herzlicher, liebevoller Ton in dieser fürstlichen Familie herrschte.

Und gerade einer solchen Mutter, solchen Eltern sollte der qualvollste Schmerz nicht erspart werden.

Im Jahre 1873, als die Prinzessin Alix krank danieder lag und die Wärterin einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, kletterte das dreijährige Söhnchen Friedrich Wilhelm, ein munteres Kind, aufs Fensterbrett und stürzte vor den Augen der entsetzten Mutter aus dem Fenster.

Der schreckliche Verlust dieses Kindes war eine furchtbare Prüfung für die pflichttreue Mutter.

Aber weit davon entfernt, sich ihrem Schmerz zu überlassen, widmete sich die edle Frau ohne Ermüden den wohlthätigen, und die Interessen des weiblichen Geschlechtes fördernden, Instituten.

Dabei suchte sie selbst, oft unerkannt, die Hütten der Armen auf, und es war nicht selten, daß sie bei Wöchnerinnen und Kranken, denen sie Erfrischungen brachte, Liebesdienste verrichtete, wie vornehme Frauen sie kaum im eignen Hause leisten.

Ihr Wahlspruch war: Man sollte keinen Tag vorüber gehen lassen, ohne an der Seele eines Menschen gearbeitet zu haben, ohne ihm auf den rechten Weg zu helfen!

Im Vereinsleben hatte sie Anfangs gegen viele Vorurteile zu kämpfen, namentlich da sie jede Verbindung religiöser Strenggläubigkeit mit den Werken der Nächstenliebe entschieden zurückwies. Die Wahrhaftigkeit hielt diese charaktervolle Frau für ganz unerläßlich für edle Bestrebungen. Sie war der Lüge wie dem Scheine gleich Feind in jeder Form. Darin kannte sie keine Rücksicht auf Rang und Herkunft. Ueberhaupt anerkannte sie persönliche Tüchtigkeit, ernstes Streben und frische Thatkraft, wo sie dieselbe antraf, und ließ ein freies unerschrockenes Wort gelten und duldete begründeten Widerspruch. So hatte auch sich zwischen der Prinzessin Alice und ihrer treuen Gehülfin Luise Büchner, dieser tapferen Vorkämpferin für Fortbildung und Erwerbsthätigkeit der Frauen ein freundschaftliches Verhältnis gestaltet, aus dem manche tüchtige Anregung hervorging.

1877 starb der Großherzog Ludwig III., und der Gemahl der Prinzessin wurde Großherzog.

Ein harter Schlag war es wie für die gesamte Frauenwelt auch für die Großherzogin Alice, als die geistvolle, scharfdenkende Luise Büchner am 28. November 1877 starb.

Tief ergriffen wohnte die Großherzogin der Leichenfeier im Trauerhause bei. Ach, Niemand ahnte wie so bald die edle Fürstin selbst dem Leben entrissen werden sollte.

Am 8. November 1878 erkrankte Prinzessin Viktoria an Diphtheritis; trotz aller Vorsichtsmaßregeln wurden mit Ausnahme der Prinzessin Elisabeth, welche aus dem Palais entfernt worden war, die übrigen Kinder und der Großherzog angesteckt. Vor keiner Krankheit hatte die sonst so mutige Großherzogin solche Furcht wie vor dieser; sie leitete jedoch, unterstützt von Krankenwärterinnen, die Pflege selbst. Am 16. November starb die jüngste Prinzessin, die vierjährige Maria, und die Großherzogin mußte sie, den eigenen Schmerz zurückdrängend, bestatten lassen, ohne dem noch schwer kranken Vater und Bruder von dem Verluste zu sagen. Sie litt schwer, unsagbar schwer, und doch, das Unglück macht bescheiden, sie blickte dankbar zum Himmel empor, da die anderen Kranken

genasen; die Macht der Seuche schien gebrochen. — Aber wehe, die Großherzogin Alice selbst erkrankte am 8. Dezember. Man erzählte, sie habe den Krankheitskeim in sich aufgenommen, als sie einmal ihr Haupt im Schmerze um das geliebte verlorene Kind auf das Kissen ihres Gatten geneigt.

Mit furchtbarer Schnelligkeit schritt das Uebel vorwärts, — bald war menschlicher Macht keine Hilfe mehr möglich!

Am 14. Dezember, an demselben Tage, an dem vor siebzehn Jahren ihr Vater Prinz Albrecht sein Auge schloß, hauchte seine ihm so ähnliche Tochter ihren edlen Geist aus.

Ihr letztes Wort galt dem Andenken ihres Vaters.

So sank die anmutige, großherzige Fürstin früh ins Grab.

Ihre Hülle ruht in dem nach ihren Plänen künstlerisch angeordneten Mausoleum auf der Rosenhöhe bei Darmstadt, an der Seite der kurz vor ihr verschiedenen Tochter, und „ein edles Marmorwerk zeigt jetzt die Gestalt, in der ihr Bild auf die Nachwelt kommen wird: die noch jugendlich schöne edle Frau, die ihr Kind an's Herz drückende Mutter.“

Wir aber behalten in Alice von Hessen das herrlichste Vorbild weiblichen Schaffens, in der Lust und dem Talent zu organisieren, das Gute anzuregen und zu pflegen, und durch ihr Beispiel das Leben der höchsten Tugenden zu geben.



Elisabeth

Königin von Rumänien. (Carmen Sylva.)

Geboren 1843.

Ich wollte die Wahrheit finden, da nahm mich das Leiden bei der Hand und sagte: Komm mit mir, ich will dich zur Wahrheit führen, aber du mußt dich nicht fürchten auf dem Wege! — Nein, ich fürchte mich vor nichts, denn ich bin so stark, ich kann einen Berg forttragen!" Diese Worte, mit denen Carmen Sylva eine im Jahre 1878 entstandene poetische Erzählung, eine Art Lebensmärchen, beginnt, und mit denen Mite Kremnitz*) in ihrer empfehlenswerten Skizze die fürstliche Dichterin einführt, sind in der That für die bisherige Entwickelung, die inneren Erlebnisse und für das ganze geistige Wesen Carmen Sylvas in hohem Grade kennzeichnend und bedeutungsvoll.

Herbes Leid waren der Frau, die auf dem Königsthron eine so bevorzugte Stellung einnimmt, nicht erspart worden.

Die Wirkung derselben war bei der Innerlichkeit ihrer gefühlvoll angelegten Natur wohl um so herber und tiefer, aber die starke Kraft ihrer reichen Seelet die Klarheit ihres Geistes, die Frische und Gesundheit ihres Herzens haben sich in allen schlimmen Tagen auf das vortrefflichste bewährt, und so ist sie gerade in der strengen Schule der Schmerzen, im ehrlichen Ringen nach der Wahrheit das geworden, als was sie jetzt, eine edelbegabte, fleißig schaffende Dichterin, eine musterhafte Frau und Fürstin.

Carmen Sylva wurde am 29. Dezember 1843 als die älteste und einzige Tochter des Fürsten Hermann zu Wied und dessen Gemahlin Maria von Nassau im Schlosse von Neuwied geboren und genoß eine ausgezeichnete, mit vollem Verständnis für ihre besonderen Geistes- und Herzensgaben geleitete Erziehung. Die fürstliche Familie zu Wied hatte sich schon seit Generationen durch hervorragende

---

*) Carmen Sylva. Ein Lebensbild der Dichterin von Mite Kremnitz. Mit dem Portrait Carmen Sylvas (Ihrer Majestät der Königin von Rumänien) in Radierung. Breslau, Verlag von S. Schottlaender.

Mite Kremnitz (Marie) Pseudonym George Allan und Idem, die Tochter des Professors der Chirurgie H. Ad. Bardeleben in Berlin, wohin ihr Vater 1868 als Universitäts-Professor berufen wurde, verheirathete sich mit dem praktischen Arzt Dr. Kremnitz, mit dem sie nach Bukarest übersiedelte, wo sie die Vertraute Carmen Sylva's und ihre treue litterarische Mitarbeiterin wurde.

geistige Veranlagung ausgezeichnet. Schon die Urgroßmutter Carmen Sylvas, Fürstin Luise zu Wied, war Dichterin.

In ihrem fünften Lebensjahre machte Elisabeth eine Reise nach England, auf die Insel Wight, wobei sie treffliche Gelegenheit fand, im Gebrauch der Sprache dieses Landes, die sie gleichzeitig mit ihrer Muttersprache erlernt hatte, sich zu vervollkommnen; wie die englische, beherrschte sie auch schon früh die französische Sprache durchaus und hat in beiden Gedichte und Prosa geschrieben. Später, im Jahre 1868, eignete sie sich auch die schwedische Sprache an, so daß sie deren Meisterwerk: „Die Frithjofssage" im Original lesen konnte, und ebenso leicht und schnell lernte sie dann das Rumänische, wobei ihr ihre Vertrautheit mit den alten Sprachen eine vorzügliche Grundlage war.

Bereits mit neun Jahren machte Elisabeth Gelegenheitsgedichte; mit zwölf Jahren versuchte sie sich an einer Novelle. Ihr Gedächtnis erwies sich von außerordentlicher Stärke, wie ihre Empfindung und ihre Phantasie. Seit ihrem sechszehnten Jahre schrieb sie ihre Lieder, durch welche ihr erregtes Gemüt in unwillkürlichen Ergüssen Beruhigung suchte, regelmäßig in ein Buch ein; es war ein Tagebuch, das sie vor aller Welt verborgen hielt.

Ihre Jugendzeit verbrachte sie teils zu Neuwied, in dem bereits erwähnten Schlosse, teils in dem, eine kleine Meile von dort auf einer Höhe des Westerwaldes erbauten schönen Jagdschlosse Monrepos, nach welchem sie ihr umfangreiches Dichterwerk „Meine Ruh" benannte.

Schon frühzeitig empfand Elisabeth große Freude an der Natur, woraus sich auch ihre Vorliebe für die Naturgeschichte erklärt, deren Studium sie demjenigen der Geschichte im engern Sinne weit vorzog und auch heute noch vorzieht, weil sie mit der Politik, an welche sie die letztere erinnert, so wenig wie möglich zu schaffen haben mag. Mit Vorliebe zeichnete sie Blätter, Knospen, Blüten und Bäume; über jede Pflanze und über das Leben jedes Tieres unterrichtete sie sich aufs genaueste. Für die Zeichenkunst, in welcher sie erst spät und nur wenig Unterricht erhielt, besaß sie ein natürliches Talent; vor allem versteht sie trefflich zu porträtieren und in wenigen Strichen die menschlichen Züge getreu wiederzugeben. Schon vom ersten Kindesalter an zeigte Carmen Sylva auch die Neigung zum geselligen Verkehr und machte die Wahl ihres Umgangs nie von Rang und Stand abhängig.

Die erste trübe Zeit ihres Lebens begann für die Dichterin mit der langen, unheilbaren Krankheit ihres im Jahre 1850 geborenen, von ihr zärtlich geliebten und mit schwesterlicher Sorgfalt gepflegten Bruders, des Prinzen Otto, mit welchem die fürstliche Familie bald nach seiner Geburt nach Bonn ging, wo Elisabeth den begeisterten patriotischen Reden des greisen Moritz Arndt lauschte und oft stundenlang auf dem Schoße dieses wackern, echt deutschen Vaterlandsdichters saß. Während die Dichterin bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr stets gesund blieb, kräftig und abgehärtet war und, allem Wind und Wetter Trotz bietend, häufig mit dem Sturm um die Wette singend durch die Wälder streifte — sie nennt

den Wald und den Rhein ihre ersten und liebsten Freunde —, erkrankte die Mutter schon vor der Geburt des Bruders und wurde erst nach fünf Jahren in Paris geheilt, wohin die Familie auf ein ganzes Jahr gezogen war, während der Vater inzwischen in Amerika größere Reisen unternommen hatte. Nach der Heimkehr sammelte Fürst Hermann in Neuwied einen auserlesenen Kreis von Künstlern und Gelehrten um sich, zu welchem auch die Kinder Zutritt hatten; durch diesen wurde die geistige Vervollkommnung Elisabeths in der vorteilhaftesten Weise beeinflußt. Die Prinzessin besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis und konnte schon mit neun Jahren Schillers umfangreichen „Kampf mit dem Drachen“ vollständig auswendig hersagen. Heute ist die Dichterin eine sehr gewandte Vorleserin und versteht litterarische Erzeugnisse vollendet aus dem Gedächtnis wiederzugeben.

Eine Lieblingslektüre der Prinzessin bildeten in jenen Kinderjahren die alten französischen Chroniken, später Béranger und Molière, dann lernte sie vor allen Leopold Schefers „Laienbrevier“, diese gedankenreiche, hochpoetische Verkündigung wahren, edlen Menschentums, kennen, in ihrem neunzehnten Lebensjahre wurde ihr erlaubt, Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ und Walter Scotts „Ivanhoe“ zu lesen, früher war ihr jedoch schon „The wide, wide world“ von Mrs. Wetherell in die Hände gefallen, ein Buch, das sie unter ihrer Ovid-Übersetzung verbarg und welchem sie sich aus unwiderstehlichem Drang immer und immer wieder mit neuem Vergnügen zuwandte. Daneben machte sie schon selbst „kleine, heimliche Verse“, meist religiösen Inhalts, aber auch auf den bei frischem Geiste unrettbar dahinsiechenden Bruder und vor allem auf den von ihr geliebten Wald.

Nach ihrem dreizehnten Jahr empfing Elisabeth nicht mehr von Lehrern, sondern unmittelbar von ihrem Vater Unterricht, dem es besondere Freude war, das hochbegabte Mädchen fortzubilden. Mit 14 Jahren begann sie Dramen und fantasiereiche Geschichten zu schreiben.

Bald nach ihrer Einsegnung, die mit dem 16. Jahre erfolgte, wurde die Prinzessin auf einige Monate (Frühling 1861) an den preußischen Hof geschickt, wo sich Kaiserin Augusta ihrer liebevoll annahm und ihr Verständnis für die bildenden Künste förderte. Hier sah sie auch zuerst Prinz Karl von Hohenzollern, mit dem sie sich im Oktober 1869 verlobte. Aber in dem Zeitraum der Jahre, die zwischen dem ersten Begegnen und der Verlobung lagen, lernte Elisabeth viel Herzeleid kennen. Im Februar 1862 wurde ihr Bruder Otto nach 11jährigem Leiden durch den Tod erlöst. Von da ab widmete sich Elisabeth hauptsächlich der Pflege ihres lungenleidenden Vaters, welcher der Krankheit, im Frühjahr 1864 erlag. Elisabeth war fern, als er starb, da sie der Großfürstin Helene nach Rußland gefolgt war, wo sie selbst einen schweren Typhus durchmachte.

Der Heimgang ihres teuren Vaters schmerzte sie tief. „Carmen Sylva hatte ihre geistige Entwickelung zum großen Teil ihm zu verdanken; auch nachdem sie ihn verloren, war sie immer bestrebt, in seinem Sinne zu denken, und eignete sich unter anderen Eigenschaften des Verstorbenen diejenige an, nie über etwas

abzuurteilen; die Möglichkeit einer jeden Ansicht, ja einer jeden Erscheinungsform zuzugestehen.“ Trost über den Verlust des Vaters suchte Elisabeth in der Musik, in welcher sie in Petersburg Anton Rubinstein und Klara Schumann unterrichteten. Im übrigen erweiterte sie in den Kreisen der Großfürstin Helene von Rußland ihre Welt- und Menschenkenntnis.

Im Sommer 1864 in die Heimat zurückgekehrt, lebte die Prinzessin mit ihrer Mutter still und zurückgezogen im Jagdschloß Monrepos, reiste jedoch alljährlich einige Monate mit der Großfürstin Helene, verbrachte den Winter 1866 bis 67 ihrer angegriffenen Gesundheit wegen in Neapel, wo sie sich hauptsächlich der Lektüre von Shakespeare, Dickens und Scott widmete, daneben aber auch ihre eigene dichterische Thätigkeit fortsetzte. Von ihren Gedichten erfuhr freilich auch jetzt noch niemand, und sie legte ihnen keinen anderen als rein persönlichen Wert bei. Im Jahre 1867 war sie mit der Großfürstin Helene in Paris, wo sie den französischen Kaiserhof und die Ausstellung kennen lernte, und im Sommer des folgenden Jahres besuchte sie mit ihrer Mutter die nah verwandte königliche Familie von Schweden.

Im nächsten Jahre vollzog sich der für Carmen Sylva wichtigste Abschnitt ihres Lebens: sie wurde die Frau des damaligen Fürsten, nunmehrigen Königs Carol von Rumänien, der im Herbst nach dem Rhein gekommen war, um sie zu werben, und an dessen Seite sie sehr bald schon in das Bukarester Fürstenschloß einzog. In der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der neuen Heimat empfand sie banges Heimweh, wie sich das in ihren damals entstandenen Liedern zuweilen sehr wehmütig ausspricht.

Im September 1870 gab sie einem Töchterchen das Leben! Von Mutterglück beseligt jubelte sie in Liedern auf, von denen eines der reizendsten ist: „Mein Himmel“! Allein des sonnigen Glückes sollte sie sich nicht lange erfreuen. Schon nach kaum 4 Jahren im April 1874 erlag das geliebte Kind einem tückischen Scharlach, der in Diphteritis ausartete.

Je mehr die Schwere dieses Schlags die Fürstin niederbeugte, desto eifriger wandte sie sich von jetzt an der Dichtkunst zu, um in ihr Trost und Beruhigung zu finden. Ihre Ehe blieb seither kinderlos.

Carmen Sylva hatte vor allem für Volkslieder von jeher Sinn und Empfindung gehabt; sie hatte sie schon in ihrer Kindheit treppauf, treppab hüpfend, im Wald und bei der Arbeit mit nimmer müdem Munde gesungen, — kein Wunder, daß es, als sie Einblick in die rumänische Litteratur gewann, auch zuerst diese losen Schmetterlinge, welche der Seele jedes auch nur einigermaßen geistig regsamen Volkes entflattern, waren, die ihr Interesse einflößten, die sie sich und der gebildeten Welt zu eigen zu machen suchte. Vom Jahre 1874 an übersetzte die Dichterin rumänische Volkslieder, zumeist solche, die Mutterschmerz und Mutterliebe zum Gegenstand haben, ins Deutsche, die Lieblingslieder ihres Kindes, Verse, in denen V. Alecsandri dessen Verlust betrauert, und schließlich alle hervorragenden Dichtungen der Rumänen, die später in den Sammlungen: „Rumänische Dichtungen“,

mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz (2. Aufl., Leipzig 1883) und „Pelesch-Märchen“, auch unter dem Titel: „Aus Carmen Sylvas Königreich“ (2. Aufl., ebendas. 1883), vereinigt und herausgegeben wurden.

Die ersten Werke, welche Carmen Sylva, die bis dahin ihre Dichtungen nur im vertrautesten Kreise mitgeteilt hatte, als Manuskript drucken ließ, waren „Sappho“ und „Hammerstein“ (1880); hierauf erschienen: „Stürme“ (Bonn 1881), „Jehovah“ (Leipzig 1882), „Aus zwei Welten, von Dito und Idem“ (ebendas. 1883), „Leidens Erdengang, ein Märchenkreis“ (Berlin 1882), „Mein Rhein!“ (Leipzig 1885) und neben mehreren kleineren und Operndichtungen vor allem ihr bedeutendstes Buch: „Meine Ruh'“ (Berlin 1884), eine aus nicht weniger als vierhundert Gedichten bestehende Sammlung, eigner Gedichte.

Ueber die Wahl ihres so berühmt gewordenen Dichternamens Carmen Sylva giebt sie selber Aufschluß in dem sinnigen Liede:

Carmen, das Lied, und Sylva, der Wald,
Von selbst gesungen das Waldlied schallt.
Und wenn ich im Wald nicht geboren wär',
Dann säng' ich die Lieder schon längst nicht mehr.
Den Vögeln hab' ich sie abgelauscht,
Der Wald hat alles mir zugerauscht.
Von Herzen that ich den Schlag dazu,
Mich singen der Wald und das Lied zur Ruh!

Eine großartige mannigfache Thätigkeit entfaltete Fürstin Elisabeth während des Krieges von 1877/78, in dem Rumänien an der Seite Rußlands gegen die Türkei kämpfte und sich von der türkischen Oberhoheit unabhängig machte. Sie dichtete damals nicht nur begeisterte Schlachtlieder für die Armee, sondern widmete sich vor allem auch in aufopferndster Weise der Pflege der Verwundeten, indem sie selbst mit Hand anlegte und überall die wichtigsten Anordnungen traf.

„Überall, wo sich Verwundete befanden, so erzählt Mite Kremnitz, war sie anzutreffen, jeder Zug, der solche vom Schlachtfelde brachte, wurde von ihr erwartet, und sie selbst legte Hand an, um Erfrischungen zu reichen. Sie organisierte selbst mehrere Spitäler, wovon das eine ganz aus eigenen Mitteln; überall war sie thätig, sprach vielen Mut zu, bei schweren Operationen, tröstete manchen Sterbenden und weinte mit den Hinterbliebenen. Der Volksmund hat ihr seitdem den Ehrennamen „mumaranitilor“, „Mutter der Verwundeten“, beigelegt.“

Glorreiche und für sie ewig unvergeßliche Tage waren noch der 20. Oktober 1878, an welchem ihr Gemahl an der Spitze seiner siegreichen Truppen, in deren Mitte auch sie in offenem Wagen erschien, seinen Einzug in die Hauptstadt hielt; sodann der 22. Mai 1881, an welchem dem Fürstenpaare, nachdem die Kammern im März desselben Jahres Rumänien als Königreich erklärt hatten, unter großer Feierlichkeit, Fürst Karl die Königskrone angeboten hatten.

Die Königin bemühte sich die Bildung des rumänischen Volkes und besonders der weiblichen Jugend zu heben. Sie rief die „Elisabeta Doamo“

(Königin-Elisabeth-Schule) ins Leben, in der den Kindern aus dem Volke die alten nationalen Arbeiten gelehrt, die sehr schönen, meist byzantinischen Muster gesammelt und zur Herstellung der Nationalkostüme benutzt werden. „Der kunstsinnigen Fürstin mußte die Pflege des Bauernkostüms, welches eine der wenigen Äußerungen des dem Rumänen angeborenen großen Geschmackssinns, eine der wenigen rein erhaltenen Traditionen des Volkes ist, vor allem am Herzen liegen.“

Vortrefflich weiß die Königin, eine große schlanke Gestalt mit blauen, geistvollen Augen und einer Fülle welligen Haars, auch heitere, edel anregende Geselligkeit zu pflegen, zu welchem Zweck sie die jungen Mädchen der vornehmen rumänischen Familien um sich versammelt und sie an ihren dichterischen Schöpfungen, Musik- und anderen Kunstgenüssen Anteil nehmen läßt. Dabei besitzt sie die seltene Gabe, „aus jedem, wer es auch sei, der in ihre Nähe kommt, das Beste, was in ihm ist, herauszuziehen. Wohl nie standen einer Königin so alle Register der Seele zu Gebote, wie der Königin Elisabeth: sie weiß jeden so zu empfangen, daß es ihm wohl wird, daß der Verlegenste seine Scheu vergißt.“ Die Politik ist aus ihren Frauengemächern verbannt, so sehr sie auch an den Regierungsgeschäften ihres Gemahls Anteil nimmt.

Die heiße Sommerzeit bringt das königliche Paar gewöhnlich in den Karpathen zu, wo es sich in düsterer Waldeseinsamkeit unweit des alten Klosters von Sinaia und der tosenden Wasserfälle des Pelesch, ein herrliches Schloß, das Kastel Pelesch, geschaffen hat. Künstler und Gelehrte sind oft wochenlang dort seine Gäste.

Bei allem Interesse, das die Königin ihrer neuen Heimat zuwendet, hat sie auch der alten ihre Liebe und Anhänglichkeit treu bewahrt und sie noch oft besucht.

Königin Elisabeth ist als Schriftstellerin von einer wahrhaft staunenswerten Produktivität.

Die Originalität und rein menschliche Liebenswürdigkeit der Königin von Rumänien zeigt sich in ihrem Verhalten auf Reisen, wo sie überall die Herzen zu gewinnen weiß, indem sie, weit davon entfernt, sich bemerkbar machen zu wollen, wo sie hinkommt, der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses wird, weil sie nicht als Fürstin der Umgebung entgegen tritt, sondern als „Mensch unter Menschen“.

So war 1888 ihr Aufenthalt auf der Insel Sylt höchst bemerkenswert. Hier zeigte sich ihre unbegrenzte Liebe zur Jugend. Sämtliche Kinder, Knaben und Mädchen, welche auf der Insel zur Kur weilten, oder auch dort ihre Heimat hatten, scharten sich um Carmen Sylva, die sie unterwies, unter ihrer Leitung am Strand eine Sandburg zu erbauen, die von Graben und Wall umgeben wurde und auf der deutsche und rumänische Flaggen wehten. Hier versammelte sie täglich Kinder um sich und las ihnen vor oder erzählte Märchen, die sie aus dem Rumänischen ins Deutsche übertragen hatte, oder Sagen und kleine Gedichte. Begeistert schauten die Kleinen zur „Märchenkönigin“ auf, die, ob ihr Haar auch ergraut ist, ein

anmutig, jugendfrisches Antlitz hat und mit großem Wohllaut und klarer Stimme vorträgt. Dabei wußte sie auf die liebenswürdigste Art mit den Kindern zu verkehren und als die Abschiedsstunde schlug, war es nicht, als wenn eine fremde Fürstin die Insel verlasse, sondern eine angebetete Mutter, die aus ihrem Familienkreise scheidet.

Im Herbst 1890 besuchte Carmen Sylva England und weilte längere Zeit in Landudna. Hier wohnte sie dem Eidsledvodd bei, dem Wettkampf der Walliser Sänger und Dichter; sie selbst bekränzte die Barden. Auch ließ sie sich in den Orden der Druiden aufnehmen und wohnte im wallenden Haar, mistelbekränzt im mystischen Steincirkel unter offnem Himmel der geheimen Beratung der Erz-Druiden bei, ihren Harfenklängen aus uralter Zeit lauschend.

Im November 1890 zeigte sich abermals ihre originelle, selbständige Art, als Carmen Sylva in Wien eine Vorlesung ihres fünfaktigen Dramas: Meister Manoly, in ihrem Hotel veranstaltete, zu welchem sie den Generalintendanten, die Direktoren und hervorragende Mitglieder des Burgtheaters einlud, wonach sie das genannte Drama und das einaktige Schauspiel „Am Verfalltag" dem Burgtheater einreichte. Von ihren bisher noch nicht genannten Schriften erschien „Deficit", Roman, bei Strauß in Bonn, „Frauenmut", ein Buch, das ihre dramatischen Dichtungen enthält: „Ulmada", Trauerspiel in 1 Akt, „Nemara", 3aktiges Schauspiel, „Am Verfalltag", „Dämmerung", Dialog, „Loise", Schauspiel in 1 Akt, „Kiffedabils Witwe" Schwank in 1 Akt.

An vielen Arbeiten Carmen Sylva's hatte ihre Freundin Mite Kremnitz einen bedeutenden Anteil, auch gaben beide unter dem Pseudonym Dito und Idem gemeinschaftlich mehrere Werke heraus. —

Das unvollständige Lebensbild, das ich von der genialen Königin Elisabeth von Rumänien zu geben vermochte, werden spätere Biographen ergänzen. Ich schließe mit einem ihrer charakteristischen Worte, das die huldvolle Fürstin mir einst als Autograph gesandt hat. „Lasset uns die Menschen glücklich machen, damit sie gut sind." Elisabeth.



Miss Caroline Ashurst Biggs.

Geboren 1840.

Bei Schilderung der englischen Bewegung für Frauenstimmrecht erwähnte ich bereits (II. B. 129) der mutigen und unermüdlichen Kämpferin, welche erst dann die Waffen des ausdauernden geistigen Ringens für ihre Schwestern niederlegte, als sie im September 1887 starb.

Miß Caroline Ashurst Biggs wurde im Jahre 1840 als älteste Tochter einer angesehenen und wohlhabenden Familie geboren. Schon im Mädchenalter wandte sie ihr Interesse, ihre reichen Kenntnisse und ihren klaren Verstand der sogenannten „Frauenfrage" zu, wurde eines der ersten Mitglieder der Woman's Suffrage Society, die das Stimmrecht der Frau bei den parlamentarischen Wahlen verlangt, und blieb bis an ihr Lebensende der Vereinigung stets treu verbunden, obschon sich im Laufe der Zeit ihre freiwilligen Arbeiten im Dienste ihrer Mitschwestern von Jahr zu Jahr vermehrten. Wo immer die Rechte der Frau, besonders aus dem Arbeiterstande, befürwortet wurden, wo immer sich ein Häuflein von Pionieren um eine Fahne scharte, auf welcher Fortschritt, Gleichheit, Gerechtigkeit als Motto der Vorkämpferinnen geschrieben stand, da sah man Miß Biggs in den ersten Reihen. Ihre kleine, zarte Gestalt mit dem sehr früh ergrauten Haar und den klugen dunkeln Augen sah man gar oft in den höheren Gesellschaftskreisen, aber auch in dem kleinen Hinterstübchen, wo die Arbeiterinnen sich versammeln, um über den harten Kampf um's Dasein zu beraten, war sie zu Hause, ratend, helfend, ermutigend und belehrend. Es schien zwar zuweilen, als ob die energische Miß Biggs sich kaum die Zeit gelassen habe, ihre Toilette salonfähig anzulegen, aber Niemand beachtete, nach einiger Bekanntschaft, die kleinen Mängel in der persönlichen Erscheinung, und jeder lauschte mit Achtung und Sympathie den Worten der Frau, in deren Zügen sich so oft die Sorgen und Leiden derer wiederspiegelten, denen zu ihren Rechten zu verhelfen sie ihre ganze Thatkraft, ihr ganzes Leben hingegeben hatte. Und war sie nicht persönlich in den Vereinen thätig, so hielt ihre Hand die Feder, und Broschüren, Zeitungsartikel und Briefe, klar und logisch, flogen in die Welt hinaus, an ein weiteres Publikum appellierend. Als Leiterin der English Woman's Review war Miß Biggs weit und breit bekannt, und bis zu ihrem Tode trug diese Monatsschrift hiren Namen auf dem Titelblatt; ihre Nachfolgerin ist Miß Blackburn, in dieser Redaktion wie auch als Geschäftsführerin in der Woman's Suffrage Society.

In England genießt, vom deutschen Standpunkte aus gesehen, die Frau unendlich viel Vorrechte — aber ihre Sache ist noch lange nicht siegreich, und Frauen wie Miß Biggs können nur sehr schlecht entbehrt werden.

Eine schleichende Krankheit, die in Schwindsucht und Herzleiden ausartete, war die Ursache ihres Todes. Aber bis ans Ende blieb sie ihrer Sache treu und nie hat eine selbstlosere, unermüdlichere Frau sich dem Kampf für Gleichheit zwischen den beiden Geschlechtern gewidmet, wie Miß Biggs.

Lydia Becker

Geb. 1827, gest. 1890.

Wie Miß Biggs war auch Lydia Becker eine der bedeutendsten Vorkämpferinnen für Frauenstimmrecht in England.

Ihr Vater, ein Deutscher, war mit 17 Jahren nach Großbritannien ausgewandert und hatte eine Fabrik in Manchester begründet. Miß Lydia, die eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, wurde, als sie zur Jungfrau erblühte, begeistert von Stuart Mill's Ideen und Schriften. Sie beteiligte sich sofort bei der Petition an das Parlament, zu welcher Stuart Mill geraten, das Stimmrecht den Frauen zu gewähren. Mit Jessie Boucheritt, Helene Taylor und Emely Dais verband sie sich zur Begründung eines Vereins, dessen erste That jene Petition war. D'Israeli brachte die Reformbill ein, doch wurde sie verworfen. 1867 berief die National Society for Womens Suffrage den ersten Kongreß, der unter dem Vorsitz des Parlamentsmitglieds Jacob Bright abgehalten wurde. Der Verein hatte seine Bureau's in Manchester und London, die Miß Becker als Sekretärin leitete, auch übernahm sie die Redaktion des Vereinsorgans Womans Suffrage Journal.

Der Verein ist jetzt über ganz England, Schottland und Irland verbreitet, hat überall seine Bureaux und Agitatorinnen, welche sich bei den Wahlkämpfen durch Beeinflussung beteiligen, und immer von neuem und mit Erlangung einer zunehmenden Anzahl Anhänger im Parlament, für das Stimmrecht petitionieren. Lydia Becker widmete der Erlangung dieser bürgerlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter die ausdauernde Arbeit ihres Lebens, das durch eine schleichende Krankheit im Sommer 1890 in Genf endete, wohin sie gefahren war, um Genesung zu finden.

Lydia Becker war eine sympathische, angenehme Persönlichkeit, kräftig und groß von Gestalt, mit sanftem, doch bestimmtem Gesichtsausdruck. Sie beschäftigte sich viel mit der Erziehungsfrage und schrieb darüber mehrere Werke. Ein Zeitgenosse sagt von ihr: Miß Becker hatte nichts Kleinliches und nichts Mittelmäßiges. Sie sprach nie von Jemand Böses, sie war so gerecht und großherzig, daß man sich in ihrer Nähe wie in reiner Athmossphäre fühlte.

Emma Laddey*)

Geboren 1841.

„Schön wie der Sonntags-Maimorgen (9. Mai), an dem ich geboren wurde, war meine Jugend“, erzählte mir Emma Laddey, die so mit Recht beliebte Jugendschriftstellerin.

Als das achte Kind ihrer Eltern trat sie in die Welt, da aber alle ihre Geschwister jung gestorben waren, hieß man sie hochwillkommen, ebenso eine jüngere Schwester, die ein und ein halbes Jahr später geboren wurde.

Der Vater, Dr. Radke, war Arzt, die Familie lebte in behaglichen Verhältnissen, in Elbing im eignen Hause, umgeben von großem Garten und Hof, so daß die Mädchen Gelegenheit zu gesunder Bewegung im Freien hatten. Emma war ein lebhaftes, ja wildes Kind; dennoch fühlte sie sich schwärmerisch zu ihrer sinnigen, ernsten Großmutter hingezogen, der sie Alles anvertraute, was die junge Seele bewegte.

Eine sich fast in jedem Frühling wiederholende Augenkrankheit, die das zarte Mädchen zwang, wochenlang im verhängten Zimmer zuzubringen, förderte ihren Drang, zu träumen und sich Fantasiebilder zu schaffen, die durch den unerschöpflichen Märchenreichtum, welchen die Großmutter in ihren Erzählungen bot, sich noch lebhafter gestalteten.

In der Schule hatte Emma das meiste Interesse für den deutschen Unterricht, sie gewöhnte sich auch früh, Alles niederzuschreiben, was sie empfand, um so zur Klarheit und Ruhe zu gelangen. Ihre Leselust war bei ihrer Wißbegierde groß, und obgleich die väterliche Bibliothek meist nur medizinische Schriften enthielt, wußte sie sich stets Bücher zu verschaffen, die ihr, unter der großen Linde ihres Gartens sitzend, die liebste Gesellschaft waren.

Kaum der Schule entwachsen, entbrannte ihre Leidenschaft für die darstellende Kunst, und sie sann ernstlich darüber, wie sie die strengen, bürgerlichen

*) Nach authobiographischen Notizen.

Ansichten der Eltern besiegen und ihr Ziel erreichen könne, Schauspielerin zu werden.

Da starb ihr Vater, als sie siebzehn Jahre alt war. Die Vermögensverhältnisse wurden beschränkter. Der Gedanke, so unthätig weiter zu leben, war Emma unerträglich.

Was heute so leicht erscheint, war damals unsäglich schwer. Kein Mädchen, das daheim nicht verhungern mußte, dachte an das Ergreifen eines Berufes, die Arbeit war damals noch nicht für eine „Pflicht und Ehre" unseres Geschlechtes erklärt worden.

Emma kämpfte einen schweren Kampf in Jahren, wo andere Mädchen fröhlich durchs Leben flattern. Eine Reise zu Verwandten nach Berlin brachte ihren Entschluß zur Reife. In kindlicher Ehrfurcht, aber fest entschlossen, teilte sie ihrer Mutter und ihrem Vormunde mit, daß sie nicht wiederkehren wolle, sondern in Berlin ihr Talent, das sich bei zahllosen Privataufführungen gezeigt, auszubilden wünsche. Man hörte auf, ihr Widerstand entgegenzusetzen.

Nun begann eine schöne Zeit für die Strebende. Herrmann Hendrichs, der damals hochberühmte Heldendarsteller, leitete ihre Studien; sie lebte nur in und mit den Gestalten der deutschen Dichterheroen. Daneben schrieb sie kleine Aufsätze und Märchen, jedoch nie mit dem Gedanken an Veröffentlichung.

Sie hatte in Marie Harrer, der feinfühlenden Dichterin, die zu jener Zeit als Redaktrice des „Bazars" sehr bekannt war, eine Freundin gewonnen, die, obgleich sie zwanzig Jahre mehr denn Emma zählte, sie sehr liebte. Diese Freundin nahm einst ihr kleines Märchen „Haideröschens Lebenslauf" mit sich und ließ es im Jahre 1862 im „Bazar" erscheinen.

Welche Freude für die angehende Schriftstellerin! Die dramatische Laufbahn, von der Emma so viel erhoffte, war durch ein Halsleiden, nach zu großer Anstrengung beim Studium, schnell beendet. Sie wurde zwar nach Vollendung ihrer Studien und nach einem Probespiel sofort auf drei Jahre an das Königliche Schauspielhaus in Berlin engagirt, aber sie vermochte den Kontrakt nicht zu erfüllen. Durch die Verbindungen ihres Lehrers, Hendrichs, ward es ihr leicht, Gastspiele in Lübeck, Leipzig, Königsberg und Amsterdam für das Fach der jugendlichen Heroinen zu erhalten.

Aber der ersehnte Beruf bot ihr nicht die erhoffte Befriedigung: ihr von Natur aus sensibles Wesen, das durch die Erziehung noch einen guten Teil Puritanismus erhalten hatte, fühlte sich überall verletzt. Die hochfliegenden Ideen von der Idealität der Künstler wurden nur zu sehr getäuscht. Dazu kam das Halsleiden, das sie oft gerade dann befiel, wenn sie ihre Stimme am nötigsten hatte.

In solcher Stimmung lernte Emma im fremden Lande einen Landsmann kennen, den Portrait- und Historienmaler Ernst Laddey. Er schien ihr noch idealer als sie selbst zu fühlen, brachte ihr eine große Leidenschaft entgegen, und vergessen war ihr Vorsatz, nicht heiraten zu wollen; sie vermählte sich mit ihm am

14. April 1864. Ernst Laddey war bedeutend älter als Emma und hatte ein kleines Töchterchen aus erster Ehe. Emma hatte Kinder stets geliebt; das Wort Stiefmutter hatte ihr schon in den Märchen brutal geklungen, und sie wurde dem kleinen Mädchen eine wahre Mutter.

Eine Künstlerehe ist wie Aprilwetter, heute Sonnenschein, morgen Regen, heute Ueberfluß, morgen Mangel. Dies wechselvolle, von Sorgen oft schwere Leben ließen in Emma's Wesen eine Wandlung vollziehen. Sie fühlte, daß die einzige Rettung darin liege, daß sie die Wirklichkeit begreifen lerne, das Familienleben in geordnete Bahnen lenke und praktische Hausfrau werde, wie sie es an der Mutter Beispiel gesehen hatte. Sie lebten damals in Amsterdam.

Da Emma das Klima nicht vertrug, zogen sie nach Stuttgart und in der schönen, Reben umgebenen Stadt verbrachte sie die glücklichsten Lebensjahre. Dort wurde ihr einziges Kind geboren, ein holder Knabe mit tiefem Gemüte und glänzenden Anlagen. Neun Jahre genoß sie das höchste Glück der Mutterliebe im Besitze dieses Kindes, da verdunkelte sich plötzlich ihr Geschick. Wolfgang starb. Emma war damals jung, dreiunddreißig Jahre, aber seitdem hat sie gelernt, auf persönliches Glück verzichten. —

Lange vermochte sie nicht, sich aus ihren schweren Träumen zu reißen, da kamen die Kriegsjahre. Der „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen“ erweckte ihr Interesse für die Allgemeinheit, und der Tag, an welchem das „Heim für Fabrikarbeiterinnen“ in Stuttgart eröffnet wurde, war ihr ein Freudentag. Nun begann sie auch wieder zu schreiben, und Kindern vornehmer Eltern dramatisirte Märchen einzuüben. Für den Ertrag bereitete sie armen Kindern Weihnachtsbescherungen.

Ganz im Beginn ihrer Ehe hatte Emma als erstes selbständiges Buch ein Bändchen „Blumenmärchen“ herausgegeben. Im Jahre 1870 erschien ihr erstes Buch für die reifere weibliche Jugend, Deutschlands Töchtern gewidmet: „Auf eigenen Füßen“. Ohne eine Idee von der Frauenbewegung gehabt zu haben, die durch die „Frauenfrage“ hervorgerufen war, schilderte sie in diesem Buche den Lebenslauf selbständiger Mädchen, und viele dieser Erzählungen entbehrten des beliebten Schlusses durch die Heirat. Durch dieses Werk wurde sie mit der Vorsitzenden des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“, Luise Otto Peters, bekannt, die an sie schrieb und sie als eine „der ihren“ nannte. Bald gesellte sich Frau Laddey zu den Vorkämpferinnen und ward in den Ausschuß gewählt.

Sie besuchte den Frauentag in Eisenach und hielt hier ihren ersten Vortrag „Ueber die praktische Lösung der Frauenfrage in Württemberg“. Da sie kurz, sachlich und ausdrucksvoll sprach, machte derselbe einen guten Eindruck, und man bat sie, den nächsten Frauentag in Stuttgart vorzubereiten.

Das war keine leichte Sache. Die Schwaben sind ein kluges und auch ein gutes Volk, aber sie haben eine Scheu vor allem Neuen und Fremden. Aus persönlicher Freundschaft wollte man Alles für Frau Laddey thun, die fremden

Gäste in Logis nehmen, die Kosten der Versammlung bezahlen ꝛc., aber es gelang ihr nicht, ein Komité zusammen zu bringen. Man war zu vorsichtig, um seinen Namen zu einer so bedenklichen Sache wie die „Frauenemanzipation“ (wo wäre dieser mißverstandene Name nicht erklungen?) herzugeben. So übernahm Emma Laddey allein all diese Last und Verantwortung, eine solche Versammlung einzuladen. Sie unterschrieb an zweihundert Einladungsbriefe als Festkomité.

Aber „der Starke ist am mächtigsten allein“. Die Wahrheit des Wortes sollte sie abermals erfahren; Alles ging vortrefflich: es gelang ihr, den Präsidenten Herrn v. Steinbeis, einen durchaus vorurteilslosen Mann, für die Frauensache zu interessieren, und durch ihn übernahm die ihm unterstellte „Centralstelle für Handel und Gewerbe“ die ganzen Kosten des Frauentages, was nicht des Geldes, wohl aber des Ansehens halber nach Außen hin sehr wichtig war. Die Königin Olga, die in Friedrichshafen weilte, konnte zwar nicht den Verhandlungen anwohnen, lud jedoch die Teilnehmerinnen derselben zur freien Besichtigung der schönen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma ein. Die gewerbtreibende Stadt Reutlingen schickte eine Einladung zur Besichtigung ihrer tüchtigen Frauenarbeitsschule und empfing die Gäste mit einem Frühstück; ebenso wurde sie von dem guten Armen- und Arbeitervertreter, dem nun verstorbenen Gustav Werner in Reutlingen, freundlich empfangen, dessen Anstalten die Delegirten des Frauentags besuchten und im Kreise aller seiner „Kinder“ (Hunderte an der Zahl) speisten. Das waren erhebende Stunden.

Der Frauentag verlief glänzend, er schloß mit der Bildung des „Schwäbischen Frauenvereins“, der jetzt einer der größten Frauenvereine zur Beförderung des Erwerbs und der Bildung des weiblichen Geschlechts ist. Er besitzt sein eignes Haus und verschiedene Fachschulen. Seine Vorsitzende von Beginn an bis zum Jahre 1891 blieb Frl. Franziska Ammermüller.

Sobald eine Sache anerkannt wird, finden sich genug Hände, ihr zu dienen, so ging es auch hier. Nachdem der Verein organisiert war, zog sich Emma Laddey zurück.

Den äußeren Anlaß bot der Wegzug von Stuttgart nach München.

Der schriftstellerischen Laufbahn blieb sie treu. Manche ihrer Bücher wurden drei- und viermal aufgelegt, doch ihr liebstes Buch „Aus dem Reiche der Frau“ harrt noch der 2. Auflage. Ihr letztes Buch für die weibliche Jugend: „Selbständige Mädchen“ verdient die größte Beachtung.

Emma Laddey's geistiges Streben hatte ihr noch eine andere Richtung gegeben. Sie hatte in Stuttgart sechs Semester den berühmten Aesthetiker und Litteratur-Professor Vischer gehört, um eine gründliche litterarische Bildung zu erlangen. Später hatte sie Gelegenheit, in Genf und Paris weitere Vorlesungen zu hören. Die Frucht all' dieser Studien verarbeitete sie in drei Serien von Vorträgen: „Die klassische Periode der deutschen Dichtung nebst Einleitung“, „Die romantische Schule Deutschlands“, „Frauenbilder im Spiegel der Dichtung“.

Diese Vortragsreihen, deren jede zwanzig Vorlesungen umschließt, hat sie bereits wiederholentlich in München und Stuttgart vor größerem Damenkreise gehalten und viel Befriedigung in dieser Art von Thätigkeit gefunden.

So blieben Poesie und Arbeit die treuen Begleiterinnen ihres Lebens. Ueber alle Schicksalsschläge, nach vielfachen Krankheiten, nach dem Verluste ihres Kindes durch den Tod, haben sie ihr doch wieder die Möglichkeit zum Weiterstreben gegeben. Und die Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß"

hat sie an sich selbst erfahren.



Susanne Rubinstein, Dr. phil.

Geboren 1847.

Eine der idealsten Frauen unsrer Zeit ist die Philosophin Frl. Susanna Rubinstein, in deren zartem Körper der Geist und Wille so mächtig sind, daß sie, trotz eines seit Jahren einsamen, von allem Weltgetriebe zurückgezogenen Lebens, zu dem sie ein schweres, schmerzvolles Leiden veranlaßt, sich ein warmes Herz für die Menschheit, einen offenen Sinn für alle Weltereignisse und einen rastlos forschenden Wissenstrieb bewahrte.

Im Jahre 1847 zu Czernowitz in der Bukowina geboren, ist Susanne Rubinstein die Tochter des Kaiserlichen Rates und Reichstagsmitgliedes J. Rubinstein. Das junge Mädchen genoß eine sorgfältige Erziehung und war früh von dem Wunsche beseelt, Universitätsstudien zu absolvieren. Um die Abiturienten-Prüfung machen zu können, ließ sie sich nach der Schulzeit von den Professoren des Czernowitzer Gymnasiums Privatunterricht in sämtlichen Gymnasialfächern erteilen, insbesondere in den beiden klassischen Sprachen und in Mathematik, Geschichte und Geographie.

Nach mehrjähriger, angestrengter Thätigkeit in diesen Wissenschaften bestand sie das Abiturientenexamen in glänzendster Weise und bezog die Universität Prag, um dort Geschichte zu studieren. Sie hörte die Vorlesungen des bekannten Historikers Höfler, wurde aber später durch die fesselnden Vorträge des Philosophen Volkmann so angezogen, daß sie beschloß, sich ganz der Philosophie zu widmen.

Volkmann beherrschte meisterhaft das Gebiet der Psychologie, als ein Anhänger der Lehre Herbart's, der die wissenschaftliche Psychologie in Deutschland begründet hat.

Mit Begeisterung schloß sich die junge Studentin dieser Richtung an und drang infolge musterhaften Fleißes bald in die schwierigsten Probleme der menschlichen Seele ein.

Von Prag ging sie nach Leipzig, wo es ihr als Ausländerin vergönnt war, den Vorlesungen der namhaftesten Professoren beizuwohnen. Trotz größter Vertiefung in ihre Studien pflegte die liebenswürdige junge Dame auch die Geselligkeit. Sie verkehrte in den angesehensten Familien. Ueberall, wo sie hinkam, erregte ihre eigenartig schöne, interessante Erscheinung, ihre bescheidene Zurückhaltung, die fast an Schüchternheit grenzte, und ihre gediegene Unterhaltung die wohlwollendste Teilnahme. Dabei vermied sie nichts so sehr, als in Gesellschaft mit ihren Kenntnissen zu prunken.

Nach vierjährigem, regelmäßigem Universitätsstudium bestand sie das Rigorosum ebenso glänzend, wie dereinst das Abiturientenexamen und promovierte mit einer Inaugural-Dissertation, die den Titel führte: „Die sensoriellen und sensitiven Sinne!“ Dieselbe erschien 1874 bei Edelmann in Leipzig. In dieser Abhandlung von 78 Seiten stellte sie das ganze reiche Leben der Sinnesempfindungen des Menschen dar, unter Berücksichtigung der Resultate der neueren Physiologie. Die selbständige Weise, in der sie hierin auftrat, veranlaßte die günstigste Aufnahme in Fachkreisen.

Durch dies Resultat ermutigt, setzte Susanne auf's Eifrigste ihre Studien fort.

Im Jahre 1878 veröffentlichte sie ein Werk: Physiologisch-ästhetische Essays (Heidelberg) C. Winters Universitätsbibliothek, ein Buch, das Aufsehen im Kreise der Fachgelehrten erregte.

Der zarte Körper war jedoch vielfach Krankheiten ausgesetzt; ein schweres Leiden brachte langes und oftmaliges Siechtum. Nur der großen Energie und dem rastlosen Fleiße gelang es im Jahre 1884, den zweiten Band der Essay's dem ersten folgen zu lassen. Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Themata sind folgende: Das Leben der Sinne. Die Schicksale der Vorstellungen. Das Gedächtnis. Einbildungskraft und Fantasie. Die Sprache. Zeit und Raum. Die Bewegungsarten. Leidenschaft und Affekt. Naturgeschichte des Witzes. Psychologie der Geschlechter. Charakteristik der jüdischen, griechischen, indischen, der christlich-germanischen Fantasie.

Diese Aufsätze sowohl, als auch andere in Zeitschriften verstreute, sind wahre Kabinetstücke, in denen die Verfasserin ihre Gedankentiefe, ihre Klarheit, den vornehmen, ungemein edlen Stil, die feine, weitreichende, gediegene Bildung und ihre große Belesenheit offenbart.

Das Urteil eines scharfen Kritikers über Dr. Susanne Rubinstein lautete: Diese merkwürdige Frau besitzt eine nicht gewöhnliche synthetische Begabung neben analytischer feinfühlender Kraft, gründlichste Gelehrsamkeit neben künstlerisch vornehmer Darstellungsgabe, erschütterndes sittliches Pathos, neben Zügen schalkhaften Humors, lebhaften, gegliederten Vortrag neben sprudelnder Unterhaltungsgabe, männlichen Verstand neben weiblicher Anmut und Zartheit.

In dem letzten Jahrzehnt lebte Susanne Rubinstein abwechselnd in Leipzig, Heidelberg, München, Wien, Berlin, Dresden, bis sie ihres immer zunehmenden Leidens wegen seit zwei Jahren nach Wiesbaden, des guten Klimas wegen, zog.

wo sie, nur von wenigen Freunden aufgesucht, ein vereinsamtes, stiller Geistesarbeit gewidmetes Leben führt, dankbar jeden Beweis treuer Gesinnung entgegennehmend. So sprach sie stets dankbar von der ihr in Wiesbaden gewidmeten Freundschaft und Teilnahme der Schriftstellerin Frl. Feilmann. Im Gegensatz zu anderen Kranken, welche ihr Zustand selbstsüchtig macht, ist Susanne Rubinstein von seltener Fürsorge für Andere, voll feinen Mitgefühls und unbegrenzter Wohlthätigkeit. Nichts bereitet ihr, der Hülfsbedürftigen, so viel Leid, als wenn sie selbst nicht zu helfen vermag. In den Jahren 1889 und 90 gab unsre Philosophin zwei Schriften heraus: „Aus der Innenwelt“ und „Zur Natur der Bewegungen“. Beides erschien, wie alle ihre Schriften, im Verlag von Alexander Edelmann in Leipzig. Beide Schriften enthalten eine Fülle von Gedanken, von Wissen und Beobachtungen; die elegante Sprache, die feinsinnige und frische Darstellung lassen nicht ahnen, daß die Verfasserin ein, von der gesellschaftlichen Welt fast abgeschiedenes Leben als Kranke verbringt.

Wenn irgend ein menschliches Wesen die resignirende Philosophie des geflügelten Wortes unseres Kaisers Friedrich bethätigt: „Lerne leiden, ohne zu klagen!“ so ist es Susanne Rubinstein, die Philosophin.



Clara Barton.

Eine kleine Frau in mittleren Jahren, mit sanften Augen und glatt gescheiteltem Haar, mit leiser Stimme und leichtem, etwas zögerndem Schritt, ein Wesen, dessen hervortretendste Eigenschaft eine ungewöhnliche Bescheidenheit und ruhige, langsame Besonnenheit ist — so erscheint Miß Clara Barton, deren Name heute einer der bekanntesten und gefeiertsten jenseits des großen Wassers genannt werden kann. Sie gilt in Nordamerika unbestritten als die erste Autorität in allen Fragen, welche die Verwundetenpflege betreffen und zugleich als eine ganz hervorragende Kapazität für Organisation jeglicher Art. Beweise genug hat sie hierfür geliefert — Beweise, die dort in ihrem Vaterlande genügend bekannt sind.

Sie ist die Tochter eines Offiziers und entstammt einem ehrbaren streng-puritanischen Geschlecht aus dem allen Amerikanern ehrwürdigen Staate Massachusetts. Dort fängt das Leben zeitig an, und so wurde sie mit 15 Jahren als Lehrerin angestellt und eröffnete wenige Jahre später, ganz selbständig, eine Schule, welche infolge ihres schon damals hervorragenden organisatorischen Talentes wuchs und gedieh. Aber auf den Schlachtfeldern des entsetzlichsten aller neueren Kriege, des amerikanischen Bürgerkrieges, entdeckte sie ihren wahren Beruf, und als endlich der Frieden geschlossen wurde, war die Aufmerksamkeit des Heeres, der Regierung, des ganzen Volkes auf diese bedeutende Erscheinung gelenkt worden. Ihre bekannten, stets heiß ersehnten Wagen mit allen Vorräten für Pflege und Hilfeleistungen, für welche, als die anerkannt leistungsfähigsten und bestgeleitetsten des ganzen Heeres, große Beiträge reichlich zugeflossen waren, sie konnten jetzt außer Dienst gestellt werden, und Clara Barton stand nicht mehr, wie all' diese Jahre hindurch, buchstäblich mitten im Kugelregen, die Erste, die mit sanfter Teilnahme und stetem, unerschütterlichem Gleichmut sich der Sterbenden und Verwundeten annahm. Aber in den folgenden vier Jahren stellte sie es sich zur Aufgabe, nach allen Kräften — und das Wort will bei ihr viel bedeuten — den Spuren der auf den Armeelisten als verschollen auf-

*) Quelle: Marie v. Bunsen.

geführten 80,000 Mann nachzugehen. Zuletzt jedoch war auch ihr physisches Können erschöpft.

Der gänzliche Zusammenbruch ihrer Gesundheit nötigte ihr Ruhe und eine Reise nach Europa auf, und in Genf nahm sie im Jahre 1869 zum ersten Mal Kenntnis von den Aufgaben des Roten Kreuzes.

Sie sollte diese binnen kurzem noch besser verstehen und würdigen; denn als im folgenden Jahre der deutsch-französische Krieg ausbrach, stand sie in Gemeinschaft mit deutschen Frauen vereint auf dem alten Posten der Gefahr. Als die Belagerung von Paris beschlossen wurde, gelang es ihr, allein mit einem Dienstmädchen, die letzten $1\frac{1}{2}$ Meilen zu Fuß aus Mangel anderer Beförderung zurücklegend, in die bedrängte Stadt direkt vor Thoresschluß einzudringen. Im Einverständnis mit den dortigen Behörden linderte sie Not und Elend in den ärmsten Teilen der Stadt, um gleich nach der Kapitulation wieder sofort sich an den Arbeiten des Roten Kreuzes zu beteiligen. So klar wurde ihr jetzt die wohlthätige Macht dieser großen internationalen Vereinigung, dieses roten Fadens der Menschlichkeit, daß, als sie endlich wieder ihre Heimat erreichte, sie es als oberste Aufgabe erkannte, ihre Regierung zum Beitritt in den Bund zu bewegen.

Es ist nie bestritten worden, daß dieses 1882 wirklich nur in Folge ihrer rastlosen Bemühungen gelang, und so wurde denn ihre Ernennung zur Präsidentin fast als selbstverständlich hingenommen. Die Stellung ist aber keineswegs blos eine der ritterlichen Huldigungen, wie sie den Amerikanern mehr als irgend einer anderen Nation geläufig sind; ihre Arbeit ist ebenso ernst und anstrengend als verantwortungsvoll. Sie hat eben kein Ehrenamt, sondern die nützliche Leitung in dem großen Vereine dieses halben Weltteils übernommen. Im Jahre 1887 kam Clara Barton als offizielle Vertreterin ihrer Regierung nach Karlsruhe zur Versammlung des Roten Kreuzes.

Neben allen andern Eigenschaften besitzt sie eine ungewöhnliche Rednergabe und die kleine, sanfte Frau soll große Versammlungen fesseln und hinreißen können.

So ist sie den unzertrennlich mit allen (bis jetzt glücklicherweise nur) Friedensthaten des amerikanischen Roten Kreuzes verknüpft und sowohl die verheerenden Feuer in Michigan, als die Ueberschwemmungen des Mississipi und des Ohio, oder die Dürre in Texas, alle haben Miß Clara Barton mit Rat und That an den Ort der Verwüstungen gelockt und ihren Namen mit neuem Glorienschein der Menschenliebe umgeben.





SOPHIE v. KOWALEWSKA.

Sophie von Kowalewska.

Geboren 1853, gestorben 1891.

Eine der bedeutendsten gelehrten Frauen unseres Jahrhunderts, Sophie von Kowalewska, welche seit dem 23. Juli 1884 den Lehrstuhl der Mathematik an der Hochschule in Stockholm einnahm, wurde der Welt im Februar 1891, im noch nicht vollendeten 38. Lebensjahr, entrissen.

Sophie wurde im Jahre 1853 als die Tochter Corrin Krukowski's, eines hohen Würdenträgers, auf dessen Gute in Rußland geboren. Ihr Vater stammt von dem ungarischen Heldenkönig Mathias Corvinus ab, dessen Tochter sich mit einem polnischen Magnaten, Krukowski, verheiratet hatte; mütterlicherseits von dem berühmten deutschen Astronomen Schubert.

Ihre Jugend verfloß auf dem Landgute ihrer Eltern äußerst angenehm. Sie empfing Unterricht von russischen, deutschen, französischen und englischen Lehrern, las viel, dichtete selbst und neigte zu dramatischen Darstellungen. Um diese Neigung, welche auch ihre Schwester teilte, zu befriedigen, ließ ihr Vater im Schlosse ein Theater aufbauen. Bald aber sollte ein äußeres Ereignis dem in Träumereien versunkenen Kinde klar machen, wohin es den lebhaften Schaffensdrang der Seele zu richten habe. Als Sophie das zwölfte Jahr erreicht hatte, kam einer ihrer Vettern, ein Knabe gleichen Alters, mit seinem Haushofmeister auf längere Zeit zum Besuch auf das Gut. Der Knabe sollte vorzugsweise Mathematik lernen, weil er in diesem Lehrgegenstand hinter den Anforderungen der Schule zurückgeblieben war. Der Lehrer hatte den Einfall Sophie oder Sonja, wie sie genannt wurde, am Unterricht teilnehmen zu lassen, um des Knaben Ehrgeiz anzuregen. Die Eltern, welche dieses Vorhaben wie ein Spiel betrachteten, willigten in des Erziehers Vorschlag ein. Aber Sophie nahm ihre Aufgabe so ernst und bezeigte für den mathematischen Unterricht ein so eingehendes Interesse, daß der Vater für ihre Gesundheit fürchtete und sie nicht länger an den Lehrstunden teilnehmen ließ. Das half jedoch wenig. Sophie trieb die Studien autodidaktisch weiter und fuhr fort, mathematische Probleme aufzustellen und zu lösen.

Eines Tages bekam der Vater Besuch von einem Jugendfreunde, welcher gute mathematische und physikalische Kenntnisse besaß. Sophie fing an, mit ihm über Mathematik zu sprechen. Er war durch ihre tüchtige Auffassung überrascht und schenkte ihr zum Abschied ein von ihm verfaßtes Lehrbuch über Physik. Einige Zeit später traf er sie in Petersburg an, wo sie mit ihren Eltern vorübergehend weilte. Er frug, ob sie sein Buch gelesen. Ihre Antwort, daß sie dasselbe vollständig studiert, weckte sein Mißtrauen, denn das Buch enthielt auch eine große Anzahl trigonometrischer Formeln, und er wußte, daß Sophiens Elementarstudien nicht bis zu deren Verständnis reichen konnten. Er prüfte sie und fand mit Erstaunen, daß sie aus Kombination eine in den wesentlichen Teilen richtige Trigonometrie aufgebaut hatte. Dies machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er den Vater zu überreden wußte, die Tochter Mathematik studieren zu lassen. Sophie erhielt nun einen tüchtigen Lehrer und lernte mit merkwürdiger Schnelligkeit die Elemente der analytischen Geometrie.

Von Petersburg in die Einsamkeit des Landlebens zurückgekehrt, war es Sophies heißes Verlangen, an irgend einer Universität gründliche Studien machen zu können. Die Eltern waren ihrem Vorhaben entschieden entgegen. Die jungen Studentinnen, die das Vaterhaus verlassen, wurden von der höchsten Aristokratie als Abenteuerinnen angesehen, und man hätte es als einen Familienskandal betrachtet, Sophie an eine Universität zu schicken. Aber die Macht der Eltern sollte durch eine andere verdrängt werden: Sophie machte die Bekanntschaft des russischen Naturforschers Kowalewski, dem sie, erst 16 Jahre alt, Herz und Hand schenkte. Die jungen Gatten reisten sogleich nach Deutschland und noch im selben Jahre 1869 wurde Frau Kowalewska Student der Universität zu Heidelberg, welche damals noch weibliche Studierende zuließ. Hier hörte sie 2 Jahre die Vorlesungen von Königsberger, Kirchhoff und Helmholtz und ging dann nach Berlin, um bei Weyerstraß ihre Studien fortzusetzen.

Da die Hörsäle in Berlin den Frauen verschlossen sind, konnte dies nur auf privatem Wege geschehen. Nach einigen Gesprächen mit der erst 18jährigen Russin erhielt Weyerstraß einen so tiefen Eindruck von ihrer Begabung, daß er sich erbot, ihr Privatvorlesungen zu halten. Vier Jahre fuhr er damit fort, und die junge Schülerin folgte ihm mit erstaunlicher Leichtigkeit auf dem Gebiete, welches man sonst das schwierigste für menschliche Auffassung hält. Weyerstraß wünschte, daß, ehe die junge Frau mit ihrem Gatten in die Heimat zurückkehrte, sie ein deutsches Staatszeugnis über ihre Kenntnisse erhalte.

Er sandte zu diesem Zwecke drei Abhandlungen seiner 21jährigen Schülerin an die Universität Göttingen, welche dereinst den größten Mathematiker und Naturforscher Karl Fr. Gauß zu ihren Lehrern gezählt hatte, und die Arbeiten der Frau Kowalewska hatten einen so hohen Wert, daß das Prüfungskollegium beschloß, ihr ohne mündliche Prüfung den Doktorhut zu verleihen. Als sich in den früheren Zeiten Gauß selbst für die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts berühmte

Mathematikerin Sophie Germain verwandte, gelang es ihm nicht, für sie dies Ehrenzeichen zu erlangen.

Frau Kowalewska war nicht allein die erste Frau, welche in Göttingen den Doktorhut, sondern der erste Doktor, der ohne mündliche Prüfung diesen Grad erhielt. Zwei von den Abfassungen berührten schwere, weit umfassende Fragen in der höheren Analyse und die dritte in der mathematischen Physik, über die Form des Ringes des Planeten Saturnus.

Die folgenden Jahre widmete Frau Kowalewska den Arbeiten schwierigster Art in Mathematik und Physik, aber sie veröffentlichte nichts; denn sie begann sich als Repräsentantin des Frauengeschlechts auf diesem Felde der Wissenschaft zu fühlen und hatte sich vorgenommen, erst mit einer Entdeckung vor das maßgebende Publikum zu treten, geeignet, für immer einen bestimmten Platz in der Geschichte der Wissenschaft einzunehmen.

Ihre Freunde und Lehrer erwarteten mit Spannung das Resultat ihrer Forschungen. Da plötzlich traf sie ein großes Unglück. Ihr Mann, damals Professor der Paläontologie an der Universität Moskau, starb. Sie blieb mit einer fünfjährigen Tochter zurück, die sie nun der Fürsorge ihrer Angehörigen übergab, um allein und traurig ihre unermüdliche Arbeit mit unverminderter Kraft fortzusetzen.

Das glänzende Resultat liegt in der „Acta Mathematica" vor, eine Arbeit, die selbst den strengen Weyerstraß zu der Aeußerung hinriß, daß sie alle Anforderungen befriedigte und erfüllte, die man an sie stellen konnte. Sie enthält die vollständige mathematische Lösung des optischen Problems: Die Bewegung des Lichtes in einem kristallischen Medium, ein Problem, das die größten Mathematiker erfolglos beschäftigt hatte.

Im Winter 1884 folgte Frau Kowalewska der Einladung des Professors Mittag-Löffler nach Stockholm, wo sie während des Frühjahrssemesters einen einzelnen Kursus über Theorie der partiellen Differentialaequationen in deutscher Sprache las. Der Erfolg dieser Vorlesungen war so groß, daß Frau Kowalewska der Verwirklichung ihres Ideals näher rückte, Universitätslehrerin zu werden.

Sie dozirte öffentlich in Stockholm und erhielt, wie schon im Eingang erwähnt, am 23. Juli 1884 die Professur der Mathematik an der Hochschule zu Stockholm.

Frau Kowalewska's Erscheinung machte einen sehr angenehmen Eindruck: ihre Haltung war bescheiden, ihr Blick, durch Kurzsichtigkeit etwas verschleiert, mild und freundlich. Wenn sie von ihrem Kinde sprach oder ein Kind gleichen Alters sah, glänzte ihr Auge in Mutterliebe. Ihr wissenschaftlicher Beruf hinderte sie in keiner Beziehung, ihrem jetzt etwa zehn- oder elfjährigen Töchterchen eine treue, sorgsame Mutter zu sein; es gehörte zu ihren gern ausgesprochenen Überzeugungen, daß eine ernsthafte geistige Thätigkeit durchaus nicht unvereinbar mit der Erfüllung der Frauen- und Mutterpflichten sei. Lebhaft trat sie daher auch für die Zulassung der Frauen zu jeder Art von Studien ein. Ihre Unterhaltung war ungezwungen, lebhaft, sprühend und leicht auf jeden Unterhaltungsstoff eingehend. Für die Höhen, wie für die Tiefen des menschlichen Lebens hatte sie Interesse und ein

weitumfassendes, vorurteilsfreies Verständnis. Ihr ungewöhnlich großer Reichtum an Kenntnissen und ihre erstaunliche Belesenheit in alten, wie modernen Dichtungen erklärt sich nicht aus ihren Studien, sondern aus ihrem Leben. Sie hatte längere Zeit in Paris, London, Moskau, Petersburg, Berlin geweilt und verkehrte mit den vornehmsten Gelehrten und Dichtern, unter letzteren seien nur Turgeniew, Deslojewsky, George Elliot erwähnt. Die größten Mathematiker haben ihre Theorie vorgetragen und ihre Entdeckungen mitgeteilt. Sie entwickelte Scharfsinn in der Diskussion, Talent, Witz und Wärme in den Antworten, so daß sie ihre Gegner stets besiegte, dennoch machte sie so sehr den Eindruck der Bescheidenheit und war so tolerant für die Ansichten Anderer, daß Niemand scheute, mit ihr Erörterungen zu pflegen.

Von ihren Arbeiten sind die bedeutendsten auch in deutscher Sprache erschienen: „Zur Theorie der partiellen Differenzialgleichungen“ 1874. „Über die Gestalt des Saturnringes“ 1874. „Über die Fortpflanzung des Lichtes in einem krystallinischen Medium“ 1885. Für ihre Schrift: „Sur le problème de la rotation d'un corps solide autour d'un point fixe“ erhielt sie am 24. Dezember 1888 in der öffentlichen Jahresversammlung der französischen Akademie den Prix Bordin pour les sciences mathematiques, der für sie von 3000 Frcs. auf 5000 erhöht wurde. Für die Zeitschrift Acta mathematica hat sie viele wertvolle Beiträge geliefert.

Sophie von Kowalewska starb nach kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung am 10. Februar 1891 in Stockholm, wo sie vier Tage vorher ihre Vorlesungen wieder zu halten begonnen hatte, nachdem sie kurz vorher von einer längeren Reise zurückgekehrt war. Im Januar weilte sie noch in Berlin. Ihre letzte Arbeit veröffentlichte sie 1890 in den Acta mathematica Bd. 14: Sur une propriété du système d'équations différentielles qui définit la rotation d'un corps solide autour d'un point fixe.

Die Acta mathematica werden seit 1882 von Professor Mittag-Leffler, mit Unterstützung des Königs Oscar II. von Schweden herausgegeben. Seit 1848 war Frau von Kowalewska mit in die Redaction getreten.

Außer dem hervorragenden mathematischen Genie zeigte Frau von Kowalewska auch eine hohe künstlerische und sprachliche Begabung. Sie gab eine Reihe russischer Novellen heraus; sie schrieb ferner in Gemeinschaft mit ihrer Freundin Charlotte Edgrén-Leffler ein Drama in schwedischer Sprache: der Kampf ums Glück. Während sie diese ersten Arbeiten anonym herausgegeben hatte, trat sie um Weihnachten 1889 unter ihrem eigenen Namen mit einem Romane: Aus dem russischen Leben (I. Theil: Die Schwestern Rajewski) hervor, der große und berechtigte Aufmerksamkeit erregte. Eine der letzten Nummern der Nordisk Tidskrift enthält ferner unter dem leicht zu durchschauenden Pseudonym Tanja Rajevski — das Fragment einer Geschichte aus den Tagen der russischen Leibeigenschaft: Familjen Vorontzof. Die Erzählung ist vollendet hinterlassen und sollte in nächster Zeit herausgegeben werden. Eine deutsche Ausgabe einiger dieser Arbeiten ist in Vorbereitung.

Durch diesen all zu frühen Tod hat nicht allein die mathematische Wissenschaft und die schwedische Hochschule, sondern die ganze Frauenwelt einen schweren Verlust erlitten.

Josephine E. Butler.

Es wäre eine empfindliche Lücke in meinem Werke, wollte ich von der Frau nicht sprechen, welche den Mut hatte, den wundesten Punkt der Frauenfrage zu berühren, gegen die tiefste Schmach kämpfend einzutreten, welche dem weiblichen Geschlechte anhaftet.

Diese Heldin ist Frau Josephine Butler. Bei Gelegenheit des internationalen Congresses des britisch continentalen Bundes, zur Abschaffung aller staatlichen Ausnahmegesetze und Polizeiverordnungen zu Gunsten der Prostitution, im Jahre 1881 hatte ich das Glück die merkwürdige Frau kennen zu lernen, welche ihr Leben und Wirken dieser schwierigsten Aufgabe gewidmet hat. Mit Bewunderung blickte ich, blickten mit mir viele Hunderte auf die zarte Gestalt der Frau Josephine Butler, die damals in der Mitte der vierziger Jahre stehend, eine noch jugendliche Erscheinung war. Auf einer schlanken, hohen Gestalt erhob sich ein schöner Kopf, mit sympatischen Antlitz, von rein griechischem Profil, in welchem sich die Reinheit einer lichtvollen Seele spiegelt. Sanft und melodisch klang ihre Stimme, und es war kam möglich zu glauben, daß dies die Frau sei, die bereits seit Jahren den Kampf gegen die brutalste Macht der Vorurteile gegen die schreiendste Ungerechtigkeit, das weibliche Geschlecht betreffend, führte, ein Kampf, für den sie „im Bunde" eine Armee edler Männer und Frauen aller Länder gewonnen hatte.

Neben Frau Josephine Butler erschien ihr Gatte, einer der berühmtesten Gelehrten und Geistlichen Englands, Kanonikus an der Kirche zu Winchester (gestorben im März 1890), und ihr Sohn, ein hochaufgeschossener Jüngling, der auf seine Mutter, wie auf eine Heilige blickte. Unter ihrem Einfluß hatte er schon seit fünf Jahren unter den Studenten einen Bund zur Bekämpfung der Unsittlichkeit und Ausschweifung begründet.

Josephine Butler ist die Tochter des John Grey de Dilston, eines sehr bedeutenden Reformers, der sein Leben der Politik, der Wohlthätigkeit und der

24*

Bodenkultur gewidmet hatte. Das Aufblühen des Ackerbaues in der Grafschaft Norfolk war hauptsächlich seinen Bemühungen zu danken.

Josephinens Mutter entstammte einer Familie flüchtig gewordener Hugenotten. Das Beispiel und die Lehren der Eltern flößten Josephinen und ihren Geschwistern Abscheu vor jeder Ungerechtigkeit und Unterdrückung ein.

Der Lieblingssatz des Vaters aus der Bibel war dem Propheten Jesaias entnommen. „Nicht am Fasten habe ich Wohlgefallen. Zerreiße die Ketten der Böswilligkeit, löse die Bande der Knechtschaft, mache die Unterdrückten frei und zerstöre jede Art Joch!" Ihn hatte sich auch Josephine als Wahlspruch eingeprägt und was sie im Leben später geleistet, entsprang dem Durste nach Gerechtigkeit.

Glücklich verflossen die Kinderjahre. Die Eltern bewohnten ein Patrimonialgut in Milfield, an den Ufern der Tweed, in der schönsten Gegend von Northumberland gelegen. Umgeben von Allem, was Natur und Geschichte Erhebendes hat, wurde Josephine in jenem ritterlichen Geiste erzogen, der ihrem Wesen etwas Edles gab. Das freie Leben auf dem Lande, das fast patriarchalische Verhältnis der Familie Grey unter ihren Pächtern, die langen Ritte durch Wald und Feld, kurz die ganze Jugendzeit, welche Josephine verlebte, erklärt die Unabhängigkeit des Charakters, den sie später zeigte und ihre physische Kraft, welche sie allen Leiden und Prüfungen widerstehen ließ.

Josephine vermählte sich mit George Butler, damals in Liverpool, zuletzt Kanzler an der Kathedrale von Winchester.

Ihre Familie bestand aus drei Söhnen und einem Töchterchen. Das letztere, Evangeline genannt, ein reizendes, lebhaftes Geschöpfchen, war der Sonnenstrahl des Hauses.

Da geschah etwa Entsetzliches.

Im Sommer 1864 kam Frau Butler nach dreiwöchentlicher Abwesenheit von einer Erholungsreise heim. Glückselig erreichte sie die Schwelle ihres Hauses zu Cheltenham, erfüllt von der Sehnsucht, ihr geliebtes Töchterchen in ihre Arme zu schließen. Das Kind, ungeduldig die Mama zu umarmen, entschlüpfte ihrer Erzieherin und stürzt, das Gleichgewicht verlierend, von der Treppe herab, zu den Füßen des unten stehenden Vaters fallend.

Ein herzzerreißender Schrei ertönte. — Die verzweifelten Eltern sehen auf dem kalten Marmorflies ihr entzückendes Kind — unbeweglich. Die blonden Locken, das schöne Antlitz von Blut überströmt, — in wenigen Stunden war es tot. — Als Josephine ihr geliebtes Kind auf so schreckliche Weise das junge Leben aushauchen sah — erfaßte eine solche Macht der Finsternis ihre Seele, daß sie wochen-, ja monatelang abgestorben für die Welt schien. Alle Hoffnungen, welche sie im gläubigen Gottvertrauen im Glücke hatte, — waren vernichtet, — das Schicksal schien ihr ungerecht, der Glaube an Gottes Gerechtigkeit erschüttert.

Eines Tages, als der Schmerz ihr unerträglich schien, begab sie sich zu einer alten Freundin, einer Quäkerin, der sie all ihr Leid klagte.

Diese sagte zu ihr: Gott hat Dir diejenige genommen, die Du liebtest,

aber es giebt unzählige Geschöpfe, welche die Mutterliebe notwendig haben, die Deinem Herzen entströmt! Gehe in das Haus, das ich Dir nenne, klopfe an, — Du wirst solche Wesen finden!“

Frau Butler gehorchte. Es war eine Zufluchtsstätte für verlassene und verlorene Mädchen, welche die Freundin errichtet hatte.

Von dieser Zeit an widmete sie sich mit immer wachsender Aufmerksamkeit allen den jungen Herzen, die der Mutter entbehrten, vor allem den verlorenen Töchtern des Volkes.

Sie suchte die Hospitäler und die Rettungshäuser auf, bewegte die Gemüter der Sünderinnen, gewann ihr Vertrauen und keine von ihnen war ihr zu schlecht, als daß sie sie nicht an ihr Herz nahm, in der Hoffnung sie zu bessern.

Sie sprach zu ihnen nicht salbungsvoll wie eine Heilige, sondern wie eine gütige Mutter zu ihren Kindern.

Sobald eine dieser gesunkenen Geschöpfe zu bereuen versprach, nahm sie es in ihr Haus mit Bewilligung ihres Gatten und ermüdete nicht an seiner Besserung zu arbeiten. Ihre bisherigen Fremdenzimmer richtete sie zu einer Zufluchtsstätte ein, wo sie die kranken Mädchen pflegte und denen den Frieden gab, die in ihren Armen starben. Später mietete sie ein Haus für diesen Zweck, in dem sie auch verlassene junge Mütter mit ihren Säuglingen aufnahm, die der Vater verleugnet hatte. Neben diesen Unglücklichen widmete sie ihre Pflege armen, kranken Matrosen, die fern von ihrem Vaterlande sonst keine Hülfe fanden, Norweger, Spanier, Griechen, die in den Hafen einliefen, physisch und moralisch verkommene. Dies Alles war nur Vorbereitung für ihr großes Werk.

Die Erziehung, der Charakter und die nationalen Traditionen ließen die englische Frau seit Cromwells Zeiten an dem Gemeinwohl teilnehmen, zu dessen Förderung sie moralische und soziale Verbesserungen von der politischen nicht zu trennen vermag. So war es nichts Ungewöhnliches, daß Josephine Butler, in einem Alter, in dem andre junge Frauen nur dem geselligen Vergnügen leben, sich eingehend mit den Gesetzen beschäftigte, welche die Frauen erniedrigen.

Sie sagte sich, solche Ausnahmegesetze, welche für ein und dasselbe Laster die Frau schuldig erklären und den Mann dasselbe straflos ausüben lassen, müssen bekämpft werden.

Josephinen's Gerechtigkeitsgefühl empörte sich, daß man von der Polizei aus eine Anzahl Frauen, welche sich verkaufen, duldet, überwacht, zur Untersuchung und Gewerbesteuer heranzieht, zu Gunsten der Männer, welche in der Frau eine Sache, eine Sklavin ihrer Sinnlichkeit betrachten.

Durch die Ausnahmegesetze sind schuldige und unschuldige Mädchen der Willkür preisgegeben. Sie begünstigen indirekt den Mädchenhandel, der entwürdigender als jeder andere Sklavenhandel ist, — und noch heute in Europa wie in allen anderen Erdteilen, wenn auch unter den verschiedensten Masken getrieben wird.

Schon in den Jahren 1861 und 1864 hatten sich Harriet Martineau und

Florence Nightingale gegen die Ausnahmegesetze ausgesprochen, als der Premierminister diese hochgeehrten beiden Frauen um ihr Urteil vertraulich bat, bevor in den britischen Kolonien in Ostindien und China die Regelung der Sittenpolizei eingeführt werden sollte, um der Verbreitung ansteckender Krankheiten beim Militär und der Marine entgegenzuarbeiten. Dennoch war das Ausnahmegesetz der Einschreibung und zwangsweisen Untersuchung bereits in 15 Orten Englands 1869 eingeführt.

Eine fruchtlose Protestation in Form fliegender Blätter hatte der Bevölkerung das Ereignis von großer Tragweite verkündet. Die Verfasser waren die beiden Philanthropen M. Daniel Cooper und M. R. B. Williams. In Bombay und Calcutta verweigerte die Munizipalität die „Cantonalakte“, so nannte man die Ausnahmegesetze, anzuwenden, und bis heute währt der Kampf in allen britischen Besitzungen.

Der zweite Schritt zur Bekämpfung der Erniedrigung der Frau durch den Zwang jener Gesetze, war eine Broschüre jener beiden genannten Männer: „Das Heilmittel schlimmer als das Uebel“.

Diese zog die Aufmerksamkeit mehrerer Aerzte, Staatsmänner und Geistlichen auf sich, welche beschlossen, die „Cantonalakte“ einer Kritik der Gesellschaft für soziale Wissenschaft zu unterwerfen, doch erklärten sie, daß die Agitation fruchtlos bleiben würde, wenn nicht die Frauen selbst Teil am Kampfe nehmen würden. Doch an welche Frauen sich wenden? Welche werden bei einer so peinlichen Sache für ihr Geschlecht eintreten wollen?

Die Aerzte Bell Taylor und Wooth schlugen Josephine Butler vor, deren Rettungswerk ihnen bekannt war, ferner Harriet Martineau, die Verfasserin des Werkes: „Ostindien einst und jetzt“, obgleich damals schon 76 Jahre alt; Miß Carpenter, die Organisatorin des öffentlichen Volksschulunterrichts, Frau Colmann, die Schwester von Stuart Mill, Jacob Bright und seine Schwester Frau Lucas (gest. 1891), Frau Venturi, geb. Ashurst, die aufopfernde Freundin Mazzinis, Christine Alsop, und Schwägerin James Stansfelds, der später die kräftigste Stütze des Bundes wurde, die Frauen: Blackburn, Mc. Laren, Nichol, Reid, Thomasson, Arthur, Tanner (die Schatzmeisterin dieses weiblichen Kreuzzuges wurde), Fräulein Merryweaden, Lydia Becker, Mary Estlin, Lucy Philipps, Eliza Wigham, Eliza Wolstenhome u. A. m.

Alle diese genannten verheirateten und unverheirateten Frauen waren bereit, ein Manifest zu unterzeichnen, in dem sie sich entschieden gegen die Ausnahmegesetze, zu Gunsten ausschweifender Männer, aussprachen. Das Manifest fand bis zum Schluß des Jahres 2000 Unterschriften der Frauen der gebildeten Kreise. In jener Zeit wurde Herr Butler von der Universität Oxfort nach Liverpool versetzt, wo seine Gattin Gelegenheit genug fand, sich auf den Kampf gegen die entsetzlichste der gesellschaftlichen Einrichtungen vorzubereiten.

Sie wandte sich an Florence Nightingale, die damals, 1869, erst 46 Jahr alt, aber sehr leidend war und daher nur gute Ratschläge zu geben vermochte.

In ihrem Gatten fand Josephine Butler einen jener edlen Geister, welcher sich an ihrer Hingabe an eine so peinliche Mission erfreute, der sie von vornherein bei ihrem Kampf gegen die nun auch zahlreich auftretenden Widersacher unterstützte und sie in all ihren Unternehmungen förderte.

Im Jahr 1870 erschien der erste „Ruf" von Frau Butler an das englische Volk, unterzeichnet: eine englische Mutter.

Ein Manifest der englischen Frauen vom 1. Januar 1870 war Victor Hugo übersandt worden. Er antwortete: „Meine Damen, ich bin mit all meiner Kraft auf Ihrer Seite. England hat das verabscheuungswürdige französische System angenommen, welches die Frau außerhalb des Gesetzes stellt. Protestieren Sie, Kämpfen Sie dagegen, zeigen Sie Ihren Unwillen. Alle Herzen der Edlen, alle Geister der Gebildeten müssen mit Ihnen sein.

Die Sklaverei der Schwarzen in Amerika hat aufgehört, aber die Sklaverei der weißen Frau besteht in Europa fort, und die Gesetze sind für die Männer gemacht, um die Frau zu mißbrauchen. Es ist das verabscheuenswerteste Schauspiel, dem wir zusehen."

Der Kampf, den Frau Josephine Butler und ihre Freunde begannen, hatte zum Ziel: daß ein gleiches Sittengesetz für Mann und Frau gelten soll. Daher Bekämpfung des Grundsatzes, daß die Prostitution ein notwendiges Uebel sei. Die freiwillige Hingabe an das Laster trägt ihre Folgen in sich selbst, man muß ihr entgegenzuwirken suchen, durch Erziehung, Selbstachtung zur Arbeit, zur Selbsterhaltung, durch ehrenhaften Erwerb, durch Zukunfts- und Heimstätten für die alleinstehende Frau. Die Sittenpolizei, wie sie in den meisten großen Städten gehandhabt wird, fördert das Laster mehr, als daß es vermindert, sie unterstützt durch Genehmigung diejenigen, die von der eigenen Schande oder der Anderer leben. Der Staat kommt durch das Ausnahmegesetz in die falsche Lage, die Gewalt über das Weib zu mißbrauchen, um diejenigen Männer vor Erkrankung zu schützen, welche der Begierde nicht zu widerstehen vermögen. Der Kampf des britisch-continentalen Bundes richtete sich zumeist gegen die öffentlichen Häuser, in denen die haarsträubendsten Verbrechen vorkommen und in die besonders Minorenne gelockt und ihrer Freiheit beraubt, zu Ausschweifungen angehalten werden.

Die erste Aufgabe, welche sich der Bund stellte, war Parlamentsmitglieder für denselben zu gewinnen, und so beteiligten sich Frau Butler und ihre Anhänger bei den Wahlversammlungen und entfalteten eine lebhafte Agitation, eine Majorität im Parlament zu erlangen. Solche Wahlzüge, zu denen Frau Butler delegiert wurde, waren nicht ohne Gefahren. So schilderte sie in ihrem Tagebuch wie man 1870 in Colchester den Pöbel auf sie hetzte, dem sie nur dadurch entging, daß der Wirt, in dessen Gasthaus die Versammlung stattfand, die Lichter auslöschte und Frau Butler, die man töten wolle, in einem Heuschober verbarg.

Ein anderes Mal erregten die Besitzer öffentlicher Häuser gegen sie einen solchen Aufstand, daß sie durchs Fenster flüchten und im Hofwinkel einer Mineral-

wasserfabrik die Nacht zubringen mußte, da sie ihres Lebens in ihrem Gasthause nicht sicher war. Gegen Morgen fand sie hier Frau Hampson, eine edle Wohlthäterin, die ein Versorgungshaus für zu rettende Mädchen begründet hatte. Sie brachte Frau Butler in einen Krämerladen, dessen Besitzer ihr Schutz gewährte.

Mit jedem neuen Vortrag, den Frau Butler hielt, wuchs für sie die Gefahr. So wurde ihr eines Tages in einem Städtchen die Aufnahme in jedem Hotel verweigert. Endlich gelangte sie in eines unter dem Namen Madame Grey. Kaum aber hatte sie sich zur Ruhe begeben, da klopfte der Wirt an ihre Thüre.

„Madame, ich bin verzweifelt zu hören, daß Sie Frau Butler sind.“ „Ja, sagte sie, ich bin es.“

„Wohlan, so kleiden Sie sich schnellstens an, denn vor meinem Fenster steht eine aufgehetzte Menge, die verlangt, daß ich Sie ausliefere. Man droht mein Haus zu zerstören oder anzuzünden. Fürchten Sie nichts Ihre für Sachen, ich hebe Sie auf und lasse sie durch eine geheime Treppe in den Hof und auf die Straße.“ Er ließ sie von einer Magd begleiten und in ein ihm befreundetes Haus führen, wo sie die Nacht ein Unterkommen fand. In der That hatte man die Fenster des Gasthauses eingeschlagen, das Thor erbrochen und sich erst beruhigt, als man Frau Butler nicht fand.

Weit entfernt sich entmutigen zu lassen, wurde der Eifer der tapferen Frau nur um so mehr angefeuert. So erließ sie 1872 einen Aufruf an die Frauen, in dem es hieß: „Wohl sind wir erfüllt von Schmerz und Ekel, und oft werden wir müde unsere Arbeit weiter zu thun, aber gedenken wir aller Märtyrer und Reformatoren, die durch rastlose Mühen die Leiden der Menschheit zu lindern suchten und mit denen wir unser geringfügiges Thun nicht vergleichen können! Was mich betrifft, so werde ich mir keine Ruhe gönnen, so lange noch eine einzige Frau auf englischem Boden gegen ihren Willen durch das Gesetz gezwungen werden kann, der Unsittlichkeit zu dienen.“

Kurze Zeit darauf erlebte sie folgendes Ereignis. Ihre Frauenversammlungen waren verboten und unmöglich gemacht worden. Indes vereinigte sie sich eines Nachmittags mit ihren Freundinnen, hoffend, daß sie nicht belästigt werden würden. Doch man wollte sie nirgend aufnehmen. Endlich gewährte man ihnen einen Heuboden in einer Vorstadt, als Versammlungsort, auf den man nur durch eine Leiter vom Dache aus einsteigen konnte.

Herr Stuart, eines der Vorstandsmitglieder des britischen Bundes, der dies Lokal gemietet hatte, untersuchte es, ehe man sich herauf begab, er fand den Fußboden mit Cayennepfeffer bestreut und den Raum unter dem Versammlungsort mit Strohbündeln gefüllt. Er ließ den Fußboden reinigen und das Stroh entfernen und begab sich dann beruhigt in eine politische Wahlversammlung.

Indes bestiegen die vereinigten Frauen den Heuboden. Die Versammlung war äußerst zahlreich und aus den besten Gesellschaftskreisen.

Kaum hatte man mit einem Gebet — wie es in England Sitte ist, — begonnen, — da hörten sie das Knistern von Flammen, und der Raum wurde von

Rauch erfüllt. Die Wirte der öffentlichen Häuser und ihre Genossen hatten die Strohbündel am Fuße der Leiter entzündet, — um den einzigen Ausgang zu versperren, und die entsetzten Frauen sahen eine große Anzahl roher Männer von cynischem Aussehen, die jetzt in den Saal zu dringen suchten. Frau Josephine Butler schreibt in ihrem Tagebuch:

„Wir kamen uns wie eine Herde Schafe vor, von Wölfen umheult! Frau Wilson sagte zu mir:

„Jetzt gilt es Gottvertrauen! zeigen wir keine Furcht!" — Wir fürchteten weder Schläge noch Feuer, sondern was schlimmer war als der Tod, denn die drohenden, rohen Bewegungen und die gemeinen Worte jener Männer ließen uns Alles von ihnen erwarten. Besonders richtete sich ihre Wut gegen mich, sie beschimpften mich und drohten mir mit Fäusten. Wir verhielten uns ganz still. Indes durchdrang die Menge eine junge kräftige Frau, sie erreichte die Straße, eilte in die Wahlversammlung und schrie Herrn Stuart zu: „Eilt zur Hülfe, man tötet Frau Butler!"

Indes waren unsere Verfolger in den Saal gedrungen; als nun plötzlich Herr Stuart erschien, ergriffen sie ihn und wollten ihn zum Fenster hinausstürzen. Da trat ich vor — das zu verhindern, erstaunt ließ man ihn los und er trat auf unsere Seite, indem er rief, ob man ihn hören wolle. Er sagte, er habe den Saal gemietet und wenn man den Frauen freien Abzug gewähren wollte, sei er bereit die Gründe ihrer Empörung zu hören.

Ein heftiger Wortwechsel begann. Steine flogen durchs Fenster. Endlich glaubten wir die Rettung in drei Polizisten zu erblicken, — doch diese begnügten sich müßige Zuschauer des Tumultes zu bleiben und zogen sich dann mit cynischem Lächeln zurück. Die Lage wurde immer verzweifelter: „Bitten wir Gott um seinen Beistand, rief ich, und laßt uns hinunterspringen!"

Drei starke Arbeiterinnen bahnten uns den Weg bis zur Leiter, indes ich mich durch die offene Fallthüre in den darunter befindlichen Raum stürzte. Es war ein großer Sprung, doch Dank meiner Leichtigkeit, kam ich ohne Schaden fort — und von da auf die Straße. Hier wagten unsere Verfolger sich nicht nach — und glücklich gelangte ich in unser Gasthaus."

Diese Erlebnisse zeigen uns, welche gefährliche Gegnerschaft der mutige Protest der Frau Butler gegen die staatliche Regelung des öffentlichen Lasters durch Ausnahmegesetze in der ersten Zeit der Bewegung unserer Heldin erwuchs.

Indes verbreitete sich der Bund immer mehr, seine Mitglieder und Anhänger waren Parlamentsmitglieder wie Jacob Bright, Stanfeld, Sir Havcord Johnstone, Benjamin Scott Kanzler, Advokat Percy Buntig, der Schriftsteller Amos, Dreyer u. A. m.

Doch der Bund wollte nicht nur national sein, sondern in allen Ländern wirken, wo dieselben Ausnahmegesetze der Sittenpolizei gelten und öffentliche Häuser existieren.

Man beschloß daher daß Frau Josephine Butler die notwendigen Reisen mache und die geeigneten Verbindungen suche.

Die Gesellschaft der Freunde (Quäkers) gab die Mittel zu dieser kontinentalen Reise her und versah Frau Butler mit einem Empfehlungsbrief, in welchem zugleich das Vorhaben mitgeteilt war und indem es zugleich hieß: Möge man von Land zu Land erkennen und verstehen wie diese soziale Wunde sich verschlimmere durch die enormen Rüstungen, welche stetig ohne Nachlaß gesteigert würden und die Bevölkerung Europas zu ersticken drohen."

Ende November 1874 war Alles vorbereitet. Frau Butler folgte noch einer Einladung ihrer Freunde um in Birmingham eine Versammlung abzuhalten und fuhr dann von Liverpool nach Dover und London wo Mr. Shaen ihr im Namen der National-Association sympatische Gefühle aussprach. Einer ihrer Söhne begleitete sie nach Paris, wo Mme. Jules Simon und Mme. Lemonnier, so wie auch die Vorstandsdamen des Werkes von St. Lazare mit ihr in Verbindung traten. Sie besuchte auch den Chef der Polizei, Herrn Lecour dieser hörte sie zwar ruhig an und gab ihr auch einen passe partout um die Gefängnisse zu besuchen, aber er sagte seufzend: Wir können die Verhaftung und Einschreibung der Mädchen nicht entbehren, sie sind unsere einzige Hoffnung gegen Ansteckung! — Dieser Polizei-Chef ließ jährlich 1500 Frauen arretieren, die fast ganz dem willkürlichen Ermessen der Polizeibeamten anheim gegeben waren.

Von Paris fuhr Frau Butler, diesmal begleitet von ihrem Gatten nach Italien. In Rom angekommen, ließen sie sich Frau Sarah Nathan und ihrem Sohn Joseph vorstellen, an welche sie durch Frau Venturi empfohlen waren, zwei der edelsten Menschen, welche dem internationalen Bunde die größten Dienste widmeten. Joseph Nathan hatte damals seine reizende junge Frau durch den Tod verloren und aus seinem tiefen Schmerze riß er sich um eine Versammlung zustande zu bringen, in der Frau Butler die größten Politiker und Parlamentsmitglieder für die Sache gewann; aber erst eine Conferenz in Mailand am 27. Januar 1875, welche Frau Butler mit Hülfe Joseph Nathans zusammenberufen hatte, kann als Ausgangspunkt der Abolitionistenbewegung in Italien betrachtet werden. Ermutigt von den Erfolgen in Italien fuhr Josephine nach der Schweiz, wo sie am 1. Februar 1875 in Genf anlangte. Hier fand sie einen hingebenden Beistand in Pastor Rimond, hielt eine große Versammlung unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Pastor Theodor Borel ab, Direktor der 1862 begründeten Zufluchtshäuser. Unter den Männern, die der Sache gewonnen wurden, war der Rechtsgelehrte Professor Joseph Hornung, der den Ausspruch that: „Der herrschende Gedanke unsrer Zeit ist das gleiche Recht Aller, die Achtung der menschlichen Person, gestärkt durch die Gleichheit vor dem Gesetz ohne Unterschied des Geschlechtes, der Nationalität und der Religion." Von Frauen schlossen sich Mme. Agenor de Gasparin und Mme. Marie Gögg, die Leiterin des Journals „Befreiung der Frau" der Bewegung an. Schon früher, 1871 war Professor Aimé Humbert von Neuchatel mit Frau Josephine Butler in Verbindung ge-

treten. Damals war seine Familie durch den Tod des ältesten 18jährigen Sohnes in tiefster Trauer versetzt worden. Frau Humbert befreundete sich innig mit Josephine Butler und sie und ihr Mann wurden die hingebendsten Mitglieder des Bundes. Als Frau Butler 1875 zum zweiten Mal nach Paris ging, geschah es in Begleitung Aimé Humberts. Zusammenkünfte mit Jules Favre, Jules Simon, Acollas, Louis Blanc, Leon Richer, Dr. Gustave Monod u. a. m. bereiteten die Constitution des internationlen Bundes vor. Am 3. März kehrte die thätige Missionärin nach London zurück, um in öffentlicher Versammlung, im Palais Westminster Rechenschaft abzulegen. Unter lebhaftesten Dankeszeichen für Frau Butler wurde hier die internationale Liga proklamiert unter dem Titel: Britisch-continentaler Bund, zur Abschaffung der Prostitution, speziell als gesetzliche und geduldete Einrichtung. Bald darauf wurde eine Versammlung in Liverpool am 19. März 1875 abgehalten. Die Präsidenschaft übernahm James Stansfeld, das Ehren-Sekretariat Frau Butler, zweiter Ehrenschriftführer wurde Professor Stuart, der bis dahin und bis jetzt alle Arbeiten und Mühen geteilt hatte. Herr Crosfield wurde Schatzmeister, Sir Harcourt Johnstone Beirat. Aimé Humbert wurde Chef des Centralbureau in Neuchatel, General-Correspondent des Executiv-Comitees und Redakteur des „Bulletin continentale“ Organ der Förderation. Ihm zur Seite steht Herr H. Minod.

Seit jener Zeit hat sich der britisch-continentale und allgemeine Bund über Frankreich, die Schweiz, Italien, Deutschland, Belgien verbreitet und hält seine Wanderversammlungen in allen Ländern: in London 1876, Genf 1877, Paris 1878, Liege 1879, Genua 1880, in London 1881, im Neuchatel 1882, in Haag 1883, in Basel 1885, in Antwerpen 1885, in London 1886, in Lausanne 1887, in Kopenhagen 1888, in Genf 1889, in Stockholm 1890.

Bis dahin hatte Josephine Butler den thätigsten Anteil an all diesen Congressen genommen und der Sache der Befreiung immer neue, immer mächtigere Freunde gewonnen.

Ihr Gatte, Herr George Butler, eröffnete eine der Verhandlungen mit einer Rede, in der er sagte: Die Sache, die wir vor ihnen verteidigen, ist weder politisch noch religiös, sie ist einfach eine moralische. Wir empfangen in unserem Bunde jeden Einzelnen als Freund, dem es ernst ist die persönlichen menschlichen Rechte durch das Gesetz gewahrt zu wünschen!“

Was hat nun der Bund für praktische Resultate?

1877 unterdrückte der Staatsrat in Neuchatel die Sittenpolizei.

In Schottland wurde die öffentliche Meinung derartig beeinflußt, daß vom Jahre 1870 bis 79 in Glasgow allein die Zahl der öffentlichen Häuse von 204 auf 22 sank.

In England ist es dem Bunde geglückt ans Ziel zu gelangen. Die Ausnahmegesetze sind dort gefallen, die öffentlichen Häuser haben aufgehört. 1885 votierte das englische Parlament die Comunal Law Amendement Bill, welche die Schutzmaßregeln für junge minorenne Mädchen betreffen, verstärkt, und rührige

Frauen und Männer strecken den hülflos alleinstehenden Mädchen, den Gefallenen und Verlorenen die rettende Hand entgegen.

Ein Verein „La vigilance“, die Wachsamkeit, hat überall freiwillige Helfer, die jedem Gewaltakt, jeder an Frauen verübte Schmach, besonders dem Handel mit Mädchen und Kindern erfolgreich entgegentreten. In Genf befindet sich das Centralbureau des Bundes, dem viele Jahre Herr Professor Aimé Humbert und und seine Frau Marie, (geborene Müller aus Stuttgart) vorstanden, bis die verdienstvolle Frau Humbert am 17. März 1888 starb. Sie hatte nicht allein hervorragenden Anteil an der Begründung des britisch-continentalen Bundes in der Schweiz, sondern angeregt durch diesen begründete sie mit anderen Frauen 1879 einen Mädchenschutzverein unter dem Namen „Amie de la jeune fille.“ Diese Vereinigung wußte sie zur segensvollsten Entfaltung zu bringen, indem sie dem Bureau vorstand, das bald von internationaler Bedeutung wurde. Der Verein trat mit 52 Mitgliedern zusammen und hatte bei Marie Humberts Tode 3000 Helferinnen in allen Ländern, welche junge stellensuchende Mädchen, in welches Land sie auch kommen, wenn sie von dem Verein empfohlen sind, in ein Schweizerheim bringen und sie auch später im Auge behalten. Frau Marie Humbert stiftete außerdem mehrere Rettungshäuser für Gefallene in der Schweiz, ja es giebt dort keine Organisation zur Hebung der Sittlichkeit, bei der sie nicht beteiligt gewesen ist.

Im Jahre 1871 nahm sie eine größere Anzahl Verwundeter und Erkrankter in ihrem Hause auf. Ihr 18jähriger Sohn wurde von einem derselben angesteckt — und war in wenigen Tagen eine Beute des Todes. Bis ins Innerste getroffen fand die trauernde Mutter darin nun einen Grund mehr, sich den Unglücklichen zu weihen. Sie starb im Alter von 69 Jahren.

Auch Frau Josephine Butler blieb von Prüfungen nicht verschont. Drei Jahre lang pflegte sie ihren würdigen schwer leidenden Gatten. Sie brachte mit ihm mehrere Monate des Jahres im Süden, in der Nähe von Neapel zu. Bei der letzten Rückfahrt von Italien erreichten sie mit Mühe London, wo er in einem Gasthause Grosvenor, Station Viktoria sein Ende herannahen fühlte.

Noch vermochten seine beiden älteren Söhne herbeizueilen, um von dem verehrten Vater Abschied zu nehmen. Trotz der zarten Gesundheit der Frau Josephine Butler ertrug sie diesen Schlag, den geliebten Lebensgefährten zu verlieren und findet den Trost in ihren drei Söhnen, welche geachtete Stellungen in der Gelehrtenwelt einnehmen. Für ihr Werk, den Bund, ist Frau Butler durch Wort und Schrift weiter thätig.*)



*) In Deutschland war es besonders Frau Gertrud Guillaume Schack, welche für das Werk Josephine Butler's eintrat. Siehe Band II, Seite 176. Sie begründete in Berlin den Verein zur Hebung der Sittlichkeit und den Culturbund.

Mathilde Lammers.

Geboren 1837.

Unter den Leiterinnen von Zeitschriften, die der Gemeinnützigkeit dienen, zeichnet sich Mathilde Lammers aus, die, wie ihr Bruder August Lammers, sich die Bekämpfung der Trunksucht und die Verbreitung des Handfertigkeitsunterrichts zur Bekämpfung der Bettelei und Verarmung zur Aufgabe stellte.

Mathilde wurde den 16. August 1837 zu Lüneburg geboren, wo ihr Vater Kaufmann war. Nachdem sie vom sechsten bis fünfzehnten Jahre die dortige höhere Mädchenschule besucht, begann sie alsdann selbst zu unterrichten. Von 1854 bis 1856 war sie Hauslehrerin in einer Familie auf dem Lande, von 1858 bis 1860 bekleidete sie eine ähnliche Stellung in einem der Vororte von Paris.

Ihre Eltern waren inzwischen nach Bremen übergesiedelt, wohin sie sich begab, um sich der staatlichen Prüfung als Lehrerin für höhere Mädchenschulen zu unterwerfen. Gleich nachdem sie dies glücklich bestanden, erhielt sie an der neu begründeten Schule, verbunden mit Lehrerinnen-Seminar, von A. M. Janson, eine Anstellung, die sie jetzt noch bekleidet, und seit 1878 wurde sie Mitleiterin des Seminars. Nach Veröffentlichung mehrerer Arbeiten in Zeitschriften gab sie in Buchform heraus: Die Frau. Ihre Stellung und Aufgabe in Haus und Welt (Leipzig 1877), Das lebendige Weihnachtsgeschenk (Bremen 1878), Volkskaffeehäuser (Bremen 1883), Deutsche Lehrerinnen im Auslande (Berlin 1884), Hausbackenes (Bremen 1886). Seit ihrem Entstehen im Jahre 1878 beteiligte sie sich an der Leitung der von ihrem Bruder A. Lammers herausgegebenen gemeinnützig-unterhaltenden Wochenschrift „Nordwest". In der 1888 erschienenen Sammlung „Nordwest-Geschichten", herausgegeben von A. Lammers (Bremen, Verlag des „Nordwest"), ist die kleinere Hälfte der Erzählungen von Mathilde; an dem 1888 in Lahr bei Moritz Schauenburg erschienenen „Noth- und Hilfsbüchlein" von Dr. Karl Bernhard hat sie sich mit zwei Abschnitten beteiligt: „Schmale Kost" und „Feierabend".

Mathilde Lammers besuchte mehrere Frauen- und Lehrerinnentage als Delegierte und machte stets den Eindruck eines festen, gediegenen Charakters.



Gräfin Valeska Bethusy-Huc

geborene Freiin von Reiswitz-Kadeczin.

Pseudonym: Moritz von Reichenbach.

Geboren 1849.

Unter den deutschen Romanschriftstellerinnen der Gegenwart verdient die Gräfin Valeska Bethusy-Huc, geb. Freiin v. Reiswitz-Kadeczin a. d. H. Wendrin, welche unter dem Namen Moritz v. Reichenbach ihre Schriften veröffentlicht, vorzügliche Beachtung.

Tochter des Freiherrn v. Reiswitz, am 15. Juni 1849 in Oberschlesien geboren, und im Alter von 19 Jahren mit dem Grafen Bethusy-Huc auf Deschowitz vermählt, blieb sie in den ländlichen Adelskreisen, welche sie auch vorwiegend zum Schauplatz ihrer Romane macht, besonders heimisch; aber bei ihrer reichen Fantasie und Erfindungsgabe weiß sie dem Stoff immer neuen Reiz zu geben, immer neue, fesselnde Seiten abzugewinnen. Weite Reisen und der Verkehr mit den verschiedensten Menschen, welche die Gräfin durch ihre große Liebenswürdigkeit zu fesseln versteht, hatten den größten Einfluß auf ihre poetische Entwicklung und regten sie mehr und mehr zu schriftstellerischer Thätigkeit an, mit der sie erst im 30. Lebensjahr in die Oeffentlichkeit trat.

Schon ihre ersten Romane „Der Sohn des Flüchtlings“ und „Die Eichhoffs“ zeugen von feiner Beobachtungsgabe und großer Menschenkenntnis und erregten bei ihrem Erscheinen allgemeines Interesse.

Auch in dem bald darauf folgenden Roman „Die Schloßfrau v. Dromnitz“ verstand es Gräfin Valeska die Menschen aus dem wirklichen Leben herauszugreifen und scharf abgegrenzte Charaktere zu schildern, durch lebendige Handlung den Leser zu fesseln und ihn durch die elegante Sprache in eine behagliche Stimmung zu versetzen. In „Durch“, „Auf Umwegen“, „Novellen“, „Coeurdamen“ heben sich die Gestalten, selbst die Nebenfiguren, mit plastischer Schärfe ab, und mit regem Interesse folgt man der innern und äußern Entwicklung und den Erlebnissen der einzelnen Figuren. — Die sozialen Verhältnisse der oberschlesischen Arbeiter, welche die Gräfin sehr interessierten, ließen den Roman

„Die Lazinskys“ entstehen, in dem sie eine feine Beobachtungsgabe der verschiedensten Situationen und menschlichen Verhältnisse entfaltet.

Der Stempel noch größerer Vollendung ist dem Roman „Seine Frau“ aufgeprägt, der uns ein reines, edles Frauengemüt schildert, welches in dem Gefühl, Glück nicht nur vom Leben erwarten, sondern sich durch treue Pflichterfüllung selbst schaffen zu müssen, den Gatten, der seinen Beruf außerhalb der ihm bestimmten Welt sucht, zur Achtung und dann zur Liebe zwingt, und ihn zu seinem alten Pflichtenkreis und dadurch auch zum Glück zurückführt.

Ueber „Das Paradies des Teufels“ scheint der üppige Farbenglanz des Südens gebreitet, in dem hauptsächlich dieser Roman spielt; mit wunderbarem Zauber fesseln uns die trefflichen Naturschilderungen und der Gegensatz der beiden Frauencharaktere ist vorzüglich durchgeführt.

In allen Werken der Dichterin sieht man das Spiegelbild dessen, was sie erlebt und beobachtet hat. Ohne das ideale Ziel aus den Augen zu lassen, schildert sie die Menschen und die Gesellschaft der Gegenwart, wie sie wirklich sind. Obgleich ihre Geburt und ihr Rang sie in der vornehmen Gesellschaft leben läßt, hat sie sich auch in allen anderen Gesellschaftskreisen bewegt und sich aus eigner Anschauung ein Urteil gebildet. So unterscheidet sie sehr wohl das rein Menschliche, überall gleiche, von Standesvorurteilen, Standesvorzügen und Nachteilen, und giebt so in ihrer lebhaften Darstellungsweise ein gelungnes Zeitgemälde in ihren Schriften, das nicht ohne kulturhistorisches Interesse ist.

Im Umgang ist Gräfin Bethusy-Huc liebenswürdig, einfach, natürlich und von einer Jugendfrische, die erwarten läßt, daß sie noch viel Schönes und Gutes der Welt bieten werde.



Grazia Pierantoni-Mancini.

Geboren 1842.

Zu den Frauen, welche als Schriftstellerin in Italien, Frankreich und Deutschland anerkannt sind, gehört die älteste Tochter Pasquale Mancinis, des berühmten Staatsmannes und Rechtsgelehrten, der sich noch bis vor wenigen Jahren als italienischer Minister eines europäischen Rufes erfreute und der zugleich genial begabt für Kunst und Poesie, ein begeisterter Beschützer der Künstler war. Seine Gattin, Grazias Mutter, war Laura Beatrice de Oliva, die Tochter eines gelehrten Präfekten in Neapel; Mancini hatte sich mit ihr in sehr jugendlichem Alter verbunden.

Laura Beatrice muß eine Frau von wunderbarer Schönheit und bestrickendem Liebreiz gewesen sein. Leider trug ihre ätherische Erscheinung den Keim einer schleichenden Krankheit in sich. wodurch ihre Kraft frühe gebrochen wurde. Ihre geistige Begabung entsprach ihrem edlen Gemüte und ihrer hervorragenden Schönheit. Sie war eine begeisterte Patriotin und ihre Dichtungen sind durchglüht von feuriger Liebe zum Vaterlande, welches damals noch zerspalten und unfrei zum Teil unter harter Fremdherrschaft seufzte. Nirgends lastete deren Joch schwerer als auf der Heimat des jungen Paares, das die ersten Jahre seiner Ehe in dem schönen Neapel verlebte.

Mancini nahm an den politischen Bewegungen seiner Zeit lebhaften Anteil und wäre leicht der Rache des Bourbonenkönigs zum Opfer gefallen, hätten nicht thatkräftige Freunde ihn gewarnt und ihm im entscheidenden Moment zur Flucht verholfen. So entkam er glücklich nach Turin, wohin ihm seine Gattin mit fünf kleinen Kindern folgte, deren ältestes, Grazia, damals im Jahre 1849 etwa sechs oder sieben Jahre zählte.

In Turin erwarb sich Mancini als Advokat bald eine angesehene und einträgliche Stellung. Seine Familie bewahrt noch heute der gastlichen Stadt ein dankbares Andenken.

Glücklich verfloß dort die Jugend der zahlreichen heranblühenden Kinder,

*) Quelle: Therese Höpfner.

von denen sechs, vier Töchter und zwei Söhne, noch heute am Leben sind. Grazia, als die älteste und sehr praktisch beanlagte, wurde bald die rechte Hand der Mutter. In einem Alter, wo andere Mädchen noch mit Puppen spielen oder höchstens an ihre Schularbeiten denken, sorgte sie schon wie ein kleines Hausmütterchen für ihre jüngeren Geschwister, ohne darüber die Ausbildung ihres scharfen Verstandes zu vernachlässigen, während ihre lebhafte Fantasie aus allem, was sie umgab, Nahrung zog. Sie las, was irgend in ihr Bereich kam und dachte während ihrer häuslichen Obliegenheiten emsig darüber nach.

So wuchs sie heran als der gute Genius des Hauses und fand es ganz natürlich, daß eine ihrer anmutigen jüngern Schwestern sich vor ihr verheiratete. Viel umworben wollte sie doch den Platz im Elternhause nicht verlassen, wo sie der Mutter unentbehrlich war; endlich aber folgte sie dem Zuge ihres Herzens und wurde die Gattin des Advokaten Augusto Pierantoni, welcher damals der jüngste Professor in Modena war. Die junge Frau mochte damals übrigens kaum fünfundzwanzig Jahre zählen. Sie war eine liebliche Blondine mit merkwürdig großen, hellen und ausdrucksvollen Augen.

Der Name ihres Gatten ist in der juristischen Welt, auch im Auslande, rühmlich bekannt; wurde doch Pierantoni vor einigen Jahren zum Ehrendoktor der Universität Oxford gemacht. Von Modena kam der Professor bald nach Neapel, der größten Universität des geeinigten Italiens, und später nach Rom, wo er jetzt den Lehrstuhl für Völkerrecht an der Sapienza inne hat und Mitglied des Senats wurde.

Der Tod ihrer edlen Mutter war der erste Schlag, welcher die junge Frau bald nach ihrer Verheiratung traf, und ihr Schmerz darüber war so heftig, daß er den Tod ihres ersten Söhnchens verursachte. In der Folge wurde sie Mutter zweier Töchter und eines Sohnes, deren Erziehung sie sich mit der größten Sorgfalt annimmt und deren Unterricht sie zum Teil selbst leitete. — Musterhaft als Gattin, Mutter und Hausfrau, giebt sie wieder einen glänzenden Beweis dafür, daß geistige Interessen und litterarische Beschäftigung eine Frau keineswegs ihren häuslichen Pflichten zu entfremden brauchen. Frau Pierantoni weiß zweckentsprechende Kräfte zur Hilfe heranzuziehen, aber sie selbst bleibt immer die leitende und treibende Kraft, und allem im Hause ist der Stempel ihres fein gebildeten künstlerischen Geschmackes, sowie andrerseits ihres tüchtigen praktischen Sinnes aufgedrückt. Das gilt ganz besonders von der schönen Villa in Centurano bei Caserta, wo der Senator Pierantoni ein verfallenes Grundstück in ein wahres Paradies umgeschaffen hat, im Verein mit seiner Frau, die hier in ländlicher Stille, in der üppigen Landschaft der glücklichen Campagna, am Fuße der olivenreichen Abhänge des Monte Tifata, mit der Aussicht auf den Vesuv ihre schönsten Tage verlebt, Weihestunden, die sie zu neuen Dichtungen begeistern, aber auch Stunden ernster, praktischer Thätigkeit, die über die Grenzen des eigenen Hauses hinausgeht.

Angrenzend an ihr Gartengrundstück hat sie ein schönes, neues Gebäude

errichten lassen, in welches die Emanuelschule eingezogen ist und dessen einer Saal zum Kinderasyl wurde, an welchem auf Frau Pierantonis Wunsch eine im Institute von Frau Salis Schwabe gebildete Kindergärtnerin nach Fröbel'scher Methode wirkt.

Das Los der jungen Schullehrerinnen, welches sonst in Italien oft ein recht herbes und schwieriges ist, weiß sie zu erleichtern, indem sie ihnen freundlich begegnet, sie in ihr Haus zieht, durch ihr Ansehen und ihren Rat die Autorität der Lehrerin zu stützen und zu heben trachtet, auch besucht sie öfters die Schule, ermuntert die Kinder durch freundlichen Zuspruch, überzeugt sich von ihren Fortschritten und belohnt und erfreut sie durch nützliche Gaben. Es ist in Italien durchaus nicht etwas so Allgemeines, wie in Deutschland oder gar wie in England Selbstverständliches, daß die Damen des Herrenhauses sich um die Dorfschule bekümmern und in Centarano, wo verschiedene wohlhabende Familien Landhäuser haben, thut es außer Frau Grazia keine einzige.

Wie vor mehreren Jahren nach dem Erdbeben von Casamicciola auf Ischia, so war sie auch im Herbste des Jahres 1884 während der furchtbaren Choleraepidemie eine der ersten, welche den Notleidenden in ihrer Umgebung mit thätigem Beistande zu Hilfe kam.

In Rom lebt Frau Pierantoni viel in der großen Gesellschaft; sowohl in ihrem eigenen Hause als in den Salons ihres Vaters sammelt sich um sie ein Kreis geistig bedeutender Personen. Künstler, Schriftsteller, junge Gelehrte finden bei der geistvollen Frau freundliche Aufnahme und je nach Verdienst Anerkennung und Förderung. Die neidlose Würdigung Anderer gehört zu den liebenswürdigsten Zügen ihres Charakters.

Frau Pierantoni trat vor etwa zwölf Jahren als Schriftstellerin auf. Ihre erste Novelle benannte sie nach ihrer jüngsten, damals vor kurzem geborenen Tochter Dora. Es ist eine höchst ansprechende Geschichte, welche den idealen Sinn und die feine Beobachtungsgabe der Erzählerin bekundet. Von rein künstlerischem Standpunkte aus beurteilt, steht die zweite Novelle höher: La casa nasconde, ma non deruba (italienisches Sprüchwort: Das Haus verbirgt, doch stiehlt es nicht), welche Herr Paul Heyse in seinem Novellenschatze in deutscher Uebersetzung herausgegeben hat. Die blonde „Flechte“ ist eine gefühlvolle Dichtung in Prosa und „Arnolde“ (beide zu diesem Bande gehörig) ein phantastisches Alpenmärchen.

Einen großen Schritt vorwärts that die Verfasserin mit ihrem nächsten Buche, Lidia, einem Roman, der sowohl in Bezug auf die Komposition als auf die Charakteristik meisterhaft durchgeführt, so recht aus einem Gusse ist.

Dem deutschen Publikum sind die Romane „Lidia“ und „Vom Fenster aus“ durch eine gewandte Uebersetzung von Fräulein Helene Lobedan zugänglich gemacht und durch ein Vorwort von Frau Lewald-Stahr empfohlen worden. Ansprechend, obschon von geringerer Bedeutung, sind die Novellen „Valentina“, eine Künstlergeschichte, und „Welke Blumen“, worin die Begegnung zweier Jugend-

Freundinnen geschildert wird, deren sehr verschiedene Lebenswege sie nach langer Trennung wieder zusammenführen.

Zu ihrer ganzen Höhe erhebt sich die Dichterin dann wieder in dem Roman „Am Tiberufer“.

Eine Reihe von Skizzen und Novellen, welche ebenfalls zuerst in der Nuova Antologia, bekanntlich die beste italienische Zeitschrift, erschienen waren, hat Frau P. zu einem Bande vereinigt herausgegeben. Von einander im übrigen wesentlich verschieden, haben dieselben alle den Vorzug der Naturwahrheit und Lebendigkeit der Darstellung mit einander gemein.

Wer einen Einblick in echt italienisches Leben thun will, sei es in die Verhältnisse des Volkes, welche der Philanthropie nicht fremd geblieben, sei es in die höheren Gesellschaftskreise, in welchen sich die gefeierte Schriftstellerin, die Gattin des Senators, bewegt, der nehme Frau Pierantonis Bücher zur Hand.

Ihre lyrischen Gedichte lassen uns in die Tiefen einer edlen, reinen Seele und eines reichen, liebevollen Frauenherzens schauen. Es sind alles Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne, aus eigener Empfindung unmittelbar hervorgegangen, durchglüht von Begeisterung für das Gute und Schöne und von echter Vaterlandsliebe.



Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almasy.

geboren 1845, gestorben 1890.

Durch die Lüfte rauscht ein Mahnen,
Einer Sturmesahnung gleich:
Reicht die Hände euch, Germanen,
In dem schönen Oesterreich!

Bildet eine heil'ge Gilde
Nicht allein durch Stahl und Erz,
Wahrt die besten eurer Schilde:
Deutsche Zunge, deutsches Herz!

Seht aus deutscher Erde quellen
Eurer Donau blaue Flut:
Deutsche Tropfen ihre Wellen,
Deutsche Tropfen euer Blut!

Nicht nur in des Rheines Gauen
Sucht das deutsche Vaterland —
Lebt's nicht in den grünen Auen
Auch am alten Donaustrand?

Singt das Lied der Nibelungen
Nicht von beiden im Verein?
Sprecht mit kindlich frommen Zungen:
Mutter Donau, Vater Rhein!

Hebt die Stirn mit edlem Stolze
Euren nord'schen Brüdern gleich,
Ja, aus deutschem Eichenholze
Sind auch wir in Oesterreich!

Betend falten wir die Hände
In demselben Heiligthum:
Eins ist unser Ziel und Ende:
Deutschen Volkes Ehr' und Ruhm!

Durch die Lüfte rauscht ein Mahnen,
Immer lauter dringt's herein:
Reicht die Hände euch, Germanen,
An der Donau und am Rhein.

Eine Ungarin von Geburt ist es, welche diese poetische Mahnung den Deutschen und Oesterreichern zuruft, eine Dichterin von Gottes Gnaden, ein warmfühlendes, sinniges Frauengemüt, in dessen Schöpfungen sich das beglückende Gefühl eines harmonischen Daseins wiederspiegeln.

Als Tochter des Grafen Moritz Almásy und der Gräfin Festetitis de Tolna am 8. April 1845 zu Ofen geboren, erhielt sie im Hause ihrer in Wien lebenden Eltern eine Erziehung, die ihren musikalischen und dichterischen Anlagen die volle Entfaltung gestattete. Die Lieder, welche die mit körperlichen und geistigen Reizen geschmückte Dichterin 1865 der Oeffentlichkeit übergab, fanden den begeistertsten Bewunderer in einem begabten Poeten, dem Grafen Albrecht v. Wicken-

burg, der sie als Gattin heimführte. Das gräfliche Paar brach mit den ausschließenden Traditionen der österreichischen Aristokratie und gestaltete sein Heim zu einem Sammelpunkt der Künstler und Schriftsteller, die neben befruchtenden geistigen Anregungen dort oft Gelegenheit hatten, die zur Meisterschaft ausgebildete Sangeskunst der Gräfin zu bewundern. Das durch die innigste Zuneigung und Ideengemeinschaft verbundene Dichterpaar lebte seit Jahren in dem paradiesischen Südtirol an der Grenzscheide deutschen und italienischen Landes.

Gräfin Wickenburg hat sich auf verschiedenen Gebieten der Dichtkunst versucht. Sie schrieb den Einakter „Radegundis", die Bluette „Ein Abenteuer des Dauphin", in welcher in humorvoller, mehr realistischer Darstellung der Sieg geschildert wird, den Anmut und Liebenswürdigkeit über äußeren Reiz davonzutragen vermögen; das über mehrere Bühnen gegangene dreiaktige Schauspiel „Das Dokument", das mit seinen lyrischen Stellen voll hinreißenden Schwunges nicht über die Mängel in der Charakterführung und an dramatischem Leben hinwegzutäuschen vermag. Die selten gepflegte Form des erzählenden Gedichtes, welches der Fantasie, den Gefühlsergüssen und der Spruchweisheit des Poeten freien Spielraum läßt, findet in der Gräfin Wickenburg eine glückliche Vertreterin. Ihre epischen Poeme „Emanuel d'Astorga", „Graf von Remplin" und „Marina" zeichnen sich durch poetischen Stimmungsgehalt, durch blendende Naturschilderungen und fantasievolle Gestaltungskraft aus. Das Schönste aber, was sie geschaffen, und was ihren Ruhmestitel begründet hat, das sind ihre lyrischen Gedichte. Den 1865 erschienenen „Gedichten" sind 1869 die „Neuen Gedichte" und 1873 „Erlebtes und Erdachtes" gefolgt. Diese Sammlungen enthalten wahre Perlen lyrischer Poesie, schimmernd im Glanze formvollendeter Schönheit und herzerwärmender, seelenvoller Innigkeit. Die wärmsten Töne schlägt sie an, wenn sie das Eheglück, die innige Zusammengehörigkeit von Mann und Weib besingt. Wenn sie sagt: „Des Dichters größte Sünde ist die Lüge", so läßt sich ihr nachrühmen, daß sie nur das singt, was ihr ein Gott ins Herz gegeben: klare Gedanken, starke und reine Gefühle.

Gräfin Wilhelmine lebte mit ihrem Gatten und ihrer Familie eines längeren Leidens wegen zuletzt in Gries bei Bozen, wo sie zum Beginn des Jahres 1890 in der Vollblüte ihres Lebens, erst 45 Jahre alt, an den Folgen der Influenza starb.



Druck von J. S. Preuß, Berlin C., Jerusalemerstr. 21.

Inhaltsverzeichnis
der dritten Folge.

Seite



Lina Morgenstern's im Buchhandel erschienene Schriften:

Hundert Geschichten aus der Kinderwelt, mit Illustrationen von Professor Cramer, 1888. Thienemann's Verlag (Gebr. Hoffmann) Stuttgart. 4 M.

In der Dämmerung. Märchen für junge Herzen, mit Illustrationen von Luise Thalheim. Oehmigke's Verlag (Fischer), Leipzig. 2 M.

Aus dem Volksleben. Drei Erzählungen für die reifere Jugend. Illustriert von L. Thalheim. Oehmigke's Verlag (Fischer), Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2. 2 M.

Das Paradies der Kindheit. Eine ausführliche Anleitung für Mütter und Erzieherinnen, Friedrich Fröbels Spielbeschäftigungen in Haus und Kindergarten praktisch zu üben. Fünfte umgearbeitete Auflage mit Illustrationen. Verlag von Pichler's Ww. & Sohn in Wien 1889. broch. 4,50 M., el. geb. 5,50 M.

Die kleinen Menschen. 101 Geschichten aus der Kinderwelt. 2. Auflage mit 8 bunten Illustrationen von L. Thalheim (vergriffen). 3. Aufl. Verleger gesucht. 3,75 M.

Der Kindergarten und die Schule. Mit Portrait Fr. Fröbels. Verlag von Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig. —,75 M.

Plauderstunden. Erzählungen für junge Mädchen von 13 bis 16 Jahren. Mit einem Titelblatt. Vergriffen; 2. Auflage. Verleger gesucht. 4 M.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und Wirken, seine pädagogische und soziale Bedeutung Verlag von Walther & Apolant, Berlin, Markgrafenstr. 60. —,50 M.

Liebe und Leid. Novelle. Oehmigke's Verlag (Fischer), Leipzig. 4 M.

Glaube, Andacht und Pflicht. Ein Geschenk für Konfirmanden. Verlag von Julius Springer, Berlin. 1,60 M.

Polens Nationallieder. Ins Deutsche übertragen. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin. —,75 M.

Das Leben Galileo Galileis. 2. Auflage. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung. —,50 M.

Die Volksküchen. Grundsätze der Ernährung, Organisation, kulturhistorische, statistische Darstellung. 3. Aufl. Verl. der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin. 1 M.

Kochrezepte der Berliner Volksküchen von 1866, oder: die billigste und beste Massenernährung. 4. Auflage. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin. —,30 M.

Universal-Kochbuch, für Gesunde und Kranke, zum Selbstunterricht und geprüftes Lehrbuch für Kochschulen. 1890. Dritte Auflage. 65 Druckbogen, circa 3000 Kochrezepte, Diät bei allen Krankheiten, Nahrungsmittellehre, Speisezettel u. a. m. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin. 6 M.

Die menschliche Ernährung und die kulturhistorische Entwickelung der Kochkunst. Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen. 2. Auflage. 29 Vorträge für Fortbildungs- und Kochschulen. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung. 2,80 M.

Was kochen wir heute? Speisezettel auf 1 Jahr für den bürgerlichen Tisch und die reiche Küche, nebst Verdeutschung der in der Küche üblichen Fremdwörter 3. Auflage. eleg. geb. —,60 M.

Der häusliche Beruf und wirtschaftliche Erfahrungen. Anleitung zur Führung des Haushalts, zur Gesundheits- und Krankenpflege und Anweisung, alle häuslichen Handarbeiten zu erlernen. 1890. 2. Aufl. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung in Berlin. Eleg. geb. 3,50 M.

Die Frauenbestrebungen unserer Zeit. Jahrgänge 1885, 1886, 1887, Allgem. Frauenkalender. Alle drei Jahrgänge zusammen 6 M.

Ein offenes Wort an Herrn Professor W. Waldeyer über das medizinische Studium der Frauen. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin. —,50 M.

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biogr. und culturhist. Zeit- und Charactergemälde. Band I, II und III, eleg. geb. à Band 10 Mk. Alle 3 Bände zusammen 24 M.

Augusta, Erste deutsche Kaiserin, Begründerin der Frauenvereine unter dem roten Kreuz. Sep.-Abdruck aus den Frauen des 19. Jahrhunderts m. 2 Bildern gut geb. 1,50 Mk.

Saccharin für den Krankentisch, zum Besten für arme Kranke. —,75 M.

Die Deutsche Hausfrauenzeitung, 18. Jahrgang, mit Unterhaltungsblatt für die Familie. Jahresabonnement 6 M.

„Für junge Mädchen." Monatsschrift. Jahresabonnement 2 M. Jahrgang 1 u. 2 eleg. geb. zusammen 4 M., einzelner Band M. 2,50. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin W., Lützowplatz 14.

